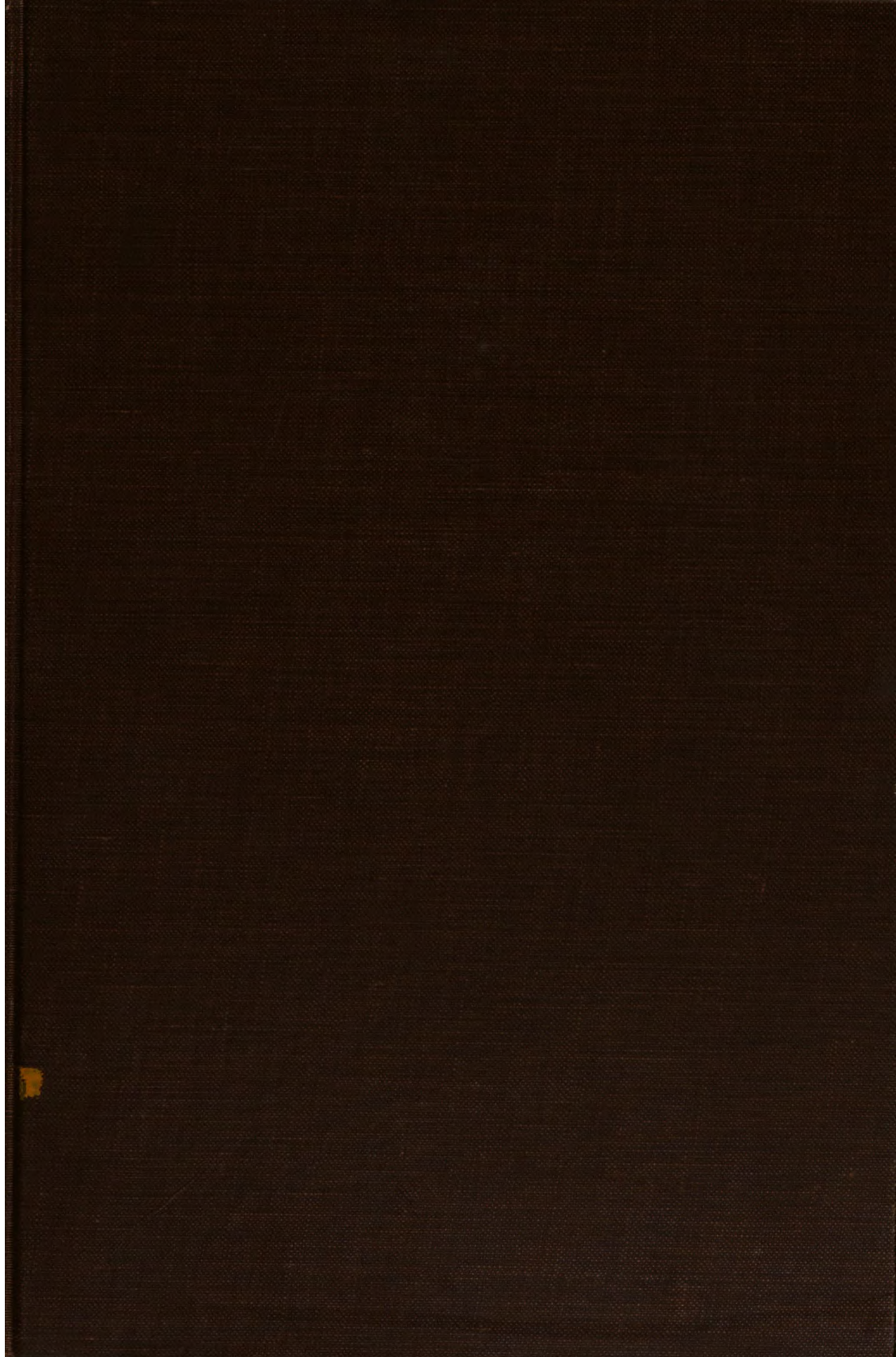






71:3

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

71. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Nr. 27



- Die Zukunft der nationalliberalen Partei nach dem Vertretertage vom 12. Mai 1912. Von Dr. f. Damme-Berlin 1
- Die naturwissenschaftliche Weltanschauung als Schöpferin der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Dr. P. Hauck-Essen 10
- Die Kolonisation Sibiriens. Von Dr. Otto Goebel-Berlin 21
- Die Blumen des florentin Kley. Novelle von Margarete Windthorst 25
- Der Homer der Bauern. Von Dr. Eduard Korrodi-Zürich 33
- Maßgebliches und Unmaßgebliches**
- Genealogie: „Semigotha“. Von Dr. Stephan Kefule von Stradonitz-Berlin (S. 38)
- Schulfragen: Unser Schulaufsatz — ein verkappter Schundliterat (S. 39) — Der Weg zum eignen Stil. Von Dr. W. Warstat-Altona (S. 41)
- Reichsspiegel: Der verabschiedete Offizier. Von Oberst a. D. von Poellnitz-Weimar (S. 43)

Ausgegeben am 3. Juli 1912.

50 Pf.
das Heft

Berlin SW. 11

Tempelhofstr. 55a

6 Mark
vierteljährlich

Disconto-Gesellschaft

Berlin — Bremen — Essen — Frankfurt a. M. — London

Mainz — Saarbrücken

Frankfurt a. O. — Höchst a. M. — Homburg v. d. H.

Offenbach a. M. — Potsdam — Wiesbaden

Kommandit-Kapital . . . M 200 000 000

Reserven . . . „ 81 300 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35*	C, Rosenthaler Strasse 45, nahe dem Hackeschen Markt
W, Unter den Linden 11 (vorm. Meyer Cohn)	S, Oranienstrasse 139*, nahe Moritzplatz
W, Potsdamer Strasse 99, nahe Bülowstrasse	SW, Leipziger Strasse 66, nahe Spittelmarkt
W, Potsdamer Strasse 129/130, nahe Eichhornstrasse	SW, Belle - Alliance - Strasse 5*, Ecke Teltower Strasse
W, Kleiststrasse 23*, Ecke Bayreuther Str.	SO, Brückenstrasse 2
W, Motzstrasse 53*, Ecke Bamberger Str.	NO, Grosse Frankfurter Strasse 106 (Strausberger Platz)
C, Königstrasse 43/44	NW, Alt-Moabit 83 c, Ecke Crefelder Strasse
Charlottenburg, Joachimsthaler Strasse 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten	
„ Kantstrasse 137*, Ecke Schlüterstrasse	
„ Bismarckstrasse 68*, Ecke Windscheidstrasse	
Friedenau, Kaiser-Allee 140*, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau	
Halensee, Kurfürstendamm 163/164*, Ecke Brandenburgische Strasse	
Neukölln, Berliner Strasse 107*, am Hermannplatz	
Schöneberg, Bayerischer Platz 9*, Ecke Grunewaldstrasse	
Steglitz, Albrechtstrasse 130*, Ecke Düppelstrasse	
Wilmsdorf, Hohenzollerndamm 198*, Ecke Hohenzollernplatz.	

Wir bringen zur Bequemlichkeit des reisenden Publikums

Welt-Kreditbriefe

zur Ausgabe, die ohne vorheriges Avis bei unseren Korrespondenten
in allen für den Handels- und Vergnügungs-Reiseverkehr
in Betracht kommenden Plätzen des In- und Auslandes
zahlbar sind.

In unseren nach den neuesten technischen Erfahrungen erbauten

Stahlkammern

vermieten wir stählerne Schrankfächer (Safes) in verschiedener Grösse und
übernehmen ferner zur Aufbewahrung in denselben für längere oder kürzere
Zeit verschlossene Depots (Kisten, Koffer usw.).

Die mit einem * bezeichneten Depositenkassen besitzen Stahlkammern.

Die Grenzboten

71. Jahrgang. Drittes Vierteljahr

Die
G r e n z b o t e n

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:
George Kleinow

71. Jahrgang
Drittes Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1912.

HP30
do
all-3

HP30
do
all-3

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1912. Drittes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichs(piegel))

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
Amerika den Amerikanern*, von *	39	581
Balkandreibund	R. 39	634
Bayern und das Reich, von Monzambano	R. 32	285
Berlin, Die noch fehlende Geschichte der Stadt —, von Carl Niebuhr	37	528
Bethmann-Hollweg	R. 33	334
Böhmischen, Zum — Ausgleich, von Professor Karl Röll	30	145
Chauvinismus, von F. C. von C.	R. 31	237
China, Deutsche Interessen in —, von Dr. Joh. Böhm	R. 37	530
Ferdinand, Jar der Bulgaren, von B. von Rastow	35	389
Ferien, Nach den —	R. 33	334
Gleichnot, Behebung der —	R. 39	690
Gleich- und Jesuitennot	R. 35	433
Frankreich, Die Neuropaliten in —, von Dr. Fritz Roepke	37	485
Friedensverhandlungen zwischen Italien und der Türkei	R. 39	634
Großgermanische, Eine Hochschule für — Kultur	31	193
Hamburg, Das — der Offsee. Ein Blick in die Vergangenheit und Gegenwart Stettins, von Herman von Petersdorff	29	116
Jesuiten, Die —	R. 35	434
Jungtürkische Krißis, Die —, von Dr. Ernst Jäch	33	437
Kolonisation! Innere —, von G. Cl.	34	341
Landwirte, Isolierung der —	R. 39	633
Lebensmittelpreis, Kontrolle der —	R. 35	433
Lebensmittelpreise, Kontrolle der —	R. 39	633
Liberalismus, Der — und das Reichstagswahlrecht, von Erich Ericks	35	402
Mizow, von Helene von Krause	30	174
Mittelmeer, Lage im —	R. 39	634
Nationalliberale Partei, Die Zukunft der — nach dem Vertretertage vom 12. Mai 1912, von Dr. F. Damm	27	1
Neuropaliten in Frankreich, Die —, von Dr. Fritz Roepke	37	485
Offizier, Der verabschiedete —, von Oberst a. D. von Boellnig	27	43
Reichstangler und die Parteien, Der —	33	533
Reichstagswahlrecht, Der Liberalismus und das —, von Erich Ericks	35	402
Rumänien, An der Wiege des Königreichs —, Bericht des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Rüdthausen an König Friedrich Wilhelm den Dritten	28, 70;	31, 202
Rybnit, Die Lehren von —, von G. Cl.	36	473
Schulpolitik, Zur sächsischen —, von Dr. G. Zoppel	38	572
Sibirien, Die Kolonisation —, von Dr. Otto Goebel	27	21
Sozialdemokratie, Kann die — den sittlichen Einfluß der Religion ersetzen?	33	304

	Heft	Seite
Sozialdemokratische Bildungsarbeit, von Monzambano	R. 34	381
Sozialdemokratischer Parteitag	R. 39	633
Stettin, Das Hamburg der Offsee	29	116
Stettin, Das Hamburg der Offsee	29	135
Wiener Brief	29	97
Wirtschaftsleben, Auftrieb in unserem —	R. 39	633

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

	Heft	Seite
Abel und Volkspflichten, von Otto von Pfister	32	283
Alkoholforschung, Der gegenwärtige Stand der —, von Ferdinand Goebel	32	284
Bank und Geld:		
A. G. G., Die Monopolstellung der —	38	577
Baugesellschaft, Rißbräuchliche Finanzierungs- methoden im —	32	289
Bilanz, Die wirtschaftliche — des ersten Halb- jahres	34	384
Börse, Die spekulative Bewegung an der —	36	431
Eisenbahnen, Verkehrssteigerung der deut- schen —	30	199
Geldmarkt am Quartalsende	38	576
Geldmarkts, Günstige Gestaltung des — im Inland	32	288
Geldmarkt, Herbstbewegung auf dem —	36	430
Großbank und Privatbanken	38	579
Großunternehmung, Der Kampf zwischen — und Kleingewerbe	38	578
Hochkonjunktur	34	384
Industrialisierung, Vorteile und Nachteile der —	30	199
Kallioobligationen, Das Risiko der —	28	95
Kalliowerke, Besenitz	28	94
Kapitalmarkt, Die Ansprüche an den —	34	386
Kleingewerbe, Der Kampf zwischen Groß- unternehmung und —	38	578
Kreditbeschränkung seitens der Banken	36	431
Kursbewegung, Der Verlauf der gegenwärtigen —	36	432
Kotierungswesen, Veränderte — und deren Gefahren	28	94
Phönix, Der Abbruch des —	38	577
Privatbanken, Großbank und —	38	579
Reichsbank, Die Anspannung der —	28	93
Rüftungen, Die wirtschaftliche Seite der mi- litärischen —	30	188
Schiffsbau, Hochkonjunktur im —	30	188
Wechselumlauf	32	288
Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes	38	580
Zing, Das Unglück von —, von Dr. G.	32	282
Bremen, von einem Hanseaten	33	293
Geburtenverhütung und Volksvermehrung, von Dr. med. Alfred Grotjahn	38	541

	Gest Seite
Handelschifffahrt, Deutschlands — in Kriegszeiten, von Kapitänleutnant Walther Probenius	34, 357
Musterlichkeitsbühnen, Städtische —, von Oberlehrer Dr. B. Barlat	39, 601
Rheinmündung, Die deutsche —, von Privatdozent Dr. jur. Hans Busz	28, 49
Schaffen und Genießen. Die Tendenz zur reinen Konsumtion und ihre Befämpfung, von Professor Dr. Alfred Bierandt 34, 349; 35, 407;	37, 489
Volksbanken, Die deutschen — in Oberschlesien, von Dr. Kompniz	37, 501
Volksvermehrung, Geburtenverhütung und —, von Dr. med. Alfred Grotjahn	38, 541
Wasserseigentums, Mängel des preussischen —, von Justizrat Dr. Baumert	36, 454

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Auto, Das — vor dem Strafrichter, von Landrichter Simon	31, 229
Duellfrage, Die —, von Geheimen Admiralitätsrat Dr. jur. Hermann Anderson	32, 241
Ehrenwort, Das ausgeloscht —, von G. R.	33, 383
Heimatmuseen, von A. von Auerwald	29, 130
Hochschule, Eine — für großhermanische Kultur	31, 193
Jugendpflege, von Hauptmann Dr. Fritz Roeder, Kindererziehungs, von Dr. Kurt Belsche	30, 184
Kinder Sprache und innere Wahrhaftigkeit, von Kreis Schulinspektor Dr. Raub	36, 470
Lehrerinnen Seminar, Höheres — oder Studienanstalt, von Prof. Dr. Göpfert	35, 427
Musterlichkeitsbühnen, Städtische —, von Oberlehrer Dr. B. Barlat	39, 601
Prozessen des Jahres 1911, — Aus, von Dr. Paul Ernst	36, 446
Rechtsleben, Einiges aus dem englischen, — von Dr. Julius Hirschfeld	33, 322
Reichsstrafgesetzbuch, Die jüngsten Änderungen des — (Novelle vom 19. Juni 1912), von Dr. jur. Richard von Damm	29, 141
Religion, Kann die Sozialdemokratie den sittlichen Einfluß der — erlösen?	33, 804
Schülerjahre, Randbemerkungen zu einem zeitgemäßen Buch, von Dr. Wilhelm Martin Becker	28, 62
Schulpolitik, Zur sächsischen —, von Dr. G. Köpfer	38, 572
„Untertanen“, von Professor Dr. Schanze	30, 157
Wandern, von Fritz Tschow	33, 331
Wasserseigentums, Mängel des preussischen —, von Justizrat Dr. Baumert	36, 454

Kulturgegeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Andrea Orcagna's Fresco in der Kirche Santa Croce zu Florenz, von Max Kirckstein	39, 628
Asien, Die Welt als — und Europa, von Moritz Goldstein	32, 251
Die Wissenschaft der kleinen Jungen, von G. R.	31, 235
Ein Sag	37, 529
Klatsch, Das Recht auf —, von G. R.	29, 139
Kriem, von Helene von Kraule	30, 174
Kübezähl, Nochmals die Vermutung betreffend —, f. Eine Vermutung zum Thema vom Kübezähl, 1912, Nr. 24	28, 92
Sprachdummheiten in der Politik, von Dr. Johann Johannsen	23, 90

Literatur, Kunst, Philosophie

Dichterinnen, Österreichische —, von Victor Klemperer	38, 551
Epös, Das — der Gegenwart, von Dr. Richard Rekalény	33, 299
Französische Literatur, Die naturwissenschaftliche Weltanschauung als Schöpferin der — des neunzehnten Jahrhunderts, von Dr. F. Saud	27, 10; 29, 102
Futuristen, Die —, von Dr. B. Barlat	31, 210

Hauptmanns, Carl — „Bergschmiede“ und das Naturtheater, von Dr. Hans Heinrich Vorderdt	31, 234
Homar, Der — der Bauern, von Dr. Eduard Korrodi	27, 33
Jesus auf der Bühne, von Professor D. Johannes Wendland	38, 569
Kronprinz, Der — und sein Buch	36, 414
Ranzonischen, Von Verdeutschungen der — Ode auf den Tod Napoleons des Ersten, von Theodor Distel	29, 140
Neuer Glauben, von Dr. Paul Ernst	39, 591
Roman, Der Berliner —, von Dr. Arthur Westphal	37, 517
Rosenow, Emil —, von Dr. Heinrich Spiro	34, 370
Schäfer, Wilhelm, von Theodor Hänlein	30, 152
Schweizer Eisenbahnen, von Heinrich Federer	31, 220
Stiller, Ungedrucktes von Adalbert —, mitgeteilt von Dr. Wolfgang Stammer	39, 623
Tema con variazione, von Felix Goldner	33, 328

Novellen, Romane, Gedichte

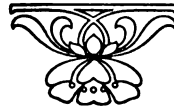
Die Blumen des Florentin Aien. Novelle von Margarete Bindthorst 27, 25; 28, 80; 29, 123; 30, 166; 31, 218; 32, 271; 33, 316;	34, 366
Karl Salzer. Ein Roman, von Richard Kries 35, 417; 36, 462; 37, 507; 38, 563;	39, 616
Sommerabend im Schwarzwald. Gedicht von Karl Berner	33, 327
Sprüche, von Ernst Ludwig Schellenberg 28, 87; 31, 226;	35, 418

Bücherbesprechungen

Verabt, Martin: Das Kind (Dr. A. Westphal)	37, 522
Vonns, Arthur: Vom neuen Mythos (Dr. Sachmann)	37, 527
Boutroux, Emile: Wissenschaft und Religion in der Philosophie unserer Zeit (Wilhelm Böhm)	30, 196
Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge: Handbuch für Jugendpflege (Hauptm. Dr. Roeder)	30, 188
Dichhoff, Dr. G.: Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Schulhygiene, der Erziehung und des ersten Jugendunterrichts (Ernst Bieneke)	35, 429
Driesch, Hans: Philosophie des Organischen (Dr. Wilhelm Böhm)	30, 187
Federer, Heinrich: Berge und Menschen (G. Gl.)	31, 226
Förster-Nietzsche, Elisabeth: Der junge Nietzsche (Dr. B. Barlat)	35, 424
Friedländer: Darstellungen aus der Sitten- und Geschichte der römischen Kaiserzeit (B. R.)	31, 233
Graf, Alfred: Schülerjahre. Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen (Dr. Wilhelm Martin Becker)	28, 62
Greve, Felix P.: Fanny Hilfer (Dr. A. Westphal)	37, 522
Grotjahn, Alfred: Soziale Pathologie (G. Gl.)	32, 277
Haedel, Julius: Aus Potsdams Vergangenheit (G. R.)	31, 232
Hauptauschuss für Jugendpflege in Charlottenburg: Jugendpflege. Alte und neue Wege zur Förderung unserer schulentlassenen Jugend (Hauptmann Dr. Fritz Roeder)	30, 183
Heiberg, J. V.: Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum (B. R.)	31, 233
Hermann, Georg: Rubine (Dr. A. Westphal)	37, 521
Hergog, Rudolf: Die Rabelungenfrage (Fritz Tschow)	30, 184
Hinneberg, Paul: Die Kultur der Gegenwart I, VIII, Die griechische und lateinische Literatur und Sprache (Walther Janell)	39, 625
Holländer, Felix: Unser Haus (Dr. A. Westphal)	37, 522
Huan, Hans: Die Verführten (Dr. A. Westphal)	37, 522
Jenny u. Höffel: Geschichte der schweizerischen Literatur (R. M.)	36, 479
Jenien und Ramszus: Der Weg zum eigenen Eiti (Dr. B. Barlat)	27, 41
Jenien und Ramszus: Unser Schulaufsatz, ein verfallener Schundliterat (Dr. B. Barlat)	27, 39
Kainz, Joseph: Briefe an seine Eltern (Dr. Max Adam)	29, 178
Kerchensteiner, Georg: Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung (Hauptmann Dr. Fritz Roeder)	30, 182

	Heft	Seite		Heft	Seite
Kries, Richard: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen . . .“ (M. R.)	28,	91	Böhm, Dr. Wilhelm: „Philosophie des Organischen“, von Hans Driehs	30,	187
Kolbenheyer, E. G.: Montfalsodisch. Ein Roman für Individualisten (Max Mell)	33,	330	Böhm, Dr. Wilhelm: „Spinoza und sein Kreis“, von R. O. Reinöma	34,	379
Korinna, Professor Dr. Gustaf: Die deutsche Vorgehichte eine hervorragende nationale Wissenschaft (Fritz Luchow)	39,	626	Borchard, Dr. Hans Heinrich: Carl Hauptmanns „Bergschmiede“ und das Naturtheater	31,	234
Korinna, Professor Dr. Gustaf: Die Herkunft der Germanen (Fritz Luchow)	39,	627	Budde, Prof. Dr.: „Erziehung und Unterricht“, von Dr. Rudolf Lehmann	37,	524
Lehmann, Dr. Rudolf: Erziehung und Unterricht (Prof. Dr. Budde)	37,	524	Buß, Privatdozent Dr. jur. Hans: Die deutsche Rheinmündung	28,	49
Lothar, Rudolf: Herr von Berlin (Dr. A. Westphal)	37,	523	Kleinow, George: Der Reichsfänger und die Parteien	38,	533
Ludwig, Albert: Schiller, sein Leben und Schaffen (A. M.)	28,	91	G. R.: Das Recht auf Rast	29,	139
Marwell, J.: Reuland der Seele (Dr. med. Max Levy-Suhl)	28,	88	G. R.: „Aus Potsdams Vergangenheit“. Herausgegeben von Julius Gaedel	31,	232
Reinöma, R. O.: Spinoza und sein Kreis (Dr. Wilhelm Böhm)	34,	379	G. R.: Die Wissenschaft der kleinen Jungen	31,	235
Meretschowski, D.: Leonardo da Vinci (—a—)	36,	478	G. R.: „Goethe und Almenau“, von Julius Boigt	33,	329
Meyer, Richard M.: Literaturhistorische und biographische Aufsätze (—bl—)	32,	282	G. R.: Das ausgelochte Ehrenwort	33,	333
Münzer, Kurt: Kinder der Stadt (Dr. A. Westphal)	37,	521	G. R.: „Drama und Freimaurerei“, von Heinrich Welter	35,	426
Paulsen, Friedrich: Gesammelte Pädagogische Abhandlungen. Herausgegeben von Eduard Spranger (Dr. R. Lehner)	35,	425	Damm, Dr. jur. Richard von: Die jüngsten Änderungen des Reichsstrafgesetzbuches. (Novelle vom 19. Juni 1912)	29,	141
Pöhlmann: Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt (W. R.)	31,	233	Damme, Dr. J.: Die Zukunft der national-liberalen Partei nach dem Vertretertag vom 12. Mai 1912	27,	1
Preßler, Rudolf: Bunte Ruh (Dr. A. Westphal)	37,	523	Dittell, Theodor: Von Verdeutschungen der Ranzonischen Ode auf den Tod Napoleons des Ersten	29,	140
Preßler, Clara: Lebensgedächtnis. Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonora Christina (G. A.)	32,	281	Dompnit, Dr.: Die deutschen Volksbänken in Oberkloster	37,	501
Richter, Werner: Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670 (Prof. Richard Maria Berner)	37,	526	—dt.: „Literaturhistorische und biographische Aufsätze“, von Richard M. Meyer	32,	289
Schoeler, G. von: Rafael von Urbino (—a—)	36,	477	Ericks, Erich: Der Liberalismus und das Reichstagswahlrecht	35,	402
Schulze, Dr. Ernst: Streifzüge durch das nordamerikanische Wirtschaftsleben (Georg Jahn)	34,	379	Ernst, Dr. Paul: Aus Prozessen des Jahres 1911	36,	446
Schwab, Bernard: Dramatische Werke (G.)	37,	528	Ernst, Dr. Paul: Neuer Glauben	39,	591
Spiro, Heinrich: Verschworene der Zukunft. Ein Roman (—a—)	35,	426	F. E. von C.: Chauvinismus	31,	237
Stolypin und Krimowskij: Die Kolonisation Sibiriens (Dr. Otto Goebel)	27,	21	Federer, Heinrich: Schweizer Eisenbahnen	31,	226
Tewß, J.: Jugendpflege (Hauptmann Dr. Fritz Roeder)	30,	183	Probenius, Kapitänleutnant Ralther: Deutschlands Handelschiffahrt in Kriegszeiten	34,	367
Tiebig, Clara: Die vor den Toren (Dr. A. Westphal)	37,	530	G. E.: „Berge und Menschen“, von Heinrich Federer	31,	226
Voigt, Julius: Goethe und Almenau (G. R.)	33,	329	G. E.: „Soziale Pathologie“, von Alfred Grotjahn	32,	277
Weimarer historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprungs. J. Jahrg (Dr. Stephan Reiske von Strabonitz)	27,	38; 29, 137; 31, 231; 32, 279; 34, 377;	G. E.: Nach den Ferien	33,	334
Welter, Heinrich: Drama und Freimaurerei (G. R.)	35,	426	G. E.: Innere Kolonisation!	34,	341
Wetterling: Staatliche Organisation der Jugendpflege (Hauptmann Dr. Fritz Roeder)	30,	183	G. E.: Fleisch- und Getreideknapp	35,	433
Wundt, Wilhelm: Hypnotismus und Suggestion (Dr. med. Max Levy-Suhl)	28,	89	G. E.: Die Lehren von Hybnis	36,	473
Wundt, Wilhelm: Kleine Schriften (M. R.)	30,	185	G. E.: Wirtschaftskämpfe und auswärtige Politik	39,	630
Mitarbeiter-Verzeichnis			G., Dr.: Das Unglück von Bing	32,	282
— a —: „Verschworene der Zukunft“, von Heinrich Spiro	35,	426	Goebel, Ferdinand: Der gegenwärtige Stand der Alkoholforschung	32,	264
— a —: „Rafael von Urbino“, von G. von Schoeler	36,	477	Goebel, Dr. Otto: Die Kolonisation Sibiriens	27,	21
— a —: „Leonardo da Vinci“, von D. Meretschowski	36,	478	Goldner, Felix: Tema con variazione	33,	328
Adam, Dr. Max: „Der junge Rains“. Briefe an seine Eltern	29,	188	Goldstein, Moritz: Die Welt als Asien und Europa	32,	261
Anderson, Geh. Admiraltätsrat Dr. jur. Hermann: Die Duellfrage. Ein rechtsgeschichtlicher Rückblick	32,	241	Göpfert, Prof. Dr.: Höheres Lehrerinnenseminar oder Studienanstalt	35,	427
Auerswald, A. von: Heimatmuseen	29,	130	Grotjahn, Dr. med. Alfred: Geburtenverhütung und Volksvermehrung	38,	541
Baumert, Justizrat Dr.: Mängel des preussischen Bafergegentums	36,	454	G. A.: „Lebensgedächtnis“. Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonora Christina. Herausgegeben und bearbeitet von Clara Tiebig	32,	281
Becker, Dr. Wilhelm Martin: Schülerjahre. Randbemerkungen zu einem zeitgemäßen Buch	28,	82	Hanseat: Bremen	33,	293
Berner, Karl: Sommerabend im Schwarzwald	33,	327	Hauptmann, Dr.: „Vom neuen Mythos“, von Arthur Bonus	37,	527
Böhm, Dr. Joh.: Deutsche Interessen in China	37,	530	Häntel, Theodor: Wilhelm Schäfer	30,	152
Böhm, Dr. Wilhelm: Wissenschaft und Religion in der Philosophie unserer Zeit, von Emile Boutroux	30,	186	Haud, Dr. P.: Die naturwissenschaftliche Weltanschauung als Schöpferin der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts	27, 10;	29, 102
			Hirschfeld, Dr. Julius: Einiges aus dem englischen Rechtsleben	33,	322
			— i —: Wiener Brief	29,	97
			Jäch, Dr. Ernst: Die jungtürkische Krise. Vom Absolutismus durch Parlamentarismus zum Konstitutionalismus	36,	437
			Jahn, Georg: „Streifzüge durch das nordamerikanische Wirtschaftsleben“, von Dr. Ernst Schulze	34,	379

	Heft	Seite		Heft	Seite
Janell, Walter: „Die Kultur der Gegenwart I, VIII, Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.“ Herausg. von Paul Hinneberg	39.	626	Koenke, Dr. Fritz: Die Neuroplastiken in Frankreich. „Dramatische Werke“, von Bernard Shaw	87.	486
Johannsen, Dr. Johann: Sprachdummheiten in der Politik	28.	90	Changé, Prof. Dr.: „Unterthanen“	87.	526
Kefule von Stradonitz, Dr. Stephan: „Weimarer historisch genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprungs“. 1 Jahrg. 27, 38; 29, 137; 31, 231; 32, 279; 34, 377;	38.	574	Chellenberg, Ernst Ludwig: Sprüche	28.	87; 31, 226; 35, 413
Kelchner, Dr. W.: „Gesammelte pädagogische Abhandlungen“, von Friedrich Paulsen	35.	425	Simon, Landrichter: Das Auto vor dem Strafrichter	31.	229
Kirchheim, Max: Andrea Orcagna's Fresco in der Kirche Santa Croce zu Florenz	39.	628	Spectator: Bank und Geld 28, 93 30, 188; 32, 288; 34, 384; 36, 480;	38.	576
Kiemperer, Victor: Österreichische Dichterinnen Kries, Richard: Karl Calzer. Ein Roman 35, 417; 36, 462; 37, 507; 38, 563;	39.	616	Spiero, Dr. Heinrich: Emil Noienow	34.	370
Korrob, Dr. Eduard: Der Homer der Bauern Kög, Hans: Walschbat	27.	33	Stammier, Dr. Wolfgang: Ungedrucktes von Alalbert Stifter	39.	623
Krause, Helene von: Witom	29.	135	Tychow, Fritz: „Die Ribelungenjage“, von Rudolf Herzog	80.	184
Levy-Suhl, Dr. med. Max: „Hypnotismus und Suggestion“, von Wilhelm Bunt	28.	89	Tychow, Fritz: Wandern	33.	331
Levy-Suhl, Dr. med. Max: „Neuland der Seele“, von J. Marnell	28.	88	Tychow, Fritz: „Die deutsche Vorgegeschichte eine hervorragende nationale Wissenschaft“, von Prof. Dr. Gustaf Kossinna	89.	626
Maffon, W. von: Ferdinand, Zar der Bulgaren Mell, Max: „Montsalvauch“, von E. G. Kolbenheyer	35.	389	Tychow, Fritz: „Die Herkunft der Germanen“, von Prof. Dr. Gustaf Kossinna	39.	627
Meszlény, Dr. Richard: Das Epos der Gegenwart	38.	299	Vierlandt, Prof. Dr. Alfred: Schaffen und Genießen. Die Tendenz zur reinen Konsumtion und ihre Befämpfung 34, 349; 35, 407;	37.	489
M. R.: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen...“, von Richard Kries	28.	91	Wartat, Dr. W.: „Unser Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat“, von Jensen und Ramszus	27.	39
M. R.: „Kleine Schriften“, von Wilhelm Bunt Monzambano: Bayern und das Reich	30.	185	Wartat, Dr. W.: Die Futuristen	31.	210
Monzambano: Sozialdemokratische Bildungsarbeit	32.	285	Wartat, Dr. W.: „Der junge Kiegsche“, von Elisabeth Förster-Nietzsche	35.	424
Niebuhr, Carl: Nochmals die Vermutung betreffend Hübzahl	34.	381	Wartat, Dr. W.: Städtische Musterlichtbildbühnen	39.	601
Niebuhr, Carl: Die noch fehlende Geschichte der Stadt Berlin	28.	92	Wendland, Prof. D. Johannes: Jesus auf der Bühne	88.	569
Nielsche, Dr. Kurt: Kindermishandlungen	37.	528	Berner, Prof. Richard Maria: „Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670“, von Werner Richter	87.	526
Petersdorff, Herman von: Das Hamburg der Ostsee. Ein Blick in die Vergangenheit und Gegenwart Stettins	30.	184	Westphal, Dr. Arthur: Der Berliner Roman	87.	517
Pfister, Otto von: Adel und Volkspflichten	29.	116	W. R.: „Darstellungen aus der Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit“, von Friedländer	81.	233
Poellnig, Oberst a. D. von: Der verabschiedete Offizier	32.	283	W. R.: „Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt“, von Pöhlmann	81.	233
Raub, Kreischulininspektor Dr.: Kindersprache und innere Wahrhaftigkeit	27.	48	W. R.: „Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum“, von A. L. Geiberg	31.	233
Richtoten, Freiherr von: Berichte an Friedrich Wilhelm den Vierten	38.	470	Wienede, Ernst: „Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Schulhygiene, der Erziehung und des ersten Unterrichtes“, von Dr. E. Dickhoff	35.	429
R. R.: „Schiller, sein Leben und Schaffen“, von Albert Ludwig	28.	70; 31, 202	Windthorst, Margarete: Die Blumen des Florentin Kley 27, 26; 28, 80; 29, 123; 30, 168; 31, 218; 32, 271; 33, 316;	34.	365
R. R.: „Geschichte der schweizerischen Literatur“, von Jennu und Koffel	28.	91	Zöghel, Dr. G.: Zur sächsischen Schulpolitik	38.	572
Roeder, Hauptmann Dr. Fritz: Jugendpflege	30.	182	„*“: „Amerita den Amerikanern“	39.	591
Röll, Prof. Karl: Zum böhmischen Ausgleich	30.	146			





Die Zukunft der nationalliberalen Partei nach dem Vertretertage vom 12. Mai 1912

Von Dr. f. Damme-Berlin



ie nationalliberale Partei Deutschlands befindet sich zurzeit, wie bekannt nicht zum ersten Male, an einer äußerst kritischen Stde. Zum Verständnis der stark verfahrenen Lage bedarf es einer kurzen Erinnerung an die Vorgänge, welche zur Berufung des Vertretertages im Mai d. Js. nach Berlin geführt haben. Nach dem bisherigen Organisationsstatut der nationalliberalen Partei umfaßte die Parteiorganisation u. a. nicht nur die jungliberalen Lokalvereine, sondern auch den diese wiederum vereinigenden Reichsverband. Dieses Verhältnis erschien dem Zentralvorstande der Partei nicht erwünscht in der Erwägung, daß damit gewissermaßen eine Organisation in die andere geschachtelt, ein Staat im Staate gebildet und die Einheit der Gesamtpartei gefährdet sei. Um diesen Zustand zu beseitigen, stellte daher der Zentralvorstand am 24. März d. Js. einen Antrag des Inhalts, daß die (jungliberalen) Sondervereine sich den landschaftlichen Verbänden der Partei anzuschließen hätten. Dadurch fühlten sich die Jungliberalen in ihren Daseinsbedingungen beeinträchtigt und es entspann sich eine öffentliche Erörterung, welche tiefe Gegensätze in der Partei offenbarte, die sich um die Schlagworte Jungliberalismus und Allliberalismus gruppierten. Schließlich schien aber auf allen Seiten die Einsicht zu überwiegen, daß auf diese Art die Schlag- und Werbekraft der die Partei beherrschenden Grundgedanken leiden müsse, und man einigte sich in einer sogenannten freien Kommission, die alle beteiligten Gruppen umfaßte, dahin, daß man alles beim Alten lassen und nur die Verbände der Sondervereine aus der Organisation der Gesamtpartei ausscheiden solle. Damit war denn auch der Reichsverband der Jungliberalen als solcher zwar gesichert, wohl aber dessen besondere Vertretung in der Partei ausgeschlossen. Der Zentralvorstand eignete sich diesen Beschluß der freien Kommission ein-

stimmig an und der auf den 12. Mai d. Js. nach Berlin einberufene Vertretertag der Partei, besetzt mit mehr als elshundert Delegierten — ein Zeichen dafür, für wie wichtig in allen Teilen Deutschlands man diese Tagung hielt — nahm den Antrag ebenso einstimmig an. Damit schienen die Gegensätze in der Partei ausgeglichen, und dies um so mehr, als der Reichstagsabgeordnete Wassermann in einem trefflichen Gesamtbericht erklärte, daß zwischen ihm und seinem Freunde Friedberg vom preussischen Abgeordnetenhaus niemals elementare Widersprüche bestanden hätten und es tief zu beklagen sei, wenn ihre beiden Namen in den öffentlichen Erörterungen fortgesetzt als die Drehpunkte bei dem ganzen Streite genannt seien. Freilich blieb es angesichts dieser Erklärung dem gewöhnlichen Parteistüblichen rätselhaft, weshalb und woher denn bei der Wahl zum Vorsitzenden im Zentralvorstande die dreißig weißen Zettel kamen, die nicht für Wassermann abgegeben waren.

Die Rede Wassermanns schlug so ein, daß die Mehrheit der bewegten Versammlung den Schluß der Tagung verlangte. Es ist das Verdienst des als Vorsitzender amtierenden Abg. Dr. Baasche, daß er der Minderheit nachgab und die Weiterberatung zuließ. Denn erst im Verlauf dieser mußte allen zum vollen Bewußtsein kommen, daß der Zwiespalt in der Partei nur scheinbar in dem Gegensatz von Jung und Alt bestanden habe, in Wahrheit aber viel tiefer ruhe.

Mit vollem Recht drückte daher bereits der Abg. Dr. Krause, dem der Bericht über die Änderung der Statuten oblag, seinen Zweifel aus, ob nunmehr der Gottesfriede in der Partei gesichert sei. Dieser Zweifel war um so mehr berechtigt, als bereits auf dem Parteitage zu Berlin vor den letzten Reichstagswahlen ebenfalls die herrlichste Einmütigkeit unter den Parteiangehörigen zu herrschen schien, und Dr. Krause damals als Vorsitzender der Befriedigung Ausdruck leihen konnte, daß noch kein Parteitag so harmonisch verlaufen sei wie dieser. Und unmittelbar danach entbrannte gerade der Kampf im Schoße der Partei, dessen Ende man jetzt herbeizuführen gesonnen schien. Freilich mag bei diesen Bestrebungen schon manchem nicht ganz geheuer gewesen sein. Denn die Drohung war laut geworden, daß man innerhalb der Partei trotz des veränderten Organisationsstatuts ein Gegengewicht gegen die jungliberalen Elemente schaffen müsse. Der Verlauf der Verhandlungen auf dem Vertretertag ließ denn auch schließlich gar keinen Zweifel mehr darüber, daß der einmal hervorgetretene Zwiespalt auf diese Art überhaupt nicht beseitigt werden kann, weil er in Verhältnissen begründet ist, die zurzeit jedenfalls mächtiger sind, als der Wille unserer Führer. Um es mit einem Worte zu sagen: es ist die Duplizität der völlig inkongruenten parlamentarischen Verhältnisse im Reiche und in Preußen. Das ist das Ergebnis, das man aus den Ausführungen Wassermanns und des badischen Parteiführers Rebmann einerseits und Friedbergs anderseits entnehmen mußte.

*

*

*

Außerlich betrachtet, bestimmt sich der tiefere Gegensatz zwischen der nationalliberalen Politik im Reichstag und der im preußischen Landtage nach dem Verhältnis zu den Konservativen. Der Abg. Bassermann führte widerspruchlos aus, daß die im Bülowsblock vereinigten Parteien durch das Verhalten der Konservativen bei der Reichsfinanzreform wieder auseinandergetrieben worden und den Nationalliberalen der Kampf gegen die Konservativen aufgenötigt worden sei, nachdem diese durch den Bund der Landwirte unter Führung Diederich Hahns den alten Bestzustand der Partei in Hannover bedroht und für sich beansprucht hatten. Ein Zusammengehen mit den Konservativen in den inneren Fragen des Reiches verbiete sich daher von selbst und zwar um so entschiedener, als die Konservativen sich in eine enge Verbindung mit dem Zentrum eingelassen hätten, während der Kampf gegen den Ultramontanismus gerade ein wesentliches Moment des nationalliberalen Parteiprogramms darstelle. Demgegenüber bemerkte der Abg. Friedberg, daß die parlamentarische Lage im preußischen Abgeordnetenhaus eine wesentlich andere sei. Hier sei eine Fühlung mit den Konservativen dringend geboten, wenn man nicht gewärtig sein wolle, daß dort die konservativ-klerikale Mehrheit schließlich allein die innere Politik mache zum Schaden des gesamten Liberalismus. Dabei ließ der Abg. Friedberg sehr deutlich das Gefühl des Ekels durchblicken gegenüber dem formalen Verhalten der sechs Sozialdemokraten, durch welches die Verhandlungen im Abgeordnetenhaus in unerträglicher Weise gestört und der Parlamentarismus entwürdigt werde. Im Gegensatz hierzu erklärte dann aber der badische Parteiführer Rehmann, daß er es für das größte Unglück des deutschen Volkes halten würde, wenn es nicht gelänge, die Sozialdemokraten mit ihren vierundeinhalb Millionen Stimmen wieder zu positiver politischer Arbeit zu gewinnen. In eindrucksvollster Weise prägte er den Satz: „Man kann ganz gut sagen: mich scheidet eine tiefe Kluft von dir und doch schmiedet mich das Schicksal zu täglicher Arbeit mit dir zusammen!“ Und nun vergleiche man: der Süddeutsche faßt die vierundeinhalb Millionen sozialdemokratischer Wähler des Deutschen Reiches ins Auge, der Norddeutsche die sechs sozialdemokratischen Abgeordneten Preußens im Landtage. Dies ist der wahre Gegensatz: der eine Politiker bleibt bei dem Entsetzen über das halbe Duzend wild gewordenen Volksvertreter stehen, der andere will den sozialdemokratisch wählenden dritten Teil des deutschen Volkes wiedergewinnen zur ersprießlichen Mitarbeit an dem Wohlergehen der Nation. Der Zwiespalt innerhalb der nationalliberalen Partei liegt also in letzter Linie in der Behandlung der Frage der Stellungnahme zur Sozialdemokratie. Man darf dieser Frage nicht aus dem Wege gehen, sie ist zu ernst, es handelt sich dabei nicht um die in die Parlamente gewählten Sozialdemokraten, sondern um die Millionen Wähler, welche die Abgeordneten in die Parlamente schicken. Der norddeutsche und der süddeutsche Politiker sind sich einig in der Bekämpfung der sozialdemokratischen Prinzipien, aber sie sind sich nicht einig in der Bekämpfung der sozialdemokratischen Wähler. Der Ausdruck Kampf darf hier nur

im bildlichen Sinne verstanden werden. Man hat ihn entlehnt aus dem Verhältnisse des Krieges zwischen Gegnern, die auf den körperlichen oder doch wenigstens wirtschaftlichen Untergang des anderen Teiles hinarbeiten. Davon kann bei politischen Gegnern, die dem nämlichen Staatsorganismus angehören, keine Rede sein, denn damit würden eben diesem Organismus selbst die tiefsten Wunden geschlagen werden. Es sollte daher in den Ehrenkodex sämtlicher Parteien das strengste Verbot aufgenommen werden, sich wegen der politischen Gefinnung gegenseitig das wirtschaftliche Grab zu graben. Wenn die Sozialdemokraten zu dieser Höhe der Auffassung vom Gedeihen des Staates aus grundsätzlichem Haß gegen diesen sich nicht aufzuschwingen vermögen, so sollten es wenigstens diejenigen Parteien tun, die ein übereinstimmendes Interesse an der Erhaltung des Staatsgebäudes haben. Und zwar nicht nur untereinander, sondern auch den sozialdemokratischen Wählern gegenüber, damit diese für ihre schlechten und staatsgefährlichen Sitten sich nicht auf das schlechte Beispiel der sogenannten bürgerlichen Parteien berufen können. Es ist stets und überall so, daß der edlere Teil dem weniger edlen mit dem guten Beispiel vorangehen muß, selbst auf die Gefahr hin eines vorübergehenden Nachteils im gegenseitigen Kampfe. Schon mit dieser Einsicht wäre manches gewonnen, wenn man sich erinnert, mit welcher blinden Wut bei den letzten Wahlen in gewissen Kreisen mit dem wirtschaftlichen Boykott frevelhaft gespielt worden ist und zwar auch innerhalb der Reihen der bürgerlichen Parteien. Was aber die Belämpfung der Sozialdemokratie anbetrifft, so wünscht, abgesehen von einigen verblendeten Scharfmachern, niemand mehr die Methode des Sozialistengesetzes herbei. Welche Mittel können also in diesem Kampf nur noch in Frage kommen? Es sind drei: entweder die Einigung aller anderen Parteien gegen die eine, oder die Beschaffung neuer Stimmkräfte, d. h. die Erwerbung politischen Neulandes, die politische Mobilisierung bisher gleichgültiger wahlfähiger Männer, die ihre Wahlstimme garnicht oder sinnlos abgaben, oder endlich die Entziehung der Wahlstimmen der Sozialdemokratie durch deren Gewinnung für andere Parteien, am besten für die eigene Partei. Das erste Mittel, die Einigung mit anderen Parteien, ist das roheste und am wenigsten verlässliche: einer hängt von dem anderen ab und sobald einer Partei ein anderes Ziel wichtiger erscheint, wird die Verbindung gelöst, die Wirkung hört mit einem Schlage auf. Wir haben die Geschichte des Bülowblocks noch in frischster Erinnerung. Der Fürstreichskanzler nannte sein Gedankenkind: „Konservativ-liberale Paarung.“ Sehr bezeichnend! er hat sich gehütet, von einer konservativ-liberalen Ehe zu sprechen. Er wählte sein Bild aus der agrarisch-animistischen Vorstellungsweise, um anzudeuten, daß es sich um kein auf die Dauer berechnetes Verhältnis, sondern um eine vorübergehende, mehr instinktmäßige Vereinigung handle, die man gegebenenfalls auch wieder schmerzlos aufgeben könne. Der Fürst war ein viel zu gebildeter Politiker, um nicht zu wissen, daß die konservative und die liberale Weltanschauung zwei Gegensätze

bilben, einerseits unüberbrückbar, anderseits notwendig für ein sich stets noch entwickelndes Staatsleben. Denn sie schließen in sich die beiden Prinzipien, nach welchen alle Geschichte sich vollzieht: das Prinzip der Beharrung und das Prinzip der Bewegung. Eine organische Verbindung beider ist undenkbar, weil man nicht zugleich stillstehen und fortschreiten kann, wie denn auch Ranke in seiner Weltgeschichte bei der Schilderung der griechischen Unruhen bemerkt: „Was man Fortschritt nennt, ist mit einer strengen Beobachtung der bestehenden Gewohnheiten und Zustände unvereinbar.“ Wohl aber ist die Abwechslung beider Prinzipien in ihrer Herrschaft nicht nur möglich, sondern auch notwendig, wie das am reinsten im britischen Parlamentarismus zum Ausdruck gelangt ist, wo das Regiment der Tories mit dem der Whigs sich ablöste. Bei uns ist es Sache des leitenden Staatsmannes, wie es der große Meister Bismarck verstand, den richtigen Zeitpunkt zu erfassen, wann die Zeit der Beharrung, wann die der Bewegung gekommen ist, zum Wohle des Ganzen; denn der Staat braucht einmal Ruhe für die Sammlung seiner Kräfte, ein anderes Mal den Fortschritt für deren Auslösung.

Daher sollten sich Liberale und Konservative gegenseitig achten, weil beide Sparten sich als in der Geschichte begründete notwendige Lebensfaktoren jedes Staates darstellen. Ihre Vereinigung wird nur selten, stets nur auf Zeit und regelmäßig nur für gewisse Fragen, namentlich für solche des nationalen Ansehens nach außen und der Erhaltung der Wehrkraft, möglich sein. Eine Politik der Sammlung dagegen zum allgemeinen Regierungsprinzip erheben zu wollen, wird sich stets als undurchführbar, wenn nicht als die Erklärung des staatsmännischen Bankrotts erweisen. Darum kann auch eine konservativ-liberale Verständigung im preussischen Abgeordnetenhaus auf die Dauer nicht durchführbar, jedenfalls nicht allein wirksam sein, und man muß, um die Bekämpfung des gemeinschaftlichen Gegners erfolgreich bewirken zu können, auf die beiden anderen Kampfmittel zurückgreifen: auf die Politisierung des politischen Neulandes, der Scharen der Indifferenten, und ferner auf den Versuch der Entführung sozialdemokratischer Wähler in das eigene Lager. Über das erste dieser beiden Mittel werden sich Nord und Süd, Alt und Jung einig sein; es ist auch kein Wort über die Notwendigkeit dieses Schrittes zu verlieren, nur über das Tempo, den dabei zu bewahrenden Takt und den aufzuwendenden Eifer mag man hier und da, je nach Temperament, Erfahrung und Straftgefühl verschieden denken. Der wichtigste Punkt ist und bleibt die Frage der Wiedergewinnung der sozialdemokratischen Wahlstimmen. Denn man darf sie nicht auf fünf Millionen und noch weiter kommen lassen. Dies ist aber gerade der Punkt, an dem der Nationalliberalismus des preussischen und des badischen Redners auseinanderzugehen scheinen. Wenn das so bleiben sollte, so würden wir alsbald dauernd einen nach spezifisch preussischen Verhältnissen sich richtenden Nationalliberalismus und einen reichsdeutschen Nationalliberalismus haben.

Dieser Zustand aber ist unhaltbar und daher ist die Diskussion mit dem Vertretertage keineswegs abgeschlossen, sondern muß nun erst recht einsetzen.

* * *

Die Frage muß sicher und entschieden beantwortet werden: ist es statthaft und für die Parteipolitik geboten, in Preußen anders zu operieren als im Reiche? Würde man diese Frage bejahen dürfen, so würde allerdings kein innerer Gegensatz mehr in der politischen Taktik bestehen. Denn das verschiedene Vorgehen der Partei im Reiche und in Preußen wäre damit allseitig anerkannt und es wäre Sache der Praxis zu entscheiden, ob sich dieses Schauffelsystem durchführen läßt. Hier gerade liegt aber das Bedenken.

Daß man in einer großen Anzahl von untergeordneten Fragen je nach den lokalen Verhältnissen verschieden vorgeht, ist nicht nur in Beziehung auf die verschiedenen Bundesstaaten untereinander, sondern selbst innerhalb dieser, ja innerhalb benachbarter Wahlkreise derselben Provinz allgemeine Übung. Die hier zur Entscheidung stehende Frage, auf welche Weise die Massen der sozialdemokratischen Wähler wieder zu gewinnen sind, wenn dies überhaupt noch möglich ist, ist aber keine untergeordnete, sondern geradezu eine der Lebensfragen einer das gesamte Wohl des Staates ins Auge fassenden Parteipolitik, und kann innerhalb der nämlichen Partei nicht verschieden beantwortet werden, ohne daß man unheilbaren Schaden anstiftet oder überhaupt nicht von der Stelle rückt. Denn wenn die nationalliberale Partei, wie es immer wieder heißt, eine Politik der mittleren Linie ist, so kann es auch nimmermehr zwei mittlere Linien geben, die eine für das Reich, die andere für Preußen. Auch würde man dann zugeben müssen, daß Sachsen, Bayern, Württemberg und jeder weitere Bundesstaat sich wieder eine andere mittlere Linie zulegt und man befände sich schließlich in einem so löstlichen Gewebe von lauter mittleren Linien, daß man die für das Reich bestimmte kaum mehr erkennen könnte. Das wäre der deutsche Partikularismus aus der dynastischen Politik in die Parteipolitik hineinprojiziert und der Reichsgedanke, also gerade der von der nationalliberalen Partei in den Vordergrund gerückte Programmpunkt, müßte die schwerste Not leiden. Kann die Partei in Preußen und im Reiche in den entscheidenden Fragen mit Rücksicht auf die Konfiguration der Parteiverhältnisse nicht mit gleichen Schritten gehen, so ist die Folge zunächst die, daß die Nationalliberalen der anderen Bundesstaaten zu schweigen haben, wenn es sich um die wichtigsten Entschlüsse der Partei in dem größten Bundesstaate handelt. Folgerweise dürften sich die Nationalliberalen in Preußen nicht um Parteientschlüsse in den anderen Bundesstaaten kümmern und schließlich wäre jeder nationalliberale Parteigänger auf seinen eigenen Staat angewiesen, wenn er sich politisch äußern will, nur in Reichssachen dürfte er dennoch mitreden, obwohl er weiß, daß die Haltung der Partei in Preußen von größter Bedeutung für die Haltung der Gesamtpartei ist, und dort Entschlüsse gefaßt werden können, die der Partei in allen Teilen des Reiches zugerechnet werden.

Noch seltsamer, ja geradezu unerträglich würde sich aber das Verhältnis für den Nationalliberalen in Preußen selbst gestalten. Denn dieser müßte in seiner Brust zwei mittlere Saiten spannen, von denen nur die eine erklingen darf, wenn es sich um preußische, nur die andere, wenn es sich um Reichsangelegenheiten handelt. Daß dieser Zustand zu einem heillosen Wirrwarr führen müßte, bedarf keines weiteren Nachweises. Und dennoch scheint es so kommen zu sollen. Denn im unmittelbaren Anschluß an den Parteitag, der so einmütig die Statutenänderung annahm, um das vermeintlich von den Jungliberalen drohende Übel zu beseitigen, hat eine größere Anzahl von Parteifreunden sich zu einem Verbande zusammengeschlossen, um „innerhalb der nationalliberalen Partei für die Aufrechterhaltung des Charakters einer selbstständigen Mittelpartei zu wirken“. Dazu bemerkte die Nationalliberale Korrespondenz, „daß es sich um den Zusammenschluß von Männern handelt, die dafür arbeiten wollen, daß die Partei bleibt, was sie in vierzigjähriger ruhmreicher Geschichte war: die Partei des nationalen maßvollen Liberalismus, die im Schutze von Staat, Kultur und Einzelpersonlichkeit gegen den Ansturm der Sozialdemokratie eine ihrer vornehmsten Aufgaben sieht.“ Einen saftigeren Erisapfel hätte nicht der böse Feind in die Reihen der Nationalliberalen schleudern können, wie es hier das offizielle Parteiorgan getan hat. Denn welcher Nationalliberale unterschriebe nicht diesen Satz, und doch hat es das Parteiorgan unternommen, den Inhalt für eine Anzahl Parteifreunde allein in Anspruch zu nehmen, die das Bedürfnis in sich fühlen, zum Zwecke der Hütung der mittleren Linie zu einem besonderen Verbande innerhalb der Partei zusammenzutreten. Das bedeutet für alle anderen Parteiangehörigen den schweren Vorwurf, daß sie entweder nicht willens oder doch nicht imstande seien, die Tradition der Partei zu wahren. Es bedeutet auch die durchaus einseitige Stellungnahme des Organs der Gesamtpartei zugunsten und zum Preise einer bestimmten Gruppe, die der Gesamtpartei Nährkraft entzieht, welche dieser selbst zugute kommen sollte. Es bedeutet ferner eine Verschiebung des Streitpunktes, denn niemand in der Partei ist über das „Ob“ der Bekämpfung der Sozialdemokratie im Zweifel, der Streit betrifft immer nur das „Wie“. In letzter Linie bedeutet die Ankündigung auch die Zersetzung der Partei. Denn was soll es heißen, wenn der Generalsekretär des neuen Verbandes, der sich inzwischen den Namen „Nationalliberaler Reichsverband“ beigelegt hat, sich über diesen im „Tag“ folgendermaßen verbreitet: „Wir bekämpfen jeden Versuch, den Staat reaktionären und ultramontanen Machtgelüsten dienstbar zu machen, in der Überzeugung, daß wachsende Kultur und Bildung die ideellen Güter des Liberalismus zum Allgemeinwohl aller Schichten des Volkes machen muß. In einem national zuverlässigen liberalen Bürgertume erblicken wir den sicheren Ball gegen die drohende Demokratifizierung unseres Vaterlandes. Eine entschlossene und weitschauende Weltpolitik fordern wir als Gewähr unserer gesunden wirtschaftlichen Weiterentwicklung und Erhaltung unserer staatlichen Einheit und Machtstellung. Über alles gehen uns die natio-

naln Notwendigkeiten.“ Auch hier muß man wieder fragen: welcher Nationalliberale denkt nicht ebenso und wie kommt diese Gruppe dazu, diese Auffassung für sich allein zu beanspruchen? Das nämliche gilt von der weiteren Auslassung aus der nämlichen Feder, mit der der Name des Verbandes gerechtfertigt werden soll:

„Wenn wir diese Ziele in einem Verbande zu verwirklichen suchen, der den Namen „Altnationalliberal“ führt, dann wollen wir damit keinen Gegensatz zwischen der alten und der jetzigen nationalliberalen Partei konstruieren. Das Wort „Altnationalliberal“ soll sagen, daß unbeschadet der Entwicklung und der wechselnden Zeitläufe, die von einer lebendigen Partei die stetig neue Erkenntnis der Zeichen der Zeit verlangen, gewisse Grundsätze aus der großen Zeit der nationalliberalen Partei auch heute und noch für eine absehbare Zukunft ihre volle Daseinsberechtigung haben.“ Wer unter den Befennern des nationalliberalen Programms von heute ist anderer Meinung? Die Wahrheit ist die, daß künstlich gewisse Punkte zu Streitfragen innerhalb der Partei frisiert worden sind, die tatsächlich völlig außerhalb jeden Zwistes unter den Parteiangehörigen stehen. Es sollte aber und mußte vom Standpunkte der neuen Gruppe aus ein Gegensatz zum Jungliberalismus, dessen Erfolge manchem unbequem erscheinen, erst erfunden werden. Daher wählte man auch schließlich nach mehrfachem Zaudern den Gegensatz „Altnationalliberal“, ohne sich daran zu stoßen, daß man sich damit einer Bezeichnung bemächtigt, auf die entweder jeder Nationalliberale Anspruch erheben darf, einschließlich der Jungliberalen selbst, oder welche ein ganz falsches Bild eines gar nicht vorhandenen Gegensatzes (Neuliberalismus) erzeugt. Denn das Kennzeichen des Jungliberalismus ist bisher wenigstens in allen Reichsteilen, Baden ausgenommen, die relative Jugend der Mitglieder oder noch besser der Ausschluß der Alten über vierzig Jahre. Die „Altnationalliberalen“ werden aber die Mitglieder unter vierzig Jahren so wenig ausschließen wie das irgendetwas anderer nationalliberaler Verein tut. Der Jugend aber muß man stets etwas nachsehen, denn sie hat den Schwung, den Mut und die Ideale: „Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf,“ läßt Goethe den Schüler dem abgebrühten Teufel gegenüber ausrufen. Man sollte auch niemals vergessen, daß die jungliberale Bewegung eine Errettung der nationalliberalen Partei vor einer gewissen Erstarrung gewesen ist. Sie tauchte gerade zur rechten Zeit für die Wiederbelebung der Partei unter dem Beifall Bennigsen und Hammachers bei uns auf. Der Jungliberalismus hat damit eine geschichtliche Sendung übernommen, die erst dann erledigt sein wird, wenn auch die Partei selbst wieder von einem einheitlichen Gedanken erfüllt sein wird. Daher hat man den Jungliberalen manches zugute zu halten, sie stellen das Gärungselement dar, das notwendig kommen mußte. Und auch bei diesem Punkte darf man wiederum an das versöhnende Wort Goethes erinnern, das jener Schüler dem Mephisto entlockte: „Wenn sich der Most noch so absurd geberdet, Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“ Wenn die konservative Partei seinerzeit so unklug gewesen wäre, den jungen Bismarck, dessen noch wenig abgeklärtes Verhalten sie auch sich zurechnen lassen mußte, abzu-

schütteln, sie hätte sich um den hohen Ruhm gebracht, den Wiederhersteller des Deutschen Reiches aus ihren Reihen emporkwachsen zu lassen. Mit der nämlichen Gelassenheit, stelle man sich der jungliberalen Bewegung entgegen und erinnere sich der Weisheit des Sprichwortes, daß Alter auch nicht gerade vor allem schützt. Der Beweis, daß es gerade jungliberale Vertreter im Reichstage gewesen sind, die die Präsidialkandidatur Bebel unterstützt haben, ist jedenfalls nicht geführt worden und es ist daher unverständlich, wie der Generalsekretär des neuen Altnationalliberalen Reichsverbandes bei seiner Darlegung von der Notwendigkeit der Neugründung von jenem Vorkommnisse hat ausgehen können. Mit der Stiftung dieses Verbandes als Gegengewicht oder Gegengift gegen die Jungliberalen hat man die Kraft dieser und damit auch der Gesamtpartei vor der Zeit gelähmt; denn es ist selbstverständlich, daß sich nun ein Kampf entfesseln wird, wie er unter zärtlichen Verwandten üblich ist, und damit wird die Lust und Kraft am Kampfe gegen gemeinschaftliche Gegner aufs schwerste beeinträchtigt. Daß es sich aber bei den Altnationalliberalen um eine Kampforganisation handelt, hat der Abg. Dr. Böttger im „Tag“ mit dürren Worten ausgesprochen. Hat aber die Partei so viel Kraft übrig, um nicht nur ihrer Gegner sich zu erwehren, sondern noch in den eigenen Reihen Kämpfe auszufechten? Das dürfte doch eine Vergeudung politischer Machtmittel sein, die eine vorsichtig waltende Parteileitung niemals gestatten sollte.

Dabei entsteht die Frage, ob der Zentralvorstand, der sich durch die Statutenänderung von der Verantwortung für die Handlungen und Entschlüssen der selbständigen Reichsverbände befreien wollte, diesem Kampf wirklich als unbeteiligter Zuschauer mit verschränkten Armen gegenüberstehen wird und kann. Es bleibt ihm ja freilich noch der Rumpf der Partei, nachdem die beiden Flügel sich in besonderen Verbänden zusammengetan haben. Aber dem Rumpfe wird auch schließlich nichts übrig bleiben, als sich zu einem besonderen Verbandszusammenschluß und dann wird der Zentralvorstand nur noch ein von drei scharfen Spitzen überragtes Plateau vorstellen. Glaubt man ernstlich, daß ein solcher Zustand haltbar sein und die Partei zusammenhalten kann? Es ist denn doch nur natürlich, daß die Politik selbständig von den drei Organisationen gemacht und der Kampf nicht mehr innerhalb des Zentralvorstandes, sondern außerhalb desselben, als ob er überhaupt nicht vorhanden sei, ausgetragen werden wird. Man hat die uralte Geschichte von den drei Ringen, die wir aus Lessings „Nathan“ kennen, hier einmal wieder lebhaft vor Augen. Die sogenannten Altnationalliberalen sagen, daß sie den echten Ring der Parteitradition haben, die Jungliberalen werden das für sich beanspruchen und die Herren in der Mitte der Partei werden beiden sagen, daß sie sich irren und der echte Ring von ihnen bewahrt werde. Wenn nicht alles trügt, so wird der neue Verband eine wesentlich preußische Schöpfung sein, während der Jungliberale Verband wohl seine Hauptstützen im Süden des Vaterlandes findet; wir würden dann die alten Gegensätze in vollster Reinkultur vor uns haben, die

Mainbrücke wäre wieder hochgezogen und die Entwicklung würde denen recht geben, welche entsprechende Eindrücke bereits von dem Vertreterstage mitnehmen konnten. Daß sich auch im Hessenlande Anhänger des altnationalliberalen Verbandes finden, würde als Ausnahme jenen Regelfall nur bestätigen. Deshalb muß man die Neugründung aufs tiefste beklagen, weil sie den erhofften Partiefrieden aufs neue zu stören und den Bestand der Partei zu gefährden geeignet ist. Und das zu einer Zeit, wo alle anderen großen Parteien, Konservative, Ultramontane und Sozialdemokraten, unabhängig von den auch bei ihnen bestehenden Streitigkeiten, jedenfalls die nämliche Taktik in Preußen wie im Reiche befolgen. — Mit diesen Aussichten für die nationalliberale Partei zu werben, erschwert das Geschäft ungemein. Denn wer in diesen ernsten politischen Zeiten Anschluß an eine Partei sucht, um sich selbst zu orientieren und an den öffentlichen Angelegenheiten, die alle angehen, mitzuwirken, der wird nur nach einer starken Hand greifen, die im Stande ist, ihn zu leiten. Niemand aber wird jemanden zum Führer wählen, der selbst nicht weiß, wohin er will.



Die naturwissenschaftliche Weltanschauung als Schöpferin der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts

Von Dr. P. Hauck-Essen

1. Der inkonsequente Positivismus in Theorie und Praxis (Beyle, Balzac, Auguste Comte und H. Taine)



aß sich dauernde Fortschritte in der Entwicklung der Menschheit nicht durch plötzlich eintretende Gewalt erzielen lassen, davon bietet auch die französische Revolution ein Beispiel. Wie schnell war der erste Siegestaumel verrauscht, und wie schnell begannen die alten Zustände zurückzukehren! Die Monarchie löste gar bald die Republik wieder ab, und die Abkehr von der Kirche fand im Konkordat ein frühes Ende. Das Geistesleben des beginnenden Jahrhunderts schritt sogar noch weit hinter das Jahr 1789 zurück. Nicht die Aufklärungsphilosophie Voltaires, nicht der Materialismus Condillacs, nicht Rousseaus romantisches Ideal von der Rückkehr zur Natur erhoben ihr Haupt aus den Trümmerhaufen der Revolution; ein fremdländisches Gewächs zeigte sich plötzlich dem erstaunten Blick und wucherte fast zwanzig Jahre so üppig auf dem Brachland, daß die junge Saat nicht aufgehen konnte.

Eine Treibhauspflanze war es allerdings, diese schottische Populärphilosophie, die Roger-Collard als Heilmittel gegen den Materialismus einführte. Der Geist der Reaktion suchte seine Waffen, wo er sie fand, und in Laromiguière und V. Cousin blieb er das erste Menschenalter des neuen Jahrhunderts siegreich. In der Dichtung knüpften zwar Chateaubriand und Madame de Staël, rein ästhetisch betrachtet, an Rousseau an; von den durch ihn erzeugten geistigen Werten jedoch hielten sie nichts für bleibend, wußten sie nichts sich anzueignen, als die krankhafte Sentimentalität der Nouvelle „Héloïse“. Statt Voltaire beherrschte J. de Maistre die Lage. Was Wunder also, wenn auch die Bourbonen den Boden bald wieder bereitet fanden? Und als dann doch ein Kampf sich entspann, der die Geister in Wallung brachte, lag das Schlachtfeld recht weit abseits von den Problemen, deren Lösung die Revolution hatte erzwingen wollen. Die Freiheit, welche die französische Romantik forderte und der Klassizismus verpönte, war doch, man möchte sagen, sehr platonisch im Vergleich zu den Rechten des Individuums und der Menschheit, die das Jahr 1789 versprochen hatte. Zwei, vielmehr drei Jahrzehnte schien es, als ob der Same, den die Revolution mit soviel Blut düngen zu müssen glaubte, gar nicht aufgehen wollte; es gewinnt durchaus den Anschein, als ob auf geistigem Gebiete dieser blutigrote Sonnenaufgang der politischen Freiheit die Entwicklung eher gehemmt als gefördert habe.

Daß jedoch diese ganze Reaktion und Restauration ein künstliches Gebilde, daß ihr Licht kein direkter Sonnenstrahl, sondern erborgter Mondschein war, kam in überraschender Weise zum Ausdruck. Als etwa im Jahre 1830 der erbitterte Streit mit der Niederlage des Klassizismus sein Ende fand, war auch die französische Romantik zu Tode verwundet. Ihre Bedeutung hatte eben nur in ihrem Widerstande gegen den Klassizismus bestanden, nur in diesem Widerstande war sie dem Zeitgeiste entgegengelommen, an sich stand sie ihm ebenso fern wie der besiegte Gegner. Also hat nicht die Romantik gesiegt, sondern jener Geist, der sich ihrer bediente. Diesen Geist gilt es zunächst zu beschwören. Ist es vielleicht der Geist von Anno 1789, der müde nach dem blutigen Morden eingeschlummert war, der Geist Voltaires und Condillacs, der nach dreißigjährigem Schlafe plötzlich erwacht war? Wo sollen wir diesen Geist suchen, dessen Stimme zunächst vom lauten Lärm des Tages übertönt wird? In Henri Beyles kunstgeschichtlichen Werken erscheinen seine ersten, deutlichen Regungen, in dem Meisterwerke „Le rouge et le noir“ spricht er, wenn auch nur von wenigen gehört, sein ganzes Wesen aus. Seine vollständigsten Offenbarungen, die endlich weit im Lande Widerhall fanden, sind die Bände der Comédie Humaine von Balzac. Aus diesen Werken wollen wir sein Wesen zu bestimmen suchen.

Aus dem Meisterwerke Stendhals (Henri Beyles) weht uns sogleich ein frischer, neuer Hauch entgegen. Auf den ersten Blick ist klar, daß das Charakteristische, für die Methode des Schriftstellers wie für das Wesen seines Helden der allesbeherrschende Wille in Julien Sorels Seele ist. Sein zielbewußtes Streben nach Erfolg muß dem Leser stets vor Augen bleiben, wenn er all die

•

Kreuz- und Querzüge der Handlung verstehen will; aus ihm ergeben sich aber auch alle Ereignisse in streng logischer Folgerung. In dem ganzen Werke, vielleicht vom Schluß abgesehen, gibt es kein Winkelfchen, das unerhellte bliebe, keinen Gedanken, der sich nicht aus der augenblicklichen Lage und jener Grundrichtung der Persönlichkeit mit Notwendigkeit ableiten ließ. Wie von einer Zentralsonne werden alle Äußerungen des Charakters durch die ursprüngliche Willensanlage erleuchtet und folgen aus ihr, wie der Schluß aus seinen logischen Prämissen. Aber sogar das Wollen selbst und seine Prämissen werden nicht als Uratsachen hingenommen, sondern sein Werden wird uns vor Augen geführt, es selbst soll als notwendig begriffen werden. Es verdankt seine Entstehung und seine Richtung der Geburt Juliens und seiner Erziehung in den ersten Jahren. Die so gewonnene individuelle Färbung des Charakters wird dann in ihrer Grundlage nicht mehr verändert. Seine wechselnden Erscheinungsweisen erklären sich vielmehr völlig aus den mannigfaltigen Gestaltungen der Außenwelt, mit denen er in Verbindung tritt. Jedes Ereignis ist die genau bestimmte, notwendige Resultante aus dem Zusammenstoß zweier bekannter Kräfte in genau bestimmter Richtung, der Willensenergie der Innenwelt und der trägen Masse der Zeitumstände. Ändert diese Masse ihre Kraftmenge oder die Richtung ihrer Bewegung, so ändert sich naturgemäß auch die Kraft und Richtung der Resultante, der fortlaufenden Handlung. So findet jedes Ereignis im Roman seine wissenschaftliche Erklärung. Das menschliche Leben löst sich auf in mechanischen Stoß und Gegenstoß der inneren und äußeren Kräfte. Des Menschen Taten erscheinen berechenbar wie der Lauf der Gestirne und die Leistungsfähigkeit einer Maschine. L'homme machine des Jahres 1748 und das ganze Système de la nature feiern so 1831 ihre Auferstehung. Zu dieser wissenschaftlichen Erklärung eignet sich auch gerade Juliens Charakter in hervorragender Weise. Mit unerbittlicher Konsequenz hat der Verfasser alles von ihm ferngehalten, was einen unbekannten Faktor in die Gleichung hätte bringen können. Jede Regung des Gemüts, jedes tiefere Empfinden etwa für Religion oder Kunst fehlt Julien Sorel, er kennt nur bestimmtes Wollen und logisch klares Denken. All das Zaudern und Zögern, das Lieben und Hassen des Menschenkinde mit seinen Vorzügen und Fehlern, sein Ringen mit überkommenem Glauben und erkämpftem Wissen, Julien Sorel, der Glückliche, hat das nie empfunden. Daher mutet er uns auch so blutlos an, so farblos, so poesielos wie jede Maschine. Der Zusammenhang zwischen der Aufklärung mit ihrem Rationalismus und dem modernen Naturalismus mit seinem Wissensdünkel, wird hier hell beleuchtet.

Dieser Eindruck des Mechanischen beruht aber besonders darauf, daß Bayle auf die Begründung des Charakters selbst, obwohl er sie versucht, wenig Wert legt. So fehlt der Zusammenhang mit dem Werdegang der Familie, mit der Heimatscholle. Dadurch verliert das Bild an Individualität und wird zum Typus. Von hier läßt sich der Fortschritt Balzacs über Bayle am leichtesten erfassen. Die Comédie humaine will eine Geschichte der französischen Gesellschaft

sein, und gewiß hat gerade der historische Roman Walter Scotts und Victor Hugos an der Entwicklung des modernen Romans seinen Teil. Wie man aber auch diese literarischen Beziehungen auffassen mag, eins ist sofort klar: Balzacs Romane verfolgen einen anderen Zweck und zeigen daher auch andere Mittel als die Geschichtserzählungen Scotts. Es genügt ihm nicht, die Ereignisse mitzuteilen, die eintreten oder eintreffen konnten, es handelt sich bei ihm überhaupt nicht um das, was geschieht, sondern darum, wie und aus welchen Gründen es geschieht. Er will nicht ein bestimmtes Vorkommnis seiner Zeit schildern, sondern die Zeit selbst in ihren wechselnden Gestalten erfassen. So zerfällt die Zeitgeschichte in eine Reihe Studien, in denen der Einzelmensch und die Gesellschaftsklassen in ihrer Wirksamkeit vorgeführt und in ihrer Notwendigkeit begriffen werden. Es wird also nicht Geschichte erzählt, sondern die Geschichte selbst wird zum Gegenstand der Prüfung und Begründung; es kommt nicht auf das menschliche Handeln an sich an, sondern auf die Quellen, aus denen es entspringt. Balzacs Romane enthalten daher nicht Geschichte, nicht Taten und ihre Verbindung, sondern Psychologie, also Naturgeschichte der Taten. Das Wesen dieser Psychologie müssen wir an Beispielen erkunden.

Mit Bayles Hauptwerk läßt sich von Balzacs Werken wohl am besten „La recherche de l'absolu“ vergleichen. Auch hier steht ein eherner Charakter im Mittelpunkt. Balthasar Claef verfolgt mit derselben Zähigkeit wie Julien Sorel ein festes Ziel. Zwar ist uns die Entdeckung des Absoluten — eines chemischen Grundelementes, aus dem alle Körper bestehen sollen und hergestellt werden können — als Ziel des Strebens menschlich nicht so leicht verständlich, wie das Streben nach Glück und Ehre bei Bayle; doch ist der Bahn der Alchimisten eine Tatsache, deren erschreckende Wirksamkeit sich nicht bestreiten läßt. Diese Willensrichtung beherrscht nun Balthasar Claef genau wie den Helden Bayles. Aus ihr erklären sich alle seine Handlungen, wir sehen mit wachsendem Schrecken alle Ereignisse voraus und wissen, daß die ganze Familie dem Verderben nicht entrinnen kann. Die Notwendigkeit in der Folge des Geschehens ist höchstens noch zwingender als in „Le rouge et le noir“. Doch der Eindruck des Maschinenmäßigen, Blutleeren, Typischen fehlt ganz. Keine Regungen der menschlichen Seele sind der psychologischen Verständlichkeit zuliebe ausgeschaltet, warmes, echtes Menschenleben begegnet uns überall. Der Grund liegt eben darin, daß Balzac die psychologische Mechanik Bayles nicht nur zur Erklärung der Betätigungen des Charakters verwendet, sondern diese Methode vor allem bei der Begründung der Eigenart des Charakters selbst benutzt. Dadurch sieht er sich veranlaßt, ihn aus ganz individuellen Verhältnissen entstehen zu lassen. Aus dem Nationalcharakter der Flämänder und aus den besonderen Schicksalen des Hauses Claef und seines Sproßes Balthasar sehen wir die Individualität seines Wesens mit zwingender Notwendigkeit sich entwickeln. Die volle Hälfte des Buches ist dieser „wissenschaftlichen“ Begründung des Charakters gewidmet. Ähnlich wie „La recherche de l'absolu“ zerfällt auch „Eugénie Grandet“ in zwei Teile. Der

erste schildert in aller Ausführlichkeit das Leben im Hause Grandet. Den Charakter des Alten verstehen wir sofort in seiner ganzen Notwendigkeit; aus ihm und dem Wesen der Mutter setzt sich dann mit anschaulicher Deutlichkeit Eugeniens kindliche Seele zusammen. So offen liegt ihr Herz vor unseren Augen, daß wir mit banger Ahnung das herbe Weh voraussehen, das es brechen soll. Als dann die Außenwelt sich in dies eigenartige Heim hineindrängt, da folgen sich die Ereignisse mit absoluter Konsequenz. Wenn es sich dann in anderen Werken um die Schilderung ganzer Gesellschaftsklassen handelt, ist die Aufgabe natürlich schwieriger, sind die zu knüpfenden Fäden verwickelter, aber immer wird das Wesen des Ganzen, die Eigenart des betreffenden Kreises aus seiner Entstehung und Zusammensetzung erklärt, wie ein chemisches Produkt aus seinen Komponenten. Als Beispiel möchte ich nur noch auf „Le Père Goriot“ hinweisen. Der spezielle Einfluß der Heimat und ihrer Geschichte auf den Charakter, auf die Denk- und Handlungsweise ihrer Bewohner tritt uns mit voller Deutlichkeit in „Le lys dans la vallée“ entgegen. Würziger Erdgeruch der Touraine in holdesten Frühlingspracht.

Nie hat ein Historiker mit solcher Sorgfalt und solchem Glück die Ereignisse eines Zeitalters uns verständlich gemacht, nie hat ihm auch so lückenloses Material zu Gebote gestanden, wie es Balzacs Schöpferkraft in der „Comédie humaine“ uns vor Augen stellt. War also Stendhal-Beyle der Meister der psychologischen Analyse, so besteht Balzacs Fortschritt über ihn hinaus darin, daß er dieser wissenschaftlichen Analyse die wissenschaftliche Synthese vorausgehen läßt und so erst den ganzen Menschen unter den Zwang der Methode stellt. Beyle beschränkte sich im Grunde auf die Individualpsychologie, Balzac schritt fort zur Gesellschaftspsychologie oder, noch deutlicher ausgedrückt, zur Gesellschaftsmechanik.

Damit haben wir das Neue aufgezeigt, das die Romane Balzacs und Beyles gebracht haben, und auf dem ihre Wirkung beruht. Die Frage ist nun, woher dieses Neue stammt, und warum es gerade vom Jahre 1830 ab wirksam wurde. Ein Blick auf das allgemeine Geistesleben der Zeit muß uns die Antwort ermöglichen. Spielt etwa in der Entwicklung der Weltanschauung in Frankreich daselbe Jahr eine bedeutende Rolle?

Man hat die Bestrebungen poetischer, ästhetisch-doktrinärer und politischer Art, die in der Restaurationszeit zur Blüte gelangten, unter dem Namen Romantismus zusammengefaßt: es sind eine Reihe von Brücken, deren Zähler lauter mittelalterliche Werte haben, und deren Generalnennen Romantismus heißt. Das war der Geist, der bis zum Jahre 1830 in Frankreich in steigendem Maße zu herrschen schien, der noch in diesem selben Jahre im Theater und auf dem Ratheder, mit V. Hugo und V. Cousin, seine höchsten Triumphe feierte. Es ist daher auch verständlich, daß die ganze Richtung auf allen Gebieten gleichzeitig regte und starb. Woran die ganze Reaktion und Restauration zugrunde ging, was sie mit einem Schlage vernichtete, haben wir auch schon angedeutet: es

war der Geist Condillacs, Lamettrie's, Holbach's, der Geist von 1789. Die Fortschritte der Naturwissenschaften hatten ihn aus seinem Schlummer erweckt. Das Zeitalter der Empirie war angebrochen. Unter Louis Philipp entstanden die ersten Eisenbahnen und die ersten elektrischen Telegraphen. An die Stelle der ideologischen Begriffsanalyse, die bleibende Erfolge natürlich nicht erringen konnte, trat die Induktion und das Experiment; auch in der Philosophie hatte die positivistische Methode gesiegt. David Hume behauptete wie in England so auch in Frankreich das Schlachtfeld. Die schottische Philosophie hatte in Frankreich ganz wie im Mutterlande damit geendet, daß sie zu dem siegreichen Gegner, dem Positivismus, übergegangen war. Sie hatte ihm seine Voraussetzungen zugegeben und wunderte sich dann, daß sie schließlich zu denselben Folgerungen gelangte. Ihr Lohn bestand dann darin, daß die späteren Positivisten die Schotten durchaus mit zu ihren Lehrern zählten, wenn sie auch Einzelheiten zu tadeln fanden. Man denke nur an das Verhältnis von J. Stuart Mill zu Hamilton. So wies denn in Frankreich die neue Zeit gebieterisch auf das achtzehnte Jahrhundert zurück. Die Ausdehnung der naturwissenschaftlichen Methode, als allein wissenschaftlicher Forschungsweise, auf alles wissenschaftliche Denken, die rein kausale Erklärung auch geistiger Vorgänge und jeglichen Weltgeschehens, vor allem die absolute Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit auch auf dem Gebiete des menschlichen Handelns, also auch in der Geschichte, hatte das *Système de la nature* mit großer Schärfe gefordert; und Lamettrie nannte nicht nur, wie Descartes, die Tiere mechanische Automaten, sondern auch die Menschen. Diese Forderungen, wir haben es gesehen, erfüllte Bayle mit eiserner Konsequenz. Der Geist der Naturwissenschaften, des Positivismus, ist es also, aus dem sein Werk entstand. Es fehlten nur noch die großen Vertreter im eigenen Volke, die diese Gedanken von neuem zusammenfassen und dem französischen Geiste entsprechend vortragen würden. Auch sie ließen nicht auf sich warten, als ihre Zeit sich erfüllt hatte. Schon vor 1830 hatte Auguste Comte seine wissenschaftliche Tätigkeit begonnen, und in den dreißiger Jahren reifte sein Hauptwerk heran, das 1840 bis 1842 als „*Cours de philosophie positive*“ erschien. In dieser Zeit wuchs auch H. Taine heran und nahm den neuen Geist in sich auf. Wenn wir daher das Wesen seiner Schriften erläutern, so lernen wir eben das Neue verstehen, das auch die Schriftsteller vor ihm geleitet hatte. Daß wir hauptsächlich aus ihm die theoretischen Anschauungen der Zeit entnehmen müssen, kommt daher, daß er zuerst Ästhetik und Geschichte in systematischer Weise nach der neuen Methode betrachtete. Die Methode selbst war seit 1830 in der Literatur wirksam. Comte hatte das allgemeine System der positiven Wissenschaften begründet und keinen Zweifel gelassen, daß überall die Methode dieser Wissenschaften die einzig berechnigte sein sollte. Auch Geschichte und Kunst sollten nur nach dieser Methode Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein. So führt denn Taine nur die Absichten Comtes aus, wenn er auch von der Geschichte fordert, daß sie alle mythischen und meta-

physischen Begriffe beiseite lasse und sich nur an das halte, was wirklich beobachtet werden kann. Ganz in der Weise der Ideologie des achtzehnten Jahrhunderts erläutert er diese Forderung. „Die Bestimmung Roms war es, die Welt zu erobern,“ sagt der Mystiker. Der Positivist findet diesen Ausdruck poetisch schön und würdig eines Vergil, doch unverständlich für klares Denken. Es ist eben nur ein bildlicher Ausdruck, der etwa besagt, „daß das römische Volk das Land um das Mittelmeerbecken und einige Gebiete im Nordwesten davon eroberte, und daß diese Eroberung notwendig war.“ Warum aber war sie notwendig? „Weil Rom während mehrerer Jahrhunderte tüchtige Heere und große Politiker besaß, und seine Gegner weniger tapfer oder weniger geschult oder weniger schlau waren.“ Von dem „Geschick“ Roms ist also nichts übrig geblieben als eine Reihe wirklicher Umstände. Allgemein ausgedrückt sind also die geschichtlichen Ereignisse nur die Wirkungen dieser besonderen Umstände, der Fähigkeiten und Neigungen der Völker, und diese Wirkungen sind, wie alle Folgen vorhandener Ursachen notwendig. Also gilt es auch in der Geschichte die Tatsachen festzustellen, so genau und vollständig als möglich. Diese tatsächlichen Ursachen sind dann natürlich auch wieder Wirkungen früherer Tatsachen, die ebenfalls aufgesucht werden müssen. Diese wirklichen Tatsachen sind auch die einzigen Gesetze, die der positive Historiker auffinden kann, wie auch die Naturgesetze keine mystischen Kräfte sind, sondern nur allgemeiner wirkende Tatsachen. Diese *faits généraux* sind also genau wie die physikalischen Gesetze nichts als bestimmte Formeln und Definitionen, nichts als kurz gefaßte Ausdrücke, die den Gang der Ereignisse auf die knappste Weise in sich enthalten, es sind die *Maxwell'schen Gleichungen* der Geschichte. Kennen wir also in diesen *faits producteurs* die Gesetze der Geschehnisse, so haben wir auch den Schlüssel zu dem, was wir „das Geschick“ eines Wesens oder eines sozialen Körpers nennen. Das ist genau die Methode der Physik, dasselbe *savoir pour prévoir* in der Geschichte wie in der Natur. Ich brauche nicht erst auszuführen, daß die Geschichtsmethodik *Taine's* völlig mit dem Geiste der *Comteschen* Soziologie übereinstimmt. Ihre Aufgabe ist die Beobachtung der sozialen Funktionen der Völker, deren Fähigkeiten und Neigungen, deren empirischer Charakter als die letzten erreichbaren Tatsachen festgestellt werden müssen. Die Aufgabe der Geschichte fällt mit den Zielen der Völkerpsychologie, welche die letzten Grundlagen aller geschichtlichen Entwicklung der Völker, also die positiven historischen Gesetze aufzustellen strebt, zusammen.

Welcher Art sind nun diese allgemeinen und letzten Tatsachen? Welches sind die dauernden Ursachen der wechselnden Ereignisse? *Taine* selbst bestimmt sie also: „Die Zustände und Handlungen des inneren Menschen haben als Ursachen gewisse allgemeine Denk- und Empfindungsweisen. Aus drei verschiedenen Quellen bildet sich dieser ursprüngliche geistige Zustand: aus der Rasse, dem Milieu und der äußeren Lage.“ Rasse bedeutet hierbei nicht bloß die physische Abstammung, sondern den ganzen Komplex physischer und psychischer

erblicher Belastung, also die ganze Grundlage des Charakters, soweit sie durch die Biologie des Individuums oder des sozialen Ganzen bedingt ist. Doch diese Rasse lebt sich nicht im leeren Raum, sondern in einer bestimmten Umgebung aus. Diese Umgebung beeinflusst das Handeln und gibt ihm eine bestimmte Richtung, die mit zum Charakter der geschichtlichen Person gehört. Diese zweite wirkende Ursache ist das Milieu. Zu ihm ist natürlich auch die ganze physische Umgebung des Individuums oder Volkes zu rechnen, der Boden, den es bebaut, das Klima ebensogut wie die durchschnittliche Regenmenge und Jahrestemperatur. So entsteht aus vielen Umständen die allgemeine Geistesrichtung eines Volkes oder eines Zeitalters, welche in jedem einzelnen Geiste wiedersteht und wirksam ist, und der Mensch glaubt der Stimme seines Innern zu folgen, während aus seinem Innern, als dem entsprechenden Organ, doch nur der Geist seiner Zeit zu ihm spricht. Sein Denken ist notwendig wie der Lauf der Planeten. Die äußere Lage dann ist die besondere Veranlassung, die besondere Gelegenheit, die einzelne Ereignisse hervorruft, indem sie den Grundcharakter zum Wirken veranlaßt. Durch diese drei Formeln: Rasse, Milieu und Moment, wird die Seele eines Volkes oder eines Individuums genau definiert, und aus diesen Definitionen kann man, wie aus Euklids Definitionen, *more geometrico* (der Ausdruck findet sich bei Taine selbst) die ganze Reihe der geschichtlichen Ereignisse entwickeln. Der Geschichtsschreiber muß also diese Grunddefinitionen zu gewinnen suchen; erst wenn ihm das gelungen ist, hat er die wissenschaftliche Sicherheit, daß er die Menschen und die Ereignisse erfaßt hat, wie sie wirklich sind.

Diese Kenntnis der treibenden Grundkräfte in der Entwicklung der Menschheit kommt natürlich auch dem Dichter zugute. Sollen seine Schöpfungen überhaupt Menschen sein, so muß ihre Wirkungsweise sich auf dieselben Formeln gründen wie die Handlungen der historischen Personen. Ist das Wesen der geistigen Entwicklung erkannt, so muß auch der Dichter dieses Wesen anerkennen und zur Grundlage seiner Schöpfungen machen und, wenn er auf dem Boden steht aus dem jene Erkenntnisse entspringen, so wird er das um so lieber tun, als seine Arbeit ihm, da sie nun bestimmte Regeln hat, wesentlich erleichtert wird. Die Schöpfung wirklicher Gestalten ist nicht mehr Tat eines mystischen Genies, sondern der Erfolg streng methodischer, wissenschaftlicher Arbeit. Auch aus der Kunstübung verschwindet jedes Dunkel. Die Geschichte ist nach Taines eigenen Worten ein wahrer Roman, also der Roman mögliche Geschichte; seine Geschichtsphilosophie ist also zugleich Kunstphilosophie.

Doch kann sie nur einen Teil derselben ausmachen. Die Fragen der eigentlichen Ästhetik haben wir bis jetzt noch gar nicht berührt: die Fragen nach dem Zweck der Kunst und nach dem Wert der einzelnen Gegenstände für die Kunst. Nicht jeder Gegenstand kann für die künstlerische Behandlung gleich geeignet sein, und um eine Auswahl zu treffen, muß der Künstler einen Maßstab haben, nach dem er ihren Wert bemißt. Ebenso werden die vorhandenen Kunstwerke verschieden beurteilt, die einen anerkannt, die anderen abgelehnt.

Auch dabei muß nach den Gründen und Kriterien der Beurteilung gefragt werden. Mit anderen Worten: es muß auch ästhetische „Normen“ geben. Taine sah das völlig ein und hat selbst solche Normen aufzustellen versucht. Auch für ihn stellen Beobachtung und Wirklichkeit nur den Stoff dar, mit dem der Dichter arbeiten soll. Seine eigene Schöpfungsaufgabe ist dagegen, in diesen Stoff eine Einheit zu bringen, einen beherrschenden Charakter oder Gedanken herauszuarbeiten, nach dem alle Einzelheiten konvergieren, der allein Einzelheiten Zweck und Sinn verleiht. Auf dieser Einheit eines Kunstwerkes beruht sein „caractère bienfaisant“, sein mehr oder weniger günstiger Eindruck auf das Publikum. Also eine bestimmte Grundidee, eine bestimmte künstlerische Absicht muß das Werk beherrschen, wenn es aus einem Chaos einzelner Wirklichkeitsmomente zu einem Kosmos im Reiche der Kunst werden soll. Doch nicht alle Charaktere, welche die Einheit eines Werkes bilden, nicht alle Ideen, welche die Wirklichkeit formend durchdringen können, sind gleichwertig. Es gibt eben Kunstwerke verschiedenen Wertes. Taine fand das Kennzeichen zur Klassifizierung der Werke in dem Prinzip der Rangordnung der Charaktere. Der Wert eines Kunstwerkes richtet sich nach dem Grade der Bedeutung des beherrschenden Charakters und die Bedeutung des Charakters nach seiner Tiefe und Eigenart. Auf der untersten Stufe der Bedeutung stehen die gewöhnlichen Charaktere, die Alltagsmenschen, die sich durch nichts voneinander unterscheiden, denen Individualität und Eigenart völlig mangeln. Darüber stehen die Kämpfer, die das innere Gleichgewicht verloren haben und aus der trägen Masse herausragen, die großen problematischen Naturen. Bei ihnen tritt uns die Größe der menschlichen Leidenschaften in ihrer Erhabenheit entgegen. Aber diese riesenhaften Gestalten sind noch nicht die vollkommenen Charaktere. Über ihnen stehen die Helden, welche die Phantasie der Völker in den ewigen Werken der Vorzeit geschaffen hat, die gewaltigen Gestalten der Volksepen, einer Ilias, eines Nibelungenliedes, eines Rolandsliedes. Das sind die höchsten Typen, welche die Menschheit erreicht und die Dichtkunst dargestellt hat. Die Bedeutung einer historischen Person, einer sozialen Gruppe oder geschichtlichen Periode für den Künstler richtet sich ihrerseits nach der Kraft, mit der sie ihr Wesen im Laufe der Zeiten erhalten und zur Geltung bringen konnten. Was durch Jahrhunderte nachwirkt, ist um so viel auch bedeutsamer, als die spurlos verschwindenden Erscheinungen des Alltags. Fragen, welche die Menschheit seit Urbeginn der Zeiten bewegen, sind auch für die künstlerische Behandlung wertvoller als die Modezänkereien, die ihren Gegenstand mit jedem Jahre oder doch Jahrzehnt wechseln. Das höchste, was ein Dichter unserer Tage noch leisten kann, ist, daß er eine gewaltige Zeit in ihren großen Repräsentanten uns wirksam vor Augen stellt, und so ist Goethes „Faust“ auch für Taine einer der glänzendsten Vertreter einer der bedeutsamsten Zeiten, der Renaissance.

Taines Kunstphilosophie zerfällt also in zwei ganz deutlich getrennte Teile, einen rein psychologisch-soziologischen und einen ästhetisch-normativen. Es bedarf

auch keines langen Beweises, daß beide Teile miteinander völlig unvereinbar sind. Die psychologisch-positivistische Geschichte und Kunst betrachten die Gegenstände nur in ihrem gesetzmäßigen, notwendigen Zusammenhang. Für die Wissenschaft gibt es keine wertvollen und wertlosen Gegenstände. Die einzige Rangordnung ist die nach der kausalen Wirksamkeit. Das ist aber keine Rangordnung dem Werte nach. Individuelle Werte kennt die naturwissenschaftliche Methode nicht, der Diamant ist ihr nicht wertvoller als die Kohle, der gute Mensch nicht bedeutsamer als der Verbrecher, Apollo von Belvedere hat nicht mehr Bedeutung für sie als jeder andere Marmorblock. Auch Taines Rangordnung der Charaktere läßt sich aus seiner positiven Wissenschaftslehre nicht begründen. Vom Standpunkt seiner ganzen Weltanschauung aus hat die philosophie de l'art nur den Wert einer gänzlich individuellen Ansicht. Soweit sie Taine als wissenschaftlich allgemeingültig betrachtet, stellt sie eine klare Folgewidrigkeit gegenüber seinem System dar. Normen sind eben keine Naturgesetze und lassen sich aus ihnen durch keinen Kunstgriff ableiten, wenn auch noch die neuesten Ästhetiker es immer wieder versuchen. Jedenfalls aber ergibt sich aus dieser Betonung der Normen bei Taine, so folgewidrig sie auch sein mag, daß sein ganzes System keineswegs ein Materialismus ist, auch seine Geschichtsauffassung ist nicht materialistisch.

Wenn wir nun fragen, wodurch Taine zu seiner Inkonsequenz veranlaßt worden sein mag, so kann die Antwort nur lauten: durch seine faktischen Ansichten über das Wesen der Kunst und die Aufgaben der Künstler. Die positivistische, naturwissenschaftliche Weltanschauung ist bei ihm, ist zu seiner Zeit in Frankreich vielleicht überhaupt noch nicht soweit fortgeschritten, daß sie auch die Anschauungen über das Wesen der Kunst nach ihrem System umgestaltet hat. Um das jedoch mit Sicherheit feststellen zu können, müssen wir die oben geschilderte Praxis Belyes und Balzacs mit den Forderungen Taines und den Folgerungen des Positivismus vergleichen.

Zunächst zeigen beide die geforderte „wissenschaftliche Tendenz“. Alle Handlungen ergeben sich aus bestimmten Voraussetzungen mit absoluter Notwendigkeit. Den mechanischen Ablauf des Geschehens konnten wir unzweifelhaft nachweisen. Während dann die übrigen Forderungen Taines bei Belye noch nicht mit aller Deutlichkeit erfüllt sind, können wir bei Balzac alle Postulate der Theorie in der Praxis aufzeigen. Bei ihm erscheint der Charakter nicht als mystischer Hintergrund der Persönlichkeit, sondern als völlig analysierbares, notwendiges Produkt einer kleinen Reihe von Tatsachen. Diese findet er in der Geschichte der Familie, der Geburt, also der Rasse, den Verhältnissen, unter denen diese Familie und das Individuum sich entwickelten, dem Milieu, und den besonderen Umständen der individuellen Existenz, dem Moment. Aus diesen drei Formeln setzt sich bei ihm jede Bestimmung des Charakters zusammen. Wir haben besonders betont, welche Mühe, welche peinliche Sorgfalt, unbekümmert um die ästhetische Wirkung, gerade Balzac auf diese Analyse des Wesens seiner Personen und ihrer Zustände verwendet. Auch die psychologische Technik entspricht bei Belye und

Balzac den Forderungen der naturwissenschaftlichen Methode. Für jeden Charakter suchen beide einen Mittelpunkt, aus dem sein ganzes Wesen verstanden wird, ein *sait général*, welches in allen Handlungen erscheint und alle bestimmt, eine Gleichung, in welche man nur die gegebenen Zahlen jeder bestimmten Lebenslage einzusetzen hat, um sofort das Ergebnis zu erkennen. Diese Grundformel heißt bei Julien Sorel Ehrgeiz, beim Vater Grandet Geiz, beim Vater Goriot unvernünftige Kindesliebe (*Ring Lear*), bei Balthazar Claes *Idée fixe*. Mit Bewußtsein haben beide Schriftsteller alles vermieden, was diese Grundbestimmung verwischen könnte, was Unklarheit in ihr Handeln bringen und daher auch die Notwendigkeit des schließlichen Erfolges zweifelhaft erscheinen lassen könnte. Nach den Laineschen Normen haben dann auch beide Schriftsteller besonders die Darstellung der großen Kämpfer, der problematischen Naturen, gepflegt, was ohne weiteres nach unseren Ausführungen einleuchten dürfte.

So gehen denn von Anfang an Theorie und Praxis so augenscheinlich parallel, daß ihr gemeinsamer Ursprung aus dem Geist des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts völlig einleuchtet. Ehe ich dazu übergehe, die Entwicklung und den Wandel der positivistischen Kunstlehre und Kunstpraxis in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit darzustellen, möchte ich noch auf eine allgemeine Eigentümlichkeit der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hinweisen, nämlich darauf, daß die wirklich bedeutende literarische Produktion sich fast ganz auf den Roman beschränkt, daß jedenfalls der Roman in weit höherem Maße als je zuvor die beliebteste Literaturgattung wurde. Das französische Drama hat es im neunzehnten Jahrhundert zu großen, charakteristischen Leistungen nicht gebracht, es bewegte sich völlig in der Gefolgschaft des Romans. Daß auch hieran der „wissenschaftliche“ Geist des Positivismus schuld ist, kann nicht bezweifelt werden. Keine Literaturgattung kann leichter und vollkommener den Forderungen der positivistischen Kunstauffassung entsprechen als der Roman. Wo wäre es leichter, die Charaktere, unbekümmert um allerlei technische Anforderungen, bis in die kleinsten Einzelheiten zu schildern und zu begründen, wo ließe sich ungezwungener das Werden der Gestalten aus Rasse und Milieu, das Entspringen der Handlungen aus den Grundanlagen und den gegebenen Umständen darlegen als im Roman? In welcher anderen Literaturgattung wäre es möglich, ohne vollständige Zertrümmerung aller ihrer Geseze, in rein wissenschaftlicher Absicht einen psychologischen oder gar biologischen Aufbau der Seele des Helden mit allen Einzelheiten zu geben? Nur der Roman kann in wissenschaftlicher Genauigkeit mit der Geschichte sich messen und sie übertreffen, da ihm die Quellen für seine Kausalkette nie fehlen. Keine andere Dichtungsart kann aber auch das Schöpferische so leicht missen, das der Positivismus auch im Kunstwerke verpönt, verpönen muß, wenn er folgerichtig sein will. Mit rein wissenschaftlicher Beobachtungsgabe läßt sich vielleicht ein Roman, aber kein Drama oder Epos zustande bringen. Alle

diese Tatsachen mögen heute als eine Kritik des Kunstwertes des Romans überhaupt angesehen werden, aber nicht auf Kritik kommt es uns hier an, sondern nur auf die Feststellung des innigen Zusammenhanges, der zwischen Weltanschauung und jeder anderen geistigen Betätigung, hier also dem künstlerischen Schaffen besteht, und der sich nicht etwa rein äußerlich in der Stoffwahl zeigt, sondern die Grundauffassung vom Wesen, von Zweck und Mittel der Kunst in ihren innersten Tiefen bestimmt. Sogar auf das künstlerische Empfinden der Genießenden erstreckte sich der Einfluß der positivistischen Weltanschauung, wie die gewaltigen, alles andere verdrängenden Erfolge der besprochenen Schriftsteller beweisen.

(Schluß folgt in Nr. 29)



Die Kolonisation Sibiriens

Don Dr. Otto Goebel-Berlin



ie ein Denkmal Stolypinscher Denkart mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern erscheint die Denkschrift*), die dieser Staatsmann, der Retter Rußlands in chaotischer Zeit, kurz vor seiner Ermordung dem Zaren als Ergebnis einer Besichtigungsreise nach Sibirien vorgelegt hat.

„Die wichtigste Staatsangelegenheit ist in Sibirien das Übersiedlungswesen“, so beginnt Stolypin seine Darlegungen, aus deren weiteren Ausführungen sich ergibt, daß er es auch für eine der wichtigsten Angelegenheiten des ganzen russischen Reiches hält.

Die Denkschrift atmet die Größe eines wirklichen Staatsmannes, der, erfüllt von einer ihn beherrschenden Idee, als ihr Diener und ihr Meister zugleich mit unnüchternem Herzen und nüchternem Kopf seinen Weg geht — bis in den Tod.

Wir Deutschen haben keine Ursache, Stolypin zu lieben. Die ihn beherrschende Idee war die Größe Rußlands auf Kosten Deutschlands, und die ihn für sein Vaterland erfüllende Furcht war eine hohe Einschätzung — vielleicht eine Überschätzung unserer Macht und Zukunft.

Wie im Innern die Grenzvölker: die Deutschen, die Polen, die Letten, Esten, Finnen, Kirgisen, und wie sie alle heißen, allenthalben vor den Interessen des Russentums zurücktreten sollten, so war ihm nach außen das scheinbare Bündnis mit England recht als eine Schwächung des Germanentums. Die Engländer selbst hat er wohl nie gefürchtet; er wußte, daß England in seinem Mißtrauen und seiner Feindschaft gegen Deutschland, in seiner Anlehnung an

*) „Die Kolonisation Sibiriens“, eine Denkschrift von P. A. Stolypin und A. B. Kriwoscheln, übersetzt von Dr. E. Gleye. Berlin 1912, Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.

fremde Rassen, an Japaner, Franzosen und Russen, sein eigenes Grab gräbt, und hoffte im Stillen, es werde mit seinem eigenen auch das der germanischen Welt Herrschaft überhaupt graben.

Die Überschätzung Deutschlands trübt selbst in der Denkschrift über Sibirien hier und da Stolypins klares Urteil. Er warnt z. B. vor einer künstlichen Steigerung der Übersiedlung nach Sibirien, damit sie nicht Lücken in der Bevölkerung Westrußlands schaffe, in die — deutsche Ackerbauer eindringen würden. Stolypin beruft sich dabei auf Ausführungen Professor Auhagens, des früheren landwirtschaftlichen Sachverständigen, der im Auftrage des Deutschen Reichs die Kolonisation Sibiriens an Ort und Stelle studiert hat. Auhagens Bemerkung, für Deutschland sei der Einfluß der Übersiedlungsbewegung auf die Agrarverhältnisse und die Abnahme der Bevölkerung im europäischen Rußland weit wichtiger als die zukünftige Rolle Sibiriens auf dem Weltmarkt, will natürlich nur an den Einfluß erinnern, den die Umwälzung der Agrarverhältnisse in Rußland, von der die Auswanderung nach Sibirien eine Teilercheinung ist, auf russische Getreidepreise und Ausfuhrmengen haben muß, an denen wir als Getreideeinfuhrland stark interessiert sind. In Wirklichkeit besteht nicht nur kein Gedanke an eine Auswanderung deutscher Bauern nach Rußland, sondern es findet umgekehrt nicht nur eine Rückwanderung aus den deutschen Kolonien an der Wolga und aus Süd- und Westrußland nach Deutschland statt, sondern obendrein eine leider recht starke slawische Einwanderung in unser Vaterland.

Bezweifeln möchte ich ferner nach allem, was ich im Verlauf zweier Jahre in Sibirien gesehen und gehört habe, auch die Berechnungen der Denkschrift über die zukünftige Getreideausfuhr Sibiriens. Die Ernte Sibiriens soll danach schon heute 300 Millionen Pud (5 Millionen Tonnen), der Ausfuhrüberschuß 100 bis 150 Millionen Pud betragen.*) Die Denkschrift rechnet dabei mit einem Getreideverbrauch von 15 Pud (rd. 250 Kilogr.) jährlich auf den Kopf der sibirischen Bevölkerung. Diese Angabe ist im Vergleich zum europäischen Rußland zu niedrig gegriffen. Berechnungen ergaben für dieses, nach Zu- und Abrechnung von Einfuhr und Ausfuhr im guten Erntejahr 1909, einen Verbrauch von 445 Kilogr. (rd. 27 Pud), im schlechten Jahr 1908 von 365 Kilogr. (rd. 22 Pud) auf den Kopf. Es ist ferner die angegebene sibirische Ernte von 300 Millionen Pud keine normale, sondern die in der Gegenwart mögliche Höchsternte. 1905 brachte z. B. eine schlechte Ernte, nur 100 Millionen Pud, 1908 dagegen eine gute Ernte im Gegensatz zum europäischen Rußland, nämlich 200 Millionen Pud, und wenn auch die Saatflächen infolge der Einwanderung stark steigen, so wird es doch noch gute Weile haben, bis eine Durchschnittsrate von 300 Millionen Pud erreicht ist, ganz abgesehen davon, daß dann auch der Eigenverbrauch Sibiriens bedeutend größer geworden sein wird.

*) Bei 300 Millionen Pud kann nur die gesamte Getreideernte einschließlich Futtergetreide und Saatgut gemeint sein, wie sie auch meinen Berechnungen für das europäische Rußland zu Grunde liegt.

Sibirien hat also in mäßigen Erntejahren gar keinen, in guten einen kleinen Getreideüberschuß. Für den Erfolg der sibirischen Kolonisation ist das übrigens nicht so wichtig, wie Stolypin zu meinen scheint. Solange Sibirien seine Bevölkerung selbst nährt, ist die Kolonisation berechtigt; den Bargeldbedarf kann das Land, wie heute so auch später, aus Viehzucht und Bergbau ziehen. Butter, Fleisch, Häute, Wolle und Bergbauprodukte werden stets die wichtigsten Geldquellen Sibiriens sein.

Stolypin aber will an einen großen Getreideüberschuß glauben, einmal weil die Einwanderer, die die westsibirische Ebene, vor allem die Kirgisensteppes, füllen sollen, aus den reinen Getreidegebieten Rußlands stammend, ihre Meinung über die Brauchbarkeit des neuen Landes nur nach den Getreideernten bilden, und dann, weil die Getreidefrachten den Bau der südsibirischen Magistrale rechtfertigen sollen, die 1000 Kilometer südlich der jetzigen Bahn beginnend und die Kirgisensteppes und das nördliche Altaivorland durchlaufend, bei Nowo-Nikolajewsk oder Atschinsk sich mit der jetzigen sibirischen Bahn vereinigen soll.

Die Kolonisation soll vorwärts schreiten und darum muß der Getreidebau allenthalben möglich sein. Man bedarf, nach der Meinung der Denkschrift, nur einer Zollschranke gegen mandschurisches Getreide und auch im fernen Osten, im Amur- und Küstengebiet, wird der russische Getreidebau aufblühen und damit die Massen der russischen Kolonisten anziehen, die die russische Regierung so sehnlichst herbeiwünscht als Gegengewicht gegen die „Ackerbauameisenhaufen“, mit denen China neuerdings seine Grenzazonen besiedelt.

Ist so bei den Anschauungen Stolypins über die Kolonisation Sibiriens der Wille oft der Vater der Gedanken, so tritt Stolypin an alle Einzelfragen mit vorurteilslosem Blick heran: er und Arwoschein prüfen und sichten, unbeirrt von Schlagworten, die auch in der sibirischen Kolonisation eine so große Rolle spielen, sie wissen das Allgemeine von dem Einzelnen, das Unvermeidliche von dem Vermeidlichen, das Vorübergehende von dem Dauernden zu scheiden und so Wege zu finden, zu bessern und zu helfen. Fast alle Grundfragen einer Massenkolonisation werden in der Denkschrift eingehend besprochen, natürlich vom russisch-sibirischen Standpunkt aus, aber immer anregend für das Verständnis aller Kolonisation überhaupt.

Das wichtigste Ergebnis der Untersuchungen ist, daß auch für Sibirien mit der alten russischen Agrarverfassung gebrochen werden muß. Volles, uneingeschränktes Privateigentum ist das Mittel zu dichter Besiedelung, zu verbesserter Technik des Landbaus. Derselbe Alteingeseffene, der sich gegen die Überfiedelung stemmt, wenn ihm ein Stück seines bisherigen Landüberflusses genommen werden soll, er wird sich selber bemühen, neue Zuwanderer heranzuziehen, und er wird sich auf seinem alten Sitz mit größerem Fleiß und intensiverem Betrieb einrichten, sobald er seinen Landüberfluß verlaufen kann. Das Privateigentum an Land gestattet auch die jetzt in Sibirien so gut wie unmögliche Bildung von Großgutswirtschaften, unentbehrlich als Vorbilder land-

wirtschaftlicher Fortschritte, als Verdienststellen für den Überschuß bäuerlicher Arbeitskräfte, als Geburtsstätten landwirtschaftlicher Industrien. Das Privateigentum endlich läßt die sibirischen Städte zur Entwicklung kommen; viele aus Dörfern emporgewachsene stadthähnliche Ansiedelungen können nur deshalb nicht zu wirklichen Städten werden, weil die Gemeindefandverfassung des ursprünglichen Dorfes jeden Bodenerwerb ausschließt. Stolypin weiß, daß ein Land, auch ein rein agrarisches, ohne Städte nicht gedeihen kann; er will in Zukunft nicht nur Bauern, sondern auch Händler, Handwerker und Fabrikarbeiter nach Sibirien ziehen.

Die Übertragung des Landes zu vollem Eigentum soll aber zugleich ermöglichen, daß der Staat Land an die Übersiedler verkauft, wo die Aussichten zum Fortkommen sicher sind und daher der Zustrom von Menschen unerwünscht groß ist. Kostenloses Land und Beihilfen zur Einrichtung sollen fortan nur da gewährt werden, wo ungeklärte und schwierige Verhältnisse des Übersiedlers harren, vor allem im Urwald und im fernen Osten; dann wird die Masse der Übersiedler nicht mehr, wie jetzt, allein in die westsibirischen Ebenen drängen.

Eine der wichtigsten Maßnahmen sieht die Denkschrift ferner in der systematischen Belehrung der Bevölkerung in den Fortschritten landwirtschaftlicher Technik, in der Verwendung von Maschinen, den Methoden der „trockenen Landwirtschaft“ und der Wassergewinnung. Diese Belehrung erscheint nicht nur dringend nötig für die Übersiedler, die sich ungewohnten Verhältnissen gegenübersehen, sondern auch für die Alteingesessenen. Für diese letzteren drängt sich der Prozeß des Übergangs vom wilden Raubbau zu ordnungsgemäßem Fruchtwechsel, der sich sonst erst in ein bis zwei Generationen vollzogen haben würde, unter dem Druck der Übersiedlung auf eine kurze Spanne Zeit zusammen, und die Leute sind oft nicht imstande, sich ohne Anleitung in die neuen Betriebsweisen hineinzufinden. Ähnlich liegt die Sache für Zehntausende von Kirgisen, die die Beschneidung und oft fast völlige Wegnahme ihres Weidelandes zwingt, zum sesshaften Leben und zum Ackerbau überzugehen. Bei der Bedeutung der sibirischen Viehzucht und der Seuchengefahr, die in Asien groß ist, muß die Verbesserung der Viehassen mit einer starken Ausdehnung des Veterinärwesens Hand in Hand gehen.

Endlich fordert die Denkschrift den Ausbau von Eisenbahnen und Schifffahrtsstraßen. Mag sie sich dabei auch einem Trugschluß hingeben in ihrer Erwartung einer großen Getreideausfuhr nach Westeuropa und damit einer baldigen Rentabilität der neugeplanten Bahnen, so wird zweifellos die Festigung der Kolonisation durch die südsibirische Magistrale und die geplanten Anfänge einer Verbindung der Sibirischen Bahn nach Russisch Zentralasien hin gerade im südlichen Sibirien große Fortschritte machen und Südsibirien wie Zentralasien immer mehr zu einer russischen Provinz wandeln: ein von Russen besiedeltes Zentralasien als Etappe auf dem Weg Rußlands zum Indischen Ozean.



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst



Er hieß Florentin, war auf dem Kleyshofe in einer Bauerschaft im Ravensbergischen geboren und groß geworden. Wer ihm den seltenen Namen gab, hatte früh um ihn gewußt. Er ging mit diesem Namen als ein Einzelner, Seltener stillhin seiner Wege; sein Haar war blond und schimmernd und ließ die langen feinen Fäden dem Wind zum Spiele, wie die goldenen Palme draußen im Felde im Sonnenschein ihre Wellen im glücklichen sorglosen Winde haben; seine Augen glühten in ihrem Glanz dem leuchtenden Rund von Ringen, welche Treue versprechen. Er war aber nicht wie die anderen in Westfalen aus Eichholz geschlagen, doch das weichere Mark in seinen Knochen war von keiner faulen Art.

Der Bauer Kley, sein Vater, hatte die Augen zu früh zugetan, um ihn ganz aufwachsen zu sehen, aber seine Mutter ging mit ihm bis in seine zwanzig Jahre. Sie war eine Frau von weit ausgreifender Kraft, männlich stark, und in ihren häuslichen Kleibern mit stolz gehobenem Kopf; aber wie sich wohl über jedes Menschenleben eine Saite zieht, die zu leicht gespannt ist, daß da keine Schwachheit liegt, hatte sie eine wunderliche, tiefe Schwäche: den Florentin.

Sie hatte ihm als dem achten von ihren Söhnen den Namen aus dem Kalender in die Taufe getragen. Ihre Liebe zu ihm war keine Zartheit von feinen Worten, weil derart Spielendes dem schlichten Landvolk nicht in der Mundart lag. Sie hätte nur die starken Hände austun und dem Jungen den Kopf halten sollen, wenn er die Stirn neigte und verträumt in den Tag ging. Aber um diese Zeit ließ sie ihn gehen und sah ihm in blinder Vernarrtheit den Weg nach.

Der Florentin war der Jüngste und nach dem Gesetz des Landes Anerbe. Er ließ sich auch den Bauernkittel zurecht machen und paßte sich hinein; schier zu weit war er ihm, wie die Ebene, in der seine Felder lagen. Wie er ihn auszog und der blaue Kittel dalag, kam der Mutter die Angst um den Siebzehnjährigen, und sie sah ihn an wie einen, um den man aus Liebe weinen kann.

Der Florentin wurde ums Lehrerwerden in die Stadt geschickt. Derzeit lag zu Hause die Saat in den Feldern unterm Winter wie eingeschlafen, und

mit dem Lenz ging von den achten ein anderer aus, weckte die Felder und nahm das Erbe. Aber im Frühling wurde es stückig und eng in der Stadt, und Florentin, der Großbauernsohn, wie er sich in der Stube bei seinen Büchern aufrecken wollte, hatte den Atem nicht frei. Das Lehrerwerden war zu streng für den Träumer, und er fand sich nach Hause heim, wo der Bruder, der Siebente, das alte Erbe unter der Hand und zur Seite ein junges Weib hatte. Sie wiesen ihn auf die Leibzucht, das Hinterhofhaus, wohinaus die Mutter geräumt war und stille Tage zählte, wie es Bauernhoffitte für die Alten war.

Die Witwe Kley, wie sie draußen wohnte und ihren Kummer um den Heimgekommenen hatte, sah ihn doch heimlich mit glänzenden Augen an und freute sich an seiner Gestalt. Er war hübscher als die stärkeren Brüder, aber auch kein Schwächling von Körpernatur. Sein Gesicht hatte im Winter über den Büchern eine weiche weiße Haut bekommen, und eine gesunde Röte lag ihm auf den Backen, wie einem Mädchen, das von Rosen träumt. Er ging vor den Leuten mit scheu niedergeschlagenen Augen; während aber seine vollen roten Lippen meist geöffnet waren, wie zu einem heimlichen Lachen, als wollten sie das, was eigentlich in ihm war und was er mit den Augen versteckte, dem einen oder dem anderen erzählen. Es war nur wie ein Warten auf das rechte Begegnen mit jemandem, wenn er die Lippen immer wieder schloß und wohl leise in sich hinein sang, als rede er sich mit sich selber aus.

Dem Florentin trieb nicht das Blut durch die Adern, um laut und lustig zu sein, wie es die Burschen seines Alters waren. Das Trinken wollte ihm nicht durch die wortstille Kehle, und an den Mädchen wußte er noch nichts zu sehen. So blieb er lange draußen bei der Alten auf dem Leibzuchtskotten, wo der Tag im Schatten der großen Hufeisen hindämmerte, und der alternden Bäuerin wurde mit jedem Tage das Licht vor den Augen dunkler, bis jener ihr nahe war, welcher schwarz werden wollte und an dem sie das Schaffen und Schauen nicht mehr verlangen würde. Nur die Sorge um den Jüngsten hielt sie noch auf, daß sie oft das Müdwerden ihrer Jahre darüber vergaß, und dazwischen gingen wie liebe freie Sonntage die Augenblicke, wo sie an seiner Gestalt herumsah und sich an seinem Gesicht nicht satt verwundern konnte.

Doch der Florentin, wie er so im Einsamen sich selbst behielt, wollte kein Faulenzer und Tagsäumer sein und fing ein kleines Adern an, wie Leute, die ein geringes Broteffen haben. Er baute einen Garten aufs Feld mit Früchten und Blumen, und in der Art, wie er es tat, zeigte er, daß sein Kopf auch von innen hell war. Es kam ihm selbst der Einfall, wie alt er auch war, zu einem Gärtner in der Kreisstadt in die Lehre zu gehen, und die Zeit, die er fort war, machte ihn um drei Jahre älter. Die Arbeit beim Gärtnern war aber nicht nur das Blumenpflanzen und -pflücken, was ihm die sonderliche Freude machte, es war auch viel schweres Graben und Mistwerfen dabei, und die jäh aufkommende Unlust ließ ihn oft den Spaten einstecken und stillestehen. Aber

er hielt sich doch bis er ausgelernt hatte, und das erste Verdienen trieb ihn bald, irgendwo ein Eigen zu haben.

Da liegt ein Dorf nicht weit im Ravensbergischen gegen die Grenze von Hannover hin. Seine einzige Straße durchschneidet den Rasing von Süden nach Norden, daß die Berge zu beiden Seiten bewaldet niederfallen, wo bis an ihren Fuß die fruchtbaren Felder steigen, daß es oben ein freundliches Begegnen von Hügel und schwerem Acker ist und die Menschen, die unten um die Straße wohnen, ein heimatsschönes Zuhause haben. Die Abgeschiedenheit des Dorfes liegt einzig in der Bergenge. Die Landwege links und rechts hinaus gegen Westfalen und das fernere Weserland sind nicht weit bis zu namhafteren Städten, wohin die Bewohner von Dorf Molte ihren Handel von Vieh und Getreide bringen — und wohin der Ruf von dem Florentin Kley und seinen Blumen bald hinauszog wie ein weithin strömender Duft.

Der Florentin saß sich ein in diesem Dorf und nahm sich sein Lebensrecht. Er trat auf der Straße dahin von seinen Schuhen nicht viel ab, weil er einen wegleisen Schritt hatte, ja, nicht einmal ein großes oder lautes Steinstauben und Stuhlrücken gab es, als er sich am Nordende des Dorfes ein paar Schollen lehmischweres Bergland einhandelte, ein schlichtes rotes Backsteinhaus darauf errichtete und sich hineinwohnte. Durch die graue Leinenjoppe mit dem Gurt um den Leib unterschied sich der Großbauernsohn und Dorf Gärtner vom gewöhnlichen Arbeiter, auch in der Weise, wie er sein Werk anfaßte und verstand, welches ihm oft in den Kleinstädten der Umgebung oder im Dorfe selbst nicht besser als einem Tagelöhner aufgegeben wurde.

Wie er zum ersten Male heim kam und sich zeigte, ging seiner Mutter ein Herzschlag durch den Leib, daß an der schwarzen Sonntagshaube die Seidenschleife mit erzitterte. Die Freude legte einen weichen Finger in die Falten ihres gefurchten Gesichtes und glättete es für die Weile. Sie hob sich aus dem Lehnstuhl, dem ledernen, ausgefessenen, in den hinein sie versunken war, reichte dem Burschen, dem Jüngsten, ihre knöchigen alten Hände und richtete sich noch einmal auf wie von neuer Lebensstärke gehoben. Sie hätte in diesem Augenblick die Köpfe ihrer acht Buben um sich haben mögen, um recht zu sehen und zu sagen, wie dieser den schönsten hatte.

Die Jahre hatten dem Florentin ein männlicheres Aussehen gegeben, seine Hände waren arbeitshart, sein Gesicht war gebräunt vom Schaffen draußen in der Sonne, wie diese seinen Früchten und Blumen lieb war. Die Hofnachbarn der Bauerschaft, die um ihn und sein Tagstehlen oft das Maulreißen hatten, staunten jetzt zu ihm auf wie zu einem neuen Menschen, obgleich er für sie mit seinem unweisen Namen und mit seinem sachten Wesen immer noch das Bauernfremde hatte und behielt. Die Achtung der anderen hob ihm selber den Kopf und gab ihm zum Schaffen größere Freude, Ausdauer und Sicherheit. Die Früchte seines Gartens kamen in den Handel auf den Markt und brachten ihm Geld ein. Doch sein Leben waren seine Blumen. Seine Blumen hatten weitaus

einen klingenden Namen, wie sie einen feinen und edlen Duft hatten, und wenn einer in das Dorf eintrat und sich drinnen des Weges und der Menschen zurecht kannte, der sagte wohl von den Blumen gleich in den ersten kleinen, bunten Bauergärten: „Das sind von dem Florentin seinen“.

Im Juni und zur Hochmitte des Sommers, wenn seine Rosen blühten, war ihm am wohlsten in seinem heißen Garten, und seine hart gewordenen Arbeits Hände hatten eine wunderliche Feinheit beim Blumenschneiden. Er hatte ein paar wilden Balbstocken die Augen selber eingelegt; es ging kein Tag hinter die westlichen Berge, wo er nicht besah, wie sie in seinen Stämmen schliefen, bis sie in einem Sommer aufwachten und in einem anderen weiße Blumen trugen. Als er in dieser Zeit zu der einsamen Alten nach Hause kam, erzählte er ihr von den eigenen Blumen, und daß er ihr einige bringen wollte, wenn sie voll geblüht wären. Es war sein einziger freier Ausweg, dieser Sonntagsgang nach Hause, es war ihm dabei wie eine Kinderfreude im Herzen, und der Alten machte er mit seinem blonden Kopf die stille Stube hell.

Aber die Witwe Kley, seit sie ihren Jüngsten zu einem Manne aufgezogen hatte, war selber die Mannsstarke nicht mehr, und sie, die dem Großwerden ihrer Söhne sonst ohne ein Wimperzucken zugeesehen hatte, kam jetzt ein rührseliges Greinen an, als der Florentin von seinen eigenen Rosen sprach.

Und er brachte ihr die Blumen wenige Zeit danach, noch ehe sie voll waren. Es war auch Wochentag, aber der Florentin trug seinen schwarzen Sonntagsrock und einen hohen steifen, schwarzen Hut. Die weißen Rosen waren in einen Kranz gebunden und leuchteten über einen fremden dunklen Grabweg, der hinaus in die Ewigkeit führte.

Wie ihm die Mutter gestorben war, mußte der Florentin derweil keinen, für den sich sein Blut auch nur einen Herzschlag lang schneller oder freudiger erregt hätte. Die Dorfjugend, Burschen und Mädchen, waren leicht um ihn her, er mußte nicht laut mitzusingen in dem Tone, den sie anschlügen, und er hielt sich allein. So geschah es denn in dieser Zeit, daß ihm etwas Neues begegnete in dem Gesicht eines Mädchens, welches ihm entgegen trat. Es zeigte sich ihm im Rahmen seiner eigenen gebauten Tür, anders als das der Dorf-mädchen, darum neu und für den Florentin wie eine fremde Blume. Gerade weil das Gesicht wie eine blaßfarbene seltene Blume war, sah er es und sah sich fest hinein.

Weil er kein eigenes Hauswesen hatte, nahm er Fremde zu sich herein, mit denen er den Tisch teilte und ihnen so die Miete billigmweg ausglich. Es waren dieses die Witwe Johanne Kamp, die Mutter Johanne, wie sie genannt wurde, und ihre vierzigjährige Tochter Zette. Mit ihnen kam das Mädchen.

Die Mutter Johanne war eine Alte, Halblaub, die den zahnlosen Mund nur noch selten auftat, einmal, weil sie ihr eigenes Wort nicht hörte, einmal, weil sie nicht viel zu sagen mußte. Ihr kleines rundes Gesicht vertrach sich schüchtern in Runzeln, vor ihrem Alter wick das ergraute Haar unter die Kopf-

haube zurück, der Scheitel, wie er noch ein paar Finger breit darunter hervor sah, glich mit der durchscheinenden rötlichen Haut einem ausgetretenen Sträßlein, so voll waren die Jahre schon über sie hingegangen. Ihre matten Augen sahen mit stumper Gutmütigkeit durch das Haus und die Menschen an, die mit ihr darin waren und für die sie den Herd warm zu halten hatte.

Die Zette war nicht so von Wesen wie ihre Mutter. Sie hatte schmeichelnde oder scharfzüngige Reden, wie sie das Wort auf einen zu stehen hatte, und wenn sie einen Ärger um Gottes willen verschluckte, so wurmte er sie, bis sie ihn als giftigen Atem wieder ausließ. Sie war klein und mager, aber bei kränklichem Körper von jäher Natur. Haar, Brauen und Augen stachen in schwärzlichem Braun gegen die ungesunde Gesichtsfarbe scharf ab, der Nasenstumpf stand hoch, weil die Gewohnheit mit ihr alt wurde, mit dem Handrücken nach oben darunter her zu reiben, und hierdurch, wie durch das schief vorbeisiehende rechte Auge nahm das Gesicht einen Ausdruck komischer Frechheit an, der aber bei allem echt Bössartigen nicht ganz ernst zu nehmen war. Sie war fromm in Christi Namen und hielt den Sonntag mit soviel Andacht, wie noch aus ihrem verlesenen Gesangbuch heraus zu beten war. Sie war Näherin, das brachte sie den Weibern nahe und machte sie unentbehrlich, so daß ihr Stand im Dorf ein gebildeter war. Die eigene Eitelkeit, mit der sie sich Sonntags herausputzte, zeigte das Geschick ihrer Hände. Sie war aber maußarm und mußte für sich und ihre Alte die Pfennige im Dorf herum mühsam zusammen nähern, und weil sie mit den Jahren das Kränkeln stärker ankam, nahm sie ein Mädchen in die Lehre.

Die Luise Maßmann, oder Wieschen, wie sie dörfisch sagten, vom Lehrer Maßmann, dem die Frau bei der Geburt des Wieschen gestorben war, und der selber, die Schwindsucht am Halse, nicht weit überweg kam. Ein Bauer aus dem Dorf hatte Wieschen aufgezogen, ein Reicher, den sie den „Steinbauer“ nannten, weil ihm die Kalksteinbrüche in der Molterschlucht gehörten. Er war geizig, und es hat manchen gewundert, daß er das Gute an Wieschen tat. Aber er sog ihr die Kraft, die sie von seinem Essen bekam, an der rechten Stelle schon wieder heraus. Das frühe schwere Arbeiten beim Großbauern trieb Wieschen auf die Knochen, und sie wurde schwach, daß man sie weglassen mußte. So fand sie ihre Lehre bei Zette Kamp.

Wie sie eine Weile still geessen und sich beim Nähen ausgeruht hatte, kam ihr das Nachdenken über ihr Leben, und sie sagte zu Zette: „Weißt auch, arbeiten möcht' ich schon lieber draußen im Felde, wenn's nur nicht beim Steinbauern wäre!“

„Bist undankbar,“ gab ihr Zette eins drauf. „Zeigt einem einer wie man die Nähnaedel hält, um nachher wieder hinter die Nistforke zu gehen?“

Weil das Mädchen nicht mit viel eigenem Willen groß geworden war, dackte sie sich dem der Zette, entwuchs der Lehrzeit und wurde von ihr ausgelohnt. Sie war fleißig und der Zette ihre rechte Hand, oder, wie einmal

einer mit grobem Scherz sagte, der Zette ihr rechtes Auge, weil sie die Kleidernähte manchmal wieder glätten mußte, an denen die schielende Meisterin schief vorbei sah. Dem Wieschen zur Seite war, der spürte nichts von ihrem Dasein als das sanfte treue Mitgehen, so arbeitsam, still und zufrieden war sie; sie fand sich in das Wesen der Zette ohne irgendwie klugen Bedacht zu haben, nur mit ihrem freundlichen Nebengerhen. Wie es so schien, daß sie es gut aufeinander zu stehen hatten, lag etwas gleichmäßig Schönes darin, wie sie so Tag an Tag miteinander ausgingen, morgens hinaus und abends heim und wohl immer den Weg durch das Dorf nehmend, weil sie selber am Ausende wohnten. Da war keiner, der sie nicht kannte, nicht auf sie aufmerksam hätte.

Wieschen konnte sonst um ihr Aussehen nicht viel von sich reden machen. Sie war neunzehnjährig, schmal aufgeschossen und groß für ein Frauenzimmer, aber mit einem Gesicht so klein und voll Bescheidenheit, als wolle sie sich damit um ihre Körperlänge entschuldigen. Das Mutterland Westfalen verschwendet sich nicht in schönen Menschengesichtern und hatte sich bei dem Waisenkinde, dem Wieschen, auf keine sonderliche Form besonnen, nicht einmal eine Kraftgestalt hatte es ihr gegeben. Aber etwas hatte es hineingelegt, das schöner und stärker als beides war: einen gerade aufgerichteten, treuen Sinn.

Um so ein Mädchen ist es bestellt wie um eine einzelne Blume. Da gehen hundert am Wege vorbei, und wenn ein Auge nicht eben darauf fällt, oder einer nicht den Sinn fein und findig hat für Verborgenes, so bleibt sie ungesehen und es weiß keiner von ihr.

* * *

Es war Mai gewesen, und aus Lenz und Kränzen wuchsen die vollen reichen Sommerblumen auf. Der Florentin ging in seinem Garten, und es war keine Blume, die er nicht kommen sah, von den versteckten Mauseöhrchen und den brennenden Taglächtnellen im üppigen Unkraut hinten an der Komposterde, bis zu den gepflegten Geranienbeeten und den hohen, schön gewachsenen Stammrosen, die mit ihren roten und weißen Blumen das Ja zu aller Vollendung nickten.

Der Florentin hatte das Auge recht auf alles Blühende stehen. Er weilte bei den weißen Rosen und dachte an Wieschen, schnitt von den roten welche und meinte alle Liebe in Händen zu halten. Er schenkte dem Mädchen von diesen letzten, war wortschüchtern und ließ die Rosen für sich sprechen. Wieschen pflegte sie mit frischem Wasser und wusch an jedem Tage das Glas aus, in welchem sie die Blumen hielt. So versprachen sich die beiden jungen Menschen sinnig und heimlich einander, ohne sich noch mit Worten nah gekommen zu sein. Es lag dem Florentin das Wort längst als ein Lächeln auf dem Munde, so oft er an das Mädchen dachte, aber der Tag war noch nicht recht gewesen zu einer Rede, wie er sie meinte. Einmal war zuviel heiße Sonne, einmal verregnete sich's — und im Garten mußte es doch sein, wo kein anderer ging,

um die volle Blumenzeit und in einer Stunde, die vom blauen Himmel fiel, heimlich und heilig, eine mit einem Gottesgefißt, wie die Liebe zweier reiner Menschen, eine, die so klar war, daß sie sich in sich selber erklärte und es nicht viel eigener Worte gebrauchte.

Als der Tag dann nieberging in so einer Stunde, geschah es aber, daß sein Zögern dem Florentin einen Schleier vor den Augen her gewirkt hatte, durch den er die volle Klarheit der Stunde nicht erkannte und sich vergaß. Es war heiß gewesen, und die Sonne hatte Funken über allen Blumen spielen lassen, die wie kleine, aus dem Feuer frei gewordene Teufel waren, tolle und tanzende. Sie hatten sich Rosenblätter im Garten des Kley zugeworfen, wie kleine Schalen lagen abends diese Blätter über dem tauigen, dunkelgrünen Rasen, und der Duft stieg aus den Wellenden auf mit einem heimlichen, heißen Sinnebetäuben. Der Abendstrahl färbte die roten weiß, und die weißen wurden wie rot unter dem Laue. Da war etwas verzaubert, das Rechte war unrecht geworden, wo eine Grille zirpte, war's, als kichere ein Teufelchen, der Florentin war verwirrten Sinnes und kannte sich nicht aus in seinem eigenen Garten.

Draußen hinter den Hecken, den Feldern und dem Dorfe zu, war dagegen ein kühler, ruhiger Abend. Die Dorfstraße lag staubig hingestreckt wie ein arbeitsmüder Arm, der Schatten eines Berges, hinter dem die Sonne verschien, lehnte darüber, groß und rund und dunkel, wie der Kopf eines schlafenden Riesen. Das Dorf zog sich lang hinunter, im südlichen Teile waren die Häuser noch in der Sonne. Zwischen die einzelnen Höfe traten die Felder und legten ihre Frucht um jedes Eigentümers Tür. Nach dem heiß gewesenem Tage ging ein Duft von ihnen aus wie überströmende Kraft. In den eingegengten Wiesen nahe am Straßenbunde war Heu geschichtet, wo anders wurde mit scharfen Schneiden das schnittreife Gras niedergelegt. Von dem höchsten Bergland herunter kam der Duft der Esparfette. In den meisten Häusern waren die Türen aufgetan, daß die verbrauchte Tagluft ausgehen und kühlende Zugluft neue einlassen konnte, und wo noch die offenen Herde waren, flackerte das helle, wohnliche Abendfeuer.

Wieschen kam zu dieser Stunde mit ihrer Meisterin vom Nähen heim und sah sich in der Stube zuhause um, soweit ihr das Haus des Kley heimisch und eigen war. Sie brachte in ihrem Wesen etwas von der Festlichkeit der reinen freien Natur von draußen mit herein und ging unter den um den Kopf gelegten dunkelblonden, glatten Haarflechten wie unter einem Kranz. Es war einer im Dorf gestorben, sie hatten Trauer genäht und das schwarze Wollzeug war ihnen in die Hände gefärbt. Wie das Mädchen sich säuberte, fiel sie reinlich gegen den Halschmutz der Stube auf; denn die Mutter Johanne, die das Hauswesen hatte, setzte nicht viel vom Reiserbesen ab. Wieschen schüttelte die Nähfäden von ihrem gewürfelten Kleide und strich über die Schürze, welche ihr sackartig vom Halse bis an die Füße reichte und wandte sich eben, um hinaus zu gehen. Zette aber, der es am Magen fehlte und die heute ihren

schlechten Tag hatte, fand irgendwo einen Bürger daran, sie lauerte ihren Gedanken den Weg auf und hielt das Mädchen an mit ihrem Wort.

„Wie eine Kaze streichste dich heraus. Es ist nicht anzusehen wie ihr euch um das Mannsvolk habt.“

Wieschen öffnete das Fenster, um die reine reiche Luft herein zu lassen und tat einen Blick in den Vorgarten zur Straße hin, wo eben der Florentin ging und weiße Blumen für einen Grabkranz schnitt; er sah lebensfrisch und jung dabei aus. Das blasse, abendmüde Gesicht des Mädchens wurde neu, sie wandte sich mit halbem Lachen nach Zette und fragte fröhlich: „Meinst wohl um den?“ Und sie zeigte mit dem gestreckten Daumen über die Schulter zurück in den Garten.

Es kam aber Zette quer, daß Wieschen fröhlich war und ihren freien Weg in den Garten suchte, wo sie mit dem Burtschen seine Fäden und blonden Bast um Blumen band, während sie, Zette, ältlich und allein in der dumpfen Stube verblieb und mißmutig ihre Knoten in Zwirnsfäden nückte. So geschah es, daß sie sich gegen den ausließ, welcher Wieschen der angebetete Gott ihres Feiertages war, und sie sagte solches gegen den Kley, als wolle sie ihm den Hut abreißen von dem weichen hellen Kopf und ihn hinstellen, sündenschwarz von Haar und anders wie je.

Wieschen flogen ihre Worte aber am Ohr vorbei wie ein schlecht gezielter Schneeball, oder wie ein Ball zum Spiele, den aufzufangen sie zu mühsam war. Nur weil der Name des Geliebten, wie Zette ihn nannte, allen Klages entbehrte, antwortete sie: „Verübeln könnte man's dir, wie du redest.“

Zette näherte sich ihr mit tückischer Vertraulichkeit, während sie ihre Worte einzeln fallen ließ, wie man giftige Tropfen in ein Glas abzählt. „Er ist ein Sachtetreter, der Kley und kommt einem von hintenzu, daß man ihm nicht ins Gesicht sehen kann. Meinte er es ehrlich mit dir, Mädchen, warum tate er den Mund nicht auf? Er laut an seinen Worten herum, solange bis er dich im Breitopf hat, und du hast das Nachsehen drauß, wenn ihm eine andere den Mund zum Freien locher macht.“

Wieschen lachte, während ihr doch war, die Worte tröchen nackt und niedrig über die Dielen des Fußbodens und ständen wie Schlangen an ihr auf. „Zette,“ sagte sie mit gehobenem Kopf, als blickte sie darüber hinweg, „so wenig glaub' ich, wie ihm irgendeine gute Blumenforte in seinem Garten fehlt, so wenig hat der Florentin ein fremdes Mädchen im Sinn.“

Zette zuckte nur die Achseln und meinte gleichgültig wegwerfend, indessen sie sich an eine Arbeit setzte: „Regine Sträter —“

Wieschen hatte eine ihrer Hände wie tastend auf eine Stuhlklante gelegt, und weil sie sich jetzt darauf stützte, knackten die dünnen Finger in den Gelenken, daß es lautete, als zerbräche etwas. „Regine Sträter —“ wiederholte sie, und die Gestalt Regine Sträters stand vor ihren Blicken auf, wuchs und war da, die lachende, lustige Regine, die Kellnerin und Dienstmagd nebenan aus dem

Gasthof zur Nollerschucht, von der Zette gemeint hatte, sie habe mehr Blut und Leben unter einem Fingernagel, als Wieschen in ihrem ganzen bleichsüchtig blassen Gesicht.

Wieschen sah im Geiste des Florentin Gestalt neben diese treten. Es gibt vielerlei, das paßt nicht zusammen, und man stellt es nicht nebeneinander hin. Man tut nicht Rosen und milde Messeln in ein Wasserglas, und man trocknet Reiser nicht, um sie nachher auf dem Wasser zu schichten und anzuzünden. Als Wieschen die beiden Gesichter nebeneinander sah, gruben ihre Gedanken einen Spalt dazwischen her, über den kein Meister einen Steg zu brücken würde vermögen können —; so fromm war sie in ihren Gedanken, und so klein war ihr Ausblick im Dorf, in den einsamen engen Bergen, daß sie nicht wußte, wie es Stimmen und Gewalten im Menschen gibt, die stärker sind und mehr vermögen, als die Taten von starken, vielvermögenden Meistern — und daß gerade diese starken Stimmen den Menschen schwach und willenlos machen können, wenn sie aus einer inneren wilden, lichtscheuen Neigung kommen. Als Wieschen den Spalt sah, den ihre Gedanken gruben, fühlte sie sich plötzlich so frei, daß sie leicht die langen schlanken Glieder streckte und hell auflachte.

„Was jagst du einen in Angst,“ meinte sie, so auf Zette zugehend und ihr die Arme um die Schulter legend, womit sie alle Schlangen niedertrat und alles von sich abschob, was gegen sie angeschickt wurde, und reinweg vergaß, daß Zette sich mit böser Absicht trug. „Regine Sträter,“ lachte sie. „Ich will den Florentin befragen. Und sagte er drauf, es kummere ihn irgendwie die Regine, so müßt' ich, er wäre verheert.“

Sie ging und ließ Zette bei ihrer trägen späten Arbeit zurück, während sie frei und munter war. Ihre Schritte schallten in dem stillen Hause. Sie mochte nicht durch die große Haustür hinaustreten, die zur Straße hin lag, um dem Kley nicht wichtig mit ihrer Person zu kommen. So ging sie über die Tenne.

(Fortsetzung folgt)



Der Homer der Bauern

Von Dr. Eduard Korrodi-Zürich



u schmiereſt deinen Grind mit Schmer.“ Wen meint der berbe Landsknecht oder der ungeschlachte Bauer mit solcher Rüpelrede? Rein Landsknecht, ein Humanist, der den griechischen Mufen huldigte, der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli, verkehrt in diesem Bibelton mit den alttestamentlichen Königen; freilich anders, als der schmiegſamere Luther, der die Bibelfteſte alſo dolmetschte: „Du ſalbeſt dein Haupt mit Öl.“ Martin Luther ſeuſzt ob dem Deutſch dieſer Schweizerbibel: „Es möcht einer ſchwiſen, eh' er's verſteht.“

Grenzboten III 1912

Schmizzen wir auch noch? Oder träufelt nicht ein zufriedenes Lächeln unsere Lippen, wenn uns die sprachlichen Eigenbrödlere ihre heimatlichen Muttermale zeigen? Der Dialekt, einst der Patriarch der Literatur, dann ihr verschupfter Baria, kehrt mit Sing und Klang im neunzehnten Jahrhundert in die Literatur zurück, läßt sich verhätscheln, besonders von den Wienern; die Raimund und Nestron verlieben sich in ihn, denn für sie hört die Welt mit dem Rählenberg und dem melodischen Tonfall ihrer Mundart auf.

Ist es Schlamperei, Anhänglichkeit oder Pietät für alle niedlichen Kleinheitsgefühle, die seine Laufbahn sichern? Oder ist es der erstgeborene Wille der realistischen Epoche, daß in den vierziger Jahren ein Schweizer auf die Lippen seiner Gestalten die heimatliche Mundart legt? In einem Epos, in dem keine blutarmen Jamben mehr gackern, dafür eine trugigliche Prosa dröhnt! Ich möchte den Laut zwischen Himmel und Erde kennen, der nicht in der Kehle „Uli des Knechts“ geboren wurde; das Lächeln mit den silbernen Trillern, dem Schluchzer, den nicht ein Wort durchbebt, das die madere „Anne Bäbe Zowäger“ einmal inbrünstiglich gesprochen hätte. Siedeheiße Affekte, wie sie in der Welt Shakespeares aufwallen, erschüttern und peitschen diese Sprache, bis wir's in allen Tiefen erleben: „Der Berner Pfarrer Albert Bigius ist ein Dichter, aber größere Dichter sind sein „Uli“, seine „Zowäger“, „Elfi“, die seltsame „Magd“; denn sie leben nur zur Hälfte von Gotthelfs Gnaden. Sie tragen auf ihren Lippen die Berebbarkeit, den Wiß und die poetischen Urkräfte des Volkes. Die derberen Bettern des „Grünen Heinrich“, des „Landvogts“ sind sie. Im Kerzenlichte eines Bildes verfeinern, durchleuchten Gottfried Kellers Menschen alle Eindrücke des Lebens. Verpflanzt sie in das Emmental, in die großen Bauernhöfe, vor denen wirkliche Düngerhaufen stehen, und diese Menschen werden beim Schweinestall und beim Jauchetrog ein Wort finden, das sie unter dem angeborenen figürlichen Talente abeln! Es ist nicht roh, wenn die Zähne eines Mädchens von einem Bauern mit „Mistgabelzinken“ verglichen werden, denn der Vergleich liegt der Phantasie eines Bauern so nahe, wie wenn D'Annunzio in der Verlegenheit schnell nach den Bibelots auf seinem Salonkamine greift, um seinen präziösen Gefühlen Relief zu geben. Und umgekehrt kann ein Bauer einmal von seiner Geliebten schwärmen: „Wenn es den Mund aufzut, so deuchts einem, man sehe das Gätterli (Tor) zum Paradies.“ Dem Denker blüht kein Vergleich, weil er an die Infinitesimalrechnung der Dichtung nicht glaubt. Jeder Vergleich wird mit einer kleinen Unwahrheit bezahlt. Was verschlägt's! Sie ist das Streichhölzchen, mit dem man einen venezianischen Kronleuchter zu einem Lichtwunder hebt.

Ins Innerste der Epil dieses Bauernschilderers führt die Peripherie des Werkes: die Sprache. Gotthelfs Tat war: gleichsam die Phonogramme der Bauernrede aufzunehmen und damit dem Volk seine produktive Rolle in der Dichtung zurückzuerobern. Jahrzehntelang wandelt der Pfarrer zwischen seinen Bauerngemeinden, belauscht und belauert den Augenblick, wo das Herz ihnen auf

die Lippen springt. Dann angelt er es heraus. Und die Bauern erschrecken nicht wenig, wenn sie ihren Doppelgänger im Spiegel Gotthelfscher Epil sehen. Sie lachen nicht pfiffig, sie schimpfen ihn einen Spion und sagen auf ihre Weise, daß er ihr Homer geworden.

Gotthelfs Glorie: er hat mit einer einzigen Gebärde die Bauernromantik unter den Tisch gefegt. Gebt einem Menschen Hosen aus Zwillisch, streift ihm die Hemdärmel zuruck, versengt mit etwas Sonnenglut sein Gesicht, gebt ihm ein Alphorn in die Hand, einen träumerischen Blick in die Augen, die in den Kulissenzauber des Firnelichtes sich wenden, einen Kuhreihen in die Kehle — und ihr habt den Bauern, den Hirten, wie er durch die üblichen Schweizerromane läuft. Diese Schweizer sind ein beliebter Romanartikel. Schon zu Gotthelfs Zeiten wurde eine Bauerngeschichte von Mosenthal dramatisiert, die Gottfried Keller drastisch kommentierte: „Es sei, wie wenn man im Gebirge eine jener zierlich geschnittenen Salatgabeln kaufe und auf dem flachen Lande daraus einen Theaterdolch drehe.“ Man will die Schweiz um jeden Preis romantisch haben und merkt erst bei den Hotelrechnungen das Gegenteil. „Der Rheinfluss bei Schaffhausen,“ sagt schon ein alter Franzose, „macht in der poetischen Welt mehr Lärm als an seinem Orte.“ Die reizende Marquise Blanchefleure, die R. S. Bartsch auf die Guillotine galant begleitet, vertritt die Meinung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, das Leben eines Schweizers erschöpfe sich im Jodeln und Kuhhirtern. Leider schlürft die Milch der frommen Denkungsart in diesem Fall entschieden jener Leser, der nie eine Seite Gotthelfs gelesen hat. Ich will es nicht verschweigen, Theodor Fontane hätte ein blaues Wunder erlebt, wenn zwischen seinem bernerischen Dienstmädchen Brenel (L'Abultera) und der Gotthelfschen Magd Elsi je eine Begegnung zustande gekommen wäre: die Elsi hätte diese Brenel einfach nicht verstanden, weil sie regelrecht schwäbelt. — Wie sehen denn die Gotthelfschen Bauern aus? Die Großbauern, die mit ihren Pferden im Stalle prozen, vor einer Ausfahrt den Rofschweif selber stäuben, mit der Peitsche knallen, zuweilen auch mit den Talern klipern, sind eigentliche Aristokraten. Ein stolzes Gefühl schwellt ihre Brust, wenn sie den Reichtum der eigenen Scholle ermessen, oder bei einer Hochzeit mit den prächtigen Säulen fahren. Gibt ein Vater seinem Sohn die Peitsche in die Hand, so erhebt er ihn zum Mitregenten und Stellvertreter. Wenn auch der Bauer mit dem Gefinde am selben Tische die Kartoffeln schält, so ist er innerlich überzeugter als irgend einer von der Hierarchie des Bauerntums. Mit der List eines Diplomaten regiert er Knechte und Mägde, ordnet Familienzwiste in den Kammerwänden, und wenn er sonst hinter dem Weinglas das letzte Wort behält, vor der Überlegenheit einer Bäuerin duckt und schrumpft er zusammen. Ein Pfarrer seufzt gar schnell über die Dickhäuterei seiner Gemeinde. Gotthelf nahm an den feinen Rache, indem er wahre Kolosse bäuerlichen störrischen Eigenfinnes schildert, die nicht einmal durch die Donnerkeile seiner Kanzelberedsamkeit gerührt werden. Es gehört zu einer

Gotthelfschen Erzählung, daß eine wohlgezahlte Gemeinde dem Worte des Herrn lauscht. Die Bauern, die am Sonntag um die Ecke von der Kirche abschwenken, geraten unversehens — bei der Lektüre Gotthelfs — plötzlich gar erbaulich in den Kirchenstuhl. Der Bauernhomer setzt unter Orgel und Psalmen sich eine Brille auf die Nase, um gegen „die Schweinsblasen des Zeitgeistes“ zu wettern. Freilich, die Mäusen verhüllen dann ihr Haupt oder stecken den Finger ins Ohr. Wenn die Gegenwart das Personal Gotthelfs mustert, würde sie mit Recht in den Pastoren und Ärzten und Schulmeistern die Ruhestörer der großen Epik erkennen. Wie nach Taines geistreichem Wort, das B. Shaw nur bestätigt, jeder Engländer in einem Beafsteak schon eine moralische Frage erblickt, schenkt Gotthelf dem Trifolium des Pfarrers, des Arztes und des Lehrers Lehraufträge für Politik und Moral. Ein Bauerndichter sollte einmal Gotthelf vor Gotthelf retten: die Predigten in zwei Sätzen destillieren, dem konservativen Politiker, wenn er auf den Zeitgeist schilt, der langen Rede kurzen Sinn beschneiden. Dann würden die großen Rhythmen seiner Volksepiik noch prachtvoller schwingen, und man würde Gottfried Keller glauben, der ihn ein großes episches Genie nannte. Er entdeckt neue Helden so gut wie die Russen, wie Gontscharow seinen ein paar hundert Seiten grübelnden Sinnierer, Dostojewskij seine weiten Seelen vom Schläge der Karamasoffs. So den Uli. Ein Knechtlein in die Zucht eines Meisters gegeben, wird nicht ohne hartnäckige Widerstände eine tüchtige Kraft des Großbauern. Uli wird bei einem Vetter des Bauern Meisterknecht und bringt einen verlotterten Hof wieder zu Ehren. Der Bauer übergibt ihm den ganzen Hof zur Pacht, und Uli, dem eine wackere Gefährtin zur Seite steht, wird Herr über einen großen Hof. Wenn seine Liebe auch auf ein Rosenblatt fiel, so erzählt Gotthelf dies nichts weniger als romantisch. Uli ist ein stämmiger Dreißiger geworden, aber noch kein Fertiger. Der Dämon, mit dem Gotthelf seine Bauern versucht, erscheint immer in der gewinnendsten Form. Er kimpert mit den Gulden, gaukelt gewaltigen Besitz vor; er sät Zwietracht, indem er die knospende Liebe zerstört, weil die Ehen von den Morgen Landes abhängen. . . Uli gerät in die Prozeßmacherei; ein Hagelwetter zerstört seine Ernte. Er sinkt tief, wird aber im letzten Augenblick emporgehoben und schließlich noch zum Eigentümer des Hofes. Solche Peripetien werden Gotthelf leicht, da der Finger Gottes jeden Menschen führt, straft und streichelt. Und zwar zündet Gotthelf den Bösen schon zu Lebzeiten das Feuer der Hölle an und gibt den Guten letzten Endes sicher — eine volle Scheune im Herbst. Wie der Teufel und der liebe Gott in Gotthelfs Werken mitspielen, muß man in G. Kellers glänzender Charakteristik nachlesen: „Gotthelfs Helden sind alles konservative Altgläubige, und der Gott Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen, als daß sie entweder reich und behäbig sind, oder es schließlich werden.“ Trotz alledem: „Uli, der Knecht“ ist ein geradliniger, aber in seiner Art vollendeter Erziehungsroman. — Diesem Aufstrebenden, der in ein großes Besitztum hineinwächst,

steht „Elsi, die seltsame Magd“, wie ein Kontrastepos gegenüber: durch die Stürme der Revolution geht ein hundertjähriger Hof unter, der letzte der Bauerndynastie zieht in die Welt hinaus; ihm folgt Elsi, die seltsame Magd, in den Tod. Es ist dies die einzige Erzählung, in der Gotthelf nicht mit dem moralischen Pfluge adert. Der Erfolg war — ein Kunstwerk!

Alle Epil ist kraft des Entwicklungsgesetzes am ehesten dem Veralteten unterworfen. Gotthelf ergriff fiebernd das Leben seiner Gegenwart. Uns ist es schon historisches Dokument geworden. Aber zeitlich ist er der erste, der mit der Feder lehrte, was uns der Pinsel Millets einprägte. Ein Bauer, der tagsüber mit gebeugtem Rücken der Erde ihren Segen abtroßt, wird abends beim Angelus den Rücken nicht wie ein Salontiroler emporschnellen. So ist es auch bei Gotthelf. Diesen Bauern sehen wir zu, wie sie die Harke führen, wie die Sonne auf ihren Scheitel brennt und wie die Arbeit ihnen das Symbol einer ganz bestimmten Weltanschauung auf die Stirn und die Schwielenhand drückt. Und zutiefst lieben und hassen sie so energisch wie irgend wer und bleiben daher der Epil die allgemeinmenschlichen Affekte nicht schuldig. Überhaupt, wenn es Menschen gibt, die — wie Hebbel meint — mit der gleichen Hand eine Krone und eine Nadel aufheben, warum sollte es nicht unter den Bauern solche geben, die aus der gefurchten Erde eine Kartoffel — und einen Heldengedanken zögen?

Der Bauernroman, der ja besonders ausgiebig von den Schweizer Novellisten gepflegt worden ist, hat über Gotthelf hinaus wenig zu sagen gewußt. Im Gegenteil! Er ist verfälscht, präpariert und stilisiert worden. Ich nehme nur Alfred Hugenberg aus. Das wird hoffentlich die monumentale Neuausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken*) lehren, die Gotthelf selber aus verhandelten Texten zum reinen, unverfälschten Wort erlöst. Die dreißig Bände Gotthelf werden nicht lauter epische Gipfel sein. Aber die Alpen Gotthelfs werfen ihre Schönheit dem nicht in die Hände, der sie platonisch von unten — durch die Literaturgeschichte — anstarrt. Wer Gipfel erklimmt und Gotthelf für den oft beschwerlichen Weg nicht zürnt, wird diesem Homer Dank wissen, selbst wenn er im stillen dächte: Homer? Ich dächte „Balzac der Bauern“. Was liegt daran!

*) Sie ist mit Unterstützung der schweizerischen Bundesbehörde unternommen worden und auf 25 Bände geplant. Erschienen ist „Gold und Geist“ zum erstenmal in einwandfreier Textgestaltung, besorgt von Hans Blösch. Verlag von Eugen Rentsch-München.





Maßgebliches und Unmaßgebliches

Genealogie

Das „**Weimarer historisch-genealogische Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischer Ursprungs**“, 1. Jahrg. 1912, Ruffhäufer-Verlag, das sich selbst „**Semigotha**“ nennt, will, nach dem Titel, dem „Vorstud“ (S. LIX) sowie nach dem „Untertitel“ (zwischen S. LXII und S. 1): „alle im Mannesstamme jüdischen Familien, ohne Rücksicht darauf, welcher Religion sie derzeit angehören“, verzeichnen, soweit sie in irgendeinem Kulturstaate Europas in den Adelsstand gelangt sind. Es wird dabei behauptet (S. LXI), der Inhalt des vorliegenden Bandes sei „mit deutscher Gewissenhaftigkeit auf wissenschaftlicher Grundlage zusammengetragen“, und das „Redaktionskomitee“ schließt (S. LXII) mit der hochtönenden Versicherung, es habe sich „bona fide aller Objektivität bestrebt“, „immer und überall“ sei „der historischen Wahrheit die Ehre gegeben“, und mit dem Bekenntnis zu dem Wahlsprüche: „Wahrheit um jeden Preis!“ Von den rund vierzehnhundert Geschlechtern, die der „Semigotha“ als „im Mannesstamme jehudäisch“ und gleichzeitig adelig verzeichnet, und zwar in vier Abteilungen: Fürsten-, Grafen-, Freiherren- und Adels-Klasse, sind nun zunächst einige gar nicht adelig, z. B.: Koppel, Rathenau und — Dernburg; nach dem „Semigotha“ „soll Zeitungsnachrichten zufolge der mosaische Kommerzienrat Moritz Koppel in Berlin geadelt worden sein“; bei Emil Rathenau ist „dessen Nobilitierung im Zuge oder schon erfolgt“?; Dernburg „bekam seinerzeit einen hohen italienischen Orden und wurde damit in Italien erbadelig, was auch in Preußen anerkannt ist, womit er eigentlich auch daselbst adelig ist“; nebenbei bemerkt ist

dieses über Dernburgs italienischen Erbadel Gesagte reiner Unsinn! In einigen anderen Fällen wird mit Hilfe zusammen geklitterter, aber unerwiesener ehebrecherischer, unehelicher Vaterschaft eines angeblichen Juden ein „jüdischer Mannesstamm“ unterstellt, wie z. B. bei Napoleon dem Dritten, als dessen „Erzeuger“ der Admiral Charles-Henri Ber Quell herhalten muß, von dessen jüdischer Herkunft aber bisher kein Genealoge von Fach etwas wußte, und naturgemäß sind in den „Semigotha“ nun auch noch die natürlichen Nachkommen Napoleons des Dritten: die Grafen d'Orx und Labenne hinein genommen. In dem gleichen Sinne nur kann auch die Notiz bei „Athena“ verstanden werden, der Graf Friedrich von Athena sei „sicherem Vernehmen nach ein jüdischer Sohn der Gräfin Rosalie Athena“ gewesen, denn der Gemahl der Letzteren, einer geborenen Freiin von Beust, war der verstorbene Prinz Karl von Baden. Geradezu nichts spricht aber dafür, vielmehr alles dagegen, daß dieser Prinz nicht auch der Erzeuger des vorgenannten Sohnes seiner Gemahlin gewesen sei. Insbesondere hat das großherzogliche Haus Baden den Grafen Friedrich von Athena stets als einen tatsächlichen, wenn auch morganatischen Sprossen des Hauses angesehen und behandelt. Abgesehen von allen solchen irrtümlichen Einreichungen nun, sind, wie ich schon an anderer Stelle hervorgehoben habe, nach meiner vorläufigen Schätzung, nicht weniger als rund einhundert Geschlechter insofern zu Unrecht in den „Semigotha“ hinein gelangt, als sie erweislich nicht-jüdischen Stammes sind. Der vierzehnte Teil: das sind über $7\frac{1}{2}$ Prozent, und da, nach dem zuerst Gesagten, die Gesamtzahl an sich schon erheblich herabgesetzt werden muß, so ist dieser Anteil von Falschem

vergleichsweise noch erheblich größer. Damit ist aber auch festgestellt, daß diese vielen Fehler dem wissenschaftlichen Werte des neuen Taschenbuchs empfindlichen Abbruch tun, ja, daß dieses als Nachschlagewerk für das, was man darin soll nachschlagen können, nur sehr beschränkt brauchbar ist, weil jeder einzelne „Fall“ doch erst genealogisch nachgeprüft werden muß. Mangelnde „bona fides“ wird man dem „Redaktionskomitee“ bei der Aufnahme der einzelnen Artikel vielleicht nicht vorwerfen dürfen. Den Vorwurf „grober Fahrlässigkeit“ bei der Aufnahme vieler einzelner Artikel kann man gegen daselbe aber mit Ruhe erheben, weil das Gegenteil des Behaupteten, nämlich die nicht-jüdische Abstammung der betreffenden Geschlechter, in leicht zugänglicher, aber allerdings dem „Semigotha“ unbekannter Sonderliteratur schon erwiesen ist. Es ist nun meine Absicht, in einer Reihe von Artikeln die „nicht-jüdischen Geschlechter im „Semigotha““ zu behandeln, soweit dabei Personen in Betracht kommen, die im öffentlichen Leben stehen, oder Geschlechter, die sonst irgendwie von allgemeinem Interesse sind. Als erstes greife ich dabei ein Beispiel heraus, das die leichtfertige Arbeitsweise der Gewährsmänner und die kritiklose Oberflächlichkeit des „Redaktionskomitees“ des „Semigotha“ in besonders auffälliger Weise zeigt. Auf S. 293 findet sich folgende Notiz: „Bunsen, Maurice de, englischer Gesandter in Madrid, soll jüdischer Herkunft sein.“ Zunächst: wer ist der Herr, um den es sich handelt? Es ist der königlich großbritannische außerordentliche und bevollmächtigte Botschafter am spanischen Hofe, der Right Honourable, Sir Maurice William Ernest de Bunsen, Mitglied des „Geheimen Rates Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Irland“, Ritter vieler hoher Orden und, trotz seiner deutschen Abstammung, nebenbei bemerkt, ein ziemlich starker „Deutschenfresser“, wie so viele Engländer deutscher Herkunft, der seinen Namen deshalb selbst auch stets: „de Bunsen“ ausspricht! Alle diese Tatsachen sind aber kein Beweis für einen jüdischen Ursprung und in Wirklichkeit ist der Botschafter ein Herr „von Bunsen“. Er ist ein leiblicher Enkel des berühmten deutschen Staatsmannes Freiherrn Christian Karl Josias von Bunsen, gestorben 1860, der auch ein hervorragender

Gelehrter und Freund König Friedrich Wilhelms des Vierten war und über den man spaltenlange Lebensbeschreibungen in jedem Konversationslexikon nachlesen kann. Der Freiherr Karl von Bunsen — sein Freiherrntitel, verliehen am 18. Januar 1858, war nur persönlich und lediglich der einfache Adel war unbeschränkt vererblich — hatte zehn Kinder, darunter fünf Söhne. Der älteste war: Heinrich, der längst kinderlos verstorben ist, Pfarrer (Dekan der englischen Staatskirche) zu Donnington bei Wolverhampton. Der zweite war: Ernst, zuletzt königlich preussischer Hauptmann a. D. und Kammerherr, gestorben 1903, ein namhafter Übersetzer und gelehrter Schriftsteller. Der dritte: Karl, starb 1887 als kaiserlich deutscher Legationsrat. Der vierte: Georg, gestorben 1896, war ein bekannter deutscher Politiker. Er hat von 1862 bis 1879 dem preussischen Hause der Abgeordneten und von 1867 bis 1887 dem norddeutschen und dem deutschen Reichstage angehört. Er war vormals Herr auf Burg Rheindorf bei Bonn und lebte zuletzt, wie sein älterer Bruder Ernst, in London. Der jüngste der Brüder: Theodor, gestorben 1872, war zuerst deutscher Diplomat, verließ 1876 den Staatsdienst und war dann von 1877 bis 1881 Mitglied der nationalliberalen Partei des deutschen Reichstages. Ein Sohn des vorgenannten Ernst ist Sir Maurice, so daß also die erwähnten deutschen Staatsmänner usw. mit ihrer Nachkommenschaft alle ebenfalls jüdischen Ursprunges sein müßten, wenn die Vermutung des „Semigotha“ zutreffend wäre. Von einer jüdischen Abstammung dieser Personen weiß aber der „Semigotha“ selbst auch nichts und in Wirklichkeit ist ihm lediglich entgangen, daß Sir Maurice gerade diesem Geschlechte angehört. Das aber kann leicht im Gothaischen Taschenbuche des Briefadels nachgesehen werden! Eine leibliche Schwester von Sir Maurice ist übrigens die bekannte deutsche Schriftstellerin Marie von Bunsen! Von einer jüdischen Herkunft dieses ganzen Geschlechtes Bunsen hat noch nie etwas verlautet!

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz-Berlin

Schulfragen

Unser Schulaufsatz — ein verkappter Schundliterat? Die Frage, die ich über

diese Zeilen gesetzt habe, steht als Behauptung über seinem Buche von **Adolf Jensen** und **Wilhelm Lamßzus**, das im Verlage von **Alfred Janssen** erschienen ist. (Hamburg 1911. 194 S. 8°. Preis geb. M. 2.50.)

∴ Eine solche Behauptung, so kraß, so — gewissermaßen mit der Faust ins Gesicht — ausgesprochen, enthält eine so schwere Anlage gegen einen wichtigen Teil unseres deutschen Unterrichtsbetriebes, daß man mit gespanntester Aufmerksamkeit, ja mit Herzklopfen in den Blättern des Buches nach dem Beweise für jene Behauptung sucht. Vielleicht ist gerade das der Zweck gewesen, den die Verfasser mit ihrer Posaunenstoß-Überschrift erreichen wollten.

Das Resultat des Suchens soll hier gleich mit knappen und ehrlichen Worten hingestellt werden. Der Beweis ist den Verfassern zu zwei Dritteln geglückt. Sie führen ihre erste Behauptung ausführlicher in folgenden Sätzen aus: „Es ist Schundliteratur, die sich wie ein Strom aus der zünftigen Aufsatzliteratur auf die Methode des Lehrers ergießt und jegliche Naivität im Reime erstickt! Formalisten und Anempfinder sind die Triumphe der Schule. Sie werden auf Kosten der ersten sprachschöpferischen Begabung gezüchtet. Die Sprachindividualitäten werden in der Schule zerstört und die Phantasiebegabungen verbildet und zugrunde gerichtet, denn es ist Schundliteratur schlimmster Art, wozu die Wissensschule ihre Kinder im Aufsatzunterricht systematisch erzieht.“ (S. 19.) Drei Hauptmerkmale finden sie an der Schundliteratur: den Drang zum Sensationellen, womöglich Verbrecherischen, das Schildern der Dinge ohne eigene Anschauung und daher ohne Anschaulichkeit und drittens, damit im Zusammenhange, die innere Unwahrhaftigkeit, das Anlehnen an die sprachliche und gedankliche Überlieferung, die Reinkultur der Phrase. Das eigentliche Wesen der Schundliteratur wird allerdings nach meiner Meinung nur durch das erste Merkmal angegeben, durch die Vorliebe für das Sensationell-Verbrecherische. Eine solche Vorliebe unserem Schulaufsatz vorzuwerfen, daran denken natürlich auch die beiden Verfasser nicht. Damit fällt aber auch die Berechtigung für ihren sensationellen Buchtitel,

der nur geeignet ist, die Schule und ihre Arbeit aufs neue bei dem Fernerstehenden in schiefes Licht zu stellen. Die beiden übrigen Merkmale bezeichnen jeden schlechten Stil, und es heißt den Begriff „Schundliteratur“ allzu gewaltsam ausdehnen, wenn man alle literarischen Erzeugnisse, die — leider — einen schlechten Stil aufweisen, kurzerhand so bezeichnen wollte. Bei einer Gegenüberstellung von Proben aus der anerkannten Schundliteratur einerseits und andererseits aus der „zünftigen“ und „mustergültigen“ Aufsatzliteratur tritt nun allerdings mit erschreckender Deutlichkeit zutage, wie sehr auch diese Aufsatzmusterbücher an innerer Blässe und Anschauungslosigkeit leiden, wie sehr sie unter der Herrschaft der Phrase stehen. Die beiden Nachbarn hier einmal öffentlich nebeneinandergestellt zu haben ist ein Verdienst, und dadurch wird das Ansehen jener ledernen Elaborate hoffentlich noch mehr heruntergedrückt werden; es war auch schon bisher nicht mehr allzu groß.

Diese Aufsatzliteratur ist ja aber nur ein Auswuchs der alten Aufsatzmethode, ja sie ist nichts weiter als die zu Papier und Druckerschwärze gewordene alte Methode selbst. Gegen diese richten sich daher die folgenden Ausführungen des Buches in erster Reihe. Die Verfasser haben eine eigentümliche Art, hier durch positive Kritik zu vernichten, zu negieren. An einer Reihe von freien Kindererzählungen zeigen sie die kindliche Art des Erzählens und Denkens auf und stellen „methodische“ Aufsatzzeugnisse ihnen gegenüber, so daß jedem vorurteilslosen Leser ohne weiteres die Erkenntnis aufleuchtet, wie wenig die alte Methode mit ihren logischen Ansprüchen an den kindlichen Geist auf die Entwicklung des kindlichen Sehens, Sprechens und Denkens Rücksicht nimmt. Der gestaltende Aufsatz nach dem Leben, der natürliche Aufsatz, der bei den jüngeren Kindern Erzählungsaufsatz, bei den heranwachsenden Beobachtungsaufsatz sein soll, der allein ist nach der Ansicht der Verfasser imstande, der Eigenart des kindlichen Geisteslebens vollen Spielraum zu gewähren, sei es nun, daß es sich mit aller Liebe an die sinnliche Einzelheit des Erlebten klammert — gleich dem Künstler —, sei es, daß es die

erlebten Einzelheiten beobachtend verknüpft — wieder gleich dem Künstler.

Diesen Beobachtungsaufsatz wollen die Verfasser nun als vollgültigen Ersatz an die Stelle des bisher üblichen logischen Schulaufsatzes stellen. Sie haben vollkommen recht, wenn sie ausführen, daß aus der Beobachtung die logische Erkenntnis entspringe, daß diese Erkenntnis aus der intuitiven Affizierung der bisher getrennten „Anschauungskerne“, d. h. der Einzelvorstellungen, entspringe. Sie stellen da dasjenige fest, was die moderne Philosophie tat, als sie die Induktion als die eigentliche, schöpferische Quelle neuer Erkenntnis festlegte. Es ist sehr wertvoll für die Methodik des Aufsatzunterrichtes, daß einmal nachdrücklich auf diese logische Kraft und Wirksamkeit des Beobachtungsaufsatzes hingewiesen wird, und die Ausführungen der Verfasser werden vor allen Dingen auch beim höheren Unterrichte Beachtung finden müssen. Denn gerade an unseren höheren Schulen wird die logisch bildende Kraft des reinen Beobachtungsaufsatzes entschieden zu gering eingeschätzt. Andererseits benutzen die Verfasser diese schwache Seite des höheren Unterrichtsbetriebes, also des Systemes, zu einer Kritik des höheren Lehrstandes, die nicht nur in ihrer Form über die Grenze weit hinausgeht, sondern auch sachlich nur zum Teil berechtigt ist. Man könnte sie ganz wohl nach ihrer Einseitigkeit und ihrer Tendenz als eine Kritik aus der Froschperspektive bezeichnen, ohne jemand Unrecht dabei zu tun. Im Anschluß an eine Stelle der Reinschen Enzyklopädie sprechen die Verfasser „von der töstlich naiven Auffassung, die unsere höheren Schulpädagogen von dem Wesen der Sprachbildung haben“, von „dem professoralen Ausfluß einer altjungferlichen Kunstanschauung“, von „Schilbürgern“ usw. Ist eine solche wahllos verallgemeinernde Kritik nicht selbst sehr naiv? Und vor allen Dingen: dient sie der Sache?

Es ist den Verfassern gelungen, und das ist ihr Verdienst, nachzuweisen, daß auch der Beobachtungsaufsatz der logischen Schulung dient, insofern als die Beobachtung zur Induktion, zur schöpferischen Erkenntnis führt. Es ist nun aber die Frage, ob auf diese Weise der logischen Schulung genug gedient

wird, ob sich vor allem die höhere Schule mit diesem Grade logischer Schulung begnügen kann. Die Wissenschaft verarbeitet das auf induktivem Wege gewonnene Erkenntnismaterial mit Hilfe der ordnenden und sichtenden Deduktion. Sollte nicht auch der Schulaufsatz die Aufgabe haben, am Schlusse das heranwachsende Kind auch auf diesem Wege einen Schritt vorwärtszuführen? Gerade weil der Literaturaufsatz dies tut, deshalb ist er auch heute noch an unseren höheren Schulen üblich. Er bringt viele Gefahren mit sich, und in der Hand eines banausischen Lehrers wird er zu einer Geißel, unter der das Kunstwerk und der Schüler gleichmäßig leiden. Diese Gefahren lassen sich aber von einer feinfühligsten Persönlichkeit vermeiden.

Der Weg zum eigenen Stil. Ein Aufsatzpraktikum für Lehrer und Laien von **Holst Jensen** und **Wilhelm Ramszus**. Alfred Janßen, Hamburg und Berlin, 1912.

Jensen und Ramszus haben das Versprechen, das sie in ihrem ersten Aufsatzbuche „Unser Schulaufsatz — ein verkappter Schundliterat“ gegeben haben, in ihrem neuen Werke eingelöst, sie haben gewissermaßen das Material der Öffentlichkeit unterbreitet, das ihnen dort als Grundlage für ihre eifrige — allzueifrige Kritik des Aufsatzbetriebes namentlich der höheren Schule diente. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß von jener nicht immer sachlichen Kritik in das neue Buch nur schwache Nachklänge hineingebrungen sind, daß nun die Verfasser vielmehr das größere Gewicht auf den positiven Ausbau desjenigen legen, was sie wollen, daß sie an der Hand freier Erlebnisaufsätze das Kind vor uns zum „eigenen Stil“ heranwachsen lassen. Mit Rücksicht auf diese wertvolle Leistung kann man es stillschweigend übersehen, daß die Verfasser in der noch reichlich temperamentsvollen Einleitung sich bemühen, alle einhundertachttausend verkauften Exemplare des Aufsatzbuches von Josef Venn, des „geschmacklofesten und absurdsten von allen“, den höheren Lehrern allein in die Taschen zu prattizieren, um es dann höhnischelnd daraus hervorzuholen, und man kann auch die sonst im Buche versteckten Spitzen gegen uns ruhig

und ohne Erregung umgehen, um unbefangen an die Sache selbst heranzutreten.

Die Verfasser weisen an der Hand von Kinderaufträgen nach, daß jede Zielsetzung, jedes bestimmte, vom Lehrer gestellte Thema, und mag es auch noch so sehr sich bemühen, dem kindlichen Geiste sich anzupassen, dennoch das Kind am unbefangenen Beobachten und Erzählen hindert und seine Natürlichkeit in Fesseln schlägt. Das Kind bleibt seiner Natur nach beim Einzelerlebnis stehen, bei der Erzählung eines solchen Einzelerlebnisses entwickelt es seinen „eigenen Stil“, d. h. einen Stil, der zunächst einfach berichtet, dann aber, auf höherer Entwicklungsstufe, „gestaltet“. Das Gestalten des Erlebnisses, der Situation, der Persönlichkeit erfolgt durch die Auswahl und die Wiedergabe der am meisten charakteristischen Einzelheiten auf ganz natürlichem Wege. Das Kind, das zum „eigenen Stil“ erzogen ist, verfällt darauf ebenso notwendig und instinktiv wie der Künstler. Das Mittel, das nach der Ansicht von Jensen und Ramszus zum „eigenen Stile“ erzieht, ist also der freie Erlebnis-aufsatz, der möglichst unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben wird und der zum Vorlesen in der Klasse bestimmt ist.

Dieses Vorlesen der eigenen Aufsätze, das von den Schülern der Verfasser selbständig eingeübt wurde, scheint ein sehr fruchtbarer Gedanke zu sein. Er führt die Kinder vom eigenen Aufsatz und von dessen Anschaulichkeit zum Verständnis des Kunstwerkes und dessen Anschaulichkeit; es ist in hervorragendem Maße ein Mittel der Erziehung zu literarischer Genußfähigkeit. Dieser Gedanke ist einer weiteren Ausführung würdig, als er sie im Kapitel „Vom Kinderaufsatz zum Kunstwert“ bei den Verfassern zunächst gefunden hat.

Es ist wahr, daß die höhere Schule eine Erziehung zum eigenen Stil im Sinne der Verfasser bisher so gut wie gar nicht geübt hat (übrigens ist diese Behauptung nicht weniger wahr, wenn man sie für die Volksschule ausspricht); daher wäre es sehr wünschenswert, daß die Ansicht der Verfasser vom

Wesen der Stilerziehung und vom Werte des freien Erlebnis-aufsatzes namentlich im Aufsatzunterricht der unteren und mittleren Klassen höherer Schulen weitgehende Beachtung fänden. Damit gewänne man gleichzeitig, wie oben gesagt, ein ausgezeichnetes Mittel für die Erziehung zum Kunstgenuß, zur literarischen Genußfähigkeit, und der freie Erlebnis-aufsatz der unteren und mittleren Klassen würde seine Wirkung in dem literarischen Unterricht der Oberklassen geltend machen.

Andererseits besteht die Aufgabe der höheren Schule — und darüber sind sich die Verfasser anscheinend nicht recht klar — nicht nur darin, die Schüler zum „eigenen Stil“ zu erziehen, die Aufsätze der Oberklassen sind nicht nur Stilübungen, sondern auch Denkfübungen. Daher werden gerade dort die Themenaufsätze immer ihre Stelle behalten müssen. Allerdings stellen diese Themenaufsätze nur dann den Schülern vor eine dankbare und seinen Kräften angepasste Aufgabe, wenn der Lehrer auch bei ihnen nach einem Grundsatz handelt, der auch von Jensen und Ramszus aufgestellt wird, der aber schon längst zum methodischen Gute auch des höheren Lehrstandes gehört: „Erst der Aufsatz, dann die Überschrift.“ Der Aufsatz muß aus dem Unterrichte, z. B. aus der Besprechung eines Kunstwerkes, von selber und natürlich herauswachsen, das Thema, die Überschrift sich dann von selber ergeben, dann schreibt auch hier schließlich der Schüler nur ein Erlebnis nieder; allerdings kein äußeres, keines, das aus äußerer Handlung besteht, sondern ein geistiges, ein inneres Erlebnis.

Ich glaube, daß die höhere Schule die Gedanken von Jensen und Ramszus sehr wohl berücksichtigen und verwerten kann, ohne auf den oberen Klassen jenen tieferen, jenen geistigen Erlebnis-aufsatz und die Schulung des Denkens, die er bewirkt, aufgeben zu müssen. Vielmehr scheint mir gerade hierdurch das Mehr bezeichnet zu werden, das die höhere Schule gegenüber der Volksschule leisten soll.

Dr. W. Warstat-Altona





Reichs Spiegel

(vom 24. Juni bis 30. Juni)

Der verabschiedete Offizier

So lange er sich im aktiven Dienste befindet, pflegt der Offizier, besonders der jüngere, wenn er seine Gedanken in die Zukunft schweifen läßt, sich meist nur mit der Frage nach der Gestaltung seiner weiteren Karriere im Sinne des Erreichens höherer oder ihm erwünschter militärischer Stellungen zu beschäftigen, an den Abschied aber nicht zu denken. Das ist auch ganz gut so. Aber es hat zur Folge, daß die Verabschiedung recht Viele ganz unvorbereitet trifft und sie sich nun plötzlich Verhältnissen gegenüber sehen, die ihnen völlig fremd sind. Dazu kommt eine meist hochgradige seelische Depression; man hat sich bisher — leider! — gewöhnt, die Herren, welche den bunten Rock ausziehen mußten, als „erledigt“ anzusehen — und nun gehört man selbst zu den „Erledigten“. Man fühlt sich verlassen und hilflos. Und wenn auch die im soldatischen Leben großgezogene Energie ihr Recht verlangt mit einem kräftigen: „Nur nicht verzagen, sondern: Kopf oben!“, so ist den meisten doch nicht klar, wie es nun weiter werden soll. Hier ratend und helfend eingzugreifen, ist die Aufgabe, die sich eine kleine, im Stallingschen Verlage zu Odenburg erschienene Schrift gestellt hat, betitelt: „Der verabschiedete Offizier“. Der im Interesse des Offizierkorps unermüdlich tätige Verlag hat sich mit Herausgabe dieser Schrift ein neues Verdienst erworben.

Sie enthält, kurz zusammengefaßt, alle die Bestimmungen, welche für den verabschiedeten Offizier in den verschiedensten Lebenslagen maßgebend sind und im letzten Abschnitt hinweise darauf, welche Möglichkeiten sich für ihn bieten, sein Leben neu zu gestalten. Dieser Abschnitt ist unstreitig der wichtigste der ganzen Schrift, denn die Frage des neuen Berufs ist die wesentlichste für den aus seinem alten hinausgeworfenen Mann. Stellt er sich dieser Hauptfrage passiv gegenüber, d. h. sucht er nicht energisch nach neuer Wirksamkeit, neuen, sein Leben ausfüllenden Zielen, sondern lebt nur in den Erinnerungen an die Vergangenheit, dann allerdings ist er „erledigt“.

Voß einverstanden kann man sich daher mit dem Schlußwort des Schriftchens erklären, welches lautet: „Wir schließen das Kapitel „Neuer Beruf“ und damit auch diese Arbeit, deren Zweck ist, den verabschiedeten Offizier über die ihn im

bürgerlichen Leben erwartenden neuartigen Verhältnisse vorbereitend zu unterrichten.“

„Nachsinnen darüber, wie man es als Soldat hier oder da hätte besser machen können, ob dem oder jenem Vorgesetzten die Schuld beizumessen ist an der stets zu früh erfolgenden Verabschiedung, hat keinen Zweck, es verbittert nur. Mutig sehe man nach vornwärts, ins neue Leben hinein!“

„Es ist eine Tatsache, daß viele Offiziere ihren Lebensberuf haben aufgeben müssen, die nach bürgerlichen Begriffen sich noch in einem durchaus leistungsfähigen Alter und entsprechender körperlicher und geistiger Verfassung befinden. Sie haben ihren Lebenszweck ganz bestimmt noch nicht erfüllt. Sie dürfen auch die Notwendigkeit weiterer Tätigkeit nicht lediglich vom naheliegenden Zweckmäßigkeitsstandpunkte, dem des Geldverdienens, des Lebenwollens aus betrachten. Sie mögen ihr Dasein betrachten auch in Verbindung mit dem der vielen Millionen Mitbürger und damit vom allgemein sozialpolitischen Standpunkte aus. Sie mögen neben dem Egoismus auch den Altruismus zu Worte kommen lassen. Dies wird sie zu dem Gedankengange führen, daß die staatliche Gesamtproduktion, die Gesamtleistung eines Volkes sich zusammensetzt aus der Summe an Arbeit, die sich aus der Leistung jedes einzelnen Individuums ergibt. In diesem Sinne arbeitet jeder ehrenhaft tätige Mann mit an der Größe des Vaterlandes, ganz abgesehen davon, daß er seinen Lebensunterhalt verdienen will.“

„Soll da der verabschiedete Offizier tatenlos abseits stehen, soll seine Arbeitskraft, sein reiches Wissen und Können der Gesamtleistung unseres Volkes verloren gehen? Schon aus patriotischen Gründen muß die Antwort lauten: Nein!“

„Wer nur verzehrt, ohne zu arbeiten, rechnet zu den Drohnen!“

„Und wer genug hat, um leben zu können und nicht Geld verdienen will, der schenke seine Arbeitskraft gemeinnützigen Werken oder staatsverhaltenden Vereinigungen.“

„Auch er entziehe sich nicht dem Segen der Arbeit!“

* * *

So sehr diese Worte, wie die Schrift im ganzen, Anerkennung und Beifall verdienen, so möchte ich doch nicht unterlassen, einige Punkte hervorzuheben, wo ich dem Herrn Verfasser nicht beipflichten kann.

Bei der Behandlung der Versorgung der Offiziere im Staats- und Kommunaldienst tritt er für die hier stattfindende Kürzung des Pensionseinkommens ein und sucht es zu rechtfertigen, auch unter Hinweis darauf, daß die gleiche Bestimmung für die Beamten maßgebend sei. Zunächst kann ich diesen Grund nicht gelten lassen.

Die Verhältnisse der Offizier- und Beamtenlaufbahn sind so verschiedenartig gestaltet, daß es nur zu Unzuträglichkeiten führt, wenn man beide über einen Kamm scheren will. Im vorliegenden Fall könnte der angezogene § 57

des Reichsbeamtengegesetzes mit den für die Wiederverwendung verabschiedeter Offiziere im aktiven Militärdienst bestehenden Bestimmungen viel eher in Vergleich gezogen werden. Aber, wie gesagt, alle solche Vergleiche zwischen Offizieren und Beamten hinken.

Die ganze Frage muß einerseits von dem Standpunkt der Gerechtigkeit gegen den ausscheidenden Offizier, anderseits von dem des Staatswohls im allgemeinen und dem des Heereswohls im besonderen betrachtet werden. Zurzeit aber scheint man sie vom rein staatsfiskalischen Gesichtspunkt anzusehen. Man hat den Eindruck, als wenn es dem Staatsfiskus nur darauf anlame, sich billige Arbeit zu sichern. Die Gerechtigkeit gegen den ausscheidenden Offizier erfordert, daß, wenn man ihn im Staatsdienst wieder verwendet, man auch seine Arbeit ihrem Werte nach bezahlt und nicht den Staat usw. den Arbeitswert einheimsen läßt; sie fordert ferner, daß man ihm die Möglichkeit gibt, sich durch seine Arbeit ein allmählich sich erhöhendes Einkommen in demselben Maße, wie andere zu schaffen. Beides ist nicht der Fall.

Nimmt man an, von zwei unter gleichen Verhältnissen mit 3000 M. jährlich nach 25jähriger Dienstzeit pensionierten Offizieren erhält der eine eine Privatstellung mit 3600 M. Einkommen, der andere eine kleine ebenso hoch dotierte Bürgermeisterei. Der erstere erhält seine 6600 M. ausgezahlt, der letztere aber nur 5140 M., den Betrag, den er in seiner letzten Dienststellung beim Militär bezogen hat. Es seien nun beide Stellen mit einer alle drei Jahre eintretenden Gehaltssteigerung von 300 M. dotiert. Für den Privatangestellten ist diese Steigerung zahlbar. Er steht sich also nach drei Jahren auf 6900 M. Der Bürgermeister hat aber von dieser Steigerung nicht den gleichen Vorteil. Er bleibt die nächsten fünf Jahre auf seinen 5140 M. stehen. Erst dann setzt eine mäßige Steigerung ein, aber dauernd wird sein Einkommen durch die Kürzungsbestimmungen künstlich zurückgehalten. Ein anderes Beispiel: ein dritter, unter gleichen Verhältnissen verabschiedeter Offizier erhalte, nehmen wir an, eine Bürgermeisterei mit 4800 M. Anfangsgehalt, also eine Stelle, von der man annehmen muß, daß sie mehr Arbeitskraft und größeren Aufwand verlangt als die vorher besprochene. Auch er bekommt nicht etwa volles Gehalt und volle Pension, was 7800 M. ausmachen würde, sondern genau, wie der andere, nur 5140 M. Der Rest wird einbehalten zugunsten des Fiskus, nicht er hat also den Vorteil von der höheren Dotierung der Stelle, sondern der Fiskus. Entsprechen solche Bestimmungen wirklich der Gerechtigkeit?

Auch den allgemeinen staatlichen Interessen ist mit dieser Vorschrift nur in sehr kurzfristiger Weise gebient. Gewiß, es wird Geld gespart. Dafür nimmt man aber in den Kauf, daß der Staatsdienst von den inaktiven Offizieren nur faute de mieux genommen wird, die tüchtigsten Kräfte aber sich von ihm abwenden. Vor 1906 bestand die Pensionskürzung eine Zeitlang nur im Staats-, nicht im Gemeinbedienst. Die Folge war, daß die Gemeinden über mehr und bessere

Anwärter verfügen konnten, als der Staat. Diesen Zustand wollte man 1906 beseitigen und zugleich aus Billigkeitsgründen beide Kategorien gleichstellen. Anstatt nun aber die für den Gemeindedienst gültigen Bestimmungen für den Staatsdienst zu übernehmen, und alle im Zivildienst verwendeten Offiziere gleich gut zu stellen, machte man es umgekehrt und stellte sie alle gleich schlecht. Im wesentlichen der Kostenersparnis wegen. Der Herr Verfasser der in Rede stehenden Broschüre meint, zu dieser sei der Staat im Interesse der Steuerzahler verpflichtet. Es zeigt dies, meiner Ansicht nach, daß er die Wichtigkeit der ganzen Frage als einer sozialen nicht genügend würdigt. Wir haben Millionen und aber Millionen ausgegeben für das Wohl der Arbeiter und Unbemittelten, für Leute, die noch keinen Finger für das Staatswohl gerührt haben, ohne daß wir hier in erster Linie die Interessen der Steuerzahler mitsprechen ließen. Denn wir erkennen, daß der Staat die Pflicht hat, bei vorhandenen sozialen Schäden helfend einzugreifen, ohne sich immer auf den engen fiskalischen Standpunkt zu stellen. Was aber den einfachsten Arbeitern recht ist, das sollte doch den altgedienten Offizieren billig sein.

Endlich liegt dies System nicht im Interesse der Armee. Sehr richtig hat, nach Zeitungsberichten, der Vertreter des Kriegsministeriums in der Budgetkommission des Reichstages, Generalleutnant Bacmeister, gesagt: „Die Versorgungsfrage ist eine Lebensfrage für die Armee.“ Das gilt hinsichtlich der Offiziere fast noch mehr als hinsichtlich der Unteroffiziere. Nur wenn die Zukunft der Offiziere, auch derjenigen, die den aktiven Dienst vorzeitig verlassen müssen, in auskömmlicher Weise sichergestellt ist, wird die Armee ihren alten bewährten Offizierersatz auch in voller Güte sich bewahren können. Mit der Güte dieses Offizierersatzes steht und fällt aber auch die Tüchtigkeit der Armee. Der Staat sollte also kein Mittel vorübergehen lassen, die Versorgung der alten Offiziere zu heben. Der Fortfall der Kürzungsbestimmungen ist hier eines der geeignetsten.

Ein weiterer Punkt, in welchem ich mit dem Herrn Verfasser nicht einverstanden sein kann, ist seine Ansicht über die Unterordnung des Offiziers unter frühere Untergebene. Er schreibt hierüber: „Vielen früheren Offizieren wird eine Anzahl der Stellen der Gruppe B.“ (d. i. der Stellen im Reichs-, Staats- und Kommunaldienst) „in Anbetracht ihrer bisherigen Stellung als sozial nicht angemessen erscheinen. Sie können auch in die Lage kommen, mit früheren Untergebenen im Wettbewerb um dieselbe Stelle zusammen zu treffen, ja unter ihnen arbeiten zu müssen. Gewiß kein angenehmes Gefühl und eine Situation, die von beiden Seiten Takt erfordert. Der ehemalige Offizier wird sich dann sagen müssen, daß er eben, durch die Ungunst der Verhältnisse geführt, mitten drin steht im harten Kampf ums Dasein. Er muß sich klar darüber sein, schon bevor er sich um irgendeine Stelle bewirbt, daß er nicht mehr Mitglied einer festgefügtten Organisation ist, die allen ihren Angehörigen ohne weiteres eine sozial fest umschriebene, gesicherte Stellung schafft. Mit einem Worte, er muß den Mut der Situation besitzen.“

Wir scheinen diese Sätze nur richtig, falls sich der Offizier a. D. aus freier Wahl in das kaufmännische oder industrielle Getriebe hineinbegibt, wo er möglicherweise gezwungen ist, von unten anzufangen und sich auch hiervor nicht scheuen darf, wenn dies zur Erreichung eines höheren Zieles nötig ist. In den Staats- und Gemeindestellungen aber liegen die Dinge anders. Die berufliche Erziehung des Offiziers hat ihn nichts anderes kennen gelehrt, als eine Zerteilung in der Organisation. Ihm ist zur Gewohnheit gemacht worden, den Offizier als unter allen Umständen dem Unteroffizier übergeordnet zu betrachten. Er sieht dauernd, wie der jüngste Offizier, der vom Dienst noch recht wenig versteht, vermöge seiner größeren Allgemeinbildung und besseren Vermögenslage von vornherein Stellungen bekleidet, die der Unteroffizier nie erreichen kann. Mit diesem von ihm selbst großgezogenen Standesbewußtsein sollte der Staat auch beim Vergeden der Zivilstellen an Offiziere und Unteroffiziere rechnen, sollte auch seinerseits die Grenzen bei der Wiederanstellung einhalten. Sonst setzt er sich in Widerspruch mit seinen eigenen Grundsätzen. Die Offiziere sind ja doch durch ihre Verabschiedung nicht minderwertig geworden! Wenn, wie gesagt, der einzelne Offizier a. D. aus Gründen pekuniärer Notlage auch untergeordnete Stellungen anzunehmen sich entschließt, so ist das seine Sache, die hierin sich aussprechende Arbeitslust und Energie verdienen hohe Achtung. Die Stellen aber, die der Staat den altgedienten Offizieren anbietet, dürfen nur solche sein, die der gesellschaftlichen Stellung des

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.

Offizierstandes entsprechen, und müssen von der Befehung durch frühere Unteroffiziere freigehalten werden.

Zum Schluß sei erwähnt, daß auch in diesem Schriftchen wieder, wie in letzter Zeit so vielfach, der Wunsch ausgesprochen wird, die verschiedenen bestehenden Organisationen, die sich mit der Vermittlung von Anstellungen für inaktive Offiziere befassen, zu einer Zentralstelle zu vereinen beziehungsweise eine solche neu zu schaffen.

„Durchschlagenden Erfolg,“ heißt es, „würde aber unseres Erachtens nur eine allgemein bekannte und anerkannte Zentralstelle haben, die frei von irgendwelcher behördlichen Einwirkung nur dem Wohle der ehemaligen Offiziere und dem Interesse der Arbeitgeber dient.“ Durchaus einverstanden! Ich möchte noch den Wunsch hinzufügen, daß im Verein mit einem solchen Institut, oder selbständig neben ihm ein zweites entstehen möge, das sich die Aufgabe zu stellen hätte, dem Offizier die für seinen neuen Beruf notwendigen Kenntnisse, sei es direkt, sei es durch Nachweisung der Quellen und Einarbeitungsgelegenheiten, zu vermitteln, ähnlich wie dies die Düsseldorfener Akademie für kommunale Verwaltung für einen besonderen Berufszweig anstrebt.

Oberst a. D. v. Poellnitz-Weimar

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.

Gernspracher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Sagan 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 84/87.

Einen besonders aromatischen Bohnenkaffee

tadellos geröstet liefere ich zum Vorzugspreise von **nur 148 Pfennig pro Pfund**. Dieser Röst-Bohnenkaffee ist den Liebhabern einer reinen Tasse Kaffee gewidmet und wird (dafür bürgt schon meine grosse Sachkenntnis in Kaffee) sicher überall gefallen. — Verlangen Sie ein Postkolli franko unter Garantie der Zurücknahme.

Gustav Westphal, Altona-Hamburg
Kleine Gärtnerstr. 100-108.



Die deutsche Rheinmündung

Von Privatdozent Dr. jur. Hans Busz-Münster



instmals — Jahrhunderte hindurch war der Rhein bis zu seiner Mündung ein deutscher Strom. Erst der Triumph des Partikularismus von 1648 hat das Mündungsgebiet vom Reiche endgültig abgeschnitten. Der glückliche Besitzer, Holland, damals seeherrschende Großmacht, ist unter der Ägide der Macht, die ihm jene Stellung genommen hat, zum behaglichen Rentner der Strommündung geworden. Zwar ist ihm durch die Rheinschiffahrtsakte verwehrt, Rheinzölle zu nehmen, aber die natürliche Verpflichtung, für eine den Verhältnissen entsprechende Unterhaltung des Rheinschiffahrtsweges Sorge zu tragen, ausdrücklich nicht auferlegt. Infolge Außerachtlassung dieser Sorge macht sich nun von Jahr zu Jahr der Übelstand stärker bemerkbar, daß der Tiefgang des holländischen Niederrheins teilweise um ein Viertel bis ein Drittel geringer ist als auf der deutschen Niederrheinstrecke — es beträgt nämlich ober- und unterhalb Wesels die Fahrwassertiefe bei mittlerem Niedrigwasserstand rund 3 Meter, beim Mittelwasser 4,40 Meter, wogegen die entsprechenden Tiefen auf der holländischen Strecke bis zu 2 Meter beziehungsweise 2,85 Meter heruntergehen! — Hierdurch erwachsen dem deutschen Durchgangsverkehr drei Nachteile: die mögliche Ausnutzung des Fahrwassers durch größere, weit leistungsfähigere Schiffsgefäße ist unterbunden, die Vereinfachung und Verbilligung des Umschlagsverkehrs vom Rhein zur See bei Gebrauch solch größerer Fahrzeuge ist hintangehalten, und endlich der unmittelbare Seeverkehr ohne Umschlag, insbesondere der bei dem Fortschritt der Technik auf diesem Gebiete ausichtsvolle Seeleichter-Verkehr ist fast unmöglich gemacht. Es sind daher dreifache indirekte Rheinzölle, die Holland — ungeachtet seines reichen Gewinns aus dem deutschen Durchgangsverkehr — durch die unpfleghame Behandlung des Rheinstromes auf seinem Gebiete der deutschen Volkswirtschaft

aufgelegt, ein Zustand, der kaum mit dem Buchstaben, sicher aber nicht mit dem Sinne der Rheinschiffahrtsakte zu vereinen ist.

Die Ausnutzung der deutschen Zwangslage durch jene dreifachen Schiffahrtsbelastungen sind für Holland um so einträglicher, für Deutschland um so abträglicher geworden, als gerade in den letzten Jahren die deutsche Verkehrs-entwicklung im Rheintal außerordentliche, ja geradezu phänomenale Fortschritte gemacht hat. Gingen doch um 1895 erst etwa $7\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen, vor einem Jahrzehnt schon rund 15 Millionen Tonnen, im vergangenen Jahre sogar fast 31 Millionen Tonnen zu Berg und zu Tal über die deutsch-holländische Grenze. Der Verlust, der dem deutschen Volksvermögen hier durch jene dreifachen holländischen Schiffahrtsbelastungen unmittelbar und mittelbar erwächst, dürfte sicher auf ein Vielfaches der vielen Millionengewinne Hollands aus dem deutschen Durchgangsverkehr zu schätzen sein.

Allein schon aus diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Beseitigung der auf die Dauer unerträglich schweren Schädigung der deutschen Rheinschiffahrt durch die indirekten holländischen Rheinzölle und Schiffahrtsbehinderungen auf der Tagesordnung steht. Dabei erscheint die Erledigung dieser Frage um so brennender, als die Ausdehnung der westlichen Industrie und Verkehrs mit Riesenschritten vorwärts eilt und einen besseren Anschluß, besser noch als selbst der Rhein ihr zu bieten vermag, an das Meer, die goldene Straße des Welt-handels, immer dringender verlangt. Der vielleicht nahe liegende Gedanke, daß hier die neuen preußischen Kanalwege von der begrabigten Ems über Herne weiter zur Lippe- und Ruhrmündung Abhilfe schaffen, ist irrig, da die Kanäle infolge ihres geringen Tiefganges von nur 2,5 Metern (gegen 3 bis 4,4 Meter des Rheins), der großen Umwege — die Strecke Duisburg — Herne — Emden ist ungefähr doppelt so lang wie die von Duisburg bis Rotterdam —, der überaus hohen, die Schifffahrt nicht unerheblich verzögernden und erschwernenden Schleusenzahl, der deshalb notwendig hohen Kanalabgaben und Frachtkosten ganz untauglich sind zum Wettbewerb mit der weit leistungsfähigeren, kürzeren und zurzeit noch abgabefreien Rheinstraße.

Vielmehr sind es drei andere Wege, die hier die Dinge zum Besseren wenden können. Der nächstliegende Weg ist der, daß Holland sich auf seine historische und auch im wohlverstandenen eigenen Interesse liegende Aufgabe besinnt und die notwendige Besserung des Rheinfahrwassers beginnt, sei es selbständig oder mit Hilfe des Deutschen Reiches, für welches diese Frage in auch Holland Vorteile bietender Weise in dem neuen Schiffahrtsabgabengesetz geregelt ist. Es ist Hollands Sache, sich hierüber schlüssig zu werden, und nicht die unsere zu rufen: Holland mach auf!

Aber selbst wenn Holland geneigt ist, auf die eine oder andere Weise den Rheinweg den Verhältnissen entsprechend zu unterhalten, so bleibt immer die Frage bestehen, ob selbst dann die verbesserte holländische Rheinstraße der deutschen Volkswirtschaft, vor allem der westdeutschen Industrie und dem Bergbau

den auf die Dauer besten Weg zur See bieten kann, oder ob nicht andere bessere Mittel und Wege dahin führen können. In den letzten Jahren haben nun zwei andere Vorschläge neuer Zufahrtswege zum deutschen Niederrhein stetig an Boden gewonnen und sind jüngst bereits Gegenstand eingehender fachlicher Studien geworden: die Pläne eines Rhein—Maas—Schelde (Antwerpen)- und eines Rhein—Ems (Emden)-Schiffahrtsweges. Für den Rhein—Maas—Schelde-Kanal sind verschiedene Pläne aufgestellt. Nicht weniger als fünf Städte, vorzüglich Arefeld, Neuß und jüngstens Köln, bemühen sich, Ausgangspunkt dieser Verbindung vom Rhein nach Antwerpen zu werden.

All diesen Verbindungen haftet aber der schwerwiegende Nachteil an, daß sie sich nur etwa 30 bis 70 Kilometer durch deutsches Gebiet, im übrigen über ausländisches — belgisches und teilweise auch das holländische Gebiet der Provinz Limburg bewegen, daher im Frieden der deutschen Gesetzgebung und noch mehr im Kriege der Verfügung und Aufsicht des Reiches entzogen sind.

Ganz anders als mit diesen wirtschaftlich, verkehrs- und nationalpolitisch nicht unbedenklichen linksrheinischen Rhein-Seeverbindungen verhält es sich mit dem neuestens in den Vordergrund getretenen Plan einer rein deutschen rechtsrheinischen Verbindung des Niederrheins mit der Emsmündung. Diese Verbindung verfügt gegenüber jenen, in erster Linie den Rheinlanden dienenden Vorschlägen schon über den Vorteil, daß Rheinland und Westfalen hier ziemlich gleichmäßig und obendrein noch teilweise Hannover, also drei Hauptlande des Reichs statt eines daran interessiert sind. Sodann führt diese Verbindung durch die zum großen Teil ganz unerschlossenen, ihrem Grundwerte und Ertrage nach den leichten Böden des Ostens der Monarchie gleich und teilweise sogar nachstehenden nordwestlichen Grenzgebiete, mit einer Bevölkerung von oft nur 25 bis 30 Seelen auf 1 Quadratkilometer, insbesondere durch die großen Moorgebiete im linken Emstal, so daß sich der doppelte Vorteil ergibt: verhältnismäßig sehr niedrige Grunderwerbskosten und anderseits ein beträchtlicher Zuwachs des deutschen Nationalvermögens durch die Bodenwertsteigerung dieser weiten Grenzstrecken. Ein weiterer Vorteil ist der, daß hier umgekehrt wie beim linksrheinischen Wasserweg nicht das deutsche Grenzland vom Ausland angezogen wird, sondern im Gegenteil die weiten Gebiete der holländischen Provinzen Oberijssel, Drenthe und Groningen, zum Teil auch Gelderland ostwärts gerichtet werden.

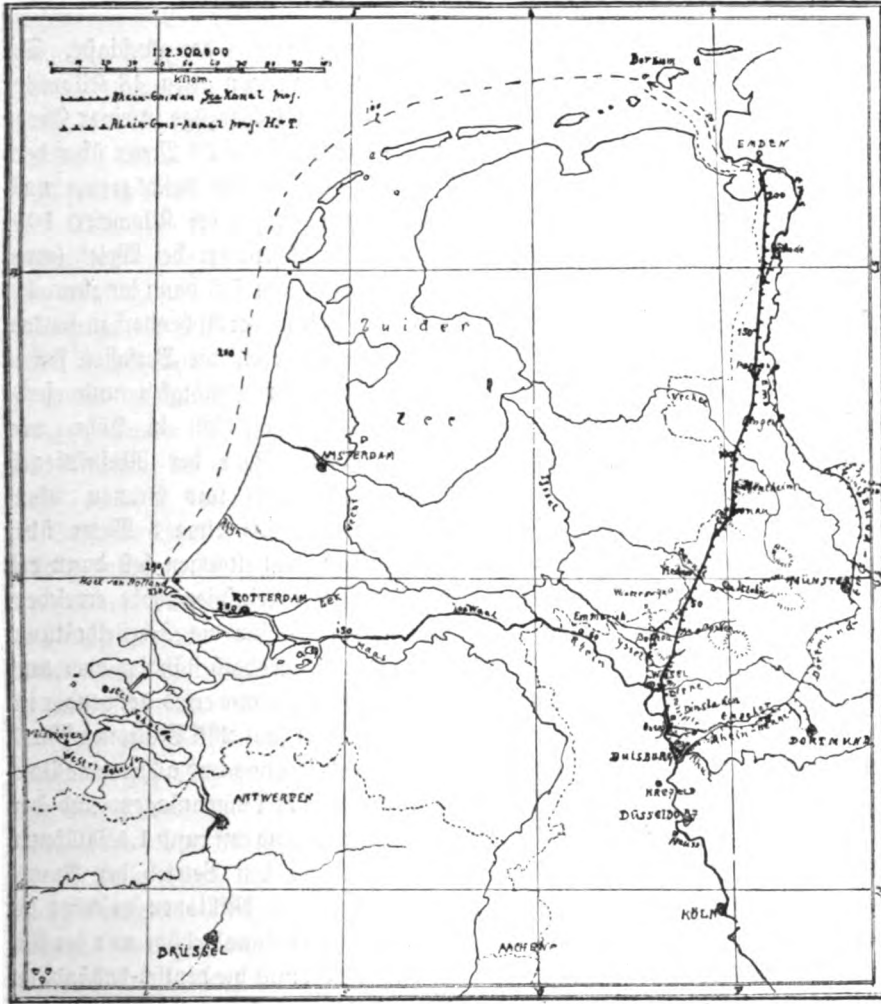
Alle diese Tatsachen fallen um so schwerer ins Gewicht, als die neuesten Tiefbodenuntersuchungen die Vermutungen der Geologen bestätigen, daß die Bergschätze des Ruhr—Lippe-Bezirkles sich weithin nach Norden erstrecken. Endlich, die großen nationalen Interessen eines deutschen, der deutschen Herrschaft und der deutschen Nutzung im Frieden und im Kriege unterstehenden Schiffahrtsweges bedürfen wohl keiner weiteren Hervorhebung. Sonach verdient der Plan einer rein deutschen Verbindung des Rheins mit der Nordsee vor allen anderen dringlich bezüglich seiner natürlichen, technischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen eingehender Erwägung unterzogen zu werden.

Die mannigfaltigen Vorschläge einer nächsten Rhein—Ems-Verbindung lassen sich auf drei — unter sich wesentlich verschiedene — Hauptgedanken zurückführen: den Gedanken einer echten Rheinstrommündung, eines Rhein-Großschiffahrts- und endlich eines Rhein-Seeschiffahrtskanals.

Der Vorschlag, eine deutsche Rheinstrommündung zu schaffen, dürfte außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen. In erster Linie stehen diesem Plane, der auf eine mehr oder weniger starke Ablenkung des Rheinstromes vom holländischen Gebiete hinausläuft, schwere internationalrechtliche Bedenken entgegen, wie solche auch der Ableitung etwa der Elbe oder der Weichsel vom deutschen Gebiete oder ihrer Teilung entgegenstehen würden. Sodann bestehen begründete Zweifel, ob die Schaffung eines deutschen Strombettes technisch überhaupt ausführbar ist mit Rücksicht auf das geringe, für die rund 200 Kilometer lange Strecke Wesel—Ems-Mündung nur rund 15 Meter betragende Gefälle und die noch weiterhin zu erörternden Geländebeziehungen, die ein Flußbett zu bauen kaum möglich erscheinen lassen. Endlich steht eine natürliche Strommündung vom bau- und betriebstechnischen Standpunkt aus hinter dem Kanaltweg weit zurück, da das Kanaltbett bedeutend weniger Raum in Anspruch nimmt, so daß die Erdbewegungen, welche die Hauptbaulasten verursachen, unverhältnismäßig geringer sind, ferner da der Kanal in größerem Tiefgang angelegt werden kann, und vor allem, da das ruhige, das ganze Jahr hindurch gleich tiefe Kanaltwasser von der Schifffahrt viel geringeren Aufwand an Zugkräften verlangt und eine viel gleichmäßigere Ausnutzung des Raumgehaltes der Schifffahrtsgefäße ermöglicht. Der Vorschlag einer Rheinstrommündung ist daher von vornherein aus den praktischen Erwägungen auszuschneiden, und es bleiben daher nur die beiden Kanalprojekte eines Rhein-Großschiffahrtsweges und eines Rhein-Seeschiffahrtsweges übrig.

Der Plan eines Rhein-Großschiffahrtsweges hat jüngstens in der Studie der Bauräte Herzberg und Laatz eine nähere, sorgfältige Bearbeitung gefunden. Die Verfasser gehen davon aus, den auf dem Rhein verkehrenden Schleppdampfern und Rähnen eine stets zugängliche Fahrstraße zu gewähren und setzen mit Rücksicht auf die oberhalb und unterhalb Wesels bestehende Mittelwassertiefe des Rheins von 4,40 Meter und mittlere Niedrigwassertiefe von 3 Meter als erwünschte und ausreichende Kanaltiefe 4,50 Meter und als Kanalbreite 22 Meter an der Sohle und 56 Meter am Spiegel an, die genügen, zwei normale Frachtlähne von 12 Meter Breite neben- und aneinander passieren zu lassen. Als Ausgangspunkt nehmen sie den Rhein unterhalb der Stadt Wesel an, führen den Kanal von dort in nördlicher Richtung etwa 18 Kilometer weit auf Bocholt zu, dann 52 Kilometer in nordnordöstlicher Richtung nahe an Bocholt und der holländischen Grenze südwestlich Winterswyk vorüber, mittwegs zwischen Breden und Stadthoyn hindurch unter Kreuzung der Berkel in gerader Linie auf die Grenzede unmittelbar westlich von Gronau zu (Kilometer 70), von hier in etwa 7 Kilometer langem nordöstlichen Bogen um Gronau herum,

bann rund 33 Kilometer lang wieder in nordnordöstlicher Richtung, das Bad Bentheim einige Kilometer westlich lassend, darauf die Bechte kreuzend bis zur Breite von Lingen ($52^{\circ} 30'$), welches eine gute Meile östlich bleibt, von hier etwa 48 Kilometer in unmittelbar nördlicher Linie durch das Bourtanger Moor etwa mitten zwischen dem Emslauf und der Reichsgrenze (Kilometer 150), dann



endlich wieder in nordnordöstlicher Richtung nach weiteren 20 Kilometern und somit nach rund 170 Kilometer Gesamtlänge in die Ems bei Rheide im Kreise Achenendorf. Die Reststrecke bis Emden soll der teilweise noch zu verbessernde Mündungslauf der Ems in Länge von rund 50 Kilometer bilden. Die ganze Länge der beschriebenen Linienführung Wesel-Emden beläuft sich demnach auf rund 220 Kilometer. Gegenüber der Rheinstraße Wesel-Rotterdam beträgt

die Mehrentfernung 40 Kilometer, und 57 Kilometer bei Einrechnung der Seeschiffahrtstrecken bis zur Hochsee (Rotterdam—Hoef van Holland = 33 Kilometer und Emden—Borkum = 50 Kilometer). Der Überseeweg vom Niederrhein wird hierdurch — da der Seeweg Borkum—Hoef van Holland rund 290 Kilometer lang ist — etwa um ein Fünftel verlängert, anderseits wird der Vorteil des kürzeren Weges nach den Gebieten der Nord- und Ostsee um eben dies Maß verringert.

Der ausgesuchte Weg ist nach den Geländeverhältnissen der günstigste. Die schwierigste Strecke ist die zwischen Bocholt und Gronau von etwa 48 Kilometer Länge, da sich hier die Ausläufer der münsterländischen Höhenzüge in einer Ebene von 40 bis 50 Meter über dem Meeresspiegel, — rund 23 bis 33 Meter über dem mittleren Rheinspiegel bei Wesel (16,75 Meter) —, über die Reichsgrenze nach Holland hineinziehen. Von Gronau zum Wechtetal (etwa bei Kilometer 100) fällt das Gelände wieder ab bis auf die Höhe der Rheinufer bei Wesel (etwa 21 Meter), behält diese Höhe rund 30 Kilometer bei, um sich dann langsam bis auf den im Bereich der Ebbe und Flut liegenden Emspiegel bei Aschendorf zu senken.

Zur Überwindung dieser Geländeschwierigkeiten sehen die Verfasser sieben Schleppzugschleusen von 6000 bis 7000 Tonnen Leistungsfähigkeit und sechs Zwischenstrecken (Haltungen) vor. Die Scheitelhaltung soll in Höhe von rund 40 Meter über N.N. und rund 23,5 Meter über der Rheinspiegelhöhe bei Wesel die erwähnten Höhen zwischen Bocholt und Gronau überwinden. Die Anstieghaltung von Wesel bis Bocholt soll etwa 5 Meter über dem Rheinspiegel liegen. Von den übrigen vier Abstiegshaltungen soll dann erst die dritte bei Kilometer 115 wieder die verlassene Rheinspiegelhöhe erreichen.

Die Wasserzuführung für die Kanalspeisung reicht für die Scheitelhaltung, und im Sommer auch für die Anstieghaltung nicht aus, weshalb ständige oder auch teilweise Rheinwasserzuführung vermittelt eines großen Pumpwerkes notwendig ist.

Die Kosten des Kanalbaues berechnen die Verfasser auf 235 Millionen Mark, davon rund 163 Millionen für Grunderwerb, Bodenbewegung und allgemeine Baukosten, rund 59 Millionen für Bau von Schleusen und Pumpanlagen, und den Rest von 13 Millionen für Bauzinsen. Die Betriebskosten sind auf rund 1,5 Millionen Mark, davon etwa ein Fünftel = 330 000 Mark für den Betrieb der Pumpwerke angeschlagen. Die Einnahmen werden auf rund 6 Millionen geschätzt bei Zugrundelegung von 0,5 Pfennig auf 1 Tonnenkilometer Kanalgebühr und der Annahme, daß sich von den 25 Millionen Tonnen, welche 1909 die deutsch-holländische Rheingrenze passierten, besonders der Nord- und Ostseeverkehr, etwa 7 Millionen Tonnen, dem neuen Kanal zuwenden werden. Nach Abzug der Betriebskosten bleiben daher nur 4,5 Millionen Mark oder 2 pCt. des Baukapitals zur Verzinsung und Tilgung.

In vier Hauptpunkten stellen sich diese Pläne in Gegensatz zu den bisher meist gemachten Vorschlägen und den von Freunden des Projektes geäußerten Wünschen: in der Bestimmung des von dem Verkehrszentrum Duisburg ent-

fernten Ausgangspunktes des Kanals, in den Vorschlägen der vielen, die Schifffahrt behindernden und die Kanalunterhaltung verteuernenden Schleusen samt dem durch die Schleusenföhrung gebotenen kostspieligen Rheinpumpwerk, in der Berechnung der Wirtschaftlichkeit und viertens in dem damit zusammenhängenden Ansätze eines Tiefganges von nur 4,5 Meter.

Um zunächst auf die Höhe der Schleusenzahl einzugehen, so ist den Verfassern zweifellos Recht zu geben, daß schon allein infolge des Höhenunterschiedes zwischen Niederrhein und der Emsmündung von rund 15 Meter eine Abstiegschleuse notwendig ist. Bezüglich der sechs weiteren Schleusen ist allerdings auch nach den Ausführungen der Studie die Frage der Notwendigkeit wohl aufzuwerfen. Denn zunächst bleibt die Tatsache bestehen, daß die Schleusen mit wachsender Zahl ein um so lästigeres und kostspieligeres Verkehrshindernis bilden. Der Einwand, daß die Verzögerung nicht ins Gewicht falle, weil nur eine Durchschleusungsbauer von dreiviertel Stunden pro Schleuse, also rund sechs Stunden für alle Schleusen eintrete, erscheint nicht ganz durchschlagend, da sechs Stunden immerhin ein Zehntel bis ein Zwanzigstel der Gesamtfahrzeit ausmachen werden, eine Verzögerung, die gegenüber der Fahrtbauer auf dem Rheinstromweg um so mehr ins Gewicht fällt, als der Kanalweg so wie so wegen seiner um 40 Kilometer weiteren Strecke eine längere Fahrzeit erfordert. Es wäre daher schon im Rahmen der Pläne der Verfasser eine Schleusenminderung erwägenswert und vielleicht auch mit Rücksicht auf die Baukosten nicht unausführbar. Daß zunächst die Baukosten an sich durch die Anlage der Schleusen vermindert werden, dürfte nicht zu bestreiten sein, da sonst ganz gewaltige Mehrbodenbewegungen notwendig würden. Indessen müßten zunächst hierauf die Ersparnisse in Anrechnung gebracht werden, die sich aus dem Wegfalle der Bau- und Betriebskosten der nicht notwendigen Schleusen und Pumpanlagen ergeben. Diese Ersparnisse dürften sich einschließlich der kapitalisierten Betriebskosten nach den Ansätzen der Verfasser auf insgesamt fast 70 Millionen Mark beziffern. Diese Summe, zur Vertiefung des Durchstiches verwendet, würde nach den Ansätzen der Studie noch ein halb mal so viel Bodenbewegung als vorgesehen gestatten. Daß eine solche Vertiefung technisch besondere Schwierigkeiten biete, bekunden die Verfasser nach ihren Lokaltstudien nicht. Sie scheinen auch nicht die leider nicht berechneten Mehrkosten der schleusenverminderten Anlage als Hauptbedenken dagegen anzunehmen, sondern eine möglichst große Schonung der bergbaulichen Ausnützbarkeit der durchschnittenen Steinkohlen, Eisenerze und andere abbauwürdige Mineralien führenden Steinkohlen-, Zechstein- und Kreideformation für entscheidend zu halten. Es wäre zu wünschen, daß die sachvertrauten Verfasser diese in ihrer Studie nur sehr kurz abgehandelte Frage eingehender nach ihrem Für und Wider auseinandersetzen.

Was sodann die Wahl des Ausgangspunktes bei Wesel an Stelle des sonst meist vorgeschlagenen Duisburg-Ruhrort anlangt, so wird diese neben dem Hinweis auf die bei jenem Ausgang erwachsende übermäßige Kostensteigerung, damit begründet,

daß mit Rücksicht auf das gute Fahrwasser des Rheins bis Wesel jeder Anlaß fehle, den Strom früher zu verlassen. Demgegenüber dürfte wohl darauf hinzuweisen sein, daß eine frühere Abbiegung des Kanals vom Rhein zweckmäßig erscheint, um die Länge des Kanals gegenüber der des Flußlaufes erheblich abzukürzen. Zugugeben ist, daß ein Ausgang schon bei Ruhrort vor allem wegen der schon über Hamborn hinaus auf eine Entfernung bis rund 7 Kilometer nördlich Duisburg fortgeschrittenen starken baulichen und gewerblichen Ausnutzung des Grund und Bodens die Baukosten unverhältnismäßig verteuern würde. Dagegen erscheint wohl erwägenswert ein Ausgang von dem Rheinknie westlich von Dinslaken zwischen Möllen und Balsum in nördlicher Richtung und eine weitere Führung in dieser Richtung — nun östlich statt westlich von Wesel — durch das Lippetal, dann ein wenig nach Osten dem Isseltal aufwärts folgend, etwa mittwegs zwischen Bocholt und Borken hindurch bis zu dem nach rund 50 Kilometern erreichten Schnittpunkt mit der in der Studie vorgeschlagenen Linienführung, etwa in Kilometer 45 derselben kurz vor dem Kreuzpunkt mit der Bahnstrecke Stadtlohn—Breden. Wesentlich schwierigere Geländeverhältnisse wären bei dieser Anfangsführung nicht zu überwinden, dagegen vielfache Vorteile gewonnen. Zunächst wäre die 17 bis 18 Kilometer lange Rheinwindung zwischen Dinslaken und Wesel und die gewundene Linienführung eines unterhalb Wesels ausgehenden Kanals bis zu dem beschriebenen Treffpunkt vermieden, damit bei einer Verlängerung des Kanals um nur etwa 5 bis 6 Kilometer die Strecke Dinslaken—Emden um etwa 12 bis 13 Kilometer verkürzt, also auch die Mehr-entfernung des Kanalweges gegenüber dem Rheinweg bis Rotterdam von 40 Kilometer auf 28 bis 27 Kilometer herabgedrückt. Sodann wäre die — aus Gründen der militärischen Sicherheit und der Bildung eines möglichst großen deutschen industriellen und landwirtschaftlichen Interessengebietes zu beiden Seiten des Kanals — unerwünscht nahe Linienführung hart an der Reichsgrenze, soll doch für etwa die letzten 15 Kilometer vor dem bezeichneten Kreuzpunkt die Entfernung von der Grenze nur 1 bis 2 Kilometer betragen, beseitigt. Ferner ergibt sich für den Fall einer schleusenverminderten Führung des Kanals ein wichtiger Vorteil aus der bei Dinslaken gegen Wesel um etwa 2,25 bis 2,50 Meter höheren Lage des Rheinpiegels, da hierdurch die Tiefe des Durchstiches der zu durchschneidenden Höhenzüge um eben dies Maß herabgemindert werden würde. Die Kreuzung der noch bis dicht vor Wesel 18 bis 19 Meter Spiegelhöhe besitzenden Lippe dürfte durch die Einführung derselben in den Kanal zu überwinden sein, besonders, wenn bei der bevorstehenden Kanalisierung der Lippe hierauf Rücksicht genommen wird. Endlich, Wesel würde nicht benachteiligt werden, da nur die geplanten Hafenanlagen statt unterhalb oberhalb der Stadt an der Lippemündung aufwärts ausgeführt und durch eine Schleuse mit dem Kanal verbunden zu werden brauchten.

Der dritte Hauptpunkt der Einwendungen gegen den vorgeschlagenen Kanal bildet sodann die geringe Wirtschaftlichkeit. Die Berechnungen der Verfasser

und damit ihr ganzer Kanalplan beruht ausgesprochenenmaßen nur darauf, den Nord- und Ostseeverkehr an sich zu ziehen, also nicht, was doch der springende Punkt der Frage der deutschen Rheinmündung ist, dem deutschen Rheinverkehr, zum Hauptteil wenigstens, eine deutsche Schiffsfahrtsstraße zu verschaffen. Wenn die Vorschläge der Studie von vornherein hierauf verzichten, so wird die Frage mit Recht aufgeworfen werden, weshalb dann überhaupt für einen schlecht und ungewiß verzinslichen, vielleicht ein Viertel bis ein Drittel des Rheinverkehrs aufnehmenden Kanal die hohen Ausgaben fast einer Viertelmilliarde übernommen werden sollen. Besonders ins Gewicht fällt hierbei auch die Erwägung, daß ja der demnächst ganz eröffnete Rhein—Herne—Emden-Kanal einen wesentlichen Teil des Verkehrs leisten kann, den der vorgeschlagene Kanal übernehmen soll.

Die Ursache der geringen Wirtschaftlichkeit liegt aber eben in dem Punkt, der auch der Gegenstand des letzten Haupteinwandes gegen die Vorschläge der Studie bildet, in dem geringen Tiefgang des Kanals, der diesen von vornherein unfähig macht, die Aufgabe zu erfüllen, die eine deutsche Rheinmündung im Wettbewerb mit der holländischen zu erfüllen hat: ein deutsches Tor auf die See, nicht nur für das beschränkte Nord- und Ostseegebiet, sondern das ganze Überseegebiet, das Weltmeer zu bieten.

Es handelt sich darum, hier für West- und Süddeutschland das zu schaffen, was die Elbmündung, was Hamburg für Ost- und Mitteldeutschland ist.

Da die holländische Rheinmündung fast 300 Kilometer näher an den Hochstraßen zum Weltverkehr liegt als die Ausfahrt der Ems, so liegt auf der Hand, daß der deutsche Rhein—Nordsee-Schiffsfahrtskanal von vornherein so viel leistungsfähiger als die holländische Rheinstraße angelegt werden muß, daß dadurch jene weitere Entfernung von den Überseewegen wettgemacht wird. Dazu ist aber notwendig, daß der Kanal einen weit erheblicheren Tiefgang erhält als sogar der verbesserte holländische Rheinlauf erhalten kann, einen Tiefgang, der den unmittelbaren Seeverkehr ohne Umladung mit Leichtigkeit gestattet. Damit ist der dritte und, wie zu zeigen ist, der beste Gedanke einer deutschen Rhein—Seeverbindung, der eines Seeschiffsfahrtskanals berührt.

Ein Seekanal hat drei Hauptvorzüge vor allen anderen Rheinzufahrtsstraßen: der vornehmste und wichtigste ist der, daß die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie und des deutschen Bergbaues, deren Ruhr—Rippen-Revier nun unmittelbar an den Überseeverkehr gelegt wird, besonders mit der von der Natur mehr begünstigten Industrie und dem Bergbau Englands und Nordamerikas, mit einem Schlage ganz unschätzbar gehoben wird; zum zweiten wird die bisherige Abhängigkeit vom Ausland bei der Durchfuhr nach den Rheinmündungshäfen im Krieg und Frieden beseitigt, und endlich die Wirtschaftlichkeit dürfte einer guten Kapitalanlage gleichkommen.

Letzteres ergibt sich aus folgenden Erwägungen: wie schon erwähnt, betrug der Verkehr zu Berg und Tal auf dem Niederrhein bei Emmerich im letzten

Jahre rund 31 Millionen Tonnen, dagegen zehn Jahre zuvor kaum die Hälfte. Es bedarf keiner Sehergabe, um zu sagen, daß bei der mächtigen Vorwärtseentwicklung der westlichen Volkswirtschaft und des ganzen Rheintalverkehrs diese Zahlen noch erheblich steigen werden, und wenn auch nicht die Annahme einer so raschen Steigerung wie in den letzten drei Jahren 1909, 1910, 1911 von 24,86 auf 29,68 auf 30,93 Millionen Tonnen — mehr als 6 Millionen Tonnen innerhalb dreier Jahre — zugrunde gelegt werden soll, so darf doch die Steigerung auf 40 bis 50 Millionen Tonnen für eine nahe Zukunft angenommen werden. Hinzu kommt die Verkehrssteigerung, die durch den Impuls, den der Kanal dem ganzen Wirtschaftsleben geben wird, hervorgerufen werden wird. Danach dürfte der Ansaß eines Kanalverkehrs von 25 bis 30 Millionen Tonnen fast zu vorsichtig und bescheiden erscheinen. Bei diesem Ansaße ergäbe sich bei Annahme einer Kanalabgabe von 0,5 Pf. für das Tonnenkilometer — welche die Schifffahrt mit Rücksicht auf die teilweise Ersparnis der Umschlagkosten und der Zugkraft leicht tragen kann — bei 200 Kilometer Kanallänge eine Einnahme von 25 bis 30 Millionen Mark.

Diese Summe stände also für die Betriebskosten und die Verzinsung der Baukosten zur Verfügung.

Die Höhe der Baukosten ist abhängig von den Abmessungen des Kanals, der Linienführung und den sonstigen Umständen des Kanalbaues. Für die Abmessungen des Kanals dürften die des umgebauten Kaiser-Wilhelm-Kanals vorbildlich sein. Danach wäre ein Tiefgang von 11 Meter, eine Sohlenbreite von 44 Meter (14 Meter mehr als bei dem besprochenen Vorschlage eines Großschiffahrtsweges) und eine Spiegelbreite von rund 100 Meter erforderlich, mit entsprechender Verbreiterung an den Ausweichstellen. (Ein doppelschiffiger Ausbau wird zunächst nicht notwendig sein). Die Linienführung wäre wie bei dem Vorschlage Herzberg und Taals zu wählen, nur mit dem oben beschriebenen Ausgang und der Anfangsführung von Dinslaken und mit einer 1 bis $1\frac{1}{2}$ Kilometer ersparenden Abkürzung der starken, überdies hart an der Grenze entlang gezogenen und schon deshalb aus den oben berregten militärischen und wirtschaftlichen Gründen möglichst abzuschneidenden Krümmung bei Gronau. Der Endpunkt des Kanals wäre aber nicht in der Einführung in das unzulängliche Flußbett der Ems zu suchen, sondern der Kanal wäre vorher bei Kilometer 170 des hier vorgeschlagenen Weges in fast nördlicher Richtung noch gegen 40 Kilometer weiter durch die Moore und Emsniederungen, endlich nach rund 208 Kilometer Gesamtlänge in die Emsmündung unweit Emden zu führen. Hieraus ergäbe sich überdies eine Verkürzung gegen den weit nach Osten ausbiegenden Stromlauf der Ems von rund 15 Kilometer, so daß zusammen mit der Abkürzung durch den Ausgang bei Dinslaken und der Kürzung bei Gronau die Mehrerentfernung Rhein—Emden gegenüber der Rheinstrecke bis Rotterdam bis auf rund 10 Kilometer verringert wäre. (Dinslaken—Rotterdam = rund 198 gegen Dinslaken—Emden = rund 208 Kilometer).

An Schleusen wären erforderlich für den Seeverkehr zwei, die eine bei dem Endpunkt des Kanals, die andere als Abstiegsschleuse etwa bei dem Geländeabfall auf der Breite von Meppen (etwa bei Kilometer 130 der hier vorgeschlagenen Strecke). In den Abmaßen hätten die Schleusen wiederum denen der Schleusen des Kaiser-Wilhelm-Kanals zu entsprechen, wären also mit 330 Meter Länge, 45 lichter Breite und 13,7 Meter Tiefe anzulegen. Anschluß zur Aufnahme der Rheinschiffahrt wäre bei Dinslaken und Wesel vorzusehen durch hier eine, dort zwei Großschiffahrtsschleusen.

Im übrigen wäre aus den schon oben dargelegten Gründen eine schleusenlose Anlage anzustreben. Allerdings wären infolgedessen außerordentlich erhebliche Durchstiche zu bewältigen, so besonders auf der rund 50 Kilometer langen Strecke vor Gronau in durchschnittlicher Tiefe von 25 Meter und mehr bis zum Kanalspiegel, 36 Meter und mehr bis zur Kanalsohle. Diese großen Durchschnittstiefen, die nur bei Einschlebung von zwei weiteren Schleusen und Anlage eines riesigen Rheinpumpwerkes vermieden werden könnten, dürften nicht so übermäßig erscheinen bei der Erwägung, daß auch bei dem Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals derartige Höhen zu überwinden waren, so die die Wasserscheide zwischen Elbe und Elbe bildenden, am Durchstich bis 25 Meter über N.N. sich erhebenden Höhenzüge bei Grümenthal und die bedeutenden, zum Teil erst jetzt bei dem Umbau durchstochenen Erhebungen zwischen Rendsburg und Kiel. Allerdings kommt hier die lange Ausdehnung des Durchstiches hinzu, die namentlich die Baukosten erheblich verteuert.

Unter Erwägung dieser Umstände und vergleichender Betrachtung der Baukosten des Kaiser-Wilhelm-Kanals (erste und zweite Bauperiode) und der Berechnungen von Herzberg und Laaks dürften sich die Kosten des vorgeschlagenen Seekanals nach überschläglicher Schätzung belaufen auf

1. für Grunderwerb	rund 25 Mill. Mark,
2. für Bodenbewegungen mit rund 450 Mill. Kubikmeter (die reinen Aushubskosten pro Kubikmeter mit 72 Pfg. angenommen)	500 " "
3. für Schleusen, Brücken usw.	150 " "
4. für allgemeine Baukosten und sonstiges	25 " "
5. für Bauzinsen	25 " "
insgesamt rund 725 Mill. Mark.	

Zur Verzinsung dieser Summe stände nun nach obiger Berechnung ein Abgabenaufkommen von rund 25 bis 30 Millionen Mark jährlich, abzüglich der auf $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark jährlich anzusetzenden Betriebskosten zur Verfügung, was eine Verzinsung von etwa 3 bis $3\frac{1}{2}$ Prozent ergäbe. Der Zinsfuß würde sich natürlich beträchtlich erhöhen, wenn die zu vorsichtige Schätzung der Aufnahme des Rheinverkehrs in Höhe von drei Fünftel bis zwei Drittel geändert und die

durch den Kanal selbst hervorgebrachte Verkehrsbelebung mit in Rechnung gezogen würde.

Erscheint danach die Frage der Wirtschaftlichkeit des Kanals eine gute, so bleibt die Bausumme eine außerordentlich hohe. Diesen Bedenken stehen aber jene beregten außerordentlichen Vorteile für die ganze deutsche Volkswirtschaft gegenüber. Besonders ist zu erwägen, daß es sich hier um eine dauernde Anlage zur Hebung der Wohlfahrt des Reiches, insbesondere der Industrie und der in ihr arbeitenden, nach Millionen zählenden und sich jährlich um Hunderttausende vermehrenden Köpfe und Hände handelt, um eine einmalige Ausgabe, die nicht die Hälfte der jährlichen Wehrausgaben erreicht (und die sich überdies noch aller Voraussicht nach auch unmittelbar gut verzinsen wird).

Gleichwohl dürften Preußen und das Reich wie ihre Steuerzahler kaum geneigt sein, ein Unternehmen solcher Tragweite allein aufzunehmen. Es wäre daher wohl zu überlegen, ob nicht das finanzielle Aufbringen und die ganze Kanalbauunternehmung auf andere Grundlage als die der ausschließlichen Staatsunternehmung gestellt werden könnte, indem man davon ausginge, die am nächsten am Kanalbau interessierten Kreise in geeigneter Weise an der Unternehmung und ihrer Finanzierung zu beteiligen.

In dieser Richtung könnte man nun zunächst als billige Forderung aufstellen, daß der Grund und Boden für den Kanalbau von denjenigen bereit gestellt werde, deren Grundbesitz durch den Kanalbau in ganz außerordentlicher Weise im Werte gesteigert wird, d. h. also von den Grundbesitzern der durchschnittenen, heute noch zum überwiegenden Teile geringwertigen Grenzkreise vom Rheingebiet bis zur Emsmündung. Die Kreisverwaltungsorgane wären hier die berufenen Vermittler dieser zunächst passiven Beteiligung der Einwohner der beteiligten Kreise.

Weiterhin schiene nicht unbillig, diejenigen besonders heranzuziehen, deren Gewerbe, deren industrielles Kapital durch den Kanalbau besonders im Werte gesteigert wird; das sind die großen gewerblichen und bergbaulichen Unternehmungen des Industriereviers oder wenigstens des im Bereiche einer näheren Kanalzone belegenen Teiles des Reviers.

Sodann wären als besonders Interessierte die weiteren Bevölkerungskreise der zunächst begünstigten Lande, Rheinland und Westfalen und zum Teil auch Hannover, heranzuziehen. Hier wären die geborenen Träger der Beteiligung die Landes-, die Provinzialverbände.

Nach angemessener Heranziehung aller dieser Interessenten wäre es endlich auch an dem Staate, an Preußen, und an dem Reiche, an einem die Wohlfahrt so großer Kreise des Landes und des Reiches fördernden Unternehmen gebührenden Anteil zu nehmen. — Es muß also hier ein Zusammenarbeiten aller interessierten Teile vom Privatmann bis zum Reiche stattfinden. Ein solches Zusammenarbeiten von Staat, Kommunen und Privaten, auch unter rechtlichem Zusammenfluß zu einer Unternehmungsgesellschaft, ist heute in der Zeit der Teilnahme

des Staates an Gewerkschaften, an Bergwerks-, Schiffsahrts- und Elektrizitäts-aktiengesellschaften, an Syndikaten und Kartellen nichts Neues mehr.

Im vorliegenden Falle wäre mit Rücksicht auf den außergewöhnlichen Charakter der Kanalbauunternehmung als rechtliche Form des Zusammenschlusses zu gemeinsamer Arbeit wohl die einer besonderen, durch Gesetz zu schaffenden öffentlich-rechtlichen Genossenschaft die geeignetste, da hier die Rechte und Pflichten der beteiligten Genossen den besonderen Umständen entsprechend gleich in dem Gesetz geregelt werden könnten. Es wäre dann zu bestimmen, daß die Genossen — die Kreise, die Unternehmer und ihre Verbände, die Provinzen, der Staat und das Reich — die ihnen zunächst für den Kanalbau obliegenden Leistungen gewissermaßen als Einlagen einbrächten, deren Verzinsung zurückzutreten hat gegenüber den von der Genossenschaft zu begebenden Kanalanteilscheinen (Aktien) oder Schuldschreibungen (Obligationen).

Die praktische Ausführung würde sich dann etwa so gestalten:

Zunächst kommen die Kreise für die Beschaffung des Grund und Bodens auf, sind also beteiligt mit 25 Millionen Mark, dann das Unternehmertum dürfte mit 75 Millionen Mark wohl nicht zu stark belastet werden, die beteiligten Provinzen Rheinland und Westfalen hätten je 25 Millionen Mark, Hannover vielleicht 10 Millionen Mark zuzusteuern, endlich Preußen und das Reich etwa je 100 Millionen Mark. Auf diese Weise wäre zunächst ein genossenschaftliches Grundbaukapital von rund 360 Millionen Mark gesichert. Die übrigen Baukosten von rund 365 Millionen Mark wären dann durch Kanalobligationen oder — vielleicht nur bis zu einem Höchstzinsfaze berechnigte — Anteilscheine (Aktien) zu beschaffen.

Welcher Weg nun aber auch für die Aufbringung der Mittel für den Kanalbau und für die Ausführung des Kanals eingeschlagen wird, möge daran festgehalten werden, daß hier nur ganze Arbeit von dauerndem Nutzen sein kann. Vor allem aber möge das große nationale Werk der Schaffung einer deutschen Rheinmündung bald in Angriff genommen werden, unter Leitung von Persönlichkeiten, die mit Energie und Tatkraft das nicht leichte Unternehmen durchführen!





Schülerjahre

Randbemerkungen zu einem zeitgemäßen Buch

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt



ie Kriminalpsychologie sieht es als eines ihrer bedeutendsten Probleme an, die Ursachen und den Grad der Erübung festzustellen, der eine Wahrnehmung in der Psyche des Beobachters ausgesetzt ist, bis er sie in Form einer Aussage wiedergibt. Was hier im Dienste der Rechtspflege geschieht, ist nichts anderes, als was der Historiker, seitdem es historische Kritik gibt, an seinen Quellen zu üben hatte. Die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses, die mehr oder minder bewußten Kombinationen, die sich an die Wahrnehmung anschließen, mancherlei edlere oder unedlere Tendenzen, das Hineintragen späterer Erkenntnisse in die früheren Gedächtnisbilder, alles das muß berücksichtigt werden, wenn man eine Geschichtsquelle werten und aus ihr die objektive Wahrheit ermitteln will.

In besonders hohem Grade ist diese kritische Tätigkeit erforderlich, wenn eine Quellaussage über Dinge berichtet, die nur dem Zeugen selbst bekannt waren, wie über eigene Erlebnisse, und unter diesen Quellschriften müssen mit außergewöhnlicher Vorsicht diejenigen gelesen werden, die vorwiegend innere Erlebnisse darstellen. Insofern ist es eine der schwierigsten, aber auch der reizvollsten Aufgaben historischer Kritik, in Memoirenwerken das objektiv Tatsächliche von den subjektiven Zutaten zu scheiden. Ihren Gipfel aber erreicht die Schwierigkeit, objektiv Wahres auszusagen oder solche Zeugnisse kritisch zu werten, wenn sich die Berichte auf die inneren Erlebnisse in einer Zeit des Werdens und Wachsens beziehen oder auf die innere Spiegelung äußerer Ereignisse und Zustände in derjenigen Zeit der Jugend, in der noch alles unfertig, gärend, ungleichförmig, trübe ist. Wir werden daher alle ernstgemeinten Aussagen über das Innenleben der eigenen Jugendzeit mit höchstem Interesse aufnehmen, weil sie versuchen, uns einen Blick werfen zu lassen in ein Land voller Gewölle und Nebel; aber wir werden nichts gewinnen, wenn wir alles für objektiv richtig ansehen, was die Erzähler, innerlich überzeugt von der Wahrheit ihrer Darstellung, uns vortragen.

Solche Berichte über das Innenleben in der eigenen Jugend liegen uns vor in einem Buch, das in den letzten Monaten allgemeine Beachtung und

vielfach Aufsehen erregt hat, in den „Erlebnissen und Urteilen namhafter Zeitgenossen“, die Alfred Graf unter dem Sammeltitle „Schülerjahre“ veröffentlicht hat (Berlin-Schöneberg 1912, Verlag „Fortschritt“). Es ist nach dem Gesagten gewiß kein Zufall, daß derjenige, der die eben erwähnte Kritikbedürftigkeit seiner eigenen Ausführungen in diesem Buche wie aller anderen am klarsten erkannt und am offensten ausgesprochen hat, ein Historiker ist, der Stuttgarter Archivrat Krauß. Wer mit soviel Einsicht an die Darstellung seiner Schuleindrücke herantritt, dem wird man auch gerne zuhören, wenn er die Zustände seiner und unserer Zeit beurteilt. Gar viele andere aber entnehmen aus dem Bilde ihrer Schülerjahre, wie es sich ihnen — sei es unter dem Einfluß schwerer Verbitterung, sei es unter dem verschönernder Jugendromantik — darstellt, das Recht zu jeder Anklage oder zu schwärmerischer Verherrlichung ihrer Schulzeit.

Im ganzen hat man den Eindruck, daß die Fähigkeit zur Selbstkritik und zur Beurteilung anderer, namentlich wenn es sich um das Verhältnis des Schülers zum Lehrer handelt, bei manchem der Gewährsmänner Grafs in befremdlicher Weise fehlt; wie könnte sich z. B. sonst der erste Schuljungenhaß gegen die „tückischen, von Neid gequälten, schadenfrohen Idioten“, wie einer seine Lehrer nennt, in die reifen Jahre hinein erhalten haben. Selbst wenn ein Schüler mit seinen Lehrern, unter denen es gewiß auch häßliche, bittere, mißtrauische Naturen gibt, schlechte Erfahrungen gemacht hat —: ist er einmal der Schule entwachsen, so sollte er sie bald anders einschätzen, vielleicht als Gewordene verstehen, zum Teil etwa gar als Produkte ihrer schlimmen Berufserfahrungen.

Und doch, bei allen schwerwiegenden Subjektivitäten, ist es ein wertvolles Buch, von dem wir hier reden, und man kann dem Herausgeber dankbar dafür sein. Es ist außer für die objektiven Tatsachen des Schulbetriebs in den verschiedensten Teilen Deutschlands auch ganz besonders für die Psychologie der „Namhaften“ von zweifellosem Quellenwert. Es kann hier nur im Vorübergehen darauf hingewiesen werden, wie sie auf die Umfrage in so charakteristischer Weise verschieden reagiert haben: kühl zurückhaltend mit kurzen Notizen oder durch breite Darlegungen, durch ein mehr oder minder geistreiches Aperçu oder in bedächtiger, abgewogener Weise, im Bewußtsein überlegener Urteilsfähigkeit oder in temperamentvoller Anklage.

Das eine ist jedenfalls aus dem Buche zu entnehmen: daß die Meinungen der „Namhaften“ über Ziel und Mittel etwaiger Reformen noch durchaus widereinander laufen. Infolgedessen kann man durch geschickte Auswahl und Gruppierung von Stimmen aus dem Grafschen Buche alles beweisen: die Berechtigung des humanistischen Gymnasiums und die Möglichkeit seiner Beseitigung, die Wichtigkeit der Organisation und die überwiegende Bedeutung der Persönlichkeit, die Notwendigkeit, dem Schüler universale Kenntnisse zu übermitteln, und die relativ geringe Bedeutung des auf der Schule Gelernten. Unter diesen Umständen können alle Folgerungen, die sich auf die Aussagen

jenes Buches stützen, nur den Wert persönlicher Meinungen beanspruchen; vielleicht darf aber doch in diesen Randbemerkungen auf manches hingewiesen werden, was der Aufmerksamkeit und Erwägung wert ist, insofern es sich auf das Tatsächliche, von Parteilichkeit Unbeeinflusste in den Schülerberichten stützen läßt.

Wir sind heute mehr als früher geneigt, die Jugend mit Zartheit und Schonung zu behandeln. Schon ehe das Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes“ erfunden war, hat man Scheu davor empfunden, dem Kinde die Lebensfreude zu stören. Dieser Wunsch ist, wie mir scheint, im Laufe der Zeit in unberechtigtem Maße angewachsen. Dies hängt offenbar mit dem zunehmenden Kultus der Individualität zusammen. Jede Beschränkung individueller Neigungen wird als Barbarei empfunden. In den von solchen Ideen erfüllten Kreisen hört natürlich jede Erziehung im alten Sinne auf. Die Jugend weiß von diesen Ideen, sie beginnt innigstes Mitleid mit sich selbst zu empfinden, wenn eine ihrer Neigungen eingedämmt, eine ihrer Triebe geknickt wird, einer ihrer Wünsche unerfüllt bleibt. Bald weiß sie von keiner Pflicht mehr als von der, die „Integrität ihrer Individualität“ zu bewahren. Verweichlichung, Begehrlichkeit wachsen, die Ansprüche werden immer größer, das Gefühl der Verantwortlichkeit ist im Schwinden.

In dieser Richtung scheint sich die Entwicklung eines großen Teiles unserer Jugend zu bewegen. Daß mit Menschen, die es vor sich selbst nicht verantworten können, sich einen Wunsch zu versagen, das Leben nichts anzufangen weiß, ist klar. Deshalb ist es meines Erachtens Aufgabe der Erziehung und insbesondere der Schule, dem Überhandnehmen dieser moralischen Knochenweichung entgegenzuwirken. Es ist kein geringes Odium, das die Schule da auf sich nimmt; sie muß auf große Tiraden von Vergewaltigung der Individualität gefaßt sein. Aber sie hat ja schon mehr Vorwürfe ertragen, ohne sich in dem als richtig Erkannten irre machen zu lassen.

Denn die Schule ist nach wie vor eine Vorbereitung für das Leben, und sie ist es gerade insofern, als sie den angeborenen und auch anerzogenen Gang zur Ungebundenheit, zum Sichgehenlassen und Lebensgenuß einschränkt. In der Schule kommen die ersten Anforderungen, die ersten stärkeren Widerstände, Schwierigkeiten, Reibungen; das Leben bringt später größere. Die Schule muß in dieser Hinsicht abhärtend wirken, den werdenden Menschen an Verantwortung, Pflichterfüllung, Verzicht auf manches Spiel gewöhnen. In dieser Hinsicht hat Johannes Schlaf, der Dichter, an seine Schülererinnerungen sehr gesunde Ausführungen geknüpft; es heißt darin: „Ich denke, ein normales Kind hat bereits einen durchaus eingewurzelten gesunden Sinn dafür, daß das Leben nicht eine einzige Fest-, gar „Bonbon“-Zeit ist, sondern daß es eben auch seine Unebenheiten, sogar seine bösen, dunklen Seiten hat, die nun mal unter allen Umständen mit in den Kauf zu nehmen sind.“ Aus der notwendigen Zurückdrängung der individuellen Neigungen durch die Schule entspringt, bewußt oder unbewußt,

der Haß gegen die Schule, den so manche Menschen noch weit mit ins Leben tragen. Der weichen Jugend hat die Beschränkung der Triebe am meisten getan; ihr erscheint die Schulzeit als die böseste Zeit des Lebens, aber sie ist heilsam. Und wie in der Wirkung des einzelnen und der Gegenwirkung der Umwelt der Charakter erstarrt, so reagiert das werdende Ich gegen den unbequemen Zwang der Schulgesetze (so Fr. Meyer-Zwidau). Aber das Bestehen dieses Zwanges ist doch eine gesunde Mahnung an das selbstherrliche Ich, daß es auch außer ihm noch Autoritäten gibt.

Nach dem Gesagten ist auch die Disharmonie verständlich, die für viele junge Menschen zwischen Haus und Schule besteht. Es sind oft verschiedene Welten. Hier die grundsätzliche Unantastbarkeit des individuellen Sichgebens, dort der Zwang zur Einfügung in einen Komplex von Anforderungen, denen die verärrtete Reigung des jungen Menschen keinen Geschmack abgewinnen kann; hier Vergnügungssucht, Pflege „vielseitiger Interessen“ (oft ein Euphemismus für Zersahrenheit), dort Konzentration auf bestimmte Aufgaben; hier die Wertung des Geldes als höchsten Gutes, dort Streben nach durchaus andersartigen Werten. Hier ist der Boden, wo der Haß und die Verachtung der Schule großgezogen wird, wo die Schule als ein Zuchthaus erscheint, als Quelle begründeter Verzweiflung, die bis zum Selbstmord gehen kann.

Wo solche Anschauungen vorherrschen, und ich fürchte, der Fall ist so selten nicht, da wäre es für den jungen Menschen wohl das Beste, er würde der aufreibenden Disharmonie entzogen, indem er aus dem Kreise der Familie ganz in den der Schulerziehung hinüberträte. Es ist bemerkenswert, mit welcher Wärme die Internatserziehung von denen, die eine solche genossen haben, in dem Buche von Graf gerühmt wird. Die Einheitlichkeit der Tonart scheint — auch nach den Erfahrungen mit der Kadettenhaus-erziehung — von heilsamstem Einfluß auf den werdenden Menschen zu sein. Die Zersahrenheit durch massenhafte Eindrücke — eine unserer Zeitkrankheiten — findet im Internat keine Stelle; bis zu seiner Entlassung von der Schule in die Mannigfaltigkeit der Welt ist dann der junge Mensch innerlich schon gehärtet.

In einer bekannten Tageszeitung fand ich neulich den Bericht über einige Selbstmorde von Schülern unter der Überschrift „Opfer der Osterzensur“. Daß ein ungünstiges Zeugnis diese traurige Folge haben kann, wird gewöhnlich der Schule zur Last geschrieben. Gewiß hat die Schule sich hier der psychischen Beschaffenheit des einzelnen Schülers nicht angepaßt. Aber es fragt sich doch sehr, ob das ihre Pflicht gewesen wäre. Denn diese Verletzlichkeit des Schülers durch ein Urteil über seine Leistungen in der Schule ist an sich nichts Normales, sondern beruht, soweit man die Fälle beurteilen kann, fast immer auf einer in den Schüler hineingetragenen Überspannung des Ehrbegriffes. Es ist erstaunlich, daß selbst in Kreisen, die der Schule sonst mit unverhöhlener Verachtung begegnen, doch wieder von den eigenen Kindern verlangt wird, daß sie in der glatten Erfüllung der Forderungen dieser „Zwangsanstalt“ einen Ehrenpunkt sehen.

Es ist nichts Gesundes, daß dieser Ehrbegriff den Pflichtbegriff ersetzt. Seine Pflicht zu tun, ist allerdings Sache jedes Jungen. Aber bei aller ehrlichen Anstrengung nicht das Gleiche erreichen wie die anderen, ist doch nicht unehrenhaft; die augenscheinliche Verschiedenheit der geistigen Naturanlagen sollte nicht zu einer Ehrensache gemacht werden. Eine gewisse Eitelkeit, ein begabtes Kind ihr eigen zu nennen, der eifersüchtige Blick auf die Kinder der Nachbarn, der Kollegenfamilie, läßt manche Eltern, besonders die Mütter, in das Kind leicht einen ungesunden Ehrgeiz einpflanzen. Auch hat wohl jene Schablonisierung des Massenschulbetriebes, die grundsätzlich anzunehmen genötigt ist, daß alle Kinder gleichschnell reifen, auf die Begriffe der Eltern eingewirkt. So muß der Ehrgeiz des langsamer sich entwickelnden Kindes angespornt werden, daß es die letzte Nervenkraft dransetzt, um nur versetzt zu werden, obgleich es den höheren Anforderungen der neuen Klasse, ausgepumpt, wie es nun schon ist, erst recht nicht gewachsen sein kann.

Daß das „Sitzenbleiben“ für manche Naturen ein Glück bedeutet, weil ihre Konstitution schwächer oder anders gerichtet ist oder ihre Entwicklung langsamer geht als bei anderen und daher Zeit behalten muß, sich ab und zu von den Anstrengungen des Schullebens zu erholen, diese Wahrheit scheint noch wenigen einzuleuchten. Und das liegt nicht nur an der Überschätzung der Schule für die Gesamtentwicklung eines Menschen, nicht nur an dem verwerflichen Gefühl der Strafe, das dem Nichtversetztwerden anhaftet, sondern auch an einer Anschauung, an der wir alle mehr oder weniger leiden: dem Begriff vom unersehbaren Wert der Zeit, einem Nebenprodukt des modernen Materialismus. Der Vater drückt den Verlust, den er durch das „Zurückbleiben“ des Söhnchens erleidet, oft einfach in barem Gelde aus (Schulgeld, späterer Abschluß des Studienganges, hierdurch spätere Anstellung des Sohnes, Zurückbleiben in der Karriere). Als ob nicht mancher, der sich langsam entfaltet hat, später zu um so größeren Leistungen geziehen wäre, je weniger man ihn mit Gewaltmitteln zu rascher Entfaltung drängte. Auch einige der Grasschen „Ramhaften“ sind sitzengeblieben und vielleicht nicht zu ihrem Schaden. Man vergesse doch nicht, daß die Schulzeit noch nicht die Zeit ist, wo wirkliche Leistungen zutage treten oder sich anbahnen, sondern nur eine Vorbereitungszeit; ob einer später etwas leistet oder bedeutet, dafür ist die Note des Versetzungszeugnisses oder das Datum der Reifeprüfung mehr als gleichgültig, wichtig nur, ob er ein harmonisch vollentwickelter Mensch ist.

Im Zeitalter des „Zusammenarbeitens zwischen Schule und Haus“, der „Elternabende“ usw. wirkt es nun geradezu erfrischend, wenn es jemand aus eigener Erfahrung für das Normale erklärt, daß „die Schule eine Privatangelegenheit der Kinder sei, mit der sie sich aus eigener Kraft abzufinden hätten“, und es unter die pathologischen Störungen rechnet, „wenn Schule und Elternhaus in eine — dem Patienten höchst unerwünschte — Verbindung treten.“ „Heute führt das gepriesene Zusammenarbeiten von Schule und Haus vielfach

dahin, daß das Kind den Schülerlebnissen überhaupt nicht mehr entfliehen kann, sondern überall von Mitwissern, Miterziehern, Mitstreibern der Schule umgeben ist.“ So wenig gesund es nämlich ist, wenn das Elternhaus in seiner ganzen Tonart der Schule entgegengesetzt wirkt, so wenig erfreulich ist es, wenn sich das Elternhaus in eine Pflanzanstalt für die Schule verwandelt. Das in den angeführten Worten von Gertrud Bäumer als Normalzustand geschilderte Verhältnis zwischen Schule und Haus beruht nicht auf dem physischen Zwang zur Erfüllung des von der Schule Geforderten, sondern setzt in dem Schüler ein Pflichtgefühl als selbstverständlich voraus, das im andern Falle durch den von allen Seiten wirkenden Druck gar nicht zur Ausbildung kommen kann.

Es sollte also wieder dahin kommen, daß die Schule nicht als die Trägerin des Erziehungswerkes angesehen und dafür verantwortlich gemacht wird, sondern daß man in ihr nur noch einen Faktor der Erziehung sieht, deren Schwerkern im Heim und im Umgang liegt. Auch die Schule selbst sollte ihre Bedeutung hierin nicht überschätzen. Daß sie in dieser Weise bewertet werden kann, liegt in einer einseitigen Betonung der intellektuellen Bildung, deren Pflege man ja von der Schule in erster Linie erwartet. Gerade diese Überbewertung der „Schulbildung“ und mit ihr der Schule selbst ruft als Reaktion den Haß des Vergewaltigten hervor, dessen übrige Seelenkräfte zugunsten des Verstandes unterdrückt werden. Die Reihe ablehnender Voten, die von Schriftstellern und Dichtern über ihre Schulerfahrungen (Mathematik!) abgegeben werden, dürfte sich so erklären. Besonders die Überlastung des Gedächtnisses mit Wissensstoff wird da stark verworfen. In der Beurteilung des erstrebenswerten Schulzieles scheint sich ja eine Besserung anzubahnen; neben den Leuten, die von der Schule verlangen, daß sie dem Schüler einen „universalen Einblick in das ihn umflutende Natur- und Kulturleben“ biete (Ed. David), stehen doch auch andere, die es auszusprechen wagen: „daß man auf der Schule nicht viel für das spätere Leben unmittelbar Anwendbares lernt, ist nach meiner Ansicht kein Fehler“ (H. Dove), und: „Nicht das Wissen, nicht Verstand und Charakter verdanken wir der Schule, sondern die Handhabung des Wissens;“ — ganze Schulwissenschaften werden gründlich vergessen, „aber eins bleibt unvergänglich, das Ewige, für das sie ein Gleichnis waren, nämlich die Art, wissenschaftlich zu denken“ (R. Francé). —

Während sich um die Berechtigung der einzelnen Schulgattungen ein erbitterter Streit dreht, vergißt man, daß die Stellung der Schule im Menschenleben überhaupt viel zu breit genommen wird, und daß daher die Frage der Organisation eine Frage zweiten Ranges ist. Ein tüchtiger Kerl — das geht denn doch aus sehr vielen Äußerungen der „Schülerjahre“ hervor — lernt auf jeder Schule etwas Nützliches, und wäre sie auch nicht nach den Regeln der abgestempelten Lehrpläne aufgebaut, und wären ihre Lehrer auch nach den geltenden Begriffen schlechte Lehrer, und wären auch die hygienischen und Lehrmittelverhältnisse trostlos. Der Erfolg des Schulbesuchs hängt wenig von der

Schulorganisation ab, mehr schon von der Persönlichkeit des Lehrers, am meisten aber von der Persönlichkeit des Schülers. Daß die Forderungen heute auf ein niedriges Mittelmaß angelegt sind, ist natürlich für die begabteren Schüler ungünstig; aber wenn sie außer der Begabung auch noch innere Lebensenergie in sich tragen, so helfen sie sich auf andere Weise, um ihren Wissensdurst zu stillen. „Die wirklichen Talente werden durch die Schulen weder groß noch laput gemacht“ (Leo Samberger). Von den Tüchtigen wird der Schule vielleicht am wenigsten Bedeutung beigelegt; aber sie haben — wie von allem Erlebten — die stärksten inneren Ergebnisse.

Die Tatsache, daß aus einem und demselben Schulsystem Leute hervorgehen, die nachher auf den verschiedensten und von jener Schularbeit weitabgelegenen Gebieten sich hervorragend betätigen, ist neulich durch ein Buch in eigentümlicher Weise belegt worden. Unter dem Titel „Humanistisches Gymnasium und modernes Kulturleben, Dankesgrüße ehemaliger Schüler zur Feier des dreihundertundfünfzigjährigen Bestehens des Erfurter Gymnasiums“, erschien im vorigen Sommer ein umfangreicher Band, bestehend aus einem bunten Mosaik von fünfzig größeren und kleineren Abhandlungen der verschiedensten Kultur- und Wissenschaftsgebiete. Schon der Titel deutet an, daß uns hier ein Versuch verliert, den absprechenden Urteilen über das humanistische Gymnasium mit dem Beweis entgegenzutreten, daß das Gymnasium Leute vorbildet, die in allen Zweigen des heutigen „Kulturlebens“ mit Erfolg arbeiten. Es ist auch wirklich von Wert und entkräftet ohne Zweifel eine Menge jener Angriffe, wenn wir ehemalige Gymnasiasten z. B. auf dem Gebiete der Chemie, der Biologie, der Technik heimisch und in fruchtbarer Tätigkeit sehen. Den Beweis, daß das als unpraktisch verrufene alte Gymnasium sogar hervorragende Praktiker vorbildet, kann man zwar auf diesem literarischen Wege nicht erbringen; aber wenn die Gymnasien ihre früheren Schüler ein paar Jahrzehnte im Auge behielten, (was für alle Schulen empfehlenswert wäre,) so würde gewiß auch das zu erweisen sein. Und wenn dies Praktiker wären, denen eine gewisse philosophische Vertiefung, eine Betrachtung des Tagesgeschehens sub specie aeternitatis eigen wäre, so hätte damit das Gymnasium eine Daseinsberechtigung erwiesen, die ihm niemand mehr abstreiten sollte. —

Selbst wenn wir kritisch an die Äußerungen der „Schülerjahre“ herantreten — ein Ton klingt doch zu stark heraus, als daß wir annehmen dürften, spätere Empfindungen seien unbewußt in die Jugendjahre projiziert: das Streben, auf eigenen Wegen in das Labyrinth des Wissens einzudringen, die Entdeckerfreude selbst zu kosten, ist in vielen jugendlichen Gemütern vorhanden. Vielleicht die reinsten Freuden in diesem sonst vielfach freudlosen Buche beruhen in der Erinnerung an das selbstständige geistige Arbeiten in der Jugend. Mit Behmut lesen wir heute die Gedenkworte manches alten Herrn an die „Studiertage“ seiner Jugend — Tage, an denen sich jeder ziemlich frei dem ihm zusagenden Gebiet widmete, — oder die Äußerung: „Ebenso genossen wir in wissenschaftlicher

Beziehung eine so weitgehende Freiheit, daß das in der heutigen Zeit, wo in jedem Lehrfache auf das rigoroseste und unbedingt das staatlich vorgeschriebene Ziel erreicht werden muß, unglaublich erscheint.“ (Heinr. Winkler.) Selbst noch aus der Zeit um 1890 klingt das dankbare Bekenntnis eines Schülers herüber: „Unsere Schule ließ uns Zeit für eigene Arbeit, Spiel und Liebhabereien. Sie war noch nicht in den modernen Bahn verfallen, daß sie alles in ihre Hand nehmen mußte.“ (H. Weinel). Als Forderung ließe sich diese Erfahrung etwa so formulieren: laßt dem reifer gewordenen Schüler Kraft und Zeit, auch Mensch mit eigenen Neigungen zu sein. Erfüllt man diesen Wunsch, so wird einerseits der körperliche Sport stark sein Recht fordern (Übertreibung ist zu verhüten), aber auch von der Schule unabhängige geistige Arbeit wird aus dem Wesen des jungen Menschen herauswachsen. Dieser Weg ist heute eigentlich nur gangbar, wenn die Schule in dem Alter, wo die Wesensart des jungen Menschen sich in besonderen Neigungen äußert, aufhört, das erwachte Interesse am Einzelfach durch das Vielerlei des Lehrstoffes wieder ins Flache zu treiben. Der Ruf nach freier Gestaltung des Unterrichts in den Oberklassen der höheren Schulen scheint einem Bedürfnis zu entsprechen. Diese freie Gestaltung wird allerdings nur einem Teil der Schüler von Nutzen sein, da sich einseitige Neigungen bei weitem nicht bei jedem schon in diesem Alter einstellen; für die letzteren kann es bei der bisherigen Vielseitigkeit der Vorbildung bleiben. Nicht in „Sonderunterrichtskursen“ (vgl. den Artikel von R. Hanisch im „Tag“ vom 21. März 1912) sollte die stärkere Pflege des bevorzugten Faches meines Erachtens seinen Ausdruck finden, sondern in „Studiertagen“ nach dem alten Muster. Eigene Wege soll hier der Schüler gehen, als Berater und Helfer den Lehrer heranziehen dürfen, aber nicht müssen. Nur eine Kontrolle des Ergebnisses der Studientage wird diesem bleiben müssen; denn Trägheit soll natürlich durch ihre Freigabe nicht gefördert werden. —

Ich nenne oben das Buch „Schülerjahre“ ein zeitgemäßes Buch. Das ist es gewiß nach der guten wie der schlechten Seite. In seinen Blättern dieselben Widersprüche, dieselbe Unklarheit über die Ziele wie über die Auffassung des Gegebenen, die in unserem ganzen Kulturleben hervortreten. Aber auch — wenigstens bei den meisten der Mitarbeiter — dasselbe Streben nach Vorwärts, nach Befreiung von unerfreulichen Zuständen. Der Tadel ist hierin nicht nur etwas Negatives; er hat auch seine positive Seite. Zwar möchte ich Graß einleitendes Wort: „Das Richtige, das, was unsere Zeit braucht, das wird sich durchsetzen!“ nicht nachsprechen. Aber sicher ist, daß wir auf dem Wege zum Richtigen aus dem Buche manches lernen können. Und ein Buch, aus dem eine Zeit lernen kann, ist immer zeitgemäß.





Un der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richtigshofen
an König Friedrich Wilhelm den Vierten

Die im nachfolgenden erstmalig zur Veröffentlichung gelangenden
Attenstüde verdanke ich dem freundschaftlichen Entgegenkommen des
Reichstagsabgeordneten Herrn Legationsrat Hartmann Freiherr
von Richtigshofen, der sie wiederum dem Nachlaß seines Vaters, des
durch frühzeitigen Tod mitten aus seinem Schaffen herausgerissenen
Staatssekretärs des Auswärtigen Amts, Oswald Freiherrn von Richtig-
shofen entnommen hat. Der im vorliegenden Bericht handelnde Diplomat
ist der Vater des Staatssekretärs. — Es sei bei dieser Gelegenheit darauf
hingewiesen, daß demnächst in den Grenzboten auch eine Reihe von
Briefen Richtigshofens aus dem deutsch-französischen Kriege, den der nach-
malige Leiter des Auswärtigen Dienstes als Leutnant mitgemacht hat,
erscheinen werden.

G. Cl.

1.



er heutige rumänische Königsstaat ist eines der Ergebnisse deutschen
und französischen Zusammenwirkens, auf das beide Völker stolz
sein können und das geeignet sein sollte, die Politiker hüben und
drüben zu ermutigen, die Wege wieder aufzusuchen, die auf dem
Pariser Frieden vom 30. März 1856 betreten, aber durch Napoleon
den Dritten wieder verlassen wurden. Aus zwei halb orientalischen, halb sarmatischen
Fürstentümern, aus der Moldau und der Walachei, ist in halb fünfzigjähriger
hingebender Arbeit eines deutschen Fürstenhauses, des Hauses Hohenzollern, ein
Staat zusammengewachsen, der zwar noch alle Merkmale seiner Vorgeschichte
erkennen läßt, aber berufen scheint, ein Kulturzentrum unter seinen Nach-
barn zu werden. Angesichts der sich augenscheinlich zuspizenden Verhältnisse auf dem
Balkan dürfte auch Rumänien in nächster Zeit politisch wieder mehr in den Vorder-
grund treten und für seine fernere Zukunft kämpfen müssen. Von Bulgarien bedroht,
von Rußland und Ungarn nicht geliebt, wird Rumänien großer innerer Festigkeit
bedürfen, um die herannahenden Sturmzeiten zu überwinden. Aus diesem Grunde
scheint es uns interessant, den Vorhang von Vorgängen zu lüften, die
der Berufung des ersten Königs von Rumänien, des Prinzen Karl von Hohen-
zollern, vorausgingen und die uns den Grund, auf dem der rumänische Staat
errichtet ist, besser zeigen, als die didleibigsten Geschichtswerke es vermögen.

Vor uns liegen eine Reihe von Berichten des damaligen preußischen Spezial-
gesandten Dr. phil. Emil Freiherrn Praetorius von Richtigshofen an König

Friedrich Wilhelm den Vierten. Sie schildern den Verlauf jener Kommissionsverhandlungen im Jahre 1856 und 1857, als deren Zweck die Reorganisation der Moldaufürstentümer gedacht war. Im nachfolgenden ersten Abschnitt, der die Berichte vom 16. Juli sowie 10. und 12. August 1856 enthält, wird dem Leser die vorsichtige Fühlungnahme des Diplomaten, der von österreichischer Seite als Eindringling angesehen wird, recht anschaulich vor Augen geführt.

* * *

Nicht Hofen wurde gegen Anfang Juni (1856) von dem Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel mündlich davon in Kenntnis gesetzt, „daß die Wahl Sr. Majestät des Königs zu Allerhöchstseinem Delegierten in der vorgedachten Kommission“ auf ihn gefallen sei. . . „Nach der von dem Pariser Kongreß vereinbarten Generalinstruktion für die Kommission hatten sich die Delegierten zuerst nach Konstantinopel zu begeben, um dort einerseits den Erlaß eines von den Mächten mit der Pforte zu vereinbarenden Firmans zur Berufung eines walachischen und moldauischen Diwans (Nationalversammlung), welche sich über die Wünsche der beiden Länder hinsichtlich deren künftiger politischer Konstituierung auszusprechen haben sollte, anderseits aber auch die Evakuierung der Fürstentümer von österreichischen und türkischen Truppen abzuwarten.“

Die Kommission setzte sich zusammen aus: Freiherrn von Roller, nachmals Gesandter in Berlin für Österreich; Sir Henry Vitton Bulwer, früher Gesandter in Madrid für England; Baron Charles Talleyrand-Périgord, bis dahin Gesandter in Baden für Frankreich; Chevalier Benzi, bis dahin außerordentlicher Gesandter in Mexiko für Sardinien; Wirklicher Staatsrat Baskly für Rußland; Sawfet Effendi (später Pascha), Minister des Innern für die Türkei.

Am 10. Juli 1856 trat Nicht Hofen seine Reise nach Konstantinopel an.

Am 16. Juli 1856 sendet er von Wien aus den ersten Bericht an den König, der uns in den Kreis einführt, dessen Aufgabe es zu sein scheint, alles andere zu tun, nur nicht die hochgefinnten Ideen des Königs von Preußen, die wir später näher kennen lernen sollen, in die Praxis überzuführen.

„Euer Königlicher Majestät melde ich in tiefster Ehrfurcht,“ schreibt Nicht Hofen, „daß ich den mir erteilten Befehlen zu Folge, meine Reise nach Konstantinopel angetreten habe und am 12. d. M. hier, in Wien, eingetroffen bin.“

Nachdem ich mich mit Euer Königlichen Majestät hiesigem interimistischen Geschäftssträger, Graf Flemming, in Verbindung gesetzt, hat mich derselbe auf meinen Wunsch am vergangenen Montage dem Grafen Buol vorgestellt. . .

Graf Flemming führte mich bei dem Grafen Buol als Euer Königlichen Majestät Ministerresidenten in Mexiko ein,*) und ich setzte hinzu, daß ich mich

*) Nicht Hofen war seit dem 20. Februar 1851 königlich preussischer Ministerresident in Mexiko; über seine Tätigkeit dort berichtet er in der von ihm herausgegebenen „Geschichte der Familie Braetorius von Nicht Hofen.“ 1884. Druck von C. Baensch jun. Magdeburg. S. 527 bis 551.

auf der Durchreise nach Konstantinopel befände, wohin ich mich zu den ihm, dem Grafen Buol, bereits bekannten Zwecken zu begeben hätte.

Das Gespräch ging demnächst auf Mexiko und die Taufe der neugeborenen Erzherzogin über; nur am Schlusse meines Besuches kam Graf Buol auf meine Reise nach Konstantinopel zu sprechen, indem er fragte, welchen Weg ich dahin zu nehmen gedächte, was nach seiner bisherigen Haltung in dieser Frage meine Erwartung übertraf; ich glaubte, Graf Buol würde, wie bisher, die Teilnahme Preußens an der Kommission und meine Reise zu diesem Behuf nicht einmal in dieser Weise berühren wollen. Die Anwesenheit Seiner Kaiserlichen Königlichen Hoheit des Erzherzogs Johann in der Staatskanzlei . . . verzögerte meine Einführung bei letzterem und gab dem Grafen Flemming Gelegenheit, mich dem englischen Gesandten vorzustellen, den wir im Wartesalon bereits antrafen.

Sir H. Seymour nahm mich in eine Fensternische und fing sogleich an von der Kommission für die Reorganisation der Donaufürstentümer zu sprechen und ging in eine ziemlich lange Unterhaltung mit mir hierüber ein; er äußerte, daß die Teilnahme Preußens in der Kommission England besonders auch deshalb willkommen sei, weil es hoffe, daß es sich mit Preußen in dieser Frage auf demselben Standpunkte befinden werde. England wolle, daß ganz nach dem Texte des Pariser Friedens verfahren und die Fürstentümer durch die Divans ad hoc gehört würden. Alles, was diese zunächst vorbringen würden, sollte die Kommission genau und ohne vorgefaßte Meinungen möglichst objektiv unter Berücksichtigung des wahren Wohls beider Länder prüfen. Ich konnte um so mehr erwidern, daß dies auch ganz in Euer Königlichen Majestät Allerhöchsten Intention liege, als Sir H. Seymour auch nicht ein Wort oder auch nur eine Andeutung über englische Vorliebe für eine den Fürstentümern zu gebende konstitutionelle Regierungsform fallen ließ, vielmehr meiner allgemeinen Bemerkung völlig beistimmte, daß die der Moldau und Walachei zu gebende Staatsform sich nicht nach dem Zuschnitt anderer, vorgeschrittener Länder modeln lassen werde. Hinterdrein hat Sir H. Seymour dem Grafen Flemming gesagt, daß er über meine Äußerungen sehr befriedigt sei, und ich muß alleruntertänigst hinzufügen, daß ich es auch von den meinigen gewesen bin. Es wäre nur zu wünschen, daß dies mit Mr. Bulwer (dem englischen Spezialkommissar) in gleichem Maße der Fall sein möge. . .

Demnächst habe ich dem russischen Geschäftsträger einen Besuch gemacht; Mr. de Balabine sagte mir, daß der russische Kommissär Mr. Basili . . . in längstens drei Wochen von St. Petersburg hier wieder erwartet werde und dann unmittelbar nach Konstantinopel abgehen würde, um möglichst bis Mitte August daselbst einzutreffen. Zur Sache selbst äußerte Mr. Balabine, daß Rußland wolle, daß die Fürstentümer durch die Divans ad hoc vollkommen zu freiem Ausdruck ihrer Wünsche gelangen. Man wolle nicht, daß etwa hinterdrein gesagt würde, daß Rußland die Fürstentümer nicht habe frei sprechen lassen, oder daß

russische Intrige sie daran verhindert habe. Die Fürstentümer hätten nun einmal ihre Blicke auf die Westmächte gerichtet und erwarteten vorzugsweise von diesen ihr Heil; man wolle sie daran nicht hindern, sondern die Westmächte gewähren lassen und nur vermeiden, daß, wenn das Heil doch ausbleibe, das Odium auf Rußland falle. Mr. Balabine setzte hinzu, daß dies sicherlich auch die preußische Auffassung sein werde, und ich sagte ihm darauf, daß Euer Königliche Majestät gewiß allen Maßregeln beizustimmen geruhen würden, welche geeignet erscheinen möchten, das Glück jener interessanten Länder zu begründen.

Gestern habe ich dem französischen Botschafter, Baron Bourqueney, meinen Besuch gemacht; die Art und Weise, wie er sich äußerte, war einigermaßen unbestimmt. Er behauptete zunächst, daß bei dem Kongresse in Paris in bezug auf die Fürstentümer so wenig Positives festgestellt worden sei; es habe auch wohl daran gelegen, daß den Kongreßmitgliedern gerade dieser Punkt der orientalischen Frage nicht aus früheren Dienstverhältnissen im Orient bekannt genug gewesen sei. Nachdem die Regulierung dieser Verhältnisse der Hauptsache nach auf die Kommission verwiesen worden, sei die Lösung der Frage eine viel schwierigere geworden, da zu einer gegenseitigen Nachgiebigkeit nicht mehr durch das größere Interesse für den allgemeinen Frieden hingedrängt werde. Alle Separatinteressen, Intrigen usw. hätten jetzt freie Zeit und freien Spielraum, sich geltend zu machen und die Negoziation fange schon jetzt unter Auspizien an, die nicht die besten wären. Nach seiner Kenntnis der türkischen Politik glaube er, daß, obwohl die Pforte sehr wohl wisse, daß dieselbe nur einen Schatten von Gewalt in den Fürstentümern besessen habe und besitze, sie doch diesen Schatten nicht werde aufgeben wollen, besonders da sich die Türkei von anderer Seite her hierzu aufgefordert und unterstützt sehe. Nach dem Gange, den einmal die Sache genommen, halte er dafür, daß eine Übereilung des Geschäftes schädlich sein werde. Vielleicht gewinne man mit einem Opfer an Zeit mehr, als durch eine Beeilung. Dies habe er auch dem unlängst nach Konstantinopel abgereisten Baron Talleyrand gesagt.

Mir schienen diese Äußerungen von Baron Bourqueney — dessen tiefe Kenntnis der orientalischen Zustände durch seinen langen Aufenthalt in Konstantinopel bekannt und geschätzt ist — dahin zu gehen, daß es ihm im allseitigen Interesse zu liegen scheine, die Reorganisation der Fürstentümer etwas hinzuhalten, wenn sie für den Augenblick zu große Schwierigkeiten ergeben solle. Die Kommission würde dann eine Art von Permanenz erhalten.

Mr. de Bourqueney, der sich eigentlich bis dahin über die Absichten Frankreichs gar nicht geäußert hatte, brachte hierauf die Sprache auf die Vereinigung der Fürstentümer und legte mir eine Äußerung hierüber nahe. Da ich nun gehört hatte, daß der französische Botschafter sich gegen Graf Buol dahin vertraulich geäußert haben soll, daß ihm bekannt sei, daß preußischerseits auf diese Vereinigung das größte Gewicht gelegt werde und dadurch, wenn auch absichtslos, die österreichische Regierung gegen uns eingenommen habe, so sagte ich ihm,

daß Euer Königliche Majestät noch nicht geruhet hätten, eine bestimmte Ansicht über diese Frage auszusprechen, indem ja noch zweifelhaft sei, ob die Fürstentümer selbst durch ihre Divans hierauf antragen würden. Ich bediente mich des Vergleichs, daß man nicht füglich zwei Personen verheiraten könne, wenn nicht beide wollten, und daß von der Angemessenheit und Zweckmäßigkeit einer solchen Verbindung füglich erst dann gesprochen werden könne, wenn beide Teile den Willen, sie zu schließen, erklärt hätten. Von der Moldau könne dies wohl erwartet werden, aber von der wichtigeren Walachei fehle noch jede Äußerung, weshalb die Sache für uns bis jetzt so gelegen habe, daß sie noch kein bestimmtes Urteil zu erheischen schien; in der Theorie und im Prinzip böten größere Staatenkomplexe allerdings eine bessere Garantie für eine gute Administration, als kleinere dar, und wenn die Fürstentümer inder den Wunsch auf Vereinigung aussprechen sollten, so würden die Gründe dieses Wunsches auch in Berlin verstanden und gewürdigt werden.

M. de Bourqueney schien ein wärmeres Eingehen meinerseits auf die Vereinigungsfrage erwartet zu haben; er hob hervor, daß nach seinen Nachrichten die Walachei diesen Wunsch allerdings teile, und wenn es dort zu einer Manifestation desselben noch nicht gekommen sei, dies lediglich daran gelegen habe, daß der Fürst Stirbey dieselbe unterdrückt habe. In Frankreich sehe man es für unzweifelhaft an, daß diese Frage zur Diskussion kommen müßte und daß man sich ihr nicht würde entziehen können, man sehe sie sogar als einen Hauptpunkt an, dessen Entscheidung im affirmativen Sinne eine Bedingung für die Wohlfahrt der beiden Länder sei. Hierauf entwickelte der Botschafter alle die bekannten Gründe, welche für die Vereinigung sprechen und zwar in einer Weise, daß ich eine sehr genaue Übereinstimmung derselben mit einem Leitartikel der „Presse“ desselben Tages fand, der mir einige Stunden nachher in die Hände kam und welcher zum ersten Male in Österreich entschieden für die Vereinigung sich ausspricht.

Auf diesen Punkt, der allerdings von dem französischen Ambassadeur mit der größten Entschiedenheit hingestellt wurde, beschränkten sich indes seine Äußerungen, und über die sonstigen Absichten des französischen Gouvernements bei Konstituierung und Organisation der Regierungsgewalt in den Fürstentümern ließ er nichts verlauten; nur das konnte ich mit Sicherheit entnehmen, daß bei der Anwesenheit des französischen Kommissärs Baron Talleyrand hier selbst keinerlei Verabredungen mit dem Wiener Kabinett stattgefunden haben und daß, wenn die hiesige Presse mit gebliffentlicher Ostentation von befriedigenden Vorverhandlungen spricht, dies auf Unwahrheit beruht.

Jene bestimmte Äußerung des französischen Botschafters über die Vereinigungsfrage abgerechnet, zu welcher derselbe bis dahin keine Gelegenheit gehabt haben mag, habe ich hiernach die Auffassung der hiesigen Diplomatie genau so unbestimmt und unsicher gefunden, als Euer Königlichen Majestät interimistischer Geschäftsträger dies in seinem alleruntertänigsten Berichte vom 9. d. M. gemeldet

hat, dessen Inhalt ich hiernach ehrfurchtsvoll bestätige. Man scheint allseitig eine zuwartende Stellung einnehmen zu wollen.

Den türkischen Geschäftsträger konnte ich nicht sprechen; er befindet sich krank im nahen Baden. Ebenfalls selbst weilt auch noch der österreichische Kommissär Baron Roller, der, wie ich höre, die Kommission sehr ungern angenommen hat, und jetzt um so verstimmt ist, als er glaubt, daß die inzwischen vorant gewordene Gesandtschaft in Berlin ihm dadurch entgangen sein wird, auf die er Aussichten gehabt haben soll. Man erwartet ihn indes jeden Tag aus Baden, und dann soll er auch bald nach Konstantinopel abgehen.“

Am 8. August traf Nichtthofen via Trieste in Konstantinopel ein, von wo aus er unter dem 10. schreibt:

„... Gleich am folgenden Tage (den 9. August) hat Euer Königlichen Majestät Gesandter bei der Pforte (General von Wildenbruch) . . . mich bei dem Großvezier Aaly Pascha und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fuad Pascha vorgestellt, welchen ich Euer Königlichen Majestät allerhöchste Vollmacht vorgelegt habe; auch habe ich noch an demselben Tage dem Pfortenkommissär für die Fürstentümer, dem das Ministerium des Innern verwaltenden Saffet Effendi meinen Besuch abgestattet.

Euer Königlichen Majestät Gesandter hat durch diese meine schnelle Einführung bei den höchsten Pfortenbeamten den Anstrengungen Österreichs, noch im letzten Augenblick vielleicht Schwierigkeiten gegen die Zulassung Preußens in die Kommission zu erheben, vorzubeugen gesucht. In dem Wartesaal bei dem Großvezier traf gleich nach uns der österreichische Internuntius Baron Prolesch ein, der meine am Tage vorher stattgehabte Ankunft bereits erfahren haben mochte.

Von keinem der gedachten türkischen Beamten ist indes auch nur der leiseste Zweifel gegen die Zulassung Preußens zur Kommission geäußert worden, die Euer Königlichen Majestät Gesandter hier gleich von Anfang als sicher und unzweifelhaft zur Geltung gebracht hatte. Die türkischen Minister gingen sämtlich auf eine allgemeine Unterhaltung über die Donaufürstentümer ein, und Saffet Effendi sagte mir, daß, sobald die Kommissionäre der übrigen beteiligten Mächte, von denen erst der französische Baron Talleyrand hier angelangt ist, eingetroffen sein würden, er mich von dem Zusammentritt der Kommission behufs der Teilnahme an den, wie er zu erkennen gab, sehr schwierigen und kritischen Arbeiten derselben sogleich in Kenntnis setzen werde.

Man erwartet die baldige Antwort des englischen Kommissärs Mr. Bulwer, bekannt durch seine Wirksamkeit in Spanien als Gesandter im Jahre 1848/49. Die Kommission wird aus sehr heterogenen Elementen bestehen. Von Sarbinien soll Mr. Benzi, bisher in extraordinärer Mission in Mexiko, zum Kommissarius bestimmt sein, welchen ich genau kenne; er hat ziemlich rot-republikanische Ideen. Wenn jeder dieser Herren, von denen keiner die Fürstentümer kennt, seine vor-gefaßten allgemein-politischen Ideen und Systeme auf jene Länder zur An-

wendung zu bringen versuchen wollte, so wird die Kommission nichts Gescheutes und Verständiges zutage fördern können, indessen muß das weitere allererst abgewartet werden.

In den nächsten Tagen wird Herr von Wildenbruch mich bei den betreffenden fremden Botschaftern und Gesandten einführen; es wird sich dann vielleicht eine nähere Ansicht hierüber gewinnen lassen.

Inzwischen hat mir Herr von Wildenbruch auch das bei der Gesandtschaft befindliche neueste Material über die politische Frage, deren Gegenstand die mir allergnädigst anvertraute Kommission bildet, zur Einsicht mitgeteilt.

Darunter befindet sich auch eine Kopie der Depesche vom 31. v. M., welche die Pforte an ihre Repräsentanten in Berlin, Paris, Wien und London gerichtet hat, um an die dortigen Kabinette übergeben zu werden; ich habe mir erlaubt, in einem Berichte an Euer Königliche Majestät Ministerpräsidenten Freiherr von Manteuffel näher auszuführen, daß die Auffassung, welche die Pforte darin von ihrem Verhältnis zu den Fürstentümern niederlegt, im Widerspruch ebensowohl mit den Kapitulationen der letzteren, als mit den jüngsten Stipulationen des Pariser Friedens steht, und daß, wenn diese Auffassung zur Geltung kommen sollte, diese weit ab von den Zwecken führen würde, deren Verfolgung Euer Königliche Majestät mir allergnädigst zur Aufgabe gemacht haben.“

Am 12. August wird Richthofen den französischen und englischen Botschaftern bei der Pforte vorgestellt und berichtet darüber am 13. August.

„... Mr. Thourenel (der französische Botschafter) empfing uns mit dem aufrichtigsten Entgegenkommen; er nahm an, daß nach den in Paris im Kongreß stattgehabten mündlichen Erörterungen darüber kein Zweifel sei, daß zwischen Preußen und Frankreich hinsichtlich der Donaufürstentümer eine vollkommene Gleichheit der Ansichten bestehe, und las uns daher den Inhalt aller seiner neuesten Depeschen vor, die er über diesen Gegenstand an die Regierung des Kaisers abgestattet hat. . . .

Euer Königliche Majestät haben bereits aus den alleruntertänigsten Berichten des Gesandten, insbesondere aus dem Bericht desselben über seine Unterredung mit dem Großvezier Aaly Pascha, nach dessen Rückkehr nach Konstantinopel, davon allergnädigst Kenntnis genommen, daß die türkische Regierung der Vereinigung der Fürstentümer besonders deshalb entgegen ist, weil sie selbige gleichbedeutend mit der Einsetzung eines fremden Prinzen halte. Ganz in gleicher Weise hat sich, nach den Depeschen von Mr. Thourenel an seine Regierung, die türkische Regierung auch gegen ihn ausgesprochen. Der Gedankengang, den Mr. Thourenel demnächst in seinen Gesprächen mit Aaly Pascha und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fuad Pascha festgehalten hat, ist der: daß die territoriale Zusammenlegung beider Länder eine administrative Maßregel sei, die vorläufig mit der Regierungsform und mit der Konstituierung der öffentlichen Macht in keinem Zusammenhange stehe, und daß die Regierung des Kaisers sich über die Form der den Fürstentümern zu gebenden obersten

Gewalt noch gar nicht geäußert habe, daß man hierüber erst die Dimans ad hoc und die Kommission zu hören haben würde, kurz, daß das Pariser Kabinett hierüber für jetzt noch gar keine bestimmte Ansicht ausgesprochen und keine vor-gefaßte Idee habe.

Mr. Thourenel ist innerlich ebenso überzeugt als wir, daß wenn die Vereinigung der Fürstentümer erfolgt, die Regierung derselbenfüglich nicht anders als durch einen fremden Erbfürsten möglich sein wird; aber er glaubt, daß wenn man der Pforte schon jetzt von einem Erbfürsten reden wolle, dies den Widerstand der Letzteren gegen die Vereinigung noch steigern, ja diese unerreichbar machen werde. Er glaubt, gleich Euer Königlichem Majestät Gesandten, sich aus den Gesprächen mit den türkischen Autoritäten die Überzeugung verschafft zu haben, daß die Türkei weniger gegen die Union, als gegen die Konsequenz derselben — den fremden Erbfürsten — ist. Die Vereinigung pure et simple müßte daher ohne allen Beisatz in den Vordergrund gestellt werden; es sei möglich, daß nach der Vereinigung noch irgendein Wahlmodus des Fürsten aus den Wojaren vorläufig beibehalten werde, ein solcher Wahlfürst werde sich aber sofort selbst ruinieren; es werde sich ergeben, daß mit den neuen Administrationsgrundsätzen ein Bojar beide Länder nicht werde regieren können; die Überzeugung davon werde bald allgemein werden, und dann werde der Übergang zum fremden Erbfürsten um so sicherer und fester sein, je unmöglicher sich die Regierung des Wojaren-Fürsten gezeigt haben werde. Es sei sogar fraglich, ob nicht, wenn ein fremder Erbfürst sofort, nach Bildung der neuen Verhältnisse eintrete, das ganze Odium der Unterdrückung der Wojaren-Privilegien — Steuerfreiheit usw. — ihm eine Opposition bereiten werde, deren erste Stöße auf einen Bojar selbst fallen zu lassen, politischer sei. Jedenfalls würde nach Begründung der neuen Verhältnisse ein Zustand der Gärung erscheinen, einer Gärung, aus der dann eben nur ein fremder Erbfürst zu retten imstande sein werde.

An ein in diesem Falle mögliches Zurückkommen auf die Trennung, welches General von Widenbruch und ich alsdann wohl für möglich halten, wollte Mr. Thourenel nicht glauben.

Euer Königlichem Majestät Gesandter und ich, wir können im allgemeinen den Gedankengang, von dem man französischerseits ausgeht, mit Rücksicht auf die Auffassungen der Pforte und Österreichs, nicht für unrichtig halten; wir glauben ebenfalls, daß wenn man die Idee des fremden Erbfürsten jetzt zu sehr in Vordergrund schiebt, dieselbe scheitern werde, wir sind der unmaßgeblichen und alleruntertänigsten Meinung, daß ein vorsichtiges Zurückhalten mehr Chancen zur Erreichung des Zweckes bieten wird, als ein unbedingtes Auftreten mit der Forderung des fremden Erbfürsten; allein wir verkennen die Schwierigkeit nicht, die es haben wird, der Pforte die Ansicht beizubringen, daß die territoriale Zusammenlegung beider Länder mit der Bildung und Form der obersten Gewalt in denselben vorläufig nicht im nahen Zusammenhange stehe. Die Pforte

weiß aller auch noch so kräftigen Deduktionen ungeachtet doch recht gut, daß dies der Fall ist.

Eine Unterredung, die ich demnächst mit dem französischen Kommissär Baron Talleyrand hatte, war in diesem Punkte ganz übereinstimmend mit den Äußerungen von Mr. Thourenel, nur hob er noch stärker hervor, daß französischerseits auch ein fremder Erbfürst für diese Länder für unbedingt notwendig gehalten und gewünscht werde, daß man aber den einzigen sichern Weg hierzu in einer geschichtlichen Entwicklung suchen müßte, zu der die Vereinigung notwendig führen werde. Deshalb weise ihn seine Instruktion an, zunächst auf die Vereinigung zu wirken, und von dem fremden Erbfürsten vorläufig zu schweigen, es sei denn, daß die Chancen hierfür während der weiteren Entwicklung sich günstiger zeigten, als dies bis jetzt der Fall ist. Dies werde indes nicht hindern, an dem Kongreß schon auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Was nun die Art und Weise der Behandlung der Vereinigungsfrage betrifft, so hat sich Mr. Thourenel sowohl der Pforte gegenüber mündlich, als auch seiner Regierung gegenüber schriftlich gegen die Ausschließung der Vereinigungsfrage von den Äußerungen der Divans ausgesprochen, und schlimmstenfalls wenigstens daran festzuhalten gesucht, daß die Vereinigungsfrage von der Kommission behandelt werde. Dies soll, bevor die Wirksamkeit der Divans und der Kommission beginnt, durch gemeinsame Übereinkunft der Mächte festgestellt werden. Euer Königlichen Majestät Gesandter und ich sind der alleruntertänigsten Meinung, daß die Ansicht des französischen Botschafters vollkommen korrekt ist, und daß, wenn wir ihr beitreten, sie noch durch ein Motiv unterstützt werden kann, was bei jenem Gespräch nicht berührt wurde. Nach dem Pariser Frieden sollen die „lois et statuts aujourd'hui en vigueur“, und dies sind die Réglements organiques dieser Länder, einer Revision unterworfen werden. Diese Réglements besagen aber selbst, daß sie von dem Grundsatz einer intimeren Vereinigung beider Fürstentümer ausgehen. Man kann daher logischerweise keine Prüfung und Revision dieser Réglements vornehmen, wenn es nicht erlaubt sein soll, die darin ausdrücklich ausgesprochene Grundidee zu prüfen.

Im weiteren Verlaufe des Gesprächs mit Mr. Thourenel kam auch die Rede auf die Haltung, die Rußland in Beziehung auf die Fürstentümer einnehmen werde; Herr von Wilbenbruch teilte dem französischen Botschafter mit, wie Mr. de Balabine in Wien sich gegen mich hierüber ausgesprochen habe, und Mr. Thourenel wollte von Aaly Pascha wissen, daß man ganz gleiche Äußerungen russischerseits auch gegen diesen bei seiner Anwesenheit in Wien getan habe, aber allerdings mit dem wichtigen Beisatze: daß Rußland meine, daß wenn die Pforte die schließlichen Ansichten der Mächte vernommen habe, sie immer noch unbeschränkt bleiben müsse, zu tun, was sie wolle, und man muß gestehen, daß diese Auffassung allerdings dem Artikel 25 des Pariser Friedens entspricht. Schließlich erwähnte Mr. M. Thourenel, daß ihm von der Ernennung des sardinischen Kommissärs Mr. Benzi nunmehr eine offizielle

Runde geworden sei, welche ich bereits in meinem allgemeinen Bericht vom 10. d. Mts. erwähnt habe. Der Besuch beim englischen Botschafter war ziemlich kurz, da er eben eine militärische Deputation erwartete, zu deren Empfang er sich anschickte; doch war der Besuch vollkommen genügend, die Stellung desselben zur vorliegenden Frage klar zu machen. Seine Regierung — so sagte Lord Stratford — habe ihn angewiesen, die Union beider Fürstentümer auf das kräftigste zu unterstützen, die Union sei aber ganz unausführbar; auf meine Bemerkung, daß, wenn seine Regierung diese Ansicht habe, es eigentümlich sei, daß man etwas wolle, was man selbst für unausführbar halte, bemerkte er, daß diese letzte Äußerung nicht die des britischen Botschafters, sondern seine, Lords Stratfords, Privatansicht sei, und daß er glaube, daß Lord Stratford, der Privatmann, richtiger urteile, als Lord Stratford, der Botschafter. Wenigstens war dies der Sinn seiner Worte; er begründete dies insbesondere dadurch, daß die Vereinigung der Fürstentümer, indem sie den Ländern einen ganz andern, und notwendigerweise unabhängigeren Charakter gebe, und insofern das türkische Reich notwendig schwächen müßte, im Widerspruch mit der allgemeinen Politik der Westmächte stehe, die darauf gerichtet sei, die Türkei in ihrer Macht und Stärke zu erhalten. Die Worte Lord Stratfords, des Privatmanns, finden natürlich bei der Pforte mehr Achtung, als die Lord Stratfords, des Botschafters, und hierin wird eine wesentliche Schwierigkeit liegen, die Pforte zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Indes wird viel von Mr. Bulwers Instruktionen und Auftreten und der Haltung abhängen, die er sich gegenüber dem doppelten Auftreten Lord Stratfords wird geben können; man weiß jetzt, daß Mr. Bulwer bereits unterwegs ist, Lord Stratford aber erwähnte seiner nicht mit einem Worte.

Der österreichische Internuntius Baron Prolesch empfing uns mit großer Freundlichkeit und mit der Nachricht, daß er soeben die am 27. Juli c. erst von dem Kaiser vollzogene Nomination des Barons von Koller zum Mitgliede der Reorganisationskommission erhalten habe; bisher habe man ihm hierüber gar nichts geschrieben, auch nicht — sich an mich wendend — über mich. Im Verlaufe des weiteren Gespräches hatte ich die Gelegenheit, die Frage an ihn zu stellen, ob man ihn über Mr. Bulwers Ernennung zur Kommission unterrichtet habe, was er ebenfalls verneinte.

Ich nahm alsbald Veranlassung, ihm von meinem Besuche bei den türkischen Ministern zu sprechen und ihm unter anderem mitzuteilen, daß der Kommissarius der Pforte Saffet Effendi, wie er mir gesagt, nur auf das baldige Eintreffen der übrigen Kommissare warte, um den Zusammentritt der Kommission zu veranlassen, von dem er mich zu unterrichten sogleich sich beeilen werde, und daß Saffet Effendi mir bereits viel von den gemeinsam zu überwindenden großen Schwierigkeiten, mit denen die Kommission zu kämpfen haben werde, gesprochen habe.

Baron Prolesch bemerkte, daß er die Ansichten über diese Schwierigkeiten vollständig teile; er erwähnte indes der Vereinigung gar nicht und stellte sich

sosort auf den Standpunkt, daß die Arbeit der Kommission sich hauptsächlich auf innere administrative Reformen zu beschränken haben werde.

Innerhalb dieses Standpunktes kam er auf eine den General von Wildenbruch und mich gleich überraschende Weise, und ich möchte sagen, fast wörtlich auf diejenigen Ansichten hinaus, die in der mir allergnädigst erteilten Instruktion für den Fall aufgestellt sind, daß sich erbliche Fürsten für jetzt nicht erreichen ließen: die möglichste Beschränkung der Wahl des Fürsten auf Lebenszeit, Vorschlag von drei Kandidaten, wenn der Fürst keinen Sohn habe, der sich zur Nachfolge eigne; sei dies der Fall, so sei dieser zu berücksichtigen; auch wegen der Bestellung des Nachfolgers schon zu Lebzeiten des Fürsten kamen seine Ideen mit denen meiner Instruktion in dem Abschnitt „Über die Eaimalamie“ sehr nahe zusammen.

Das größte Gewicht legte er auf die Verbesserung des Standes der Landbauern durch angemessene Regulierung ihrer Verhältnisse zum Gutsherrn im Wege eines Ablösungsverfahrens. Er bemerkte indes, daß Baron Koller erst die näheren Instruktionen hierüber mitbringen werde, denn seine vorstehenden Ideen, die er bereits bei den Verhandlungen im Februar d. Js. geäußert, seien, wenn auch nicht verworfen, doch damals zu keiner bestimmten Entscheidung gebracht worden wegen des allgemeinen Abbruches der hiesigen Konferenzen zwischen Österreich, England, Frankreich und der Türkei, nachdem sie von den allgemeinen Friedensverhandlungen absorbiert worden wären; er beklagte, daß beim Pariser Frieden nicht wenigstens einige feste Grundsätze hierüber ausgesprochen worden wären, wenn auch über die größeren politischen Fragen der Vereinigung usw. keine allgemeine Einigung erzielt werden konnte.“

(Fortsetzung folgt)



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

II.

Das Haus des Kley war modern neu gebaut, in Art eines ländlichen Kleinbürgerhauses. Vorn waren die Stuben, rechts die Visiten- und Nähstube, links dem Florentin seine, mit seinem Bett und Schreibarbeitsstisch, und die Küchenstube. Zu den Kammern der Frauen führte eine Treppe hinan, und die vom Wieschen lag unter dem Schrägdach. Im Anbau hinten war die Tenne, eine Tür mit verhangener Fensterscheibe führte aus dem Wohnhause dahin. In den Ställen grunzten Ferkel und stießen mit der Schnauze unter die Troglappe, ungeduldig der Fütterung wartend. Die Tür zum Kuhstall stand offen, man hörte das behagliche Wiederlauern der einzigen Braunen, dazwischen ein freundlich

zusprechendes Wort der Mutter Johanne und das Schäumen der Milch in dem Eimer.

Wieschen bot im Vorbeigehen der Mutter Johanne die Abendzeit und kam so über die Tenne in die Gärtnerei hinaus, welche gerade hinauf im Heckenzaun lag. Zwischen Blumen und Gemüsebeeten stand oben eine kleine versteckte Laube, in der Mitte des Gartens, frei für Sonne und Wetter, Bank und Tisch. Der Florentin hatte diesen Tisch mit Blumen und Blätterwerk überschüttet, bog Weidenstöcke kreisförmig oder oval, umspann sie mit Grün und richtete Grabkränze ein. Sie waren für den, der im Dorf gestorben war.

Wieschen kam mit ihren langen festen Schritten, so wie sie immer ging und wie es eigen stand zu ihrer schlanken, schmalen, leicht vornüber gebeugten Gestalt. Sie nahm den Atem mit offenem Munde in ihre enge Brust ein. Sie hatte still und gebückt gefessen über Tag und freute sich dieser Stunde. So grüßte sie den Burschen aus ihrer natürlichen, einfachen Freude. Als sie ihn bei seiner Arbeit fand, die er mit hastigen Händen tat, wie in seltener, drängender Eile, stand sie seitab, legte die Hand um den Stamm eines jungen Kirschbaumes und sah ihm auf die Hände. Er arbeitete nur eifriger, als sie in seiner Nähe war, so, als vergäße er ihrer. Es kam Wieschen der Gedanke, er vergäße über den Blumen sein Mädchen. Aber sie zürnte ihm nicht darum, vielmehr staunte sie zu ihm auf. Sie wußte keinen Burschen im Dorf, der es so heilig mit seiner Arbeit nahm und der die Bauernhand so zart hatte wie er. . . In diese Hand, dachte sie, möchte sie die eigene legen, und sie würde dahinein passen wie in keine andere.

Die Grillen zirpten im Rasen, es war noch ein letzter Sonnenstrahl über dem Garten, die Mücken tanzten und stimmten ihr feines Sopranfingen an. Es ließ sich so hören, als sei ein Zauber in der Luft, und Wieschen sah sich unwillkürlich um, als komme jemand den Weg herauf, den eben sie gegangen, so greifbar wirklich war der Zauber, als zeige er Menschen, welche nicht da waren. Wieschen zuckte zusammen, es war nichts geschehen, aber ihr war gewesen, ein Kobold breche durch die Hecken, schüttelte sein rotes Haar, daß Flammen heraus sprangen und lache mit dem Gesicht jener Regine. Sie ließ die Hand von dem Kirschbaum ab, hatte aber von dem Baumsaft an den Fingern, von dem sie nicht los kam und der ihr anflebte, daß es ihr zum leichten Ärger wurde. Wie ein häßlicher Gedanke klebte er ihr an.

Der Florentin war dann fertig mit seinen Kränzen und ließ die Augen zwischen ihnen und dem Mädchen glänzend hin und wieder gehen, wie von einer Freude zur anderen. Er zeigte ihr den schönsten und sagte: „Der Steinbauer hat ihn bestellt. Er ist nicht so larg mit dem Gelde, wenn es heißt, sich nach außen damit groß zeigen.“ Wieschen nickte, und sie lachten zusammen und sprachen über den Steinbauer, als hätten sie sonst nichts zu sagen.

„Möchtest wohl wieder hin zu ihm?“ fragte der Florentin aus Neiderei. Aber Wieschen lachte ihn an, als antworte sie: Lieber bin ich schon bei dir.

Dem Florentin war heiß, und alle seine Hast zeigte, wie anders ihm das ruhige Blut in der Erregung ging. Er legte die Kränze in den Rasen, weil es ihn zu dem Mädchen trieb; sein Mund war offen, als hielten die vollen roten Lippen das Rüssen nicht mehr lange auf. Seine Augen waren zu weiten und heißen Blicken geöffnet, alles stille in ihm war in dieser Stunde lebendig geworden, nur sein Mund war immer so gewesen, als hätte er damit in sich hineingelacht und gewartet und gewußt, daß das Herz mit dem Munde gleiche Sprache fand. Er wollte die Hand des Mädchens ergreifen, um es, wie er auch Woche um Woche mit seinem Wort gezögert hatte, jetzt in einem einzigen Augenblick mit Leib und Leben an sich zu reißen. Wie lauter Tollsein und Verzaubertsein war es in seinem Blut.

Wieschen kam aber von daher, wo der reine hohe Feiertag war und hatte eine frierende Angst vor dem Heißen und Wilden. Wie teuflisch ausgelassen, noch mit Flammen und Funken, lag es ihm im Blick. Sie zog die Hand vor seiner zurück, rieb die Finger, an denen noch das Harz klebte, in einem grünen Kraute ab und machte ein Gesicht, als ekele sie der Schmutz. „Regine Sträter“ — sagte sie plötzlich.

Sie fuhrn auseinander, weil ihnen beiden war, als trete jemand zwischen sie. Wieschen besann sich erst, als sie das Gesicht des Florentin sich verändern sah, alles Wilde war verloren vor dem Staunen, wie es ihm die Augen fremd und allen Ausdruck dumm machte, er stand wie einer, dem eine Sünde vorgeworfen ist, von welcher er den Namen nicht einmal kennt.

„Florin,“ sagte Wieschen versöhnlich, „ich habe dir nichts anhängen wollen. Ich habe nur nachgesagt, was Zette —“

Er unterbrach sie mit einem leisen klangvollen Auflachen. „Sie muß einen immer alle paar Tage in die Waden beißen,“ sagte er. „Was meint sie? Ich kümmere mich um die Regine?“

Wieschen schob zag ihre Hand in seine, aber er hielt sie ohne zuzufassen. „Sie ist mir nach, die Regine,“ sagte er dann, errötete wie ein Knabe, welcher zu einem Mädchen von Liebe spricht, welches älter und reifer ist als er.

Er lachte noch mal. Die Hand des Wieschen lag noch in seiner, er wollte sie wärmer fassen, da fiel sein Blick auf ihre mageren Finger. „Es ist wahr, eine Frische ist sie, die Regine,“ meinte er da. „Und recht eine für Burschen. Darum soll ihr auch keiner nachfragen, woher sie kommt, der sie gern hat und nehmen will!“

Er schaute mit einem weichen schwärmerischen Träumen über die Heden hinaus. Da zog Wieschen ihre Hand scheu aus der seinen. Sie hatte sich auf die Bank niedergesetzt und starrte nur auf das Harz an den lebenden Fingern, nickte mit dem Kopfe und sagte mit leiser singender Stimme, noch feiner im Ton, als eine einzelne kleine Mücke zu singen vermochte: „Regine Sträter.“

Nicht die Stimme, aber der Name, den sie nannte, weckte den Florentin. Er war wie aufgerüttelt und neu erhibt, und seine Worte überstürzten sich in

Hast. „Ja, Regine! Nicht an das Mädchen selber, nur wie sie ist, muß ich denken.“ Er sagte das Wieschen und sprach mit der Eier eines Durstigen. „Du bist ein Kaltes, wie eine Totenkrantzblume bist du. Wenn du wie die Regine wärst, hab' ich denken müssen, eben und schon eher als du sie genannt hast. Immer meinst du und wartest, mit einem langen Atem müßt' ich vom Heiraten reden, und mit einem Sprung kann man doch beieinander sein. Hast gewartet auf's Wort an manchem Abend, und ich hab' mich verhalten aus Ärger darum. Jung ist man doch! Man kann's nicht länger in sich verstecken, und was ist auch dabei, wenn's mal in einem durchkommt.“

Er war noch nie so gewesen, es war wie das Wachwerden von aller Jugend in ihm.

„Komm, Mädchen,“ sagte er heimlich und heiß. „Kannst nicht einmal wie die anderen sein? Sei nicht so und komm mit mir, ich will dir sagen können, was ich meine, will mich austreten mit dir. Wir wollen in die Laube gehen, es ist dunkler da, und es sitzt sich besser da eng beieinander.“

Er wollte den Schritt leicht und leise nehmen, um das Mädchen hinzubringen, wo es heimlich war, in die Laube hinter den Blumenbüschen. Aber sie hielt sich so steif in seinen Armen, daß er sie hätte aufnehmen und tragen müssen, hätte er sie hin haben wollen, wohin er strebte.

„Es braucht nicht dunkel zu sein, wenn wir uns bereden,“ gab sie ihm zurück. „Und man braucht nicht enger beieinander zu sein als Hand in Hand, wenn man in den Brautstand geht.“

Es war zum ersten Male, daß eines vor dem anderen einen fremden Willen hatte.

„Du bist wie verheert,“ sagte Wieschen. „Mir ist, du wollest sagen und von mir haben, was nicht recht ist und woran du sonstwie nie gedacht hast.“

„Verschweigen habe ich es schon müssen,“ antwortete er da, „weil du so ein Kaltes bist. Aber gedacht hab' ich es darum mehr. Es hat an mir getroffen, weil ich mich nicht drin habe ausleben können. Ich bin immer innen anders gewesen als du, aber du mußt werden wie ich, wenn es mit uns gehen soll.“

Und er redete sich aus von dem, was in ihm gewesen war und was er verschwiegen hatte. Seine Worte fielen von seinen roten Lippen, wie die leichten Blätter vom blühenden roten Mohn sich lösen, wenn eine heiße Stunde ist und ein lauer, launiger Wind sich regt. Sie gingen über das Mädchen wie Feuer über einen Stein, sie fühlte die ganze Glut und brannte doch nicht an. Und der Florentin sprach weiter.

„Man braucht nicht Lose zu sein, wie die andern von uns jungen Leuten. Man braucht sich aber auch nicht an Draht aufzubinden, wie Krantzblumen. Man muß sich schon auf einem ordentlichen Wege weiter bringen, aber man kann nicht immer just nach der Pattleine gehen. So meine ich es, Mädchen, es ist nichts unehrlich dabei, brauchst nicht zu verschrecken. Komm jetzt mit mir,

wir wollen in die Laube gehen und uns da um den Hals fallen wie es keiner zu sehen braucht, und wir wollen uns nachher bereben um die Hochzeit und was sonst noch ist."

Aber Wieschen war doch erschreckt. „Laß man,“ sagte sie zitternd vor Lebensangst, wie eine Blume im bösen Winde. Er hatte es noch keiner von seinen Blumen so angetan wie jetzt dem Wieschen. Hatte ihr Bild im Herzen geschützt und mit sich herumgetragen wie ein Sträußlein Sonntags an der Brust. Brauchte ihr nur die Hand hinzuhalten und ihr zu sagen: „Komm, wir gehen nun zusammen —“ und sie wäre starr an seiner Seite gewesen. Aber vor dem heißen, Wilden hatte sie Angst.

„Wenn du weiter so sein willst wie du jetzt bist, dann magst du denken, es sei aus zwischen dir und mir und dich danach frei fühlen,“ sagte sie noch. Der Ton ihrer Stimme wuchs und wurde groß wie das Mädchen selber. Sie stand auf und ging um Bank und Tisch von ihm weg, weil sie wußte, sie würde beides nicht für ein Leben mit ihm teilen können, so wie er ihr heute fremd und anders geworden war.

„Hoch halte ich mich und ehrlich bleibe ich auch vor mir selber, so lange ich einen Atem habe!“ Sie stand, die Hand gegen ihn gestreckt, wie schwörend.

Der Florentin, wie ihm ein Aufbrausen kam in seinem heißen Blut, bezwang sich nur schwer und lachte spöttisch. „Was du sagst. Ist auch nicht viel mehr, als sagte man auf einen Kleiderstoch, wenn man dich hat.“

„Hast es Tag um Tag gesehen und hättest es eher wissen können,“ antwortete Wieschen, indem sie die Hand sinken ließ und wie gedemütigt an ihrer Gestalt nieder sah.

Es ging dem Florentin nun doch ans Herz, wie sie sich so mit gebückter Haltung von ihm abwandte, und etwas wie Reue und Schüchternheit überkam ihn. „Na, Mädchen,“ rief er ihr zögernd hinüber.

Wieschen blickte ihn noch einmal an. „Ja?“ fragte sie, um ihn nicht ganz zu verweisen; doch es klang so müßig hingeworfen, daß es nicht zu viel neuer Rede aufforderte.

Er kam dennoch von der anderen Seite um den Tisch ihr entgegen. „Ich habe dir noch diese Blume schenken wollen,“ sagte er scheu. „Ein Topfgeranium, es ist ein spätes und hat Knospen die Menge. Sieh, es kann halten bis in den Herbst. Magst es auch haben, jetzt?“

Wieschen zuckte die Achseln, ließ sich die Blume aber auf die linke Hand setzen und trug sie, den Topf an die Brust gelegt.

„Und ist es ein rotes Geranium?“ fragte sie.

„Ein rotes, ja,“ nickte der Florentin.

„Verkennst du auch nicht? Verkennst du nie in so einer Blume, wenn sie die Blüte noch nicht auf hat?“

„Nee was!“ Er lachte und hatte sein glücklichstes Gesicht, weil das Wort um seine Blumen ging. Sie reichten sich dann wie versöhnt die Hände, aber

keiner von beiden faßte zu, so glitten sie auseinander, und es war kaum ein Gruß gewesen.

Wieschen ging mit dem Geranium auf der Hand und am Herzen still, aber mit sicheren Schritten in das Haus zurück und auf die kleine eigene Kammer.

Sette war dem Mädchen nachgegangen, weil Wieschen aber die Thür hinter sich geschlossen hatte und sie ein Wort von ihr erlauschen wollte, legte sie das Ohr an die Türspalte.

Wieschen stellte die Blume in das Fenster und fing an sich für die Nacht anzukleiden. Wie sie die Kleider und Kleidungsstücke in einzelner Ordnung wegtrug und in ihrer sauberen Kammer hin und wieder ging, empfand sie das eilige Kleben des Kirschaumsaftes an ihren Fingern, und sie rieb und reinigte die Hand in ihrem Waschbecken. Ihr war bei aller Klarheit und Festigkeit des Willens wunderbar wtr im Kopf, sie legte die nasse Hand an die Stirn und stand, als bedenke sie sich auf etwas zurück. Dann sagte sie leise in die Stube hinein, aber so, daß einer, der draußen lauschend stand, es hören konnte: „Regine Sträter —“

* * *

„Sette,“ sagte Wieschen scherzend, aber mit schmerzlichem Lächeln zu ihrer Meisterin, „ich habe eine feste Naht mit der Hand nähen wollen, doch der Faden ist mir aus dem Nadelöhr geglitten.“

Sie saßen Sonntags früh über der neuen Modezeitung und blätterten darin. „Weißt du noch,“ erzählte Wieschen der erstaunt Aufhorchenden weiter, „wie ich zu dir in die Lehre kam, habe ich einmal mit der großen Schneiderscheere ein Stück Zeug verschnitten und es heimlich weggebracht. Es ist aus Angst vor dir gewesen. Aber es hat mich beedrückt, und ich habe es dir noch gezeigt am selben Tag. Du hast mich dann gar nicht gescholten, Zettchen. Sieh, seitdem kann ich dir nichts verhalten, was ich sonst heimlich trage. Und der Florin und ich, wir heiraten uns nicht.“

Sette hatte den Finger angeleckt, um eine Seite in dem Modeblatt umzuschlagen, aber sie ließ ihn trocken werden, ohne sich zu regen und vergaß auch den Mund zu schließen.

Wieschen lachte zu ihrem verblüfften Aussehen. „Komm, sei gescheit! Da ist nicht viel mehr zu hören, weil wenig zu sagen ist. Denn hättest du mich damals gefragt: Warum hast du das Zeug verschnitten? — und fragtest du mich jetzt: Warum seid ihr entzwei miteinander? — ich hätte dir sagen müssen und müßte dir auch nun sagen: Das kam wie es kam! Ich kannte mich nicht aus, in dem einen und in dem anderen nicht. So, und nun frag nicht weiter, wie du damals auch nicht gefragt hast.“

Wieschen tat sich für den Kirchgang an und trat fertig in die Rückenstube. Der Raum war schlicht mit seinen wenigen notwendigen Möbeln und freundlich

mit den lebenden Blumen auf den Fensterbänken und den gemachten in einer hellblauen Vase im Schrank. Eine Bank lief unter den Fenstern her, auf welcher der Florentin zum zweiten Morgenbrot seinen Platz am Tisch genommen hatte. Er pflegte seinem Schlaf den Atem kurz zu halten und kam aus der Gärtnerei, wo er früh zu sonntäglich kleiner Arbeit gewirtschaftet hatte. Er saß im Werktagsanzug und mit ungekämmtem Haar.

Wieschen nickte mit dem Kopf nach ihm hin, lehrte sich um und holte ihr Gesangbuch aus dem Bord über der Tür. Es sah in seinem schwarzen Samt mit dem Silberbeschlagnut und fromm aus wie das Mädchen selber und war so schlicht wie ihr protestantischer Glaube. Als sie es aber verstaubt in Händen hielt, fiel ihr ein, wie sie sonst die Sonntage anders, mehr mit dem Burschen als mit diesem Buch gehalten hatte. Sie waren nicht übereifrig im Kirchengang gewesen, die beiden, aber sie hatten schon ein Händefalten vor allem Schönen gehabt und ihr Gotterkennen in manchem wunderbaren Naturding gefunden, welches seine Altäre fromm in den Sonntag baute und ihre Blicke darüber leuchten ließ, wie strahlende Kerzen oder Kirchenlampen. Wieschen segte mit gespanntem Ärmel den Staub von ihrem Buche ab, blies an dem Ding herum, bis es rein und gotteswürdig war und bis sie ihre Gedanken, die Verlorenem nachsuchten, wiedergefunden hatte. Da wandte sie sich und streckte dem Florentin die Hand entgegen. Sie murmelte etwas Unverständliches, etwas wie ein: „Gott zum Gruß!“

Sie hatten sich noch nicht wieder klar angesehen seit jenem Abend und sich anzusprechen vermieden. Jetzt sagte Wieschen mit ihrer Hand in seiner: „Ich will zur Kirche, Florin. Es ist kein Paß zwischen uns gewesen und doch meine ich, es müßte eine Aussöhnung sein. Es hätte nicht Sinn zur Kirche zu gehen, wenn man nicht vorher mit allem im Rechten wäre.“

Er sah von ihrem Gesicht auf ihre Hand und wunderte sich, wie die zerbrechlichen und kühlen Finger einen so starken und warmen Druck hatten. Sie ging dann mit Jette hinaus. Jette trippelte und war wie aus dem Modejournal geschnitten, Wieschen trug ein dunkles Wollkleid aus abgelegter Mode und ging mit ihren Schritten, die wie ein langsames und langes, besonnenes Metermessen waren. Sie nahmen die Richtung von woher das Läuten der Kirchenglocke kam. Es kam von weit her; denn im Dorfe selber hatte noch kein Glöcklein seinen eigenen Stuhl erlassen. Es hörte sich an, als stände einer im Tal, klatsche in die vollen Hände und ginge ein hundertfach Echo davon in den Bergen. Die Sonne leuchtete über der Straße. Wieschen dachte an alle Sonntagsfeier, und Jette trug das weiße gefaltete Taschentuch auf ihrem Gesangbuch, legte dieses an die Brust und schielte gefällig nieder auf das Reizchen, welches sie am Halsbord angestekt hatte. So hielten sie den Kirchengang zusammen.

Während Wieschen dann mit gefalteten Händen und ruhig im Gotteshause saß, ging der Florentin unstet im Garten zwischen seinen Beeten einher und

spürte immer noch den Druck von Wieschens feiner starker Hand. Er spähte über die Hecken die Straße hinunter, wo sie gegangen war, als erwarte er sie ungeduldig zurück, um mit der Heimkehr den Mittagsgruß von ihrer Hand zu haben. Wie er so spähte, sah er die Rolterschlucht liegen, das Wirthaus an der Straße aus massivem Sandsteinbau. Er hielt der Wirthschaft keinen Zuspruch und kam nur zu seltener Gärtnerarbeit hin, zum Blumenpflanzen und zum Beschneiden der Linden, die als Spallere vor dem Hause zur Straße hin standen. Er hatte die kleine hintere Haustür im Auge und sah die Kellnerin und Magd aus der Rolterschlucht, die rote Regine, heraustreten. Es war nur ein paar Feldebretten zwischen diesem und dem Kleyshaufe, und der Florentin sah das Haar des Mädchens leuchten wie einen Brandfunken, der in einer heißen, dürren Zeit allein genug ist, Feuer und Flamme zu bringen, wohin er fällt.

Die Regine begegnete den Blicken des Florentin, hob die Hand nach ihm und winkte. Er wußte nicht, wie er ihr den Gruß zurückgeben sollte, weil er keinen Hut auf hatte; er hätte ihr mit der Hand nicht winken mögen, die eben das Wieschen gebrüht hatte. So duckte er sich unter die Hecke und sah eine lange säumende Weile auf dem Holzrande der Frühbeete. Die Glasfelder bligten in der Sonne, daß er mit den Augen zwinkern mußte, und er zwinkerte noch, als er dann aus der Sonntagsheile in das Haus und zum Mittagstisch trat.

(Fortsetzung folgt)



Sprüche

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Daran hab ich den Weisen erprobt:
er trauerte, wenn ihn ein Dummer gelobt.

* * *

„Die wundervolle Wollé, schau . . .“
Ich bitte, störe mich nicht!
Du siehst nur Rot und Gelb und Blau,
mir wird sie zum Gedicht.

* * *

Das ist ein Mann, der der Menge gefällt,
aus seinen Büchern floß leichter Segen:
er schrieb wohl über die Sünden der Welt,
doch nie dagegen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Psychologie

Als im vorigen Jahr der rätselhafte Diebstahl der „Mona Lisa“ aus dem Louvre die Öffentlichkeit erregte, gelangte an die Pariser Zeitungen eine wahre Flut von Zuschriften, in denen sich Personen aus den verschiedensten Volksschichten anboten, auf okkultistischem oder spiritistischem Wege, sei es den Aufenthaltsort des Bildes, sei es die Täter, ausfindig zu machen. Eine Pariser Korrespondenz, deren Mitteilung ich in der „Wilmersdorfer Zeitung“ fand, wies zum Verständnis dieser Erscheinung mit Recht auf die Tatsache hin, daß in der Hauptstadt dieses intelligenten und „geistreichsten Volkes der Welt“ nach Ausweis des Adreßbuches nicht weniger als 34607 Somnambule, Hellseher, Okkultisten, Magnetisierer, Wahrsager usw. beruflich tätig sind; daneben aber seien sicher noch viele Tausende namentlich weiblicher Personen vorhanden, die — wie auch in deutschen Städten — „den Verkehr mit dem Jenseits sozusagen nur im Nebenberuf betreiben.“

Daß die Kunst aller Hellseher im Falle der Mona Lisa versagte, wird schwerlich dem einträglichen Betrieb der Geheimkünster und der tief eingewurzelten Wundergläubigkeit der Menge Abbruch getan haben. Aber man wird nach alledem weniger überrascht sein, auf solchem Boden, aus der Hand eines Staatsanwalts am Appellationsgericht zu Paris ein Werk hervorgehen zu sehen, das, wenn auch noch nicht die Anwesenheit, so doch die Nähe spiritistischer Geistes wittern läßt. Das von Dr. O. Knapp in gutes Deutsch übertragene Werk von J. Maxwell, der neben seiner juristischen Würde den Titel Dr. med. führt, ist benannt: *Reuand der Seele, Anleitung*

zu einwandfreier Darstellung und Ausführung psychischer Versuche (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, ohne Jahreszahl. 889 S.). Trotz der ernsthaften Bemühungen des gebildeten Verfassers, die Wahrheit zu suchen und wissenschaftliche Skepsis auch den spiritistischen Wundern gegenüber zu bewahren, beruht das umfangreiche Werk in letzter Linie doch nur auf den gleichen Täuschungen und Selbsttäuschungen, auf der gleichen Unkenntnis des tatsächlichen Mechanismus der normalen und tranken Psyche, wie sie die weniger gebildeten Produkte nichtmedizinischer und nichtjuristischer Spiritisten in gröberer Form stets offenbaren.

Jenes legte unausstillbar der menschlichen Seele innewohnende Sehnen, der geheime Wunsch nach persönlicher Fortexistenz und nach dem Wiedersehen Verstorbenen in einem besseren Jenseits haben, wie so oft, auch hier schließlich triumphiert über die kalte Unparteilichkeit wissenschaftlicher Beobachtung, über die unerbittliche Anwendung der Naturgesetze und des logischen Denkens. Wie hart es auch klingt, so muß schließlich doch auch auf diese mühevolle Arbeit — qui mange du Pape, en meurt — das treffliche Wort Kants angewendet werden: „daß die Kenntnis der andern Welt allhier nur erlangt werden kann, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nötig hat.“

Es würde eine eigene Abhandlung erforderlich machen, wollten wir die Schleichwege aufzeigen, auf welchen die unbewußten Wünsche oder Interessen die Wahrnehmung des Wirklichen und die Schlußfolgerungen des Verfassers gefälscht haben, und wollten wir darlegen, in welcher Weise er als Wissenschaftler sich mit allen Unerklärlichkeiten abfindet. Viel-

leicht ist es aber zweckmäßig, diesem Werte eine um die gleiche Zeit erschienene kleine Abhandlung des deutschen Altmeisters der Psychologie gegenüberzustellen, das in seiner Rührternheit und naturwissenschaftlichen Strenge gewissermaßen als Heißeisenerzeuger gegen alle gefühlsmäßigen Beeinflussungen auf diesem Gebiete allgemein zu empfehlen ist. Es ist der in zweiter Auflage bei B. Engelmann-Leipzig erschienene Sonderabdruck „Hypnotismus und Suggestion“ von Wilhelm Wundt, 1911, 89 S.

Seit der ersten Auflage dieses Werkes sind etwa zwanzig Jahre verstrichen. Die „offiziellste Hochflut“ in Deutschland, gegen die sich die Schrift besonders richtete, ist, soweit sie überhaupt fachwissenschaftliche Kreise berührt hatte, inzwischen ganz abgeklungen. Von einigen, heute nicht mehr angebrachten polemischen Bemerkungen abgesehen, hat Wundt diese Schrift im wesentlichen unverändert wieder herausgeben dürfen. Und in der Tat haben die dort aufgestellten allgemeinen Prinzipien heute noch wie damals volle Gültigkeit: auf der einen Seite die Anerkennung und Festlegung der unzweifelhaften Tatsachen des Hypnotismus, die Notwendigkeit, sie in den allgemeinen gesetzmäßigen Zusammenhang mit der psychologischen und physiologischen Wissenschaft zu bringen, auf der anderen Seite schärfste Abtrennung und Ablehnung aller über die Grenze des Erfahrbaren hinausgehenden mythischen Spekulationen und verworrenen Hypothesen — mögen sie unter der Flagge des tierischen Magnetismus, der Telepathie, des Spiritismus oder auch unter dem Namen „Suggestion“ segeln und sich die Anhänger-schaft gläubiger Gemüter erworben haben.

Zu welchen Konsequenzen, fragt sich Wundt, würden uns schließlich die Ergebnisse dieser vermeintlichen Wissenschaften führen, wenn sie wirklich zu Recht bestünden? Wir müßten „offenbar zu der Annahme gelangen“, sagt er wörtlich, „daß die Welt, die uns umgibt, eigentlich aus zwei völlig verschiedenen Welten zusammengesetzt sei. Die eine Welt ist die eines Kopernikus, Galilei und Newton, eines Leibniz und Kant, jenes Universum ewig unveränderlicher Gesetze, in dem das Kleinste wie das Größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt. Neben dieser großen Welt, die bei jedem Schritt, den wir vorwärts tun, in ge-

steigertem Maße unsere Bewunderung erregt, würde es aber noch eine andere kleine Welt geben, eine Welt der Puzelmännchen und Klopsegeister, der Hexen und magnetischen Medien; und in dieser kleinen Welt ist alles, was in jener großen, erhabenen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt, alle sonst unabänderlichen Gesetze werden zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen gelegentlich außer Gebrauch gesetzt.“ Und diese Umwälzung geschieht, wie Wundt weiter ausführt, keineswegs um etwa wichtige Ereignisse vorzusagen, sondern um irgend welcher unbedeutender familiärer Dinge halber, die oft auch auf natürlichem Wege mit annähernd gleicher Sicherheit hätten vermutet werden können. Schon aus diesen allgemeinen Erwägungen heraus lehnt Wundt jede ernsthafte Beschäftigung mit derartigen „psychischen Studien“, denen selbst einzelne, auf anderen Gebieten bedeutende Gelehrte zum Opfer gefallen sind, grundsätzlich ab.

Jedoch Wundt geht in seiner berechtigten Zurückhaltung hier wie in der früheren Auflage, wie uns scheint, zu weit. Gewiß kann die Wissenschaft nicht verpflichtet sein, jede törichte Behauptung, jede auf krankhafter Wahrnehmung und mangelnder Vorkenntnis beruhende Täuschung eingehend zu untersuchen. Aber, abgesehen von der Gefahr, daß eine zu weitgehende Skepsis zum Dogmatismus führen kann, abgesehen von der Notwendigkeit, sich bisweilen im Interesse allgemeiner Aufklärung auch mit offenbar unsinnigen Behauptungen der Laien befassen zu müssen, will Wundt selbst die anerkannten Tatsachen hypnotischer Zustände aus den Arbeiten seines Laboratoriums aus dem „Arbeitsraum des Psychologen“ verbannt und ausschließlich in das Krankenzimmer verlegt haben. Man mag ihm ruhig zugeben, daß der hypnotische Schlaf „ein abnormer Zustand“ ist, es bleibt dennoch die unbestreitbare Tatsache bestehen, daß das psychologische Studium gerade von abnormen Seelenzuständen, der natürlichen wie der künstlich erzeugten — ich erinnere nur an Aräpelins Experimente — außerordentlich befruchtend auf die Forschung der letzten Jahrzehnte eingewirkt hat, und daß trotz Wundts Ablehnung eine Reihe einwandfreier und unschädlicher

psychologischer Experimente von verschiedenen Forschern erfolgreich an Hypnotisierten durchgeführt worden sind. Darin freilich müssen wir Buntt beistimmen, daß die Herbeiführung des hypnotischen Schlafes auch im Experiment dem kundigen Arzte zum Schutze der Versuchspersonen vorbehalten bleiben soll.

Was Buntts Theorie der Hypnose betrifft, so gelten für ihn hierbei die gleichen physiologischen und psychologischen Grundlagen, auf welchen die seelischen Vorgänge im Wachen, der Schlaf und die Träume aufgebaut sind; in erster Linie ist es die Einengung des Bewußtseinsumfangs und die Aufhebung der willkürlichen Aufmerksamkeit, die den Zustand der Hypnose charakterisiert und seine Erscheinungen verständlich macht.

Bei seiner Darlegung hat Buntt die Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte nur vereinzelt berücksichtigt, und auch seine Zitate beziehen sich nur auf die alten, mittlerweile vielfach erneuten Auflagen einiger anerkannter wissenschaftlicher Lehrbücher des Hypnotismus. Ungeachtet dessen bleibt aber dieser kleinen Schrift, abgesehen von ihrem historischen Wert, nach wie vor das Verdienst, die Objektivität und unantastbare Geschlossenheit der naturwissenschaftlichen Forschung auch für dieses Gebiet überzeugend dargelegt und die gesicherte Wissenschaft des Hypnotismus von der Einnengung alles Übernatürlichen und Okkultistischen, wenn auch nicht zum erstenmal, so doch mit der ganzen Autorität ihres Verfassers verteidigt zu haben.

Dr. med. Max Levy-Suhl in Berlin

Sprache

„**Sprachdummheiten**“ in der Politik. Mit „rechts“ und „links“ bezeichnet man wohl auf der ganzen Welt den politischen Standpunkt des Erdbewohners. Links ist fortschrittlich und rechts ist eben rechts. Das ist so klar, einfach und kurz, daß man manchmal froh sein muß, diese Bezeichnungen zu haben. Aber sie haben auch ihre logischen Schwierigkeiten. Ein Politiker, der links steht, hat links von sich Leute, die weniger links stehen. Und ein Politiker, der rechts steht, hat rechts von sich Leute, die mehr links stehen. Das ist doch merkwürdig. Es erklärt sich dadurch, daß

die Bezeichnungen nicht vom Standorte der Politiker gewählt sind, sondern vom Standorte des Präsidenten, der einer parlamentarischen Körperschaft vorsitzt. Vom Präsidenten aus gesehen, sitzt Herr von Normann im deutschen Reichstage rechts und Herr Bebel links; von Herrn von Normann aus gesehen, sitzt dagegen Herr Bebel ganz rechts. Wenn Herr von Normann sagen würde: „wir müssen auch an die nationalen Elemente denken, die links von uns sich befinden,“ so könnte er nur die Leute meinen, die im Parlament rechts von ihm ihren Platz haben. Noch ärger ist es mit dem linken und rechten Flügel. Wir kommen damit auf militärische Bezeichnungen. Beim Militär ist der linke Flügel da, wo der linke Arm ist. Bei den Parteien ist es umgekehrt. Der linke Flügel der Nationalliberalen ist derjenige, von den Nationalliberalen aus gesehen, der im Parlament sich nach rechts, nämlich an die Fortschrittler und Sozialdemokraten anlehnt. Ähnlich ist es mit dem linken und rechten Flügel der Konservativen, des Zentrums und der Fortschrittler. Wie aber ist es eigentlich mit der Sozialdemokratie? Wenn Herr Ledebour die orthodoxen Margisten organisiert, organisiert er dann den rechten oder den linken Flügel seiner Partei? Ist er das, was Führmann oder was der jungliberale Rauffmann in der nationalliberalen Partei ist? Man sollte denken, die Sache wäre — wenigstens „vom Präsidenten aus gesehen“ — einfach. Ledebour und die Seinen sind doch die Radikalen, die Extremen im Gegensatz zu den Revisionisten. Also steht Ledebour, vom Präsidenten des Reichstags aus gesehen, links, während ein Revisionist, wie Herr Schäfer, mehr rechts steht. Aber das Gefühl sträubt sich dagegen, einen radikalen Margisten als linksstehend zu bezeichnen. Er ist doch altgläubig, altsozialdemokratisch, der Revisionist dagegen reformerisch, jungsozialdemokratisch. Hier schiebt sich also eine andere Vorstellung dazwischen: rechts ist das Starre, Unwandelbare, links das Fortschreitende und sich Entwickelnde. Wenn es eine feste altkonservative Lehre gäbe, so würde man zweifellos geneigt sein, die Leute, die treu zu dieser Lehre halten, als rechten Flügel der Konservativen zu bezeichnen; ähnlich beim

Zentrum die streng und einseitig katholische Richtung, also die Berliner, während die Kölner, da sie gewissen Erfordernissen der Zeit Rechnung tragen will, mehr nach „links“ neigt; wer von den Nationalliberalen an Bennigsens Anschauungen hängt, steht rechts, wer die Weiterbildung oder den Umdenkungsprozeß will, links; also stehen Ledebour und Rautsch auf dem rechten Flügel der Sozialdemokratie, Südekum und Linde mann auf dem linken. Rechts und links würden sich dann mit jung und alt ziemlich decken; nur daß natürlich wieder über das Wesen der alten Lehre Streit entstehen kann. Die Pankower Richtung innerhalb der Konservativen ist in der Öffentlichkeit gelegentlich als jungkonservativ bezeichnet worden; ob von den Anhängern der Richtung, ist nicht bekannt; taktisch klug wäre es gewesen, wenn die Pankower selbst sich altkonservativ genannt und damit den Anspruch erhoben hätten, die „alten, guten“ Überlieferungen weiter zu pflegen. Livoliprogramm und Bund der Landwirte waren für die konservative Partei seinerzeit eine Neuerung; von manchen Konservativen werden diese Erscheinungen damals als etwas empfunden worden sein, was von links kommt oder nach links hinführt; die Neuerungen sind jedoch inzwischen in den Begriff der konservativen Partei aufgenommen worden und heute pflegt man die Bündlerführer zum rechten Flügel der konservativen Partei zu rechnen. Dr. Johann Johannsen-Berlin

Literatur

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen...“ Eine Erzählung aus Rheinhessen von Richard Rnies. Konrad W. Redlenburg vorm. Richter-scher Verlag in Berlin. 1911.

Richard Rnies erzählt eine Dorfgeschichte. Sie ist bodenständig in der Form, schlicht in der Zeichnung, inhaltlich auf wenige Töne gestimmt, die sich nach einem Anlauf zur Dissonanz harmonisch verweben, — alles in allem sehr ansprechend.

Dem Nachtwächter eines rheinhessischen Dorfes wird der Dienst auf seine alten Tage zu beschwerlich und der Gemeinderat gibt ihm zur Entlastung einen zweiten Nachtwächter zur Seite. Als dieser zum erstenmal die Wache hält, glaubt er um seines Luthertums willen

das alte Nachtwächtersprüchlein: Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen, die Glocke hat zehn Uhr geschlagen, lobet Gott und Maria! um das Lob der Maria verkürzen zu müssen. Darob große Aufregung im katholischen Dorf. In der nächsten Nacht wird er von der glaubensstarken Jugend überfallen und bleibt bewußtlos liegen. Sein alter Kollege, dem die Verunglimpfung seines Spruches am meisten zu Herzen geht, kommt hinzu, bewahrt ihn vor dem Schlimmsten und sorgt für seine Wiederherstellung. Um ihm den Posten zu erhalten und dabei die Maria in ihren Ansprüchen nicht zu verkürzen, verfällt er auf den erleuchteten Gedanken, in den Nächten, wenn ihm die Wache anvertraut ist, das Lob der Maria stündlich zweimal zu singen.

Der Nachtwächter ist in unserer Literatur eine nicht seltene und gern gesehene Gestalt. Rnies' Nachtwächterpaar läßt sich den besten Schilderungen dieser Leute, die im Dunkeln für allerlei Menschliches sehend werden und manchen stillen Gedanken unter den Sternen spinnen, an die Seite stellen. Nicht minder gelungen ist ihm die Gestalt der Regine, der resoluten Dorfantippe, deren rauhe Schale einen guten Kern birgt. Der rheinhessische Dialekt, dessen sich die Bauern der Erzählung bedienen, ist auch für den Nordländer beim Lesen leicht verständlich. Er trägt wesentlich dazu bei, uns das Milieu lebendig vor Augen zu führen.

Wer durch die Erzählung „Franz Wellers Martyrium“ (Grenzboten 1912, Nr. 10, 11, 12 und 13) für das starke Talent von Richard Rnies Interesse gewonnen hat, wird die vorliegende anspruchslose, etwas breite aber doch durchaus künstlerisch gestaltete Dorfgeschichte gern lesen und ihm wird auch die Kunde willkommen sein, daß die Grenzboten in diesem Quartal mit der Veröffentlichung eines größeren Romans aus der Feder dieses jungen Dichters beginnen werden. M. K.

Schiller, sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt von Albert Ludwig Ulstein u. Co. Berlin—Wien. 1912.

Die vorliegende Biographie will nach den Worten des Verfassers versuchen, das Leben und Schaffen dieses geliebtesten der deutschen Dichter weiten Kreisen des Volkes unter dem

Gesichtspunkt darzustellen, daß vom armen Schiller nicht mehr im Ton des Mitleids gesprochen werde, sondern daß sein Gedächtnis uns erscheine als das Bild des heldenhaften Überwinders leidvoller Schicksale. Mit solchen „leitenden Gedanken“ ist es bei biographischen Darstellungen noch mehr als anderwärts eine recht mißliche Sache. Ganz abgesehen davon, daß dies nicht Grund genug ist, eine neue Schillerbiographie zu schreiben, ist auch bei einem so starr vorgefaßten Gesichtspunkt, der fast eine Tendenz zu nennen ist, die Gefahr zu groß, alle Einzelheiten eines reichen und großen Lebens willkürlich für die eigene Achse zurecht zu biegen.

Man kann sich keine Schicht des deutschen Volkes denken, dessen spezifischem Bildungsgrad dieses Werk entspräche. Volksgeschichten und Häuslichkeiten sind mit einer Ausführlichkeit herangezogen, die eines philologischen Quellenwerkes würdig wären, wichtige Probleme, z. B. die Psyche des Historikers Schillers, vernachlässigt. Alles Wichtige ist mit der leichten Handbewegung des Rezensenten, alles Nebensächliche mit der Breite und Ausführlichkeit des Historikers, des Sachmanns gehandhabt. Der innere, unterhalb der Oberfläche liegende Gehalt der Werke ist kaum berührt. Das eigentliche Problem einer Schillerbiographie, des Dichters lebendiger Anteil an unserm Sein und Schaffen, ist in keiner Hinsicht gelöst. Ein Bilderbuch mit Text über Schillers Leben und seine Freunde stellt das Werk dar.

A. M.

Kulturgegeschichte

Nachmals die Vermutung betreffend Rübengagel. Meine unausgesprochene, aber wohl aus der ganzen Haltung des kleinen Aufsatzes in Nr. 42 der Grenzboten hervorgehende Erwartung, daß ein Bergkundiger sich dazu äußern werde, hat sich nach einer gewissen Richtung erfüllt. Eine Zuschrift macht darauf aufmerksam, daß der Federbusch des Bergknappen sehr wohl praktischen Zweck habe bezügllicherweise hatte, denn er wirke beim Niedrigerwerden des Ganges wie ein Fühlhorn, wohingegen dem „Rübengagel“ die Elastizität gefehlt hätte.

Heute, und schon lange, sei übrigens der spitze Schachtelhut in Gebrauch, der Federbusch bei der Arbeit in Abgang gekommen. — Ich gestehe nunmehr gern ein, daß ich nicht nur diesen, sondern mehrere andere Gesichtspunkte um der lieben wissenschaftlichen Vorsicht willen ganz bewußt aus dem Spiele ließ. So z. B. die Frage, ob der Volksmund etwa mit absichtlicher Hindeutung fast überall „Schachtelhalm“ statt Schachtelhalm sagt. Und den Nutzen von Krähen- oder Gänsefedern, die über dem Hutedeckel vertikal emporragen, hatte ich in Höhlengängen selbst ausprobiert. Desto mehr setzte es mich in Verwunderung, daß der Paradebusch, soweit die mir zugänglichen Abbildungen erkennen ließen, gar keine elastischen Federn enthält, sondern ziemlich durchweg eine „Panache“ darstellt, also eher einer verkürzten Ausgabe der Hängebüschel auf den Generalsmützen verschiedener Armeen gleicht. Es wäre mithin sehr wünschenswert, wenn die Genese des Bergmannsfederbusches vom sozusagen berghistorischen Standpunkte einmal kurz erläutert würde. Völlig ohne überlieferte Anhaltspunkte wird man hier gewiß nicht sein. — Bei dieser Gelegenheit wäre noch einmal auf die Struktur aller Wunderblumensagen hinzuweisen. Wer die Blume findet und aufsteht, sieht auf der Stelle die Schachthöhle mit oder ohne Tür, nach der ihr Besitz hinleitet. Wer sie aber beim Raffen drinnen verliert, ist entweder sogleich des Todes, oder er bezahlt den Gewinn mit dem Verlust eines Gliedes. Die Blume ist also Wegweiser und Schutzamulett zu gleicher Zeit, und es wird kaum zu leugnen sein, daß hier ein spezifisch bergmännisches Sagenmotiv aus primitiven Epochen der Nutzung vorliegt. Der türkische Bergdämon ist an sein Pflanzensymbol gebunden, aber er wirft den Zwang zur Duldung des Menschen im Berginnern sofort jählings ab, wenn der Eindringling sich von dem Amulett trennt. Dieser klare Zusammenhang in der alten Vorstellung schien mir zu erlauben, an den Nachweis des „Rübengagels“ auch als eines Pflanzennamens eine kongruente Hypothese anzuknüpfen. Carl Niebuhr-Berlin





Reichs Spiegel

(vom 1. Juli bis 7. Juli)

Bank und Geld

Der Quartalswechsel — Die Anspannung der Reichsbank — Die Spekulation am Kassamarkt — Veränderte Notierungsweise und deren Gefahren — Kalliwerte Jessenitz — Die Finanzierungsmethoden der Kalliwerte — Das Risiko der Kallioobligationen

Der gefürchtete Quartalswechsel ist vorüber. Man durfte darauf gespannt sein, ob die Reichsbank, nachdem sie das ungewöhnliche Experiment gewagt hatte, ihren Zinsfuß kurz vor dem Termin herabzusetzen, der Situation sich vollkommen gewachsen zeigen würde, und ob die Gestaltung der Geldverhältnisse am Monatsende nachträglich eine Rechtfertigung jener finanzpolitischen Maßnahme zu liefern vermochte. Man darf wohl sagen, daß das Experiment geglückt ist. Allerdings ist die Anspannung, welche der Reichsbankausweis erkennen läßt, größer als jemals an diesem Termin zuvor. Denn die Verschlechterung des Status in der letzten Juniwoche beläuft sich auf nicht weniger als 690 Millionen, gegen 633 Millionen im Vorjahr, das doch schon wesentlich höhere Ziffern gebracht hatte als seine Vorgänger. Die ansteigende Linie in der Anspannung der Reichsbank ist also einstweilen noch nicht unterbrochen worden. Dabei darf man nicht übersehen, daß der Quartalsausweis diesmal nur bis zum 29. Juni reicht und den Termin der größten Inanspruchnahme, welche dieses Jahr auf den 1. Juli fiel, nicht mit umfaßt. In Wahrheit ist daher die Verschlechterung des Status eine noch viel erheblichere gewesen als die offiziellen Ausweisziffern erkennen lassen. Auf der anderen Seite aber ist erfreulicherweise die metallische Deckung der Noten eine etwas bessere als im Vorjahr. Der Metallbestand der Bank ist eben um etwa 100 Millionen gegen das Vorjahr und sogar um 200 Millionen gegen 1910 angewachsen. Das ist immerhin ein Erfolg, der gegenwärtig an der Reichsbank befolgten Politik, wenn auch nur ein bescheidener, wenn man damit die Zunahme des Bedarfs in Parallele setzt.

Es wird nun für die weitere Gestaltung der Verhältnisse alles darauf ankommen, ob die proklamierte Politik der Zurückhaltung allenthalben genügendes Gehör findet. Man hat sich in den letzten Monaten unzweifelhaft ernsthaft bemüht, der an der Reichsbank ausgegebenen Parole zu folgen und teils freiwillig, teils unter dem Druck der Verhältnisse die Ansprüche an den Geldmarkt nach Kräften zurückgeschraubt. Vielleicht ist sogar seitens der Banken nach dieser Richtung manches zuviel geschehen. Man darf wenigstens die Frage aufwerfen, ob ein weniger rigoroses Vorgehen in der Kreditbeschränkung nicht manche Erschütterung hätte mildern und ihrer bedauerlichen Rück-

wirkung hätte entkleiden können. Indessen, im großen und ganzen ist es jedenfalls nur jener energischen Selbstbeschränkung zu verdanken, wenn der Quartalsstermin glimpflich vorübergegangen ist.

Bedenken aber muß es erregen, daß ehe man sich der günstigeren Gestaltung der Verhältnisse kaum recht inne geworden ist, man schon wieder beginnt, die noch immer vorhandene Bedenklichkeit und Schwäche der gegenwärtigen Lage zu unterschätzen. Darauf deutet die nach Überwindung des Ultimo sofort wieder lustig ins Kraut schießende Börsenspekulation hin, welche trotz aller bitteren Erfahrungen und trotz aller Warnungen immer von neuem das Gebiet der Raffaindustriewerte zum Schauplatz der unerhörtesten Kursstrebereien macht. In der vergangenen Woche waren es Kleyeraktien, welche an einzelnen Tagen Kurssprünge von 20 Prozent und mehr erfuhren. Diese wilde und exzessive Betätigung der Spekulation in den Werten des Raffamarktes ist zweifellos eine unerfreuliche Erscheinung. Nur dürfte es verfehlt sein, ihr, wie der Börsenvorstand will, durch eine Veränderung der Notierungsweise abzuhelpen. Die Beseitigung der einheitlichen Kursnotiz räumt eine der wesentlichsten Garantien aus dem Wege, deren sich in Deutschland das Publikum hinsichtlich reeller Ausführung seiner Effektivaufträge erfreut. Denn die einheitliche Raffanotiz macht den Kursschnitt unmöglich und erschwert es auch dem Makler, auf dem Rücken seiner Auftraggeber zu spekulieren. Die mehrfache, den tatsächlichen Schwankungen angepaßte Notiz wird nach dieser Richtung eine große Gefahr bringen. Sie ist auch dem Kommissionär unbequem, weil sie reichlich Gelegenheit zu Streitigkeiten mit den Kommittenten bietet. Denn die gesetzlichen Bestimmungen über die kursgemäßen Ausführungen sind derart ungünstig und gefährvoll für den Bankier, daß etwaige Differenzen mit den Kunden meist zu seinem Nachteil ausfallen, sei es auch nur, weil er ein Nachgeben dem Prozeßieren vorzieht. Daher hat sich denn auch sowohl der Verein für die Interessen der Fondsbörse als die Vereinigung der Großbanken, die sogenannte Stempelvereinigung, gegen die Zweckmäßigkeit der Neuerung ausgesprochen. Richtiger wäre es zweifellos, wenn man einem von anderer Seite gemachten Vorschlag näher träte, den Ultimohandel prinzipiell auf alle Industriewerte zu erstrecken, deren Kapital die gesetzliche Mindestgrenze von 20 Millionen Mark erreicht. Damit erhöhe der Kreis der Ultimowerte eine erhebliche Bereicherung und der Spekulation würde ein Gebiet erschlossen, auf dem ihre Tätigkeit weniger gefährbringend für sie selbst wie für die Börse und den Geldmarkt insgesamt sein würde.

Das Risiko, welches von der Gelddanlage in industriellen, besonders aber in bergbaulichen Unternehmungen unzertrennlich ist, hat jüngst eine erschreckende Beleuchtung durch den plötzlichen Untergang der Kaliwerke Jessenitz erfahren. Diese in Form einer Aktiengesellschaft betriebene Unternehmung verfügt über ein Aktienkapital von 5 Millionen und hat Schuldbeschreibungen in Höhe von etwa zwei Millionen im Umlauf. Im ganzen sind aber unter Berücksichtigung früherer Aktienzusammenlegungen etwa 16 Millionen Mark in dem Werk investiert, die nun plötzlich durch den Wassereinbruch und das völlige Ersaufen des Schachtes verloren sind. Das ist ein Unglücksfall, mit dem im Kalibergbau infolge der Eigentümlichkeiten der geologischen Formation immer zu rechnen ist. Was aber Gelegenheit zu Bemerkungen allgemeiner Natur gibt, ist der Umstand, daß in

diesem Fall, übereinstimmend mit der allgemeinen Gepflogenheit in der Finanzierung von Kaliunternehmungen, das Kapital zu einem erheblichen Teil durch Aufnahme von Schuldbeschreibungen mit hypothekarischer Sicherheit beschafft worden ist. Ja, bei vielen, namentlich noch im Entstehen begriffenen Unternehmungen des Kalibergbaus ist es sogar Regel geworden, den Hauptteil des Kapitals durch Ausgabe von Schuldbeschreibungen zu beschaffen. Es handelt sich dabei meist um Gewerkschaften. Nach dem Grundgedanken, auf dem diese bergrechtliche Assoziation beruht, haben die Gewerke für die Zuschüsse, welche das Unternehmen erfordert, in Form von ratierlichen Anteilen, sogenannten Zubeßen, aufzukommen, während der Gewinn, die Ausbeute, an sie in gleicher Weise ausgeschüttet wird. Die Gewerkschaft ist also keine Kapitalgesellschaft, sondern sie führt nur eine Betriebsrechnung, deren Ranko die Gewerke zu decken haben, deren Überschuß an sie verteilt wird. Diese Gesellschaftsform entspricht den ureigensten Bedürfnissen des Bergbaus und dem mit ihm verbundenen Risiko. Nun hat aber im Widerspruch mit diesen volkswirtschaftlich richtigen Prinzipien, wonach die Unternehmer eines so risikoreichen Betriebes Gefahr und Gewinn allein zu tragen und zu beziehen haben, in der Neuzeit eine Finanzierungsweise Platz gegriffen, welche dieses natürliche Verhältnis auf den Kopf stellt. Die Gewerke beschaffen nicht mehr die sehr erheblichen Kosten für den Schachtbau und die Inbetriebsetzung des Werkes im Wege der Zubeße; sie wenden vielmehr nur soviel auf, als zum Erwerb der Berechtigung selbst und an vorläufigen Kosten erforderlich ist. Die Mittel zum Schachtbau selbst werden durch Benutzung von Bankkredit, für den die Zubeßpflicht der Gewerke die Unterlage bildet, aufgebracht. Um den Wert dieser Sicherheit zu erhöhen, pflegen die Statuten der Gewerkschaft — wieder im Gegensatz zu den Grundprinzipien, auf denen eine solche Gewerkschaft beruht — die Bestimmung zu enthalten, daß der Gewerke nach Ausschreibung einer Zubeße sich nicht von der Haftung für letztere durch Aufgabe seines Anteils befreien könne. Durch eine solche statutarische Bestimmung wird die dauernde persönliche Haftung der ursprünglichen Gewerke und ihrer Rechtsnachfolger gewährleistet und das Risiko der kreditgebenden Bank bei der meist großen Zahl der Gewerke beträchtlich vermindert. Der Bankkredit wird aber auch nur so lange in Anspruch genommen, bis die Fertigstellung des Schachtes erfolgt ist. In diesem Moment, oft noch früher, schreitet die Gewerkschaft zur Aufnahme einer Obligationsanleihe, aus deren Erlös der Bankkredit zurückgezahlt wird. Diese Anleihe ist hypothekarisch eingetragen auf die Schachtanlagen und die Berechtigungen, mit hohen Zinsen und einem entsprechenden Aufgeld bei der Rückzahlung ausgestattet und wird meist von der beteiligten Bank in deren Rundentzirk vertrieben. Gelingt die Unterbringung, so stellt sich dann die Sache so, daß das gesamte Kapital im Wege der Anlehensaufnahme beschafft ist, während die Gewerke nur wenig dazu beigetragen haben. Damit ist aber auch das gesamte Risiko den unglücklichen Obligationsbesitzern aufgehaßt. Sie tragen in erster Linie die Gefahr, während die Gewinne den Anleihenhabern zufließen. Die hypothekarische Sicherheit, welche bei dem Vertrieb der Obligationen als Bodmittel eine so große Rolle spielt, ist natürlich in Wahrheit nur ein Aushängeschild. Die Sicherheit verflüchtigt sich sofort in Nichts, wenn durch irgendwelche Zufälle der Betrieb des Bergwerks dauernd gestört oder zum Erliegen gebracht

wird. Ganz besonders risikoboll ist, wie das Beispiel Jessenitz zeigt, der Kalibergbau, der unter der ständigen Gefahr des Wassereintruchs steht, einer Gefahr, der gegenüber auch die fortgeschrittenste Technik meist hilflos ist.

Diese Art der Kapitalbeschaffung ist daher scharf zu verurteilen, ja man darf sie fast als gewissenlos bezeichnen. Sie ist für die Obligationäre deshalb so gefährlich, weil das verantwortliche Kapital völlig fehlt. Steht vor den Anleihe-schulden ein erhebliches Aktientkapital, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß die Aktionäre, um ihr Geld zu retten, sich zu neuen Opfern entschließen. Bei der Gewerkschaft fehlt dieser Ansporn in der Regel, oder er ist doch nur insoweit vorhanden, als die augenblicklichen Rubelbesitzer für den Erwerb ihrer Anteile einen erheblichen Gegenwert gezahlt haben. Ob aber die Zahl derselben ausreicht, die notwendige Dreiviertel-Majorität zu beschaffen, welche zur Beschließung einer Zusage ausreicht, ist meist sehr zweifelhaft. Die Beteiligung des Privatpublikums am Kalibergbau durch den Erwerb von Obligationen, die von seiten des Käufers als eine sichere Kapitalanlage aufgefaßt werden, in Wirklichkeit aber die unsicherste Form der festverzinslichen Wertpapiere darstellen, kann daher nur auf das Entschiedenste widerraten werden.

Spectator

Berantwortlich: der Herausgeber **George Kleinow** in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Schwibstr. 1a.

Gesprächspartner der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5710, des Verlags: Amt Rügen 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dossauer Straße 86/87.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG —
 HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau.

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.

Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;

Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern



Wiener Brief



ieses Jahr gibts wirkliche Sommerferien in der Politik, sowohl diesseits wie jenseits der Leitha. Im vergangenen Sommer führte Graf Rhuen im Pester Parlament den Kampf nach der gemüthlichen Methode, aber er kochte nach diesem Verfahren die Opposition doch nicht weich. Graf Tisza verfuhr nach anderen Rezepten und hat einige Eier zerbrochen um den Rücken zu baden. Nun wird das Echo der letzten Ereignisse im ungarischen Parlament natürlich auch in den Sommerferien ertönen, aber nicht allzu laut; denn erstens ist Ungarn ein vorwiegend agrarisches Land, wo die Leute im Sommer reichlich beschäftigt sind, zweitens besitzt es ein recht kontinentales Klima und eine gebiegene Sommerhize. Und das macht den Aufenthalt in überfüllten Wirtshausstuben zu keinem sonderlichen Genuß. Die Löwen der Opposition sammeln denn auch größtenteils an kühlen Orten neue Kräfte, Kossuth befindet sich in Nauheim, Justh in Karlsbad, und pflegen ihren erholungsbedürftigen Leib, um ihm im Herbst wieder etwas zumuten zu können. Nur der nimmermüde Graf Apponyi hat sich gleich in die Versammlungstätigkeit gestürzt.

Was soll nun der Herbst in Ungarn bringen? Die einen reden von Versöhnung der Opposition; die Wehrgesetze können natürlich nicht mehr aus der Welt geschafft werden, sie sind bereits sanktioniert und stehen in Kraft. Aber in einem kurzen Gesetz sollen sie gewissermaßen in Bausch und Bogen neu bewilligt und dabei soll erklärt werden, daß sie auf ungesetzliche Art zustande gekommen seien. Man muß sehr naiv sein, um an eine solche Lösung, wie sie von der Opposition gefordert wird, zu glauben. Daß man Tisza dem Zorne der Opposition opfert, ist möglich; aber nur deshalb, weil Tisza selbst seine Mission als Präsident vorläufig als beendet erachtet und es ihm auch zweckmäßiger erscheinen mag, den Kampf gegen eine Wahlreform, die ihm

unannehmbar erscheint, nicht vom Präsidentensitze aus zu führen. Ganz schlaue Leute haben sogar das Gerücht aufgebracht, Graf Tisza werde im Herbst den gemeinsamen Finanzminister Bilinski ablösen, der als österreichischer Ministerpräsident einen von ihm lange gehegten Traum verwirklichen werde. Der Gedanke erinnert an die Praxis der französischen Liberalen, die die Kongregationen zwar aus dem Lande gejagt haben, sich ihre Tätigkeit im Orient aber gerne gefallen lassen. Ins ungarische übertragen heißt das etwa: Tisza ist nun einmal ein scharfer Röter, man hat ihn fehlerhafterweise auf uns losgelassen, er soll aber lieber die Österreicher beißen und er hat dann unseren vollen Beifall. Es wäre wirklich sehr schön — wird aber doch wohl nur ein Gedanke bleiben, dessen Vater der Wunsch der Magnaren war.

Ganz ausgeschlossen ist es, daß der Kaiser Zulacs fallen ließe. Freiwillig würde Zulacs aber niemals gehen; das ist er schon seiner hübschen jungen Frau schuldig, die den Ehrgeiz ihres Gatten anstachelt. Das Wahrscheinlichste ist, daß die Opposition ins Haus zurückkehren wird, auch wenn die Altäre nicht von Opfern rauchen; Graf Tisza wird solange Präsident bleiben, bis er sieht, daß die Opposition sich an den neuen Ton gewöhnt hat und nicht mehr Skandal macht. Und dann wird in parlamentarischen Formen ein Kampf um die Wahlreform beginnen, der der Opposition vielleicht einige Genugtuung bringen könnte. Denn vermutlich wird sich bei dieser Gelegenheit der Gegensatz zwischen Tisza und Zulacs enthüllen, die sich schon lange persönlich nicht ausstehen können (es ist der Gegensatz zwischen dem stockkonservativen Aristokraten und dem durch tausend Listen in die Höhe gestiegenen Emporkömmling). Dazu kommen aber in der Frage der Wahlreform auch noch schwerwiegende sachliche Meinungsverschiedenheiten; Zulacs ist jedenfalls bereit, den Freunden einer wirklichen Wahlreform weiter entgegenzukommen als Tisza. Kann freilich die Opposition daran eine reine Freude haben? Graf Apponyi steht in dieser Frage dem Grafen Tisza näher als dem Ministerpräsidenten; so wird man vielleicht das Schauspiel erleben, daß die Geister sich ohne Rücksicht auf die bestehenden Parteigruppierungen unter ganz neuen Gesichtspunkten scheiden.

In Österreich bestand über die glatte Verabschiedung der Wehrvorlagen schon seit Monaten kein Zweifel; und es war sonderbar, wie die Sache immer leichter ausfiel, je näher die Entscheidung kam. Vor etwas über einem Jahre mußte Bienenrth gehen, ohne daß ein vernünftiger Grund dafür vorlag; denn die Neuwahlen hatten die parlamentarischen Verhältnisse keineswegs zu seinen Ungunsten verschoben. Aber unverantwortliche Kreise in der Umgebung des Monarchen wiesen darauf hin, wie unbeliebt Bienenrth bei den Tschechen sei, ihm würde es nimmermehr gelingen, sie für die Regierungsmehrheit zu gewinnen und so die Zweidrittelmehrheit zu schaffen, die zur Annahme der Wehrvorlagen notwendig ist.

Der weitere Verlauf der Dinge hat dann gezeigt, daß es mit der Demission Bienenrths mindestens noch ein Jahr Zeit gehabt hätte und wenigstens die klägliche

Episode Gaultsch, in der diese „bewährte Unfähigkeit“ den Völkern Österreichs eine Abschiedsvorstellung gab, wäre uns erspart geblieben. In gewisser Art war die Abstimmung über die Wehrvorlagen wirklich eine Offenbarung: sie hat gezeigt, daß man bei einigem festen Willen in Österreich, ebenso wie in Ungarn wirklich noch alles Mögliche durchsetzen kann. Und bezeichnend genug: es kam lediglich auf den Willen der Krone an. Der Kaiser wollte und hinter ihm stand der Thronfolger und wollte auch mit einer Energie, die vor dem Kaiser den Altersunterschied von vierunddreißig Jahren und ein an sich stärkeres Temperament voraus hat. Was die Regierung in Österreich an Tatkraft aufbrachte, war wahrhaftig nur der Widerschein des Willens an der höchsten Stelle; und auch nur deshalb wurde dieser Wille beachtet. Bei der Regierung fehlten denn auch nicht jene Rücksälle in die hier ortsüblichen Methoden, die etwas Tragikomisches haben und an eine politische Kinderstube mahnen. Da war der Zwischenfall mit den Ruthenen. Die dreißig Ruthenen drohten mit der Obstruktion, weil ihre — gewiß berechtigten — Wünsche bezüglich der Errichtung der ruthenischen Universität nicht erfüllt wurden. Sie taten es, weil sie vor den Radikalen in ihrer eigenen Partei und vor ihren Wählern Angst hatten. Aber sie hätten gewiß nachgegeben, wenn ihnen der Ministerpräsident nur mit dem kaiserlichen Zorn gedroht hätte; so aber erlebte man das wunderliche Schauspiel, wie der Stellvertreter des Ministerpräsidenten in jeder Rocktasche eine Belobigung trägt, eine für die Polen und eine für die Ruthenen, und die für die Polen zwei Stunden später anbringen kann als die für die Ruthenen, weil die polnischen Abgeordneten offenbar keine Leidenschaft für Frühaufstehen haben. Und wegen dieses Quarks kam es beinahe zu einer Ministerkrise. Freilich nur insoweit Quark, als der Anlaß in Frage kommt; die Neigung nach einer Umgestaltung des Ministeriums geht beim Polenklub tief genug. Dann hatte man ein nettes Erlebnis bei der Frage der Dienstsprache der Landwehr. Es war ausgemacht worden, daß die Vorlagen unverändert angenommen werden sollten und keine Partei für sich dabei etwas heraus schlagen dürfe. Aber die Rache kann das Mausen doch nicht lassen; da kamen denn Tschechen, Polen usw. und forderten, man möge die Erwähnung der Dienstsprache der Landwehr, die nach der Vorlage die des gemeinsamen Heeres sein sollte, weglassen, und der Landwehrminister Georgi, ein tapferer General, der gewiß im Kugelregen nicht mit der Wimper zucken würde, bekam Angst, die Mehrheit für die Wehrvorlagen ginge in die Brüche. Man macht sich keine Vorstellung davon, welches Quantum an Angstgefühlen österreichische Minister aufbringen können; sie fürchten sich vor ihrem eigenen Schatten. Hätte Georgi diese Angst nicht gehabt, so hätten die Slawen natürlich ihren Antrag zurückgezogen. Dann kam die Tapferkeit beim Minister wieder an der falschen Stelle heraus: im Herrenhaus bekannte er seinen Fehler, daß er sich die Geschichte nicht früher überlegt und die Dienstsprache überhaupt aus der Vorlage herausgelassen habe. Das Bekenntnis ehrte ihn — als Menschen.

Raum waren die Wehrvorlagen angenommen, so hatte man das Gefühl, als ob die Parteien ob der nützlichen Leistung Reue empfänden und nun erst tobte sich die Kinderstube voll aus. Der Besuch des Unterrichtsministers beim Sokolfest in Prag gab dazu den nächsten Anlaß. Es ist wirklich schwer, dem Nicht-Österreicher einen Begriff davon zu geben, was hier zu einer Haupt- und Staatsaktion wurde. Die Tschechen feierten ein allslawisches Sokolfest. Sonst war bei solchen Anlässen an allerlei politischen Entgleisungen kein Mangel; diesmal war die Parole ausgegeben, alles zu vermeiden, was bei Hese Anstoß erregen könnte. Das hängt mit der Schwenkung zusammen, die die tschechische Politik seit der Annexionskrise im Jahre 1908 vorgenommen hat; die Seelengemeinschaft mit Serben und Russen, die die Tschechen damals bekundeten, ist ihnen schlecht bekommen. Der Staat und seine Lenker mögen sich dieses Wandels freuen. Wenn man aber den Tschechen gerade bei dieser Gelegenheit ihren neu- oder wiedergefundenen Patriotismus attestieren wollte, so mußte man sich doch die Konsequenzen überlegen, die die anderen Völker daraus ziehen müssen. Heute ein allslawisches Turnerfest, morgen vielleicht ein allgermanisches, ein alldeutsches, ein allpolnisches, ein allitalienisches usw. Verständigerweise sollte kein Volk der vielsprachigen Monarchie an der Pflege seiner nationalen Gemeinschaft mit seinen Volks- oder Rassegenossen außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle gehindert werden — die Deutschen wären doch töricht, wenn sie solche Forderung erhöben — aber der Staat kann doch alle diese Gefühle nicht verstaatlichen. Er muß in Österreich zufrieden sein, wenn ihm die Vernunft der Völker gehört, die Gefühlswelt möge sich auf nationalem Gebiete ausleben. Aber die Tschechen wollten nun einmal bei diesem allslawischen Fest die politische Harmlosigkeit regierungsseitig bestätigt bekommen, was nach ihrer Meinung nur dadurch geschehen konnte, daß ein Minister, und zwar ein deutscher Minister, das Fest besuchte. Vom deutschen Standpunkte konnte man vernünftigerweise dazu doch nur sagen: wenn die Regierung das Risiko auf sich nehmen will, sich lächerlich zu machen, so möge sie es ruhig tun. Diese Gefahr lag ja in der Tat nahe; welche Gewähr war dafür geboten, daß der Unterrichtsminister nicht irgend eine panslawistische Hezrede mit anhören mußte, ohne selbst die Möglichkeit zu haben, rechtzeitig fortzugehen, weil er sie nicht verstand? Und an den Deutschen wäre es gewesen, sich genau darüber zu unterrichten, was bei diesem Feste alles gesprochen wurde. Die Rücksicht auf die Wähler verlangte es freilich anders; und so schoß denn die deutschradikale Partei einige harmlose Völker in die Luft, entfernte sich bei der Abstimmung über das Budgetprovisorium (weil sie darüber beruhigt war, daß es doch angenommen werden würde), und erklärte der Regierung und insbesondere dem Unterrichtsminister ihr Mißtrauen (hätte sich aber wohl gehütet, das Ministerium zu stürzen, ohne vorher zu wissen, was nachkommt). Das Verhalten der Regierung war das heitere Gegenpiel hierzu; auf einmal fuhr der Unterrichtsminister nach Prag, nur um die Hochschulen zu besuchen, wohnte offiziell nur der Enthüllung des Palach-

denkmales bei, dem Schauturnen der Sokols nur inoffiziell (worin er sich vom Delegierten des russischen Unterrichtsministeriums unterschied, der offiziell dabei war) und von Prag reiste er in den deutschen Böhmerwald, um offiziell den Passionspielen in Hörtz anzuwohnen (was von deutscher Seite aber keineswegs einem tschechischen Turnerfest gleichwertig erachtet wurde). Die Erzeffe gegen deutsche Studenten in Prag anlässlich des Sokolfestes gossen dann wieder neues Öl auf die Lampe. Diese Erzeffe wären zweifellos zu vermeiden gewesen, wenn die Prager Polizei sich geschickter benommen und etwa der Statthalter sich herbeigelassen hätte, sich mit den Rektoren der deutschen Hochschulen darüber zu verständigen, wie sich Sokolfestzug und Studentenbummel nacheinander und nicht nebeneinander auf dem Graben entfalten könnten. Denn daß man in den führenden tschechischen Kreisen den Konflikt vermeiden wollte, steht fest; daß er nicht weiteren Umfang gewann, zeugt übrigens dafür, wie bisher und vielleicht in Zukunft wieder der Prager Mob ein stets verwendungsbereites Requisit der tschechischen Politik ist, das diesmal gewissermaßen nur durch einen Regierungsfehler in Tätigkeit trat.

Daß die Tschechen den Zusammenstoß mit den Deutschen vermeiden wollten, hängt damit zusammen, daß es ihnen diesmal mit dem Ausgleich wirklich ernst ist; und sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß sie für die Genugtuung, ein paar deutsche Studenten geprügelt zu haben, Zugeständnisse machen müßten, die das vorübergehende Vergnügen nicht wert ist. Über die Bedeutung des Ausgleichs werde ich vielleicht noch Ausführlicheres sagen, wenn er wirklich abgeschlossen ist. Soll er zustande kommen, so müssen die Tschechen zweifellos mehr geben als sie erhalten; das kommt aber daher, daß sie sich zu Unrecht manches angeeignet haben, was sie auf die Dauer nicht behaupten können. Dieser Besitzstand, z. B. ihr Überwiegen in der Beamtschaft, ist ihnen eben nicht verbrieft und kann ihnen wieder entzogen werden, und so erscheint es ihnen zweckmäßiger, sich mit den Deutschen friedlich auseinanderzusetzen. Außerdem ringt sich aber die Erkenntnis bei ihnen mehr und mehr durch, daß Deutsche und Tschechen sich raufen und die Polen dabei die lachenden Dritten sind. In reicher Fülle gewährt jedes Budget dem Lande Galizien und dort natürlich vor allem den Polen reiche Gaben, in die sich Deutsche und Tschechen friedlich teilen könnten. Man kann sich denken, daß die Polen von dieser Aussicht nicht gerade entzückt sind; schon im Jahre 1890 scheiterte der deutsch-tschechische Ausgleich nicht zuletzt durch die Intrigen des damaligen polnischen Finanzministers Dunajewski. Zum zweiten Male gelingt das Spiel nicht so leicht, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der böhmische Landtag noch im Laufe dieses Monats einberufen wird, um die Ergebnisse der Ausgleichsverhandlungen — es handelt sich ja vorläufig nur um ein Teilergebnis — durch gesetzliche Festlegung in Sicherheit zu bringen.

Ist dies der Fall, dann stehen wir im Herbst bei Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeit einer ganz neuen Lage gegenüber, die mit der Notwendigkeit

eines Kabinettswechsels aus anderen Gründen zusammenfällt. Der Ministerpräsident Graf Stürgkh wird die volle Gebrauchsfähigkeit seines Auges (auf einem ist er schon seit Jahren blind) kaum wiedererlangen, das Ackerbauportefeuille ist durch den Tod Brasch verwaist, der Handelsminister und der Finanzminister sind leidend; aber auch ein physisch stärkeres Kabinett als dieses hätte es schwer, dem Ansturm der Parteien, die eine Parlamentarisierung fordern, standzuhalten; zudem dieses Kabinett vom Parlament Dinge zu fordern hat, die ihm der § 14 nicht gewähren kann: neue Steuern. Wer dann kommen wird: Bilinski, Fürst Thun, Baron Heinold, ist heute noch ein müßiges Fragespiel. —i—



Die naturwissenschaftliche Weltanschauung als Schöpferin der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts

Von Dr. P. Hauck-Essen

2. Der konsequente naturwissenschaftliche Positivismus und der Roman Flauberts



ie Inkonssequenzen in der naturwissenschaftlichen Weltanschauung des Zeitalters zwischen 1830 und 1850 konnten nicht unbemerkt bleiben. Je mehr man sich in den neuen Geist einlebte, desto weniger schreckte man vor den letzten Folgerungen zurück. Die neue Kunst selbst, welche noch nicht voll und ganz, aber doch in ihren Hauptzügen den Postulaten des Positivismus entsprach, führte die Geister weiter zu der neuen Weltanschauung hin. So kam es, daß die neue Auffassung der Kunst nach 1850 viel leichter alle Folgerungen ziehen konnte als nach 1830. Welche Veränderungen nun hat diese fortschreitende Entwicklung des Positivismus nach der Breite und nach der Tiefe in der Theorie und Praxis der Dichtkunst hervorgerufen? Unterscheidet sich der Roman nach 1850 wesentlich von dem Roman Bayles und Balzacs? Diese Unterschiede müssen wir dann in Beziehung setzen zu der naturwissenschaftlichen Weltanschauung und ihren Wandlungen. Da es uns nur auf die Beantwortung der allgemeinen Frage ankommt, so wird es auch hier genügen, uns mit dem führenden Geiste der literarischen Bewegung jener Zeit zu beschäftigen, mit Gustave Flaubert, zumal völlig unbestritten ist, daß er überhaupt den nachhaltigsten Einfluß auf die französische Literatur der Folgezeit ausgeübt hat.

Sein Hauptwerk „Madame Bovary“ macht gleich auf den ersten Blick einen völlig anderen Eindruck als die Werke Bayles und Balzacs. Abgesehen von

der sprachlichen Seite ist es besonders die Komposition, welche alles, was jene geboten haben, an Vollendung weit überragt. Bei Flaubert finden wir keine lange Einleitung vor Beginn jeglicher Handlung, keine trockenen minutiösen Beschreibungen, sondern von der ersten Zeile an Leben, rasche, fortschreitende Bewegung. Die Handlung ruht in dem ganzen Werke keinen Augenblick, sie wird durch keine Ruhepunkte gestört. Im Gegenteil, alles ist so scharf abgewogen, so klar und knapp ausgedrückt, daß man sagen möchte, es sei kein Wort zu viel in dem ganzen Roman, kein Wort, das man, ohne die künstlerische Wirkung zu stören, streichen könnte. Und diese ganze Art war bewußte Absicht, das Ergebnis eiserner Arbeit, jahrelanger Bemühungen. Doch deuten diese verschiedenen künstlerischen Eigenschaften des Werkes nicht auf eine andere Anschauung des Verfassers vom Wesen der Kunst selbst hin; denn Flauberts Absicht unterscheidet sich zunächst nicht von der Balzacs. Auch Flaubert will uns einen Charakter und ein Menschen-schicksal vorstellen und uns beide begreifen lassen, auch er erklärt das Wesen Emmas aus ihren kausalen Bedingungen, aus ihrer Geburt und Erziehung, aus Rasse und Milieu, auch er weiß uns die logische Notwendigkeit der Handlungen, des Schicksals seiner Heldin aus dem Ausleben dieser Charaktergrundlage, aus den Einwirkungen der Außenwelt auf das Überzeugendste zu erweisen. Wenn auch der wissenschaftliche Apparat nicht in so aufdringlicher Weise wie bei seinen beiden Vorgängern erscheint, so ist er nichtsdestoweniger vorhanden. Er wird aber nicht in langen, fast theoretischen Erörterungen, sondern in Handlungen zur Anschauung gebracht, so daß Flauberts Schreibweise neben der epischen Art Bayles und Balzacs als die dramatische bezeichnet werden könnte. Daß ihn aber im Grunde dieselbe künstlerische Absicht leitet, darüber können seine eigenen Äußerungen keinen Zweifel lassen. Stets betont er aufs entschiedenste die Notwendigkeit des Realismus. Die Literatur hat auch für ihn nur den Zweck, die Menschen zu zeigen, wie sie sind. Auch für ihn ist der Roman Geschichte eines Individuums in seiner Zeit oder einer Zeit in ihren Individuen. Der Dichter darf nur nachzeichnen, was wirklich ist, was sich unter gegebenen Umständen in einer gegebenen Zeit als notwendig darstellen läßt. Diese Zeit braucht nicht unbedingt die Gegenwart zu sein. Die entfernteste Vergangenheit kann zufällig Stoff genug bieten, eine lückenlose Kausalkette herzustellen. Die erste Forderung aber ist stets die wissenschaftlich exakte Beobachtung der zu schildernden Wirklichkeit. Vom Künstler fordert Flaubert, wie vom Historiker, daß er die Dinge nicht durch eigene Zutaten fälsche. Der Roman soll durchaus unpersönlich sein. „Der Künstler muß so arbeiten, daß die Nachwelt glaubt, er habe nicht gelebt.“ Die hier geforderte Wissenschaftlichkeit ist also viel strenger als alles, was die Vorgänger geleistet haben. Wenn die Persönlichkeit des Dichters ganz aus dem Spiele bleiben soll, so darf auch keine Gesamtidée von ihm in das Werk hineingetragen werden. Alle schöpferische Tätigkeit des Künstlers hört nach Flauberts eigenen Worten auf. Nicht bloß auf die Methode der Darstellung, sondern auch auf die Aus-

wahl des Stoffes selbst wird die Forderung des Positivismus ausgedehnt. Eigentlich gibt es überhaupt keine Auswahl mehr, da diese ja wieder eine individuelle Wertung seitens des Künstlers darstellen würde. Auch darf kein Charakter eine Ausnahmestellung einnehmen und das Ganze in eine Ordnung bringen, die nicht schon in der beobachteten Wirklichkeit liegt. Während also seine Vorbilder die wissenschaftliche Methode auf die Begründung einer inneren Notwendigkeit im Werke selbst beschränken, legt Flaubert in seiner Theorie den Hauptwert auf eine rein empirische Gewinnung des Stoffes selbst.

Man wende nun nicht ein, daß unsere Auffassung zwar offenbar für „Madame Bovary“ und „L'éducation sentimentale“ zutreffe, keineswegs aber für „Salambo“; man nenne also diesen geschichtlichen Roman kein Zugeständnis an die Romantik, wie es fast alle französischen Kritiker bis jetzt getan haben. Schon die jahrelangen geschichtlichen Vorstudien, die Flaubert zu diesem Werke betrieb, beweisen, daß er darin ebensowenig von der Wirklichkeit abweichen wollte, wie in seinen anderen Werken. Der einzige Unterschied ist, daß diese Wirklichkeit nicht in der Gegenwart, sondern in der fernsten Vergangenheit liegt. Der Dichter glaubte, daß die Entdeckungen in Karthago, verbunden mit den literarischen Berichten über jene Zeit, die er aufs gewissenhafteste benutzte, die fernste Vergangenheit mit derselben Gründlichkeit und Wahrheit wie die Gegenwart zu behandeln erlaubten. An der theoretischen Grundlage des Romans ist damit nicht das geringste geändert. Romantisch könnte man höchstens die geschilderte Epoche nennen, nicht aber den Roman. Unserer Anschauung von dem Werke widerspricht es auch keineswegs, wenn man als Grund für des Dichters Flucht in die Vergangenheit angibt, daß ihm selbst das alltägliche Leben der Gegenwart, auf dessen Darstellung ihn seine Kunstanschauung verwies, zu dürftig und nichts sagend erschien, so daß er außergewöhnliche, passende Ereignisse nur in der Vergangenheit als den kausalen Bedingungen der geschichtlichen Notwendigkeit entsprechend, also seinem wissenschaftlichen Ideale der Kunst genügend, zu finden glaubte. Zeigt doch sein letzter Roman, den er unvollständig hinterließ, „Bouvard et Pécuchet“, noch eine weitere Steigerung seiner realistischen Praxis. Die Beobachtung der Wirklichkeit hatte Flaubert gelehrt, daß die Menschen um ihn in ihrem innersten Grunde eigentlich alle gleich sind, daß sie Exemplare einer großen Herde sind, die nur das ganz geübte, an genaue Unterscheidung gewöhnte Auge des Hirten auseinanderhalten kann. Wollte er dies pessimistische Ergebnis seines Studiums seinen künstlerischen Grundsätzen gemäß zur Darstellung bringen, so mußte er alle nennenswerten Unterschiede zwischen seinen Helden fallen lassen. Überhaupt darf dieser Roman keinen einzelnen Held mehr haben, sondern es müssen mehrere Figuren in ihrer Gleichheit, fast ohne Unterschiede, gezeichnet werden. Dieses seltsame Wagnis übernimmt Flaubert in „Bouvard et Pécuchet“. Man hat schon längst erkannt, daß diese beiden Gestalten keine Individuen, sondern Typen sind. Alle Menschen sind eben Bouvards, einer wie der andere, einer so langweilig und alltäglich

wie der andere; jedenfalls berechtigen die Ausnahmen nicht dazu, sie durch Behandlung in einem Roman an führender Stelle als treue Wiedergabe der Wirklichkeit erscheinen zu lassen. Zum Beweise für die Richtigkeit unseres Urteils über diesen Roman und der ganzen Entwicklung des Flaubertschen Denkens, will ich nur folgende Äußerung des Dichters anführen. „Ich habe hier zwei Mittelmäßigkeiten in demselben Milieu und ich soll sie doch unterscheiden. Wenn es gelingt, so ist es, glaube ich, etwas recht bedeutsames; denn es heißt hier mit denselben Farben, ohne hervorstechende Töne, alle malen. Allerdings fürchte ich, daß alle die spitzfindigen kleinen Unterschiede langweilig werden und daß schließlich der Leser mehr Bewegung zu sehen wünscht.“ Flaubert sieht also die Wirkung seiner Kunst auf das Publikum wohl ein und ist sich auch der Gründe derselben völlig bewußt. So stimmt des Dichters Theorie und Praxis in der Bestätigung unserer Ausführung überein.

Wir werden hiernach auch zugeben müssen, daß die Entwicklung des geschilderten Gedankengangs durchaus logisch ist. Die Grundlage der ganzen Entwicklung ist die Forderung, daß auch die Kunst positiv, empirisch, wissenschaftlich erfassbar, logisch verständlich sein soll. Kunst soll, wie die Wissenschaft, wahre d. h. empirisch konstatierbare Beschreibung der Natur, der gegebenen Wirklichkeit sein. Mit dieser Forderung steht Flaubert auf dem Boden derselben naturwissenschaftlichen Weltanschauung wie Bayle, Balzac und Taine. Anderseits ist der Eindruck der Romane Flauberts, infolge ihrer Komposition, ein ganz anderer als der der Werke seiner Vorgänger. Zunächst fällt auch ein Unterschied der psychologischen Technik auf. Wir sahen, daß bei Bayle und Balzac die Charaktere so aufgebaut waren, daß aus Rasse und Milieu eine einzige große Grundstimmung der Persönlichkeit erwuchs, und daß dann aus dieser Grundstimmung in Verbindung mit den Zuständen der Außenwelt, sich die Entwicklung und Entfaltung in den Ereignissen ergab. Gerade diese Haupteigenschaft, die meist eine Hauptleidenschaft war, bildete den Hauptstützpunkt ihrer ganzen psychologischen Analyse. Diese faculté maitresse war auch das Grundgesetz der Persönlichkeit, auf dem die Notwendigkeit ihrer Handlungen beruhte. Mit dieser faculté verband sich dann bei diesen Schriftstellern die Idee des Werkes, von der also die Wahl des Charakters selbst abhing. Es läßt sich nicht leugnen, daß unter dieser Technik, besonders bei Balzac, die künstlerische Komposition der Werke litt, indem die Begründung des Charakters zu sehr in den Vordergrund geschoben wurde.

Die psychologische Analyse bei Flaubert vollzieht sich ohne die Zuhilfenahme der faculté maitresse. In „Madame Bovary“ ist sie allerdings vorhanden, sie wird aber sehr zurückgedrängt und ergibt sich aus ihren Äußerungen, während bei Balzac die Äußerungen ausdrücklich aus dem Gesamtwesen abgeleitet werden, Flaubert leitet eine Handlung formell immer aus der gegebenen Situation ab, obwohl, jedenfalls noch in „Madame Bovary“, die Definition der Persönlichkeit ebenfalls vorausgesetzt wird, wenn uns der eigentliche Inhalt der Formel des

Charakteres auch erst später verständlich werden sollte. Durch diese Methode gelingt es Flaubert in steigendem Maße, völlig hinter sein Werk zurückzutreten, und der Leser selbst muß ohne Zutun des Autors aus dem Roman, wie aus der Wirklichkeit, erst das Gesamtbild gewinnen. Da es nun eine Grundforderung Flauberts ist, daß die Dichtung in diesem Sinne unpersönlich sein soll, so können wir annehmen, daß er seine Darstellungsweise mit vollem Bewußtsein gewählt habe, und wir können demnach auch seine Kompositionsweise als Ergebnis seiner Kunsttheorie, also seiner Weltanschauung, fassen. Vor allem aber fällt bei dieser Technik die Notwendigkeit fort, dem Werke eine einzige Idee zugrunde zu legen. Es leuchtet ein, daß gerade dieser Eingriff der gestaltenden Kraft der Persönlichkeit in den Gang der Dinge dem Verfasser der „Education sentimentale“ als völlig unberechtigt, durchaus unrealistisch, unwissenschaftlich erscheinen mußte. Er konnte darin nur eine Fälschung der Wirklichkeit erblicken, einen Eingriff der „sentimentalen“, subjektiven Dichterpersönlichkeit, der ihm geradezu verhaßt war und den er wiederholt getadelt hat. Dadurch mußten die Menschen idealisiert werden, und doch gab die empirische Beobachtung der Welt dazu keinerlei Anlaß.

Vergleichen wir also Flauberts Praxis und die ihr genau entsprechende theoretische Überzeugung mit den Postulaten der Taine'schen normativen Ästhetik, so sehen wir, daß keine dieser Forderungen erfüllt ist, und daß sie als unvereinbar mit den Verhältnissen der Wirklichkeit abgelehnt werden. Eine Rangordnung der Charaktere ihrer Bedeutung nach kann es nicht geben, da überhaupt von Bedeutung derselben keine Rede sein kann. Die größtmögliche Genauigkeit und Vollständigkeit der Empirie ist nun die höchste Forderung, eine ästhetische oder gar moralische Bedeutung könnte den Personen nur durch eine vom Dichter selbst ausgehende Beurteilung verliehen werden, welche aber dem echten Jünger der konsequenten positivistischen Theorie nicht erlaubt ist. Flauberts Entwicklungsgang von „Madame Bovary“ zu „Bouvard et Pécuchet“ bewies uns, daß er die Dichtung für die vollendetste hielt, welche jegliche Wertung der darzustellenden Personen bei ihrer Auswahl völlig beiseite setzte, um den rein empirischen Gesamteindruck der Wirklichkeit am reinsten zur Darstellung zu bringen. Damit haben wir die Einsicht gewonnen, daß Flauberts Werk eine Entwicklung des Positivismus, soweit er Kunsttheorie und -praxis betrifft, über Taine hinaus bedeutet. Wir sehen die bei Taine gerügten Inkonssequenzen völlig vermieden, und den Grundsatz der Empirie bis zum äußersten gewahrt. Die Bezeichnung Flauberts als eines konsequenten Positivisten hat sich als durchaus berechtigt erwiesen.

Diese Konsequenz beherrschte Flauberts Praxis bis zum künstlerischen Selbstmord, bis er selbst erkannte, daß die psychologische Kleinmalerei, die seine Kunst der kleinen Unterschiede, der subtilités psychologiques, sich vor eine unlösbare Aufgabe, vor eine solche Mannigfaltigkeit wirklicher Tatsachen gestellt sah, daß keine Mühe sie mehr bewältigen konnte. Wir haben gesehen, daß der Dichter

selbst die Ausführung von „Bouvard et Pecuchet“ fast für unmöglich erklärte. Genau dieselbe Schwierigkeit begegnet uns nun auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Methode. Wenn der Empiriker sein Prinzip mit aller Konsequenz durchführen will, so muß er eine möglichst vollständige Beobachtung der Wirklichkeit versuchen. Da sähe er sich denn sehr bald vor der Unmöglichkeit, die ganze Mannigfaltigkeit der Dinge darzustellen, die nach Quantität und Qualität eine unendliche genannt werden muß. Soll also die Naturwissenschaft als ihre Aufgabe betrachten, die Wirklichkeit in ihrer vollen Wahrheit wiederzugeben, so ist diese Aufgabe eigentlich unerfüllbar. Es leuchtet aber sofort ein, daß sie das auch gar nicht will, daß sie eine vollständige Registrierung der gegebenen Tatsachen gar nicht anstrebt. Der Empiriker geht überhaupt nicht ohne alle Voraussetzung an die Natur heran, denn sie würde ihm gar nichts sagen, sondern er stellt an die Wirklichkeit ganz bestimmte Fragen und erwartet darauf bestimmte Antworten. Er betrachtet also von vornherein nur diejenigen Seiten der realen Vorgänge, von denen er glaubt, eine solche Belehrung erhalten zu können. Statt blinden, endlosen Beschreibens und Sammelns verwendet er mit wohlüberlegter Auswahl nur ganz genau vorherbestimmte Fälle, die zur exakten Beobachtung ganz genau hergerichtet sind, kurz: er experimentiert. Die induktive Methode ist kein zielloses Sammeln möglichst aller Fälle, sondern die Auswahl bestimmter Tatsachen, die geeignet erscheinen, die von dem Forscher gestellten Fragen zu beantworten. Alles, was auf diese Fragen nicht Bezug hat, bleibt völlig unberücksichtigt. Auf den Künstler angewendet hieße das etwa, er darf nicht ohne Wahl jede und die ganze Wirklichkeit darstellen wollen, er muß vielmehr eine Auswahl treffen unter ganz bestimmten Gesichtspunkten; denn ohne Ausscheidung des größten Teils der unendlich mannigfaltigen Natur ist eine Darstellung auch dem Künstler nicht möglich, wie gerade Flaubert selbst beweist. Soll aber der Künstler wählen, so muß er selbst mit seinem persönlichen Handeln und Urteilen in die Wirklichkeit eingreifen. Greift aber etwa der experimentierende Naturforscher nicht auch in die Natur ein, indem er eben selbst entscheidet, was er an einem Vorgang beobachten will oder nicht? Trägt nicht auch er seine Fragen an die Objekte heran in Gestalt kategorialer Begriffe, und verschließt sein Ohr allen Äußerungen derselben, die nicht auf diese Fragen Rede stehen? Völlig reine Empirie ist auch das Experiment nicht, die Dinge reden nicht blindlings, sondern ihre Antwort liegt in der Richtung der Frage, die der Menscheng Geist an sie stellt. Absolut empirische Wissenschaft ist ein Unding, also auch absolut empirische Kunst. Beide gibt es nicht.

Diese Folge des Postulates „reiner Erfahrung“ kann auch der Positivismus nicht übersehen, zumal die praktische Naturwissenschaft, wie wir sehen, selbst darüber aufklären muß, und die Kunstübung sich doch auch nicht selbst verneinen kann. So ist denn auch bald über Flaubert hinaus eine Entwicklung des naturalistischen Romans eingetreten, zunächst nur in der Praxis. Sein Prinzip *l'art pour l'art* hat keine Jünger mehr gefunden. Bedeutet es doch den Verzicht

auf jede Rücksichtnahme auf das genießende Publikum, ein unbedingtes Festhalten an der Theorie auch dann, wenn sie das Kunstwerk selbst unmöglich macht und der Schriftsteller aus Kunstprinzip überhaupt das Schreiben aufgeben müßte. Gegen diese Konsequenz sträubte sich natürlich jedermann. Im Gegenteil, die Dichter suchten naturgemäß wieder eine Verbindung mit dem Geschmack des Publikums und wendeten sich ab von den öden, subtilen Wirklichkeitsbildern zu „interessanteren“ Stoffen, die fesseln sollten. Daher mußte auch die Person des Dichters wieder hervortreten, was Flaubert so sehr verpönte hatte. Man kehrte nun aber nicht zu der Methode Bayle-Stendhal und Balzacs zurück, das verbot doch die Erkenntnis von der logischen Richtigkeit der Postulate Flauberts. Ein Rückschritt war nicht mehr möglich, es mußte eine Weiterbildung erfolgen. In der Praxis half man sich zunächst damit, daß man die Mittelmäßigkeit der Menschen, den Durchschnittswert der Gesamtheit, von dem die Individuen nicht nennenswert abweichen, um eine Stufe tiefer legte. Wenn die Alltagsgeschichten des Bourgeois auch kein Interesse bieten, wenn sich auch die Menschen nicht über dieses interesselose Mittelmaß hinausheben, so hindert doch nichts, statt des Durchschnittsbourgeois den Durchschnitt der Bewohner der Pariser Vororte oder noch tiefer stehender Gesellschaftsklassen zur Darstellung zu bringen. Gerade die verworfensten Kreise boten der psychologischen Kleinmalerei die dankbarsten Aufgaben. Es läßt sich ja auch nicht bestreiten, daß etwa das Verbrechen der Mechanik des Seelenlebens viel leichter und vollständiger zugänglich ist als das Genie mit den Großtaten des menschlichen Geistes. Das Verbrechen mit seinen Ursachen und Folgen ließ sich viel leichter unter die Begriffe Rasse und Milieu subsumieren als die normalen Betätigungen der menschlichen Gesellschaft. Neben dem Verbrechen blieb dann überhaupt das Abnorme, das Gewalttame und Naturwidrige als dankbarer Stoff übrig. Gerade nach 1850 und nach Flaubert nahmen Verbrecherromane, Schilderungen von Elend und Laster in bedenklichem Maße überhand, auch die sentimentalen Klostergeschichten kommen sogar bei den ersten Schriftstellern der Zeit wieder in Aufnahme. Dieses Abnorme und Naturwidrige bestimmter Klassen verleitete dann dazu, ähnliche Verhältnisse überhaupt zu bevorzugen, auch wenn sie nicht als Durchschnittszustände erscheinen konnten. So kam man zur Darstellung der außergewöhnlichen Fälle in den einzelnen Gesellschaftskreisen, welche sich dann vom psychologisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus als „Probleme“ darboten, die eine Erklärung heischten. Natürlich lag der Schlüssel der Lösung der Probleme stets in ihrer kausalen Erklärung aus den besonderen Verhältnissen von Rasse und Milieu, geradezu in der Biologie des Individuums, der Familie oder der ganzen Gesellschaftsklasse. Von hier aus gewinnt dann die naturwissenschaftlich-positivistische Kunsttheorie Einfluß auf das Drama; denn wenn die Aufgabe einer Dichtung wieder auf die Darstellung und Lösung eines problematischen Falles gestellt wird, so ist damit auch der dramatischen Gestaltung wieder die Möglichkeit gegeben, den Stoff zu bewältigen. Die Geschichte des naturalistischen

Dramas aller Länder beweist, daß es in erster Linie Problemdichtung und Darstellung sogenannter „Fälle“ gewesen ist. Namen zu nennen, dürfte auch hier unnötig sein. Theoretisch betrachtet charakterisiert sich die ganze Richtung als ein Naturalismus, der von dem konsequenten Kunstempirismus ausgeht und die Berechtigung dieser extremen Forderungen auch anerkennt; nur in der Praxis glaubt er diese Konsequenz etwas mildern zu können, indem er sich für berechtigt hält, sein Augenmerk nur auf „das Interessante“ an der Wirklichkeit zu richten. Der Fortschritt ist also nur ein praktischer Schritt über das theoretisch als berechtigt Anerkannte hinaus. Daß aber dieser Schritt nicht auch theoretisch vermertet worden ist, beweist, daß er eigentlich nicht gerechtfertigt werden konnte. Flaubert behielt recht. Den entscheidenden Schritt in Theorie und Praxis tat erst Zola.

3. Die materialistische Geschichtsauffassung und der Roman Zolas

Wenn wir nun einen oder den anderen Roman Zolas betrachten, so werden wir kaum eine wesentliche Abweichung von der Manier seiner Vorgänger, etwa der Gebrüder Goncourt feststellen. Wir werden vielmehr erklären, daß auch er „Fälle“ aufsucht, daß auch er in die Tiefen des Menschenlebens hinabsteigt, um aus mehr oder weniger schmutzigen Schächten „Interessantes“ zutage zu fördern. So ist er vielleicht der eindrucksvollste Schilderer menschlichen Elends geworden und gilt daher als der eigentliche Sozialist unter den Romanschriftstellern. Betrachten wir aber das ganze Werk Zolas, so finden wir doch bald einen einheitlichen Zug, der durch alle seine Arbeiten hindurchgeht. Wir erkennen bald, daß diese Elendsmalereien nicht willkürlich zusammengestellt sind, sondern, daß ein gemeinsames Grundthema sie fast alle miteinander verbindet. Dieses gemeinsame Problem ist die soziale Frage in der besonderen Gestalt, daß nur dem wirtschaftlichen Faktor ein Einfluß auf das Handeln, Denken und Fühlen der Menschen eingeräumt wird. Der Kampf um die wirtschaftliche Existenz steht überall im Vordergrund, mag es sich um ganze Gruppen sozial zusammengehöriger Einzelwesen handeln, oder um eine besondere Familie oder ein einziges Individuum. In dem grandiosen Gemälde, das „Germinal“ vor uns aufrollt, erleben wir das Erwachen einer neuen Gesellschaftsklasse, des vierten Standes, mit; die einzige treibende Kraft aber bei dem ganzen Werdegang ist die bittere Not, der Kampf um das lärgliche Brot für die Familie. Mit genialer Deutlichkeit wird uns der ganze Einfluß der ökonomischen Lage auf das geistige Dasein des Arbeiters, auf das Denken und Fühlen der Arbeiterfamilien vor die Seele gestellt. Fast schaudernnd erkennen wir den unentrinnbaren kausalen Zusammenhang zwischen geistigem Leben und wirtschaftlichen Bedingungen. Nie hat ein Nationalökonom oder ein Geschichtsschreiber diese Zusammenhänge plastischer und vollständiger herausgearbeitet. Im „Assomoir“ sehen wir zwei Menschenkinder den Kampf mit der Lebenslage

aufnehmen. Wir sehen, wie dieser Kampf sie selbst verändert, wie der wirtschaftliche Ruin alles Geistige in ihnen zerstört. Wir erkennen mit Schrecken, wie klein und machtlos des Menschen schwacher Wille ist gegenüber der Wucht der wirtschaftlichen Verhältnisse. Es ist überflüssig, weitere Beispiele anzuführen. Alle Romane Zolas predigen dieselbe Lehre, daß der Mensch mit all seiner geistigen Größe oder Tiefe, mit seinem Handeln und Wollen ein naturnotwendiges Produkt der gegebenen wirtschaftlichen Grundlagen seiner Zeit ist.

So dürfte es denn zunächst sonderbar erscheinen, daß derselbe Zola die Lainesche Theorie des Milieus ablehnte, zumal er doch keineswegs leugnen will, daß der Mensch ein kausales Produkt der Verhältnisse ist, sondern diese Kausalität mit aller Entschiedenheit betont. Die Grundforderung Laines, den Menschen einzureihen in die ganze ihn umgebende Natur, ihm jede Sonderstellung darin zu verweigern, erkennt also auch Zola an, ja er betont sie schärfer als irgend einer seiner Vorgänger. Wenn er trotzdem die Theorie des Milieus verwarf, so geschah es, weil er nicht glaubte, daß es eine Reihe solcher Umstände gäbe, die auf den Menschen als Ursachen einwirken. Er war überzeugt, daß nicht eigentlich die Umgebung auf den Menschen einwirke, sondern nur ein einziger Grundfaktor, nämlich die ökonomische Lage. Wenn das Milieu Einfluß gewinnt, geschieht es eben auch nur deshalb, weil es durch die wirtschaftlichen Existenzbedingungen geschaffen ist. Der Fortschritt über Laine hinaus besteht also darin, daß die bloß formale Zusammenfassung der äußeren Einflüsse unter dem Sammelnamen „Milieu“ zu einem sachlichen, einheitlichen Prinzip geworden ist. Es ist also derselbe Fortschritt, den die Naturwissenschaften erzielen, wenn es ihnen gelingt, an Stelle des allgemeinen Prinzips der Wechselwirkung der Dinge, das Newtonsche Gravitationsgesetz, und an Stelle der Forderung eine Gleichheit von Ursache und Wirkung das inhaltlich bestimmte Prinzip der Erhaltung der Energie zu setzen. Wir bewegen uns also auch mit dieser Entwicklung durchaus auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Methode.

Es kann nicht ausbleiben, daß dieser theoretische Fortschritt Zolas, neben der Auswahl der Stoffe auch die Technik der Ausführung beeinflusst. Er birgt nämlich auch die Erkenntnis, daß die psychologische Technik, wie sie durch die Realisten seit Bayle ausgebildet wurde, völlig untauglich ist, ihren Zweck zu erfüllen. Diese Schriftsteller sahen wir mit unermüdlicher Sorgfalt all die kleinen Einflüsse des täglichen Lebens, all die tausenderlei Reize und Hemmungen, denen das menschliche Gehirn und Nervensystem ausgesetzt sind, in peinlich exakter Analyse zergliedern; diese ganze Riesenarbeit erklärt Zola für eine „Farce“. Das Gehirn, der Geist, meint er, wird überhaupt in seiner Wirksamkeit ungeheuer überschätzt. „Was wird,“ so fragt er mit bitterer Ironie, „aus dem Adel des Gehirns, wenn der Magen krank ist?“ Die ganze Kleinarbeit der subtilités psychologiques war also überflüssig. Die psychischen Einflüsse erklären nach Zola gar nichts, schon aus dem Grunde, weil die Psyche selbst erst erklärt werden muß. Das Grundgesetz der Rasse, von dem

das geistige Individuum abhängen soll, ist deshalb unzulänglich, weil der Einfluß der ganzen Biologie eines Einzelwesens verschwindet gegenüber der Allmacht der wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Wenn man also dem Schriftsteller, was alle seine Kritiker fast ohne Ausnahme tun, eine zu oberflächliche, summarische Behandlung der Psychologie vorwirft, so zeigt man damit wenig Verständnis für das eigentümliche Wesen des Zolaschen Romans. Dieser Mangel ist in den Augen des Verfassers ein beabsichtigter Vorzug, der sich notwendig aus seiner ganzen Auffassung vom Wesen der Kunst ergab. So stehen auch hier wieder Romanteknit bis in die kleinsten Fasern der Werke und Weltanschauung in engster Verbindung. Denn auch inhaltlich betrachtet ist diese materialistische Beschränkung der Triebkräfte des menschlichen Handelns, diese materialistische Geschichtsauffassung, nichts weiter als eine Fortbildung der positivistischen, soziologischen Mechanik des Geisteslebens. Wir sahen eben schon, beide Theorien beruhen auf der gemeinsamen Voraussetzung, daß alle Äußerungen des menschlichen Lebens nur durch kausale Gesetze bestimmt sein können und aus rein kausalen, allgemeingültigen Voraussetzungen begriffen werden müssen. Daß es allgemeine Gesetze des historischen Geschehens ebenso wie des Naturgeschehens gäbe, davon waren beide Richtungen überzeugt. Aber schon Flaubert kann man den Vorwurf machen — Brunetiére hat es ausdrücklich getan —, daß seine Beobachtungen sich nicht auf alle Gebiete der menschlichen Handlungen erstrecken, daß er nur die Oberfläche der Dinge sehe, daß der Mensch ihm zu sehr Maschine sei, die durch äußere Kräfte in Bewegung gesetzt werde. Er übersehe viel zu sehr das „innere Milieu“, das wesenhafte Selbst, das dem Stoß der Außenwelt Widerstand leiste und alle Einflüsse zwingt, durch dieses Selbst hindurchzugehen, sich ihm anzupassen, um wirksam zu werden. Dieser Vorwurf trifft allerdings Flaubert nicht, weil er ja gerade aus diesen äußeren Einflüssen das innere Selbst erklären will. Er erkennt ein selbständiges inneres Milieu eben nicht an, er sieht es nur als Produkt und erweist es als solches. Diese Beschränkung auf das äußere Milieu ist also die logische Folge der ganzen positivistischen Kunstauffassung, welche diese Vereinfachung unter den kausalen Gesetzen in allererster Linie fordert. Das war ja eben die erste Folge der naturwissenschaftlichen Weltanschauung auf dem Gebiete der Dichtung, daß das Seelenleben als gesetzmäßige Folge anderer Tatsachen, also nicht psychischer, sondern physischer, also äußerer Verhältnisse erklärt wurde. Bis zu Zola nun galten diese äußeren Einflüsse als mannigfaltiger Art; aber gerade die naturwissenschaftliche Methode forderte, diese Mannigfaltigkeit selbst wieder zu begreifen als Wirkungen einer einheitlichen Grundtatsache. Daß also Zola diese Grundtatsache in der Gestalt seines ökonomischen Prinzips betonte, war durchaus konsequent und läßt sich vom naturwissenschaftlichen Standpunkt nur als ein Fortschritt bezeichnen. Allerdings ist der Inhalt dieses Prinzips nicht eigentlich von der Naturwissenschaft gewonnen worden. Wir Deutschen wissen es wohl, daß die materialistische Geschichts-

auffassung, deren Väter Laffalle, Engels und Karl Marx sind, auf dem Boden der Hegelschen Philosophie erwachsen ist. Ebenso sicher ist aber auch, daß es die naturwissenschaftliche Weltanschauung war, welche diese Lehre in der Geschichtswissenschaft eine Zeitlang zur herrschenden werden ließ. Man sah nämlich in ihr die einzige Möglichkeit, die naturwissenschaftliche Methode, ohne welche Wissenschaft überhaupt, also auch Geschichte als Wissenschaft, unerreichbar schien, in diese einzuführen. Sie sollte das Kausalprinzip des historischen Geschehens werden. Daß man ein solches überhaupt forderte, war die Folge der Wissenschaftslehre des Positivismus. So hat denn auch Zola dieses Prinzip als ein naturwissenschaftliches übernommen; wie überhaupt in Frankreich die materialistische Geschichtsauffassung keinen anderen Vater als den Positivismus gehabt hat.

Doch hängt die Beschränkung der Beobachtung überhaupt noch enger mit der naturwissenschaftlichen Beobachtung zusammen. Wir haben schon erwähnt, daß der Physiker nicht alle Vorzüge der Natur berücksichtigt und berücksichtigen kann. Er beobachtet nicht, sondern er experimentiert. Er stellt bestimmte Fragen an die Tatsachen und verwertet von der Antwort nur das, was auf seine Tatsachen Bezug hat. Die Hauptsache also, welche den laienhaften Naturbeobachter von dem wissenschaftlichen Forscher unterscheidet, ist die Stellung einer wissenschaftlichen Frage an die Natur. Solche Fragen stellen in der Kunst nun auch schon die Problemdichter. Auch sie berücksichtigen von den Tatsachen der Wirklichkeit nur die, welche zur Lösung der Probleme beizutragen geeignet sind. Doch die Stellung der Fragen selbst, der Probleme also, ist völlig der Willkür überlassen. Die Gesamtheit ihrer Probleme ergibt kein System des menschlichen Handelns, wie die Probleme der Naturwissenschaft ein System der Natur ergeben müssen, wenn sie wissenschaftlichen Wert haben wollen. Der Grund hierfür ist der, daß alle wissenschaftlichen Probleme der Naturwissenschaften auf das eine Grundproblem hinauslaufen, die kausalen Verhältnisse der Dinge nachzuweisen, und eben in diesem Kausalverhältnis ihre Einheit. Die Probleme, welche sich die Romanschriftsteller zu lösen vornahmen, entbehrten jedoch dieser einheitlichen Zielrichtung. Zwar wollte auch sie kausale Beziehungen aufzeigen, aber nur in einzelnen, ganz individuellen Fällen. Der Nachweis eines großen Kausalgrundes alles Menschenlebens lag ihnen fern. So war ihr Forschen bloß Liebhaberbeobachtung, nicht Experiment. Erst als Zola die Forderung aufstellte, daß das ganze menschliche Dasein mit all seinen Wandlungen als Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse aufzufassen und zu erweisen sei, da war es möglich, alle Probleme auf ein großes Endziel einzustellen und die berechtigten Probleme von unberechtigten zu sondern. Die Aufgabe der Dichter war nun ebenso genau bestimmt wie die des Naturforschers, auch er konnte jetzt die Versuche, seine Probleme zu lösen, ein wissenschaftliches Experimentieren nennen. So hat also Zola ganz instinktiv das Richtige getroffen, als er, in Wirklichkeit aus viel äußerlicheren Gründen, seinen

Roman als roman experimental bezeichnete, und es war völlig falsch, zu behaupten, daß er sich in der theoretischen Grundlage und der Absicht seines Schaffens gar nicht von seinen Vorgängern, einem Balzac oder Flaubert, unterschied, ein Vorwurf, mit dem böswillige und verständnislose Gegner ihm immer wieder die Existenzberechtigung abzuspochen versuchten. Seine Theorie wie seine Praxis bedeuten einen gewaltigen Fortschritt über alle seine Vorgänger hinaus; man hat das Recht, beide zu verwerfen, aber nicht ihnen ihre Originalität und ihr logisches Daseinsrecht zu bestreiten.

Es bleibt noch eine andere Eigentümlichkeit des Zolaschen materialistischen Romans zu erwähnen, welche ihm von vielen seiner Kritiker zum bitteren Vorwurfe gemacht worden ist; ich meine den Vorwurf der Immoralität. Man tabelt damit zweierlei; daß Zola seine Stoffe so gewählt habe, daß Handlungen dargestellt werden, welche man als unmoralisch bezeichnen zu müssen glaubt, oder daß die ganze Wirkung seiner Romane auf den Leser in moralischem Sinne nachteilig wirke, jedenfalls seine Willensrichtung nicht nach dem Guten hin beeinflusse. Ebenso hat man bemängelt, daß der Sinn für das Schöne, das ästhetische Gefühl allzuhäufig bei ihm beleidigt werde, wo doch der Dichter es befriedigen soll. Man könnte hinzufügen, daß auch das religiöse Empfinden keinerlei Rolle in seinen Werken spiele, jedenfalls beim Lesen seiner Werke keine Anregungen fände. Alle diese Vorwürfe lassen sich dahin zusammenfassen, daß alle Werte des Menschenlebens, der moralische, ästhetische und religiöse, ausgeschaltet sind aus der Wirklichkeitsbetrachtung dieser Romane. Wenn nun auch besonders Zolas Schaffen solchen Einwänden begegnete, so werden wir sofort zugeben müssen, daß auch Bayle, Balzac und Flaubert jenen Werten keinen Platz in ihren Werken einräumen. Ganz besonders bei Julien Sorel fällt es auf, daß er nur von seinem Ehrgeiz sich leiten läßt und von der Erkenntnis der geeigneten Mittel für seine Zwecke. Moralische Erwägungen liegen ihm ganz fern. Bei Balzac spielen sie auch in solchen Romanen keine Rolle, wo man sie noch am ersten erwarten würde, in Darstellungen einfachen, ländlichen Familienlebens, und in „Madame Bovary“ und der „Education sentimentale“ läßt auch nicht ein Wort auf die Wirkung eines Pflichtgebotes im Herzen der Menschen schließen. Wir haben es also hier mit einer Eigenschaft der ganzen Literaturgattung zu tun, und es ist klar, daß auch hier die positivistische Kunstauffassung die wirkende Ursache ist. Sie schreibt dem Dichter vor, sich mit der Wirklichkeit zu befassen und diese Wirklichkeit als Notwendigkeit begreifen zu lehren. Nun läßt sich zwar kausal begründen, warum der Mensch so oder so handelt, daß er aber dies sein Handeln auch noch bewerten soll, das liegt außerhalb der völlig geschlossenen Kausalkette der Handlung, auch eine kausal notwendige Handlung wird bewertet und nach dem Wertmaßstabe verworfen oder anerkannt. So fallen die Werte ganz aus dem Gesichtskreise dessen heraus, der nur eine lückenlose Kausalkette darstellen will. Dieser Forscher will sich nicht auch noch darum kümmern, ob die so begründete

Handlung moralisch, ästhetisch oder religiös wertvoll ist oder nicht. Die Wertung tritt an die kausalen Notwendigkeiten heran, gewissermaßen von oben, als fremdes Licht, und die Tatsache, daß wir überhaupt kausal notwendige Handlungen werten, ist selbst nicht kausal begründbar. Sehen wir das eigentliche Gebiet der Kausalitätsforschung, die Naturwissenschaften an; keinem physischen Experimentator kommt es in den Sinn, zu sagen: das ist zwar der notwendig eintretende Erfolg, aber er ist verwerflich, die Ursachen hätten anders wirken „sollen“. Eine solche Bewertung der Tatsachen der äußeren Natur wäre sinnlos. So ist es selbstverständlich, daß dieselbe Methode, auf die menschlichen Handlungen angewendet, auch nur ihrer kausalen Verknüpfung beizukommen vermag. Alles andere fällt bei dieser Methode unter den Tisch. Ihr Objekt ist der Mensch und sein Handeln nur als Glied der großen, einheitlichen, durch das Kausalitätsprinzip zusammengehaltenen Natur, nicht die Welt der Werte, welche nicht in die Grenzen dieser Natur hineinpaßt. So war es das Grundprinzip der ganzen naturwissenschaftlichen Kunst, die Forderung, die Menschen darzustellen als notwendige Produkte allgemeiner Tatsachen, welche diese Werte aus den Werken dieser Dichter verbannte, und zwar in dem angeführten, doppelten Sinne. Bei der Auswahl der Stoffe konnte ihr moralischer, ästhetischer oder religiöser Wert keine Rolle spielen, da es bei der Darstellung auf sie nicht ankommen konnte, da sie der Technik dieser Kunst völlig unzugänglich waren und besonders, weil die Forderung der Wissenschaftlichkeit und Naturwahrheit des Beobachtungsmaterials eine solche Auslese verbot. Auch der Physiker wählt seine Beobachtungsgegenstände nicht nach ihrem ästhetischen Werte aus. In den Werken selbst konnten dann die moralischen Anschauungen der Personen ebenfalls keine Rolle spielen, weil die Tatsache solcher Beurteilungen eigenen und fremden Handelns die lückenlose Kausalreihe der Ereignisse unterbrochen hätte. So führt hier die Methode wieder die künstlerische Eigenart herbei und wir haben nicht das Recht, gegen irgendeinen Naturalisten der Kunst den persönlichen Vorwurf zu erheben, er lasse alle Werte im philosophischen Sinne außer acht; denn das hängt von dem ganzen Wesen seiner Kunst und nicht von seinem persönlichen Willen ab, oder gar von seiner persönlichen Stellung zu diesen Werten. Auch Zola nimmt in dieser Hinsicht keine Sonderstellung ein und verdient keine besonderen Vorwürfe. In ihm vollendet sich nur, was mit Bayle, Balzac und Taine begonnen wurde, die Verbindung der Dichtkunst mit der Wissenschaft auf dem Boden derselben Weltanschauung und Methode. Bei den ersten drei war diese Verbindung noch unvollständig, sie stellten an die Dichtung noch Forderungen, welche sie nicht erfüllen durfte, wenn sie wissenschaftlich sein wollte; bei Flaubert war die Vereinigung zwar vollständig durchgeführt, doch schien sich aus ihr die Unmöglichkeit zu ergeben, daß die Kunst wirklich ihre von der Wissenschaft gestellten Anforderungen erfüllen könnte. Diese Schwierigkeit löste dann Zola, indem er ein Prinzip fand, das auch der Kunst die notwendige Auslese der Tatsachen erlaubte, ohne dadurch ihre Wissenschaftlichkeit zu vernichten.

Doch diese Lösung war auch hier eine Auflösung. Wir haben sie alle miterlebt. Der Roman Zolas hat keineswegs eine bedeutsame Schule gemacht. Die französische Moderne hat sich sehr früh von ihm abgewendet und ist noch weiter von ihm abgerückt, als die modernste deutsche Dichtung von dem so schellenlaut inszenierten deutschen Naturalismus. Auch das Drama hat es überraschend schnell aufgegeben, Probleme zu lösen oder, wie man auch gesagt hat, Gesellschaftskritik zu üben. Warum hat denn die ganze Richtung des Naturalismus, Realismus, des roman expérimental die Herrschaft so unerwartet schnell aus der Hand geben müssen, nachdem sie eben so glänzend gewonnen schien? Die alte Erfahrung des Jahres 1830 hat sich am Ende des neunzehnten Jahres wiederholt. Wie dort die Romantik auf der Höhe ihres Sieges plötzlich starb, so hier der Naturalismus.

Wir können, wenn wir die im Thema liegenden Grenzen nicht überschreiten wollen, nur noch feststellen, daß der Positivismus und die naturwissenschaftliche Weltanschauung ganz besonders in Frankreich die Herrschaft über die Geister zum großen Teil verloren hat. In der Philosophie aller Länder sind der psychologischen, materialistischen Wissenschaft bedeutende Gegner erwachsen. Der beste Beweis aber für das Schwinden des Einflusses der naturalistischen Weltanschauung ist eben die Literatur selbst. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Naturalismus als Kunstrichtung wie als Kunstlehre tot ist, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht manche seiner Wirkungen in die neuen Theorien und die neue Praxis übergegangen ist. Doch als Ganzes hielt er dem Ansturm des Individualismus, der wie eine neue Sturm- und Drangperiode gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts über die Geister hereinbrach, nicht stand. Die alte Theorie der deutschen Romantik über Wert und Recht des Genies lebte neu auf und verknüpfte nach langer Unterbrechung das Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit seinem Anfang.

Weltanschauung, Kunsttheorie und Kunstpraxis stehen also wie sonst so hier in engstem Zusammenhang. Auch das Wesen des Naturalismus, der also keineswegs bloße Technik ist, kann nur aus dem Wesen der Geistesrichtung erkannt werden, die ihm zugrunde liegt. Diese Erkenntnis muß auch für den Kunsttheoretiker von Bedeutung sein. Für mich kam es besonders darauf an, in einem ganz fest umgrenzten einzelnen Falle nachzuweisen, daß das Geistesleben weder des einzelnen noch einer größeren Gruppe aus völlig getrennten Teilen besteht, sondern daß es im Gegenteil eine organische Einheit bildet, deren Glieder sich gegenseitig formen und bedingen, daß es also auch bei Schriftstellern, von denen keine theoretischen Äußerungen über ihre allgemeine Betrachtungsweise der Dinge vorliegen, möglich, ja notwendig ist, die allgemeine Geistesrichtung aufzusuchen und aus ihr das Wesen ihrer Kunst zu verstehen.





Das Hamburg der Ostsee

Ein Blick in die Vergangenheit und Gegenwart Stettins

Von Herman von Petersdorff-Stettin



Als der schaffenslustige Oberbürgermeister Stettins Dr. Adermann am 28. August vorigen Jahres den deutschen Kaiser in Stettin begrüßte, gab er dem Empfinden Ausdruck, daß es der geschichtliche Beruf Stettins wäre, das Hamburg der Ostsee zu sein. Und in der Tat hat Stettin in der neueren Zeit einen großen Aufschwung genommen, der es zu frohen Hoffnungen berechtigt.

Wie eine solche Stadt geworden ist, das zu erfahren, hat seinen eigenen Reiz. An der Hand der neuerdings aus der Feder des um die Erforschung Pommerns hochverdienten Professors Martin Wehrmann stammenden Geschichte Stettins (mit 16 Tafeln und Beilagen sowie 41 Textabbildungen. Stettin 1911. Verlag von Léon Sauniers Buchhandlung) wollen wir die Hauptmomente des Werdens der Stadt mit Berücksichtigung der lebendigen Gegenwart in einigen großen Zügen uns zu vergegenwärtigen suchen.

Stettin ist eine uralte Stadt, und doch kann man sie jung nennen. Denn dieses Gemeinwesen hat die längste Zeit seines Bestehens hindurch trotz einiger großen Ansätze keine nennenswerte Rolle gespielt. Erst unter preußischer Oberhoheit beginnt ein rascher Aufstieg, und seit etwa vierzig Jahren, seit dem Fall der Festungswerke, reißt es sich mit Jugendkraft mächtig empor.

Schon in der Wendezeit bestand hier eine ansehnliche Niederlassung. Die erste Begebenheit, die für das Werden der deutschen Stadt Bedeutung hat, liegt in der Tatsache, daß der Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1124 hier längere Zeit weilte, um den Ort für das Christentum zu gewinnen, und im Jahre 1128 noch einmal auf einige Wochen erschien, um sich von der Fortentwicklung seines Werkes zu überzeugen. Durch Bischof Otto wurden andere Bamberger veranlaßt, sich hierher zu wenden, so ein Mann von edler Geburt namens Beringer, der im Jahre 1187 die Jakobikirche erbaute, allerdings nicht das Bauwerk, das heute diesen Namen trägt, das aber doch an seiner Stelle stand. Bis zur Reformation hat das Michaelskloster zu Bamberg über diese Kirche das Patronat ausgeübt und durch die Entsendung von Mönchen ständig lebhaft Beziehungen zu Stettin unterhalten.

Eine zweite bemerkenswerte Erscheinung in der Geschichte der am 3. April 1243 mit magdeburgischem Rechte verliehenen Stadt ist darin zu erblicken, daß die deutsche Stadt, die sich nun rasch entwickelte, ihren Hauptzufluß nicht etwa aus dem nächsten deutschen Gebiet erhielt, sondern vornehmlich vom Niederrhein und aus Westfalen, von der Weser, der Lippe, der Ruhr und dem Rhein. Es muß in dieser Gegend eine planmäßige Organisation der Wanderung nach der Oberstadt erfolgt sein. Noch im fünfzehnten Jahrhundert kam von dort stättlicher Zufluß, der erst im folgenden Jahrhundert aufhörte.

Die dritte Erscheinung, die sich bei Betrachtung der Geschichte Stettins aufdrängt, ist die Rolle, die die Stadt als Mitglied der Hanse gespielt hat. Sie ist, kurz gesagt, ungemein kümmerlich zu nennen. Vorteile erstrebte Stettin zwar mit heißem Begehre bei dem Anschluß an die Hanse, aber zu wagen und energisch zu handeln zeigte es sich kaum je geneigt. Es machte große Versprechungen, aber hielt sie meistens nicht oder nur sehr unvollkommen. Ja, es geriet sogar gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Verdacht, gemeinsame Sache mit den von der Hanse bekriegten Seeräubern zu machen. Im nordischen Siebenjährigen Kriege (1563 bis 1570) hat die Stadt ihre unklare Haltung verschiedentlich gebüßt; aber auf der anderen Seite hat sie doch auch wieder, namentlich infolge geschickter diplomatischer Vertretung, Erfolge erzielt, obwohl die Genossen in der Hanse vielfach das Vertrauen zu ihr völlig verloren hatten.

Die in der Hanse verfolgte vorsichtige Neutralitätspolitik ist von der Stadt auch bei den Auseinandersetzungen zwischen den pommerschen und brandenburgischen Fürsten und im Dreißigjährigen Kriege beobachtet worden. Im Kriege, der nach dem Aussterben der Linie Pommern-Stettin (im Jahre 1464) ausbrach, hat diese Politik tatsächlich gute Früchte getragen. Es gelang Stettin bei dieser Gelegenheit, mit außerordentlichem Glück im Trüben zu fischen. Damals stand die Stadt als selbständige Macht auf der Höhe. Es pulsierte ein starker Unternehmungsgeist in der Bürgerschaft, der sich insbesondere auch über See geltend machte. Auch im Dreißigjährigen Kriege versuchte die Stadt es anfangs mit der Neutralitätspolitik. Auf die Dauer war solche Drückebergerei freilich nicht mehr möglich. Verhältnismäßig ist es der Stadt in dem landverwüstenden Religionskriege noch gut gegangen, indem sie damals nie einer Belagerung, gewalttätiger Einnahme oder Plünderung ausgesetzt war.

Das Lebenselement Stettins war von jeher der Handel. Über See unterhielten die Bürger vornehmlich mit Schonen Verbindung, wo sie seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine Niederlassung, eine sogenannte Fitte, hatten und Heringe einkauften und salzten. Der Hering ist all die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag der Haupthandelsartikel der Stettiner geblieben. Noch gegenwärtig ist die Hauptstadt Pommerns Weltmarktplatz dafür. Daneben stand früher der Salzhandel in Blüte. Das Salzmonopol hatte die berühmte Kaufmannsfamilie der Loize. Ein weiterer Haupthandelsartikel war stets der Wein. Aber hier hat sich ein eigenartiger Wechsel vollzogen. Während zu Ende des

sechzehnten Jahrhunderts der Wein aus der Mark und der Lausitz, aus Strossen, Fürstenberg und Guben, wo damals noch der Weinbau blühte, bezogen und vornehmlich nach Danzig ausgeführt wurde, wird seit dem achtzehnten Jahrhundert hauptsächlich mit französischen Weinen gehandelt. Im achtzehnten Jahrhundert gewannen die Stettiner bei dem Weinbezug aus Frankreich eine vorzügliche Rückfracht in dem pommerschen Eichenholz, das den Franzosen für ihren Schiffsbau geradezu unentbehrlich wurde. Der Holzhandel hat es überstanden, daß ihm der französische Markt verloren ging, und ist noch heute, obwohl er durch neuere Konjunkturen Rückschlag erlitt, erheblich, ebenso wie der alte Handel Stettins mit Leinsamen. Wesentlich zurückgegangen ist der früher sehr blühende Getreidehandel, der durch die Vereinigung Stettins mit Preußen sein großes Absatzgebiet in Schweden verlor und durch die neueren Verkehrsverhältnisse Einschränkungen erlitt. Dafür ist der Handel mit gewissen Massenartikeln, wie Kohle, Eisenerzen und Kartoffeln, ebenso der mit Zucker sehr in Aufnahme gekommen. Die Aus- und Einfuhrziffern Stettins übertreffen weit die von Danzig und Lübeck zusammengekommen.

Was nun im Leben der Stadt auffällt, sind die mannigfachen Unruhen, die hauptsächlich in Geldsachen ihren Ursprung hatten.

Nach mehreren Revolutionsbewegungen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert brach im Juli 1616 ein geradezu grotesker Aufstand wegen einer Biersteuer aus. Jämmerlich nimmt es sich aus, wie der Rat damals klein beigab. Auch in neuerer Zeit hat die Stadt wiederholt Unruhen gesehen, so anlässlich der Cholera im Jahre 1831, während der sich die niedere Bevölkerung gegen energische sanitäre Maßregeln sträubte, und namentlich im Jahre 1847, als der Kartoffelaufstand ausbrach, der lebhaft an den Bierkrieg von 1616 erinnert.

Vielleicht der interessanteste Abschnitt im Leben der Stadt ist ihre Reformationsgeschichte. Sie ist dramatisch bewegt. Charaktere wie die beiden Bürgermeister Hans Loiz und Hans Stoppelberg, der eine reformfeindlich, der andere reformfreundlich, beide aber traffe Reaktionäre in Verfassungsangelegenheiten, der kraftvolle Führer der Opposition, Klaus Stellmacher, seines Zeichens Apotheker, und der versöhnliche, von Luther gesandte Reformator Paul vom Rode, der jahrzehntelang das Evangelium in Pommerns Hauptstadt mit segensreichem Erfolge gepredigt hat, müssen jedermann fesseln.

Wenige Städte sind wohl so von verheerenden Krankheiten heimgesucht worden wie Stettin. Das lag sowohl an klimatischen Verhältnissen als an der gesundheitswidrigen Bauart und der Unreinlichkeit der alten Stadt. Zwar klingen die Nachrichten über die Seuchen, die in ihren Mauern geherrscht haben, teilweise übertrieben, aber entsetzlich sind sie auf jeden Fall gewesen. In der neueren Zeit schrumpfen die Sterbeziffern erheblich zusammen, obwohl die Bevölkerung außerordentlich zugenommen hat. An die alte Zeit erinnert indes die Tatsache, daß von Juni bis Oktober 1866 mehr als zweitausend Menschen von der Cholera fortgerafft wurden. Noch heute ist die Kindersterblichkeit in

der Stadt eine ganz erschreckende. Ungemein zweckdienlich war es daher, daß man vor wenigen Jahren ein Gesundheitsamt schuf.

Das Kapitel, das von den Bauten Stettins handelt, ist auch, mit Ausnahme der öffentlichen Bauten der neuesten Zeit, recht unerfreulich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Stettin die längste Zeit seines Bestehens eine merkwürdig enge und finstere Stadt gewesen ist. Als infolge der Beschießung der Stadt durch den Großen Kurfürsten die eigenartigen mittelalterlichen Bauwerke zumeist vom Erdboden verschwunden waren, erwuchs jene nüchterne Stadt, deren Bild jeden seiner empfindenden Menschen geradezu abstoßen mußte. Ein Lokalpoet sang im Jahre 1734 zum Preise dieses Stadtbildes mit geradezu köstlicher Naivität:

Die Häuser stehen gleich und sind von gleicher Höhe,
Die Ferne gibt den Schein, als ob man eines sehe.

Die Verfe haben in gewisser Beziehung bis in die neueste Zeit Geltung behalten. Noch in den Jahrzehnten nach 1870 ist in banaußischer Weise weiter gebaut worden. Als Wilhelm von Humboldt 1796 nach Stettin kam, fällt er das herbe, aber richtige Urteil: „Die Stadt sieht im ganzen unangenehm aus.“

Wie bei wenigen der größeren Städte haben besonders die kirchlichen Gebäude und Klöster unter der Unbill der Zeiten gelitten. Verschwunden ist die stolze Marienkirche, die zuerst bei der Belagerung durch den Großen Kurfürsten zugrunde ging und, als sie wieder aufgebaut war, im Jahre 1789 durch Blitzschlag zerstört wurde. Verschwunden ist ferner die Pfarrkirche St. Nikolai, die während der Franzosenzeit im Jahre 1811, wo sie als Heumagazin diente, in Flammen aufging. Eine andere alte Kirche, die Johanniskirche, ist seit langem baufällig. Den Bemühungen des derzeitigen Konservators der pommerischen Baudenkmäler, des Geheimrats Hugo Demde, ist es gelungen, diesen ehrwürdigen Bau trotz mancher triftiger Bedenken, die gegen seine Erhaltung bestehen, vor dem Niederreißen zu bewahren. Vielleicht wäre es aber zweckmäßig, wenn die preussische Regierung, die einen großen Teil der Schuld an der Zerstörung der kirchlichen Baudenkmäler Stettins trägt, in diesem Falle davon absähe, private Hilfe in Anspruch zu nehmen, wie es geschehen ist, und selbst den ganzen erforderlichen Fonds zur Erhaltung der Kirche hergäbe.

Eine trübe Erinnerung an einstige Herrlichkeit ist das alte gänzlich verunstaltete Rathaus auf dem Heumarkte. Auch das Schloß der Greifenherzöge, das im sechzehnten Jahrhundert erbaut wurde, ist durch geringes Kunstverständnis böse verhandelt worden.

In neuerer Zeit hat man wieder gut zu machen gesucht, was früher versäumt worden ist. Namentlich in den öffentlichen Bauten macht sich ein rühmliches Streben nach künstlerischer Wirkung geltend. Auch die Denkmäler der Stadt können sich sehen lassen. Neben dem herrlichen Friedrichsdenkmal auf dem heutigen Königsplatze, das Schadow 1793 geschaffen hat (das Original steht jetzt im Ständehause), kommt vornehmlich der von Mangel herrührende

Schiffahrtsbrunnen vor dem neuen Rathause in Betracht, der ein Kunstwerk ersten Ranges zu nennen ist. Interessante historische Baudenkmäler stellen die beiden von Friedrich Wilhelm dem Ersten geschaffenen Festungstore dar, die man verständigerweise nicht dem Verkehr geopfert hat.

Die unstete Entwicklung Stettins spiegelt sich in verschiedenen wirtschaftlichen Krisen. Als die Stadt gerade den mächtigsten Schritt vorwärts zur Erlangung einer selbständigen Stellung getan hatte, in der Zeit des Erbfolgekrieges zwischen Pommern und der Mark, griff das Territorialsürstentum ein, um die üppig emporkuchernde Macht der Oberstadt einzuengen. Der häufige Thronwechsel im Fürstenhause förderte dann durch die lächerlich hohen Hulbigungsgelder, die die Herzöge verlangten, eine durch schlechte Ordnung des Geldwesens und durch kostspielige Prozesse am Reichskammergericht vorbereitete fürchterliche Finanzkrisis der Stadt. Durch das Eingreifen der herzoglichen Regierung wurde sie nach unendlichen Mühen einigermassen behoben. Das war ums Jahr 1619, also zu einer Zeit, da der kurz zuvor ausgebrochene große Reichskrieg noch nicht in diese Gegend gedrungen war. In den ersten Jahren des Krieges machte sich wieder ein merklicher wirtschaftlicher Aufschwung geltend, wie es Stettin ja überhaupt meist anders ging als anderen Städten. Freilich verriet der Rat der Stadt in jener Periode einen kaum glaublichen Kleinmut, indem er 1619 ganz ernstlich den Ausspruch tat: „Das Abenteuer zur See sei gefährlich und besser anderen Nationen zu überlassen.“ Richtig hieran ist die Anregung, sich mehr auf den Binnenhandel zu werfen, auf den Stettin ebenso angewiesen war wie auf den Seehandel.

Die Rücksicht auf den Binnenhandel machte es für Stettin nicht wünschenswert, daß es in schwedische Hände kam, wurde es doch dadurch von seinem natürlichen Hinterlande abgesperrt. So ist die Eroberung Stettins durch Gustav Adolf und die schwedische Herrschaft daselbst für die Stadt geradezu verhängnisvoll geworden, so glänzende Tage sie damals auch sah, als Sten Bjelle als schwedischer Legat im Greifenschloß residierte und die Gesandtschaften aus allen Ländern Europas hier zusammenkamen, und so sehr die Stockholmer Regierung die wichtige Stadt begünstigte. Die lutherische Bürgerschaft hat sich aus konfessionellen Gründen großenteils lebhaft gefreut, daß sie unter das Szepter der drei Kronen kam. Sie haßte in dem Brandenburger den Calvinisten, und die Stettiner Geistlichkeit hat diese Gesinnung über alle Maßen töricht durch Schelten und Hegen bestärkt, auch als nach dem Friedensschluß von 1648 die üblen handelspolitischen Folgen der Trennung Stettins vom Reich bemerkbar wurden. Bei der Belagerung im Jahre 1659 durch die von Brandenburgern unterstützten Kaiserlichen haben die sonst so wenig opfermutigen Bürger sogar einen rühmenswürdigen Eifer in der Verteidigung gezeigt. Als dann die beispiellos heftige Belagerung durch den Großen Kurfürsten 1676 und 1677 eintrat, war der Mut und die Freudigkeit der Stettiner bereits sehr gesunken. Wenn die Stadt sich ruhmvoll hielt, so ist das lediglich das Verdienst

des schwedischen Militärs gewesen. Der Verlauf der Belagerung ergibt wieder eine eigenartige Konstellation. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der neben unserem Kaiser am meisten für eine kühne Handels- und Flottenpolitik begeisterte Hohenzoller, dessen glühendster Wunsch es war, Stettin in seine Hand zu bringen, weil er dadurch in die Lage zu kommen hoffte, eine Seepolitik großen Stils einzuleiten, sah sich genötigt, diese so sehr begehrte Handelsstadt fast in Grund und Boden zu schießen. So steht Stettin zweien der sympathischsten Helden der Geschichte mit seltsamen Gefühlen gegenüber: Gustav Adolf und der Große Kurfürst sind seine Hauptverderber gewesen. Nach dem Friedensschluß von St. Germain wurde der Kurfürst der Stadt noch weiter verhängnisvoll, indem er nun planmäßig im Geiste des Merkantilismus ihren Handel lahm zu legen suchte, was ihm und der Regierung seines Sohnes denn auch nur zu gut gelang. Als dann Friedrich Wilhelm der Erste kurz nach dem Tode des ersten preussischen Königs die Versuche, Stettin zu erwerben, wieder aufnahm, die schließlich im Frieden von Stockholm (1720) von Erfolg gekrönt waren, da lag der Wohlstand der Stadt, der sich nach der Finanzkrisis vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges wieder so wesentlich gehoben hatte, vollständig darnieder. Raum je seit ihrer Erhebung zur deutschen Stadt war sie in einem so elenden Zustande gewesen.

Das bevormundende Regiment, das Friedrich Wilhelm der Erste einleitete, brachte wieder Ordnung in die Verwaltung und ein Fortschreiten auf allen Zweigen des Lebens hervor. Die Bevormundung war nur zu wohl begründet bei dem ins Kraut geschossenen engherzigen Sinn der Bürger und ihrem völlig eingeschlafenen Unternehmungsgeist. Sie hatte aber auch den Nachteil, daß sie das Wiederaufblühen eines Gemeinfinns von vornherein erschwerte. Die Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten wird außerdem gekennzeichnet durch den gewaltigen Festungsbau, den der König anlegte. Seit dieser Zeit ist Stettin auch eine bemerkenswerte Militärstadt geworden. Ein Regiment das damals hier seinen Standort erhielt, das heutige Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm der Vierte (1. Pommersches) Nr. 2, das immer enge Beziehungen zum Königshause unterhielt, ist dauernd hier geblieben und steht jetzt bald volle zwei Jahrhunderte in der Stadt. Unter Friedrich dem Großen wuchs der Handel besonders stark, und auch ein lebhafter Schiffbau kam auf, neben ihm mancher andere Zweig der Industrie, so vor allem die Zuckerrübenzuckerfabrikation.

Verhängnisvoll wurde für die gedeihliche Entwicklung von Handel und Industrie wieder die napoleonische Zeit. Sie führte sozusagen den dritten Bankerott der Stadt herbei. Es ist bekannt, wie schmählich die Stadt von den militärischen Behörden den Franzosen überantwortet wurde; und auch die Zivilverwaltung hat damals keine rühmliche Rolle gespielt. Im Gegensatz dazu haben Stadtverwaltung und Bürgerschaft mehr Haltung gezeigt. Das Regiment der Franzosen erwies sich bald als recht drückend. Der kleinen Stadt wurden gleich 10 Millionen Kontributionen auferlegt. Die französischen Truppen selbst

hielten noch einigermaßen Zucht. Viel lästiger als die Franzosen erwiesen sich die Soldaten des Rheinbunds und die Italiener. Den schlimmsten Abschnitt dieser Zeit bildet die dreivierteljährige Belagerung durch Tauenzien im Jahre 1813. Wieder einmal fügte es sich, daß die Stadt von den Gewalten, in deren Interesse das Gedeihen Stettins lag, in ihrer Entwicklung auf das Schwerste gehemmt werden mußte. Krause Gestaltung der Dinge!

Mit großer Begeisterung wurde das Stein'sche Werk der Städteordnung begrüßt. Allerdings ließ der anfangs betätigte Eifer der Stadtverordneten später wieder auffällig nach. Das Werk der gutsherrlich-bäuerlichen Regulierung wurde nicht gerade sehr zum Vorteil der Stadt durchgeführt, indem diese von ihrem großen Besitz höchst unnötig vieles weggab. Ähnlich gestaltete sich später das große Werk der Entfestigung nicht günstig für die Stadt, indem diese es versäumte, rechtzeitig Hand auf das freierwerbende Gelände zu legen. Erst in neuester Zeit ist man mit Rücksicht auf die künftige Ausdehnung der Stadt großzügig vorgegangen.

Der Entfaltung eines besonderen geistigen Lebens war der Boden hier nie sehr günstig. Nur einmal, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, ist eine Ausnahme hiervon festzustellen. Auch damals traten zwar nicht Größen ersten Ranges auf. Aber es entwickelte sich ein Zusammenklang von geistig angeregten Persönlichkeiten, die über dem Durchschnitt standen. Der Kreis wird vielleicht am besten durch die Namen des Historikers Ludwig Giesebrecht, des Dichters Robert Prutz, des Komponisten Karl Loewe und des einer auch sonst rühmlich hervortretenden Stettiner Familie angehörigen, publizistisch tätigen Regierungsrats Zitelmann bezeichnet. Die Rolle eines weiblichen Mäcens übernahm dabei die reiche Kaufmannswitwe Tielebein.

Stettin ist heute eine Burg des Freihandels, und ein milder Freisinn spielt in den Bürgerkreisen die erste Violine, in deren Töne allerdings die Arbeitermassen der Stadt mitunter schrille Mißklänge hineingebracht haben, da sie mehrmals, so auch bei den letzten Wahlen, das von Stettin zu vergebende Reichstagsmandat an sich rissen.

Nicht immer war die Luft Stettins freihändlerisch. Auch sie zeigte sich naturgemäß den verschiedenen Zeitströmungen nicht unzugänglich und von den Verhältnissen abhängig. In dem Jahrhunderte währenden Zollkampf mit ihrer Nebenbuhlerin an der Oder, mit Frankfurt, verfocht Stettin ein überaus engherziges System des Grenzschlusses und des Monopolwesens. In dem langwierigen, beim Reichskammergericht anhängigen Prozesse wegen der Niederlagsgerechtigkeit zog die Stadt schließlich den Kürzeren. Das arme Frankfurt hatte sich freilich inzwischen verblutet. Als dann Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege, um den Unternehmungsgeist seiner Untertanen zu beleben, sich dem Monopolwesen geneigt erwies, da hatten die Stettiner plötzlich ihr freihändlerisches Herz entdeckt. Wieder ein halbes Jahrhundert später dagegen verlangten die Vorsteher der Kaufmannschaft auf das Dringendste schütz-

zöllnerische Maßnahmen, und die Bürgerchaft beharrte dementsprechend längere Zeit in diesen Geleisen.

Neben dem Handel ist in Stettin in neuerer Zeit immer mehr die Industrie emporgewachsen. Außer der weltbekannten Firma „Vulkan“ sind mehrere andere namhafte Schiffswerften in Betrieb. Neben der Zuckerriederei hat immer mehr die schon lange blühende Seifenfabrikation einen Aufschwung genommen, desgleichen die Verfertigung chemischer Produkte, vor allem aber die Zementherstellung, die von einer Reihe bedeutender Firmen betrieben wird. Eine großartige Gründung stellt das seit 1897 in Betrieb genommene Eisenwerk Kraft des Fürsten Hendl von Donnersmard dar.

Die Entwicklung der Stadt spiegelt sich deutlich in dem Anwachsen der Einwohnerzahl. Um 1560, zur Zeit der Blüte der Loize, zählte sie vielleicht 6000 Seelen, im Januar 1809 ohne das Militär 18375. Dann beginnt ein riesiges Wachstum. 1843 zählte man bereits 41573, 1871: 76280, 1910: 236145 Einwohner. Zuletzt ist diese Steigerung durch Eingemeindungen wesentlich beschleunigt worden. Aber auch ohnedem muß man sie ganz außerordentlich nennen. Die zu erwartende Eröffnung des Großschiffahrtsweges wird voraussichtlich des weiteren zur Hebung der Stadt wesentlich beitragen. Dann wird das Wort des Kaisers, das in den Mauern Stettins am 23. September 1898 fiel: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“ noch tieferen Sinn für Stettin gewinnen und dieses seinem Berufe, das Hamburg der Ostsee zu sein, noch leichter nachleben können. Dann wird auch das stattliche Museum auf der schönen Halenterrasse fertig und eingerichtet und vielleicht auch die bisher etwas stiefmütterlich behandelte Stadtbibliothek kräftiger gefördert werden. Dann finden vielleicht auch die Musen eine behaglichere Stätte in der alten Oberstadt. In diesem Sinne stimmen wir mit ihrem Historiker ein in den alten Ruf:

Horja Stettin!



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

III.

Wieschen saß ihm schräg gegenüber, und er besah sie mit seinen glimmenden Augen. Sie hatte in dem heißen Kleide einen heißen Rückweg im Mittag gehabt, zwei rote Flecken waren auf ihren Backen heiter geworden und lagen auf der feinen Haut wie Streurosen auf einer weißen Decke. Er sah sie gern mit roten Backen. Er spülte seine Suppe zum Erkalten über den Rand seines

Tellers und blickte das Wieschen verstohlen an. Wenn sie wie die Regine wäre — so ein Funke, dachte er. Wie er sich ganz in dem Gedanken verlor, vergaß er, sie wäre dann das Wieschen nicht gewesen, so wie es nur eines gab in aller Welt, eben dieses einzige Wieschen.

Nach Tisch hielt er sie an. Sie hatte weg wollen ohne ihn angesehen zu haben während des ganzen Mahles, nun blieb sie, war verwundert über seine Unruhe, über sein Gesicht und Wesen und über seine Ansprache überhaupt.

„Wie du mir die Hand gegeben hast heute morgen,“ sagte er, „da hab' ich gewußt, das Wieschen hat sich bedacht und zu dir umgetan. Gott bewahrt' ist Janz mit uns gewesen. Es soll wohl alles recht werden, wir wollen uns drum bereden, wenn's auf den Abend geht.“

Sie sah ihn an, wie mit einem gemeinen Wort aus einem Gebet aufgestört. „Florin,“ antwortete sie, ihn voll anblickend, „was hätte ich in einer Kirchenbank sitzen sollen und mit den Augen auf den Altar sehen, wenn ich mich im Herzen zu dir umgetan hätte?“

Er hing aber an seiner Idee fest und ließ sich nicht wegschieben. „Mir ist ganz wirt im Kopf, soviel hab' ich mich auszureden mit dir.“

Er stritt um ihre Hand, die sie hinter sich hielt, und als er sie nicht gewann, lachte er auf, und er sagte mit anderer Stimme als eben: „Meinst du, ich lasse mich narren von dir? Du könntest mir die Hand hinhalten und ich sollte sie nehmen wenn du wolltest, und wenn du nicht wolltest, könntest du sie hinter tun? Meine brauch' ich nur hinzuhalten, und —“

Sie vernahm alle Drohung und sah ihn fast bittend an. Als sie dann die Augen wie im Zusammenschauern schloß, hörte sie seine Stimme sich verändern und plötzlich klang seine Frage, als schüttelte er einen Rosenstamm und die duftenden Blätter fielen über sie: „Wissen möcht' ich, wie lieb ich dir gewesen bin in aller Zeit vorher.“

Da öffnete sie die Augen wieder, und eine leuchtende Wärme kam über ihr Gesicht. „Ich wär' neben dir hergegangen ein ganzes Lebenlang mit einem Stein im Schuh, wenn es hätte sein müssen, meine Liebe damit zu zeigen.“

„Und dann?“

„Ich wollte mir Kletten ins Haar setzen und mich nicht muden, wenn ich mich kämmte, wüßt' ich bloß, dein Sinn wäre dir rein geblieben.“

„Und jetzt?“

Sie streckte sich und stand leuchtend wie eine Altarlerze. „Schenkst du mir ein Kissen mit Taubenfedern darin und setztest mich in die Reihe von Prinzessinnen — lieber auf meinem Brettstuhl verbliebe ich in der Nähstube bei Jetten, als daß ich soviel an mich kommen ließe, wie der Hauch von einem Mund in einer Fensterscheibe an Unreinheit bedeutet, wenn er auch gleich verfliegt.“

„Auch —,“ fragte der Florentin, stockte und lachte heimlich, „wenn ich die Regine als Weib in dieses Haus hereinholte?“

Sie ließ sich die Kerzenflammen nicht ausblasen, die ihr aufgestrahlt waren. „Wenn ich einem die Hand gebe, ist mir's immer, fest müsse der Druck sein, damit man zeige, was man in sich hat. Hast es schon einmal gespürt, Florin, viel Kraft ist in mir.“

„Weißt,“ meinte der Florentin sicher, „es hat schon manch' einer geprahlt. Es hat schon einer eine Eiche niedergeschlagen und einen Tag ausgedauert mit seiner Kraft, aber er hat nicht ein volles Blumenglas hinhalten können, minutenlang mit dem gestreckten Arm.“ Er lachte. „Und wenn ich soweit nun mit der Regine stehe, soll ich dir Bescheid geben, daß du dich noch besinnen kannst?“

Wieschen hob ihre Hand und ballte sie zur Faust. „Kommen magste, und ich will dir ins Gesicht schlagen!“

Es war in der Stunde danach. Wieschen saß mit Zetten in der Nähstube, ein Zeitungsblatt im Schoß, die zitternden Hände darüber gefaltet. Sie war innen ganz ruhig um sich, aber sie hatte Leid und Angst um den Burschen. Zette schlief in einem von gemächlichem Schlummer ausgeweiteten Korbsessel. Sie hatte es immer mit den Sonntagen nach dem Kirchgang, ihr schwächlicher Körper und die zähe Natur stritten sich um das Ungewohnte. Die Kopfhaut war ihr wie gekräuselt, und dieser empfindliche Schmerz bedrückte sie seelisch so, daß sie Laune und Lust in einem verlor und mißgestimmt war. Selbst in ihrem Schlummer war sie ein Bild aller Unzufriedenheit, wenn sie mit Gesicht und Händen suchte, um den Fliegen zu wehren. Als sie dann aufwachte, griff Wieschen verwirrt nach einem Zeitungsblatt in ihrem Schoß. Ob sie geschlafen habe?

Wieschens Frage war ungeschickt. Man soll keinen Nachmittagschläfer darum befragen, wie tief er sich von innen befehen hat, es verdriebt ihn meist. Geschlafen habe sie schon, und immerhin sei es besser, ehrlich zu schlafen, als daß ein's dasäße wie es eben, mit solchen Gedanken, aus denen man aufahre und nach einer Zeitung greife, wenn einer dazu käme, sagte sie spitz.

In dieser Stimmung saßen sie noch beisammen, als durch die Pforte draußen ein leichter, flinker Schritt hereinlenkte, über den backsteingepflasterten Pfad bis zum Hause trat, die Treppe, je eine Stufe überspringend, hinauf nahm und die Haustür öffnete. Eine kleine Krämerglocke schellte oben an dieser Tür, daß es freundlich klang, wenn jemand sie öffnete; wie mit Tanzschritten und Schuhen schlürfte es im Flur, dann klopfte es an die Nähstube.

Es geschah nun alles in einem Augenblick, und ehe der eine von allen Dreien das Wort und Wesen des anderen abwartete: Zette sagte das Ja, Wieschen streckte wie abwehrend die Hände, eine gegen Zette und eine gegen Regine Sträter, welche durch die Tür trat, noch ehe sie hereingefordert war. So völlig auf sperrte sie die Tür, daß jeder erste Blick ihre ganze Gestalt umfassen mußte. Sie brachte mit ihrem roten Haar und mit ihrem Lachen viel Glanz und Freude von draußen mit in die Stube herein, wo die Luft dumpf,

Worte und Schweigen stumpf gewesen waren. Es war, als wolle sich die Regine verdoppeln mit jeder Bewegung, wäre gleich hundertfach in der Stube und hätte sich in einem Augenblick ein größeres Recht darin genommen, als Wieschen sich ihres mit tausend feinen, mühsamen Nadelstichen erarbeitet hatte.

Regine begrüßte die Näherinnen, wie nur eine nächste Nachbarschaft den Gruß bereit hat, Wieschen legte ihre kühlen schlanken Finger zögernd, aber dann sich bedenkend, einen sicheren Augenblick lang in die warmen runden der anderen. Es war nur, wie die beiden Mädchen sich dazu ansahen, daß ihre Blicke hart gegeneinander trafen, nicht über den Treffpunkt der Mitte hinausliefen und da wie in Splitter stießen. Zette nickte zu dieser Begegnung.

Regine warf ein in Zeitungspapier gewickeltes weißes Stöffchen, welches sie unter dem Arm hergetragen hatte, auf den Zuschnittetisch und kramte es heraus. „Für ein Tanzkleid,“ erklärte sie, „für die Kirmeß.“ Ihre Stimme war klingend wie das Läuten einer Karussellglocke. Sie sagte, sie komme erst jetzt zur Meisterin Zette herein als ihre nun dauernde Kundschafft, weil sie sich nicht ausgekannt hätte im Dorf, sie habe in der Stadt machen lassen, da sei aber alles leicht' Werk, auf dem Land lerne man erst das Gediëgene. Zette möge ihr's nachsehen mit aller Verspätung.

Zette tat einen schiefen Blick über die gepuhten jedoch sadigen Kleider der Sprecherin und befühlte das glänzende weiße Stöffchen heimlich nach seiner Billigkeit. Aber wie sie den Mund zu einer stichigen Antwort spitzte, schmeichelte Regines Rede ihrem Ohr, und sie sah es ihr nach, daß sie spät, aber nun doch gekommen war. „Es müssen blaue Schuppen daran, an das Kleid, das steht zu ihrem Haar, Fräulein Reginchen.“

Wieschen mußte das bunte neue Modelbild geben. Sie trug es her mit gestrecktem Arm. Sie sagte auch etwas zur Mode, aber es galt nicht, obgleich ihre Stimme so Feines an Form angab, wie sie an Ton war. So stand sie wie weggeschoben von ihrer Meisterin und von der Fremden, bückte sich nur, hob die Papiersegen auf und brachte sie weg, die Regine von dem Paket abgerissen und ihr gleichgültig und wie zufällig vor die Füße warf und sah immerfort und wie staunend über das Gesicht und die Gestalt jenes Mädchens.

Sie war hübsch, lebensfrisch und saftig, die Regine, wie eine reife Frucht, welche zu fallen droht, wenn keiner sie pflückt. Auf ihrer glatten Stirn konnte noch keine Falte des Unmuts gestanden, oder eine Sorge den harten grauen Griffel dazu angelegt haben. Ihre frischen Farben waren mit ein paar Sommersprossen wie geneckt von ein bißchen Pöhllichkeit, sonst nahm keiner Schaden, wer sie besah. Aber wer zu ernst über ihr ganz leichtes Wesen nachsann, der behielt nicht viel von ihr, wenn sie dagewesen war. So dachte Wieschen bei allem staunenden Ansehen: „Er wird sie satt, der Florin.“

Als das Geschäftliche ausgesprochen war, brachte Zette den Besuch in die Wistinstube, zu der Wieschen die Tür aufthun mußte. Sie öffnete auch noch das Fenster, weil eine enge Luft in der Stube war, legte die Schondecken, die

ums Verstauben halb zusammen gefaltet waren, über den verschliffenen Bezug der Sofalehnen und rieb das gelbliche Mehl vom Fußboden auf, welches ein Holzwurm von untermwärts aus dem brüchigen Tisch gestreut hatte. Die Möbel hier waren alt und aus dem Hausrat der Ramps, die das eigene Dach nicht darüber hatten halten können. Wieschen dachte, die Regine, wenn der Kley sie heirate, würde neuen Hausrat zubringen müssen. Sie vergaß, daß jene nur eine Hergelaufene sei, aus einer Stadt im Hannoverschen, angelockt vom Hunderttalerlohn des Kolterschluchtbauern und Wirtes, wie man erzählte. Viel Wesens war davon gemacht, aber jeden, der die Regine kennen lernte, nahm ihre Gegenwart so ein, daß keiner ihrer Vergangenheit nachfragte. Auch das Wieschen dachte nur an ihr Dasein.

Als sie gegangen war und Zette, die sie hinausgebracht hatte, sich wieder mit Wieschen allein in der Nähstube zusammenfand, sagte Zette mit leichtem, gleichgültigen Achselzucken und im Tone lässiger Entschuldigung: „Du kannst einem nicht verdenken, wenn man nun, wo sie gekommen ist, freundlich mit ihr getan hat. Man hört auch mal gern was Lustiges. Und leid wird man's zuletzt, immer in ein Gesicht zu sehen wie in deins, in so ein lammfrommes.“

„Ja,“ antwortete Wieschen bescheiden.

Sie saßen dann zusammen um den Kaffeetisch, den die Mutter Johanne aufgetragen hatte. Sie stand noch, den mächtigen Brotlaib an die Brust genommen, ließ geschickt und fürsorgend das Messer durch die harte Kruste gleiten und legte jedem eine Rumschnitte an die Tasse.

Der Florentin kam gestrahlt und gestriegelt aus seiner Stube. Sein Wesen war unraffig, ihm war, er höre noch den Tanzschritt Regines schleifen, und wie er am Tisch neben dem Wieschen saß, hatte er die Füße um die Stuhlbeine, als wolle ihn die Regine mitreißen und er sträube sich noch dagegen. Ihr Lachen und ihre Stimme schallten noch wider im Haus, die Luft hatte von dem Goldschimmer ihres Haares getrunken, und der Florentin meinte, wohin er sah, sie stände in allen Winkeln und hinter den Türen und winke ihm zu mit ihrer Hand. Er trug Kragen und Manschette und seine gute Toppe, wie zum Ausgehen. An seiner Brust tickte seine Taschenuhr, Wieschen meinte, seinen unruhigen Herzschlag darin zu hören.

Zette randete die Krusten ihres Brotes ab, bestrich und aß das Weiße, lobte ihr Kaffeeschöllchen und erzählte von Regines Kleid. „Schneeweiß, für's Tanzen. Und blaue Schluppen zu ihrem roten Haar. Da soll noch keiner so fein gegangen sein aus meiner Rundschaft wie die Regine.“

Wieschen langte nach Zettes Brotkrusten und tunkte sie für sich ein. Die Mutter Johanne leckte am Finger, stippte die Krumen vom Tisch auf, mümmelte daran und sagte: „Es muß auch mal ein weißes haben, das Wieschen.“

Sie saßen noch eine Weile, wie sie mit essen und reden fertig waren; der Florentin hatte nur geschwiegen. Wieschen bedachte sich, ihm ein versöhnliches Wort zu sagen, in ähnlicher Absicht, wie heute früh der Händedruck, da stieß

er seinen Stuhl zurück, sprang auf, kippte seine Tasse in die Unterschale und verließ Stube und Haus. „Brennt's wo?“ fragte Zette ihm nach, meinte dann kichernd: „Am End' hat die Regine das Haus angesteckt mit ihrem Brandhaar.“

Wieschen lauschte den Schritten des Florentin nach, sie nahmen die Richtung 'in das Dorf, wo die Molterschlucht lag. Sie wollte seine Schritte zählen, soweit sie lauschen konnte, aber er ging wie mit scheuem Schleichen, und sie verkam in allem Takt. Ihre Hände krümmten sich zu Krallen, als wolle sie sich in sein Zeug hängen, um ihn da zu behalten. Sie hätte die Hand heben und schwören können, er sei zu Regine gegangen, so war sie in Gewißheit um ihn, während sie sich dennoch in ihrem Geiste in die Knie warf wie ein angeplödetes Lamm, welches seinen Rasen bis auf den Grund abgeweidet hat und nach einem grünen Blatte die Lippe streckt; so langte sie nach dem spärlichen Grün einer einzigen kleinen Öffnung um ihn.

Die Mutter Johanne verblieb in der Küchenstube und besaßte sich mit dem Volkskalender, dem Ravensberger, der für einen, welcher sinnig las, die zwei- und fünfzig Sonntage einer Jahresrunde aushielt. Zette war in das Dorf gegangen. So saß Wieschen allein und sah durch das offene Nähstubenfenster in den Garten. Es war ein Ding in ihr aufgesprungen, welches immer wieder in ihr aufstand, wenn sie es niedergezwungen hatte. Es steckte ihr im Blut, krümmte ihr die Finger zu Krallen und stocherte sie an mit seiner spitzer Zunge: „Hol' ihn dir wieder, deinen Florin. Laß ihn der andern nicht!“ Wieschen rechte sich und trat mit dem Fuße auf das Ding. „Jetzt will ich meine Kraft zeigen,“ sagte sie ihm stolz und siegesfest. Sie schlurte mit den Schuhen, als hätte sie in Wahrheit etwas zertreten. Aber wie doppelt geworden hob es sich vor ihr auf und umgab sie von den Seiten, sagte ihr in jedes Ohr ein anderes Wort und verwirrte ihr alles Verstehen.

Im Garten draußen in der Sonne waren die Blumen des Sommers voll. Die Bienen sorgten und sangen um ihren Honig, sie kannten keinen Sonntag bei ihrer Arbeit, oder sie erkannten im Honigsammeln aller Alltage nur ihren einen und einzigen Lebenssonntag. Die Schmetterlinge, die noch von keiner Arbeit je müde geworden waren, hatten ein leichtes, ganz leichtes Gaukeln im Garten über den Blumen des Florentin Kley. Es kam ein goldener dem Wieschen in das Fenster und über den Kopf geflogen, aber er taumelte zurück wie verirrt, vielleicht weil die Augen des Mädchens ihn zu schwer ansahen, als wollten sie ihm den Flügelstaub bedrücken, oder weil dem Wieschen die Augen in dem blassen Gesicht standen wie weiße Gartenblumen in einer weißen Scherbe.

Als Zette heim kam, fand sie das Mädchen verweint. Sie räusperte sich, zog ihr Sacktuch aus der Tasche, ein weißes zuerst und zugeweiht ein buntes, wuschte sich mit dem letzteren den Mund und steckte die Tücher zurück in die Tasche, zuoberst das weiße. Sie hatte draußen viel Klatzsch gehalten und mochte meinen, das Wieschen sähe ihren Namen noch an ihrem, Zettes, Munde hängen.

„Es geht wieder daher heute bei der Rolterschlucht,“ erzählte sie dann. „Sie sind rein toll heutzutage. Sie müssen tanzen, und wenn bloß ein gemeiner Sonntag ist. Alles Voll ist da.“ Sie nannte mit nachdrücklicher Wichtigkeit die Namen der einzelnen Mädchen und Burschen, welche insonderheit die Dorfjugend ausmachten, ein guter Karren voll leichter Ware, von der es besser gewesen wäre, man hätte sie zum Dorf hinausgeschoben und zöge eine neue Brut dafür an.

Wieschen hob die Hände, als wolle sie des Florentin Namen hinnehmen, ließ sie aber sinken, als Jette ausgerebet hatte, ohne ihn genannt zu haben. Dann fragte Jette unvermittelt: „Möchtest du je einmal mit denen tanzen?“

„Wie meinst du?“ fragte Wieschen erstaunt. „Lieber möcht' ich, ihr alle ginget hinter meinem Sarge her, ehe daß einer mit mir ausginge zu tanzen. Es 'hört Sonntags nicht hin für einen, der sich hierzuland ganz ordentlich hält. Aber warum meinst du bloß, Jette?“

Sie antwortete nebenhin, während sie schon hinaus ging, um nach anderem zu sehen: „Ich dachte nur, als ich den Florentin eben dastehen sah beim Sonntagsvoll an der Rolterschlucht: das Wieschen geht auch noch mal hin.“

Wieschen fühlte sich unsichtbar angefaßt, war nur wie mitgezogen, als sie aufstand und hinaus ging. Sie ging oben durch die Gärtnerei, trat durch eine kleine Pforte ins Feld und bog durch Aderfurchen gegen die Straße hinunter und zurück. Sie pflückte aus dem blütenstaubenden Roggen vollblühende Mohblumen, von denen sich die Blätter verloren, weil sie mit dem Arm schlenkerte. Wieschen sah es nicht. Sie ging wie verloren und ließ sich den Weg anzeigen von dem Fremden, das mit ihr war.

Wieschen war den Mädchen, welche vor dem Wirtshaus herumstanden, im Wesen und Verlehr fremd, aber sie kannte die einzelnen leicht an ihren Kleidern, die sie genäht hatte und sprach mit jedem. Sie sicherten untereinander und wunderten sich über das Wieschen Maßmann. Wieschen hörte ihre Frage: „Was will die bloß?“ Da zeigte sie die Blumen, die nur noch Stiele waren. „Ich bin im Feld gewesen und kam just hier herunter.“

Der Florentin stand gegen eine der Linden gelehnt, stur, wie sonst die Leiter, die er daran legte zum Beschneiden der Bäume. Regine war um ihn, hatte einen Finger in ein offenes Knopfloch seiner Joppe gesteckt, daß er nicht von ihr weg konnte. Warum er so weggeleilt wäre heute morgen um Kirchzeit, wie sie ihm gewinkt hätte, fragte sie ihn. Ihre Stimme war wie singend, wenn sie seinen Namen nannte, sie schob die Zunge zwischen den Lippen her, als lecke sie einer Süßigkeit nach.

Er sah das Wieschen, und hatte er eben der Regine auf ihre Frage nach seinem stillen schenen Wesen Bescheid gegeben, so sagte er jetzt: „Laß mich doch los!“

Wieschen trat gegen die beiden an, mit ein paar ihrer langen festen Schritte war sie bei ihnen. Sie hielt die Stiele der Feldblumen in halb gehobener

Hand, und hiermit wie mit der Art ihres Ganges war's, als wolle sie mit einer Rute zwischen die beiden treten. Regine ließ aber erst von dem Burschen ab, als von der anderen Seite her die Eigenschaft als Kellnerin von ihr gefordert wurde. Es waren noch fremde Gäste da, zwischen denen sie Gläser hin und her zu tragen hatte, und es konnte vorkommen, daß wirklich vornehme Stadtherren an ihren Armen, an ihren starken Hüften herumstrichen, als hätten sie es nötig, ihre Vornehmheit auf diese Weise einmal an diesem gefälligen Mädchen abzustreifen. Die Regine wirbelte Staub auf wie ein neuer Wesen. So verlor sie sich. Sie trug sich in Gedanken aber so fest mit dem Kley, als hätte sie den Finger noch in seinem Knopfloch hängen.

Wieschen sagte leise und ungeduldig: „Komm doch mit heim, Florin.“ Die Innigkeit, mit der sie sprach, kam aus so reinsten Seele, als steige Duft aus einem Blumenkelch. Sie war sich bis da ihres Weges so unbewußt gewesen, daß sie erschrak, als sie den Burschen ansah und ein Lächeln in seinem Gesicht fand; ganz klein, aber als könne es wachsen, so war dieses Lächeln. Da rief ihr reines Inneres sie an: „Was tatest du?“ —

Der Florentin war mit ihr heimgegangen, und sie hatte leichtsin die Stielruten aus ihren Händen geworfen. Sie fühlte sich jetzt, als hätte sie sich gegen sich selbst entwaффnet.

(Fortsetzung folgt)



Heimatismuseen

Von A. von Uerswald-Heiligengrabe



in Heimatismuseum, das seinem Namen und seiner Aufgabe entspräche, müßte in großen Zügen eine Erläuterung, man möchte sagen eine Illustration der Heimat geben, der Erdgeschichte sowohl wie der Menschheitsgeschichte, wie sie sich seit Urzeiten abgespielt hat. Das wäre das Ideal, dem es nachstreben sollte, das Ziel. Nicht minder wichtig aber ist der Weg, der zur Verwirklichung eines solchen Zieles eingeschlagen wird, ja, dieser Weg ist sogar noch wichtiger, als das Ziel selbst.

Gerade bei einem Heimatismuseum kommt es darauf an, daß nicht eine tote Sammlung geschaffen wird, die Fremde vielleicht als Sehenswürdigkeit besuchen und die im übrigen ungenutzt bleibt, — hier gilt es ein Werk zu schaffen, von dem tausend Fäden in das Leben laufen, so daß das Leben ganz von selbst, ganz natürlich wieder hereinflutet. Nur eine solche Sammlung dürfen wir ein Heimatismuseum nennen, jede andere ist nur gleichsam als eine Filiale jener

großen Museen zu betrachten, die lediglich der Wissenschaft dienen, und damit zwar auch der Menschheit, aber niemals so unmittelbar, wie ein Heimatismuseum es eben tun müßte.

Wie aber ist dies zu erreichen? Ja, ist es überhaupt zu erreichen?

Auf diese Frage kann ich Antwort geben, und das ist der Zweck meiner Zeilen. Ich möchte einer breiteren Öffentlichkeit von einem Werke erzählen, dessen Bedeutung weit über seinen engen Kreis hinausgeht, das in Neuland führt und das der Heimatpflege Wege und Aufgaben weist, an denen diese bisher vorübergegangen ist, ohne ihrer Bedeutung gewahr zu werden.

Das frühere Kloster Heiligengrabe, jetzt evangelisches Stift und Erziehungsanstalt, in der Ostprignitz zwischen Wittstodt und Britzwall gelegen, ist durch eine Reihe glücklicher Umstände und eigenartiger Momente in den Besitz eines Heimatismuseums gelangt. Erwachsen ist dies Museum aus den geringfügigsten Anfängen. Ein paar Steinmesserchen, Schaber und Bohrer, von einem jungen Künstler in Rügen gefunden und nach Heiligengrabe gebracht, bildeten den Grundstock. Die Stücke, als Zeugen der ersten Versuche des Menschen, sich seiner Umwelt zu bemächtigen, wurden den Kindern gezeigt, und auch von den Besuchern, die sich das alte Kloster zum Ausflugsort wählten, besichtigt. Die Erklärungen, die den Leuten über die Gegenstände gegeben wurden, erweckten Interesse. Es fand sich, daß der eine oder der andere auch einen seltsam geformten Stein oder eine andere Merkwürdigkeit besaß. Er brachte sie herbei und war stolz, wenn sie in die kleine Sammlung aufgenommen wurde.

Der Gründer des kleinen Museums war mit einigen Volksschullehrern in Verbindung getreten, mit ihnen machte er Fahrten auf die Dörfer hinaus, erzählte den Leuten, lud sie ein das Museum zu besuchen, fragte nach Merkwürdigkeiten, die sie etwa gefunden hatten, und leitete so eine persönliche Verbindung mit der Bevölkerung ein. Die Leute zeigten sich dafür empfänglich und waren entschieden auch sachlich interessiert. Manch einer von ihnen hatte auf seinem Acker, bei seiner Arbeit Funde gemacht, die ihm wunderbar waren: merkwürdige Versteinerungen oder schön geglättete, gut zugehauene Steinwerkzeuge. Für das Unverstandene fand er nun eine Erklärung, in dem Museum sah er die gleichen Gegenstände aus anderem Gestein gefertigt, aus anderen Gegenden stammend. Früh wurde die Erfahrung gemacht, daß die Leute, Bauern, Handwerker, Tagelöhner, für das Allgemeine, das hier entstand und das ihnen jederzeit ohne Gegenleistung zugänglich war, freudig persönliche Opfer brachten. Angebote von Händlern für alte Wertstücke, Lebensbriefe usw. wurden stolz zurückgewiesen mit dem Bemerken: „das schenken wir lieber in unser Museum.“ Hierzu sei gleich bemerkt, daß das Museum von Prignitzern grundsätzlich nichts käuflich erwarb, daß die überwiesenen Geschenke aber Eigentum der Prignitz wurden.

Halbjährlich wurde über diese dem Museum gespendeten Stücke in den kleinen Provinzialblättchen mit Nennung des Namens der Geber quittiert. Das

machte viel Eindruck. Ebenso wurden vom Leiter des Museums ab und zu kleine Zeitungsartikel in den kleinen Blättern veröffentlicht, die Wert und Bedeutung des Museums und der einzelnen Fundstücke erläuterten. Die kleine Presse ist eine Macht. Sie wirkt gerade in den Kreisen, die sonst schwer zugänglich sind. Wer hier den rechten Ton und das rechte Wort findet, schafft sich eine große Einflußsphäre.

Bald wurde auch ersichtlich, welchen Wert die allgemeine Teilnahme für die Forschung selbst besaß. Die Brignitz hatte bis dahin prähistorisch für ziemlich uninteressant gegolten. Funde waren freilich auch früher gemacht worden, aber mehr Zufalls- und Einzelfunde; wirklich erschöpfende, wissenschaftliche Ausgrabungen hatten so gut wie garnicht stattgefunden. Einige dieser Funde waren in das Berliner Märtsche Museum gewandert, andere waren in Privathänden geblieben und oft völlig verschollen. Nach dem Vorhandenen konnte man sich kein Bild von der Vorgeschichte der Brignitz machen. Das wurde nun anders. Aus den verschiedensten Ortschaften kamen Geschenke an das Museum: Steingeräte in großer Zahl, ungeschliffene, roh zugeschlagene, die in der Brignitz die ältere Steinzeit repräsentieren, und Werkzeuge von großer Schönheit der Form und Arbeit aus der jüngeren Steinzeit. Sie bewiesen, daß die Brignitz schon seit 4000 v. Chr. kein unbewohnbares Sumpfland mehr war, daß schon damals hier Menschen leben konnten und lebten, und zwar Menschen, die es verstanden, sich aus den hier vorkommenden Gesteinsarten Waffen zu schaffen.

Weit überraschender noch aber waren die Funde aus der Bronzezeit. Diese Funde entstammen fast alle großen Urnenfriedhöfen und werden meist dadurch entdeckt, daß der Pflug Scherben an das Tageslicht bringt oder daß der Bauer oder der Knecht beim Steinroden auf den Ädern auf eine Steinpackung stößt, die ein Urnengrab umschließt. Früher war damit das Schicksal eines solchen Begräbnisplatzes besiegelt. Die Urnen wurden zerstört und ihr Inhalt verstreut. Nachdem aber die Leute begriffen haben, welchen Wert diese Dinge für das Museum besitzen, wieviel oft nur eine einzige Scherbe dem kundigen Auge zu sagen vermag, kommt das nicht mehr vor. Entweder der Bauer selbst oder der Lehrer des Dorfes erstattet dem Museum Meldung von dem Fund. Es ist erstaunlich, in welcher Weise sich nun für den rückschauenden Blick die Brignitz belebt. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß wohl kein Dorf existiert, bei dem nicht ein Begräbnisplatz in der Nähe Kunde von früherer Besiedlung gäbe. Oft verrät Form und Inhalt der Urnen, daß der Begräbnisplatz jahrhundertlang in Benutzung gewesen ist, von der Bronzezeit in die La Tènezeit herüber. Die Beigaben — Geräte, Messer, Nadeln aus Bronze und aus Eisen — zeigen Geschmaç, Schönheitsfönn und hohe technische Fertigkeit. Daß sie nicht importiert, sondern im Lande gearbeitet sind, ergibt sich einmal daraus, daß wir Spuren der Herstellung, z. B. geschmolzene Bronze, finden, zum anderen daraus, daß ihre Form und die Art der Bearbeitung erheblich von anderen, so etwa von den römischen Funden abweicht.

Schon aus diesen wenigen Beispielen läßt sich erkennen, welchen Gewinn die Wissenschaft, hier in erster Linie das wissenschaftlich arbeitende Heimatmuseum, von solch allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung hat. Das Schöne aber ist die Wechselwirkung, der Gewinn, die Bereicherung, die durch die Arbeit des Museums zurückströmt in die Bevölkerung.

Man achte den Wert dessen, was die Leute empfangen, nicht gering. Die Geschichte ihrer Heimat gewinnt Gestalt vor ihren Augen. Aus ihrem eigenen Grund und Boden wächst sie ihnen in greifbaren Funden entgegen. Den mit aller Sorgfalt und aller wissenschaftlichen Gründlichkeit geleiteten Ausgrabungen wohnen sie meist mit hohem Interesse bei. Es kommt vor, daß der Bauer seine dringliche Selbstbestellung im Stich läßt, um keine Phase der Ausgrabung zu verlieren. Wenn er dann in das Museum kommt, sieht er die Funde geordnet, aufgestellt und mit ausführlichen Erklärungen versehen. Daneben findet er verwandte Dinge aus benachbarten Ortschaften, die ihm auch heimtlich und vertraut sind, deren Lage er sich leicht vergegenwärtigen kann. Durch Vorträge, die der Leiter des Museums an Familienabenden winters in verschiedenen Ortschaften hält, wird dafür gesorgt, daß den Leuten diese Vergangenheit in lebendigem Zusammenhang als Ganzes dargestellt wird. Ihre Heimatliebe vertieft sich, ihr Sinn für die Schönheit und Eigentümlichkeit ihrer Gegend wird geweckt. In ihr Leben sind nun Interessen getragen, die wahrhaft bodenständiger Natur sind.

Es ist wahrlich nicht gleichgültig, daß die Jungen bei ihren Schulausflügen das Museum besuchen und es lernen, sich für das zu interessieren, was ihr Heimatboden ihnen erzählt. Jeder rechte Junge hat von Natur den Trieb, sich der Umwelt zu bemächtigen, seine Tasche pflegt meist selbst ein kleines Museum darzustellen. Diese Naturanlagen gilt es zu benutzen, auf ihnen weiterzubauen, um Sinn und Blick und Herz zu weiten. In dem Heimatmuseum sollen die Kinder für das Leben lernen, dort sollen sie einen offenen Blick gewinnen für Natur und Geschichte. Nicht stumpf und teilnahmslos sollen sie an den gewaltigen Zeugen einer großen Vergangenheit vorübergehen. Staunen sollen sie über die Arbeit, die der Mensch, hineingestellt in eine ihm fremde, feindliche Natur, geleistet hat, von jenen ersten Anfängen an, als er einen Stein hob, sich gegen die Tiere des Waldes zu wehren, durch alle Stufen hindurch, bis zu der Herstellung kunstreich geschmiedeter Waffen der Bronzezeit und weiter hinein bis in unsere Tage mit dem atemlosen Fortschritt auf jedem Gebiet. Ehrfurcht sollen sie lernen und erkennen, daß vielleicht intensivere Geistesarbeit dazu gehörte, aus sprödem Material den ersten Hammer, den ersten Meißel, das erste Messer zu schlagen, als heute, stehend auf einer Jahrtausend alten Technik, ein Luftschiff zu bauen. Stolz soll ihr Herz schlagen, daß sie Germanen sind und im germanischen Lande wohnen, wenn sie den kühnen Geist und das stolze Fühlen ihrer Vorfahren an den mächtigen Hügelgräbern erkennen. Das Königsgrab von Sebbin, dessen Inhalt in das Berliner Märkische Museum gewandert ist,

ist nicht das einzige ruhmreiche Zeugnis, wie Germanen ihre gefallenen Helden zu ehren wußten. Gewaltige Begräbnisstätten, Hügel, mit knorrigen Kiefern bestanden, finden sich noch hier und dort in einsamen Gegenden der Prignitz. Auch in diesen Jungen wird das Heimatmuseum sich Mitarbeiter gewinnen, sich selbst zum Nutzen. Aber noch einmal sei es gesagt, weit wichtiger ist der Nutzen, den die Leute selbst haben. Wichtig auf diesem Gebiet ist alles, was dem Volk, dem einfachen Mann Gelegenheit zur Mitarbeit gibt. Mitarbeit erzieht zur Mitfreude, zum Mitinteresse. Geschieht solche Arbeit an einer Sache von allgemeiner Bedeutung, zu allgemeinem Nutzen, so ist sie von doppeltem Werte. Sie lehrt dem in enge Lebensbegrenztheit Gespannten, der oft in Gefahr steht, darin zu verknöchern, den Blick für höhere Güter.

Das alles sind keine Theorien, sondern einfach der Beobachtung entsprungene Erfahrungen, die wir in dem Prignitzmuseum gemacht haben und die sich schier zahlenmäßig nachweisen lassen. Ein Buch, in das die Besucher des Museums nach beendetem Rundgang ihren Namen eintragen müssen, bekundet das immer wachsende Interesse der Bevölkerung. Im ersten Jahre, in dem es auslag, hatten sich etwa zweitausend Personen eingeschrieben, im zweiten Jahre waren es schon dreitausend, und in diesem Jahre dürften es weit über viertausend sein, sind doch allein in einer Woche, ausschließlich des Sonntags, dreihundertfünf- undsechzig Menschen hier gewesen, allein in den Monaten Mai und Juni gegen dreißig Schulen. Und die Besucher sind nur zum geringsten Teil Touristen, weitaus der größte Teil sind Bauern, Handwerker, Arbeiter, die nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen kommen.

Welches Museum Deutschlands kann sich damit vergleichen? Ein völliges Unikum aber dürfte es sein, daß eine der hiesigen Bauerngemeinden einen Jahresbeitrag von 10 Mark für das Museum bewilligt hat „in Anerkennung seines kulturellen Wertes“. Ebenso hat sich ein Handwerkerverein zu einem jährlichen Beitrag verpflichtet. Andere Gemeinden, andere Vereine werden folgen, das ist nur eine Frage der Zeit.

Damit ist auch der gewiß nicht unwichtige Punkt berührt, aus wofür Mitteln das Museum besteht. Es erhält Zuschüsse vom Stift, vom Kreise und von der Provinz, die aber zusammen die Summe von 600 Mark nicht übersteigen. Als Ausgabe steht dem gegenüber die Anschaffung großer, teurer Schränke, die durch Ausgrabungen verursachten Kosten und die Besoldung eines Arbeiters, der die Urnen kittet und die gefundenen Gegenstände konserviert. Daß die erwähnte Summe dafür unzureichend ist, braucht nicht gesagt zu werden. Ergänzt wird sie durch eine im Museum aufgestellte Büchse für freiwillige Gaben, in die besonders die kleinen Leute oft große Scherflein tun, zum Dank dafür, daß das Museum täglich vom Morgen bis zum Abend für jeden unentgeltlich geöffnet ist und daß jederzeit für Führung mit verständnisvoller Erklärung gesorgt ist. Immerhin wird jetzt zur Beschaffung ausreichender Mittel die Gründung eines Museumsvereins angestrebt. Daß das Werk unter

den jetzigen Umständen so weit geführt werden konnte, war nur durch die hingebende, selbstlose Arbeit aller Beteiligten, vor allem des Gründers und Museumsleiters möglich, aber gerade dieser Umstand hat die wirksamste Werbestraft bewiesen. Selbstlosigkeit weckt Selbstlosigkeit, hingebende Arbeit spornt zur Hilfe an.

Wir suchen Schlüssel zum Herzen des Volkes, wir suchen Handhaben, an ihm zu arbeiten. Hier ist ein Gebiet, das in natürlichster Weise ein Zusammenarbeiten erlaubt, auf dem eine Wechselwirkung wohlthuendster Art möglich ist. Wer wird dabei der Gewinnende sein? Wir wollen den Anderen das Gute bringen, aber es ist gewiß, auch auf uns strömt Segen zurück.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kolonialfragen

Walvischbai. Südlich von Swakopmund, am linken Ufer des Swakop, erheben sich massige Sanddünen, die sich etwa 3 Kilometer vom Meere aus ins Land erstrecken und nach Süden zu allmählich verschwinden. Sie bedecken den größten Teil des hier beginnenden englischen Gebietes von Walvischbai, das im Norden durch den Swakop bis zu einem Punkte etwa 10 Kilometer landeinwärts, im Osten durch eine von diesem Punkte aus in südlicher Richtung bis Rooibank gehende Linie begrenzt wird. Von Rooibank aus verläuft die Grenze etwas nordwestlich geneigt bis zum Atlantischen Ozean. Das gewaltige Hafenbecken ist in dieses Gebiet eingeschlossen.

Als bei den Marokkoverhandlungen von der Presse die Frage der Abrundung und Vereinigung des deutschen Kolonialbesitzes eingehend behandelt wurde, bildete auch die englische Enklave im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiet und die Möglichkeit ihrer Erwerbung durch Deutschland den Gegenstand vielfacher Erörterungen. Sogar von einem Anerbieten der englischen Regierung, Walvischbai uns zu überlassen, wurde gesprochen.

Walvischbai und sämtliche der Küste von Deutsch-Südwestafrika vorgelagerten Inseln waren schon eine Reihe von Jahren vor der am 6. August 1884 in Angra Pequena — der heutigen Lüderiksbucht — erfolgten Hissung

der deutschen Flagge unbestritten in britischem Besitz. Die Umstände, unter denen sich die Erwerbung vollzog, lassen erkennen, wie wenig das heutige deutsche Schutzgebiet damals bekannt war und wie wenig es begehrt wurde. Auf Veranlassung Bismarcks, den die infolge der erbitterten Kämpfe zwischen Hereros und Hottentotten arg bedrängten Angehörigen der Rheinischen Mission und die deutschen Händler im Jahre 1868 um Schutz gebeten hatten, versprach die englische Regierung, den Deutschen dort in gleicher Weise Schutz zu gewähren wie den eigenen Untertanen. Es ging dann auch einige Jahre später der britische Kommissar Palgrave ins Land, der die streitenden Anführer der Hereros und Hottentotten zum Frieden und zur Anerkennung der britischen Oberhoheit bewegen sollte. Palgrave erreichte sein Ziel nicht, denn kurz vor Beendigung seiner Verhandlungen mit den Häuptlingen brachen die Feindseligkeiten aufs neue aus und Palgrave mußte das Land verlassen. England mochte nach diesen Erfahrungen wenig Neigung haben, das noch sehr unruhige Land unter seine Herrschaft zu bringen, zumal es damals durch den eben erst entstehenden ersten Unabhängigkeitskrieg der Buren stark in Anspruch genommen wurde; es beschränkte sich deshalb auf die Erwerbung von Walvischbai, das ihm als künftige Kohlenstation verwendbar erschien, und der an der Küste zwischen Walvischbai und der Oranje-

mündung liegenden Guanoinseln. Die Balfischbai und das Land im Umkreis von fünfzehn englischen Meilen um die durch Kapitän Sullivan gehißte englische Flagge wurde am 12. März 1878 zu britischem Besitz erklärt. Von einer weiteren Ausdehnung seines südafrikanischen Kolonialbesitzes über den Oranje hinaus und von einer Vergrößerung des Gebietes von Balfischbai wollte England auch in der Folgezeit nichts wissen und verständigte deshalb die Kapregierung davon, daß es solchen Plänen seine Unterstützung versagen werde. Damit hatte sich England jeder Verpflichtung entledigt, den deutschen Händlern und Missionaren, die sich über Balfischbai hinaus ins Innere des Landes begeben hatten, Schutz vor den Eingeborenen zu gewähren. Die Kapregierung hatte infolge davon ein solches unmittelbar an sie gerichtetes Ersuchen im Jahre 1881 ausdrücklich abgelehnt. Bei dieser Haltung Englands konnten dem Erwerb der noch nicht in Besitz genommenen Gebiete durch das Deutsche Reich ernstere Schwierigkeiten nicht mehr bereitet werden. Die Besitzergreifung durch Deutschland begann mit den Landertwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderik bei Angra Pequena, die Bismarck unter deutschen Schutz stellte.

Mit der zunehmenden Besiedlung des Landes mußte die Tatsache, daß der erste natürliche Eingangspunkt ins Schutzgebiet in britischem Besitz war, unbequem und lästig werden. Hauptmann von François errichtete deshalb im Jahre 1892 am nördlichen Swakopufer eine Station und gab sich alle Mühe, den Landungsverkehr hierher zu lenken. Das gelang, nachdem eine geeignete Landungsstelle festgestellt worden war und nachdem die Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika eine regelmäßige Dampferverbindung nach der Swakopmündung geschaffen hatte. Im Jahre 1894 hatten sich bereits sechs deutsche Handelsfirmen hier niedergelassen und damit hatte Swakopmund mit seinen ungünstigen, ja gefährlichen Landungsverhältnissen den Hafenplatz Balfischbai überflügelt. Gleichwohl suchte die Kapregierung in der ersten Zeit den Platz nach Kräften zu halten. Heute entspricht freilich der dort vorhandene Beamtenstab nicht mehr der Bedeutung des

Platzes und läßt sich allenfalls durch die große Entfernung des zu verwaltenden Gebietes vom Sitz der Regierungszentrale und durch seine eigenartige Lage mitten in einem fremden Lande rechtfertigen. Ein nennenswerter Aufschwung wird auch durch die Tätigkeit der Balfanggesellschaft, die sich dort niederlassen will oder inzwischen schon niedergelassen hat, nicht zu erwarten sein. Der „Ort“ Balfischbai besteht heute aus den wenigen Beamtenwohnhäusern, der evangelischen Mission mit dem einfachen, aber würdig aussehenden Gotteshause, zwei oder drei Geschäftshäusern, der Kondensatoranlage, die zur Herstellung von Trinkwasser aus Meerwasser dient, und aus einer Anzahl unbewohnter und verfallender Häuser, die dem Ort einen unsagbar traurigen und verlassenem Eindruck verleihen. Hinter den Häusern ragt die dunkle Masse der nicht großen und schon stark verbrauchten Kohlenvorräte empor. Lautlose Stille herrscht zwischen den Häusern und in der einen Straße, die aus den Häusern an der Missionskirche vorbei nach der Landungsbrücke führt; wir vermissen die tobende Brandung, die in Swakopmund die Pfähle des Piers mit wuchtigen Stößen anrennt und deren Rauschen man in den am Strande gelegenen Stadtteilen Tag und Nacht vernimmt. Endlos dehnt sich das Hafenbecken aus, kaum vermag man in der flimmernden Sonne die im Westen sich vorschiebende Landzunge mit ihren Schiffsfahrtszeichen zu erkennen. Das Wasser ist vollständig ruhig, nur am Strande hupfen kleine Wellen über den feinen grau-weißen Sand dahin. Tausende von Flamingos beleben den südlichen Teil der Bucht, unzählige Möwen schwirren hin und her, auch der Pelikan ist eine häufige Erscheinung. Aber die Größe der Bucht und ihre überaus günstige Lage genügen nicht allein zu einem für die Schifffahrt brauchbaren Hafen. Infolge der von Jahr zu Jahr fortschreitenden Versandung, die durch Sturmfluten, die bisweilen vom Norden her hereinschlagen, noch gefördert wird, ist das Wasser außerordentlich flach. Die wenigen Dampfer, die Balfischbai besuchen, können deshalb nur mit größter Vorsicht in das Hafenbecken einlaufen und müssen mehrere Kilometer von der eigentlichen Landungsstelle entfernt vor

Anter gehen. Es würde enormer Kosten bedürfen, um durch Ausbaggern den Hafen einigermaßen brauchbar zu machen, abgesehen davon, daß auch die notwendigen Anlagen zum Landen, also vor allem auch eine umfangreiche Uferbefestigung geschaffen werden müßten. Aber daran denkt England gar nicht. In Swalopmund dagegen hat das Reich bereits Millionen für bessere Landungsverhältnisse aufgewendet und tut das noch heute; eben erst hat man dort mit dem Bau der neuen großen Landungsbrücke begonnen, die über 600 Meter lang werden soll, über den Bereich der Brecher hinausführen und damit die Landung von Personen und Gütern weniger unbequem und gefährlich ermöglichen wird, als es bisher der Fall war. Würde nun Baltschbai jetzt deutsch werden und man wollte den Hafen nutzbar machen, so würde man wohl mindestens denselben Betrag, der für die Verbesserung der Swalopmunder Landungsverhältnisse notwendig war und noch wird, noch einmal ausgeben müssen. Damit ist es aber noch nicht getan. Man würde außerdem noch, um den Verkehr von Baltschbai aus nach dem Innern zu ermöglichen, entweder eine Eisenbahn, die die Dünen von Baltschbai umgeht und dann in die Otavibahn einmündet, oder eine Verbindungsbahn von Baltschbai nach Swalopmund durch die Dünen bauen müssen, wobei in jedem Falle bedeutende Geländeschwierigkeiten zu überwinden wären, die wiederum bedeutende Kosten verursachen würden. Schließlich wird man doch wohl auch Bedenken tragen, den wichtigen Handelsplatz Swalopmund, der jetzt wirtschaftlich leidlich gefestigt ist, in seiner weiteren ruhig fortschreitenden Entwicklung zu beeinträchtigen. Eine Verminderung des Wertes an Grund und Boden und eine Rahmlegung der zahlreichen dort vorhandenen kaufmännischen Geschäfte und gewerblichen Betriebe würde die unmittelbare Folge der Ablenkung des Verkehrs sein. Man wird also dahin kommen müssen zu sagen, daß es heute zu spät ist, Baltschbai, falls es deutsch würde, zu einem brauchbaren Hafen auszubauen. Andererseits würde es aber verfehlt sein, eine sich etwa bietende günstige Gelegenheit, das Gebiet von Baltschbai zu annehmbaren Bedingungen zu erwerben, vorübergehen zu lassen.

Sein wirtschaftlicher Wert ist ja gering, denn es liegt in dem vollständig sterilen und regenlosen Büstengürtel, der „Ramib“, die das Hinterland vom Meere trennt. Auch werden gewisse Verwaltungskosten nicht zu vermeiden sein; man wird mindestens eine Zoll- oder eine Polizeistation mit vielleicht zwei oder drei Beamten einrichten müssen. Will England ein paar Hunderttausend Mark für das Stück Büste und das versandete Hafenbecken haben, so greife man zu, dann ist doch wenigstens das ganze Festland von Deutsch-Südwestafrika ausnahmslos in deutschem Besitz. Millionen dafür aufzuwenden wäre schade.

Hans Köhler-Pegau

Genealogie

Eine Persönlichkeit, die der „Semigotha“ in besonders beurteilenswerter Weise verunglimpft, ist der kaiserlich deutsche Botschafter zu Paris: Freiherr Wilhelm von Schoen. Auf einzelnes gehe ich hier nicht ein. Von seinem Geschlechte heißt es, es sei „aus dem Stamme Isaschar (Scheschem) — und aus der uralten Wormser Judengemeinde“. Davon ist kein Wort wahr! Die Stammreihe der Schoen ist bis jetzt erforscht bis zurück auf Hans Valentin Schön, der um 1690 Schultheiß zu Colgenstein war. Dessen Sohn Hans Valentin verheiratete sich im Jahre 1668 mit Susanna, Tochter des verstorbenen Magisters Hieronymus Hosen. Beider Sohn war: Johann, geboren 1674, Bürger zu Grünstadt, gestorben 1752, der sich im Jahre 1695 mit einer Anna Barbara verheiratet hat, deren Geschlechtsname vorläufig nicht zu ermitteln gewesen ist. Aus dieser Ehe stammte Johann Georg Schön, Bürger und Almosenpfleger zu Dürkheim, geboren 1709, gestorben 1743, verheiratet um 1734 mit Anna Margareta, geborenen Dürkles. Aus der Schön-Dürkleschen Ehe stammte: Georg Friedrich Schön, geboren 1741. Er ist lutherischer Pfarrer zu Weckheim gewesen und hatte sich im Jahre 1771 mit Anna Katharina, geborenen Kiernur, verheiratet, die ihrerseits eine Tochter des Superintendents Georg Karl Kiernur gewesen ist, der schwedischer Herkunft war. Aus der Schön-Kiernurschen Ehe stammte: Friedrich August, geboren 1781, gestorben 1859, seit 1804 verheiratet mit Christine Elisabeth, geborenen

Roth. Weider Sohn war: Johann August, geboren 1821, der sich 1840 mit Marie Barbara Heyl verheiratete und Teilhaber der Heylschen Lederwerke zu Worms wurde. Er starb 1856. Zu seiner Zeit wurde anscheinend die Schreibweise „Schoen“ die regelmäßige. Zwei Söhne aus dieser Schoen-Heylschen Ehe kommen hier in Betracht. Zunächst der ältere: Friedrich Wilhelm, geboren 1849, der im Königreich Bayern im Jahre 1909 den Erbadel erhielt, den Gelehrten des „Semigotha“ aber unbekannt ist (andernfalls hätten sie ihn mit seiner Nachkommenschaft in Abteilung IV aufführen müssen), und Wilhelm Eduard, geboren 1851, der oben erwähnte Diplomat. Sein Erbadel ist, als ein heftischer, vom Jahre 1885 und sein Freiherrenstand, als ein ebenfalls heftischer, vom Jahre 1909. Von jüdischer Abstammung ist also gar nicht die Rede! Nicht einmal die Angabe ist richtig, die Schön oder Schoen stammten aus Worms! In diesem Falle sieht man aber mit besonderer Deutlichkeit in die Werkstatt des „Semigotha“ hinein. Es genügt, daß die Eltern ihren Wohnsitz in Worms hatten und begütert waren! Nachgeprüft wird nicht und — die Abstammung aus der uralten Wormser Judengemeinde ist fertig! So darf man aber keine Genealogie treiben. Daß der „Semigotha“ das Geschlecht Heyl zu Worms, aus dem die Mutter der beiden vorgenannten Brüder Schoen stammt, die jetzigen Freiherren von Heyl zu Herrnsheim und von Heyl, in ebenso fahrlässiger Weise zu Unrecht eine „Wormser Judenfamilie“ sein läßt, werde ich in einem der nächsten Berichte zeigen.

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz-Berlin

Anmerkung des Herausgebers. Ich hatte den „Semigotha“ ernster genommen als er es augenscheinlich verdient. In den Grenzböten wird die Rassenforschung, wie aus einer ganzen Reihe tiefgründiger Untersuchungen und Buchbesprechungen hervorgeht, warm unterstützt. Als einen, wenn auch verunglückten Versuch, der Rassenforschung unter Beschränkung auf ein enges Gebiet zu dienen, habe ich auch den „Semigotha“ aufgefaßt und mich dementsprechend mit Herrn Dr. Kefule von Stradonitz ins Einvernehmen gesetzt. Eine nähere Betrachtung des „Semigotha“ und die Vornahme einzelner Stichproben ließ aller-

dings Zweifel darüber aufkommen, ob die Leitung des „Semigotha“ wirklich mit wissenschaftlichem Ernst und Verantwortungsgefühl an die Aufgabe herantretend sei. Das folgende an Herrn von Kefule gerichtete Schreiben gibt indessen Aufschluß.

„Sehr gelehrter Herr von Kefule,“ heißt es, „Ihre hochachtungsvoll und ergebenst geg. Bestellung ließen wir effektuieren, sie erinnert aber daran, daß Sie einen Aufsatz geschrieben, den wir als von einem Vollbluthebräer vermutet hätten, wenn nicht Ihr Name darunter stände. Eine Antwort haben Sie schon darauf in der Staatsbürgerzeitung vom 21.; aber auch wir werden sie nicht schuldig bleiben im „Allianzenbande“ und aufdecken, weshalb Sie uns angreifen — wenn Sie Ihre Angriffe nicht einstellen. Es wird dies in für Sie sehr unerfreulicher Weise geschehen —, machen Sie lieber Ihre nach oben Lieb-Kind-Genealogie weiter und zwingen Sie uns nicht, unangenehm zu werden. Wir können es — weshalb brauchen wir Ihnen wohl nicht zu sagen. Hochachtungsvoll das Redaktionskomitee.“

Also auf wissenschaftliche Wahrheit kommt es dem anonymen Komitee augenscheinlich nicht an!

Es ist selbstverständlich, daß die Drohung des Redaktionskomitees Herrn von Kefule nicht abhalten wird, seine begonnenen Richtigstellungen weiter fortzusetzen; sie sind sowohl im Interesse der Rassenforschung, wie auch zur möglichen Verhütung von weiterer politischer und persönlicher Verhörung notwendig, nachdem das Buch trotz der vor kurzem erfolgten Beschlagnahme in weite Kreise gedrungen ist. In den nächsten Heften werden die Berichtigungen für die Stammbäume folgender Familien folgen: Grafen und Freiherren von Schimmelmann, Freiherren von Heyl zu Herrnsheim, Freiherren von Kap-herr, von Treßlow-Friedrichsfelde, Hendel von Donnersmard, von Schoeller, von Ekene, von Wehmann des Stammes Mezler, Fürsten Kohary u. a. m. G. E.

Briefe

Der junge Ratz. Briefe an seine Eltern. (G. Fischer Verlag, Berlin.) Mit 9 Porträten und einem Faksimile. Geheftet 3,50 M., in Leinen 4,50 M.

Die banausenhafte Freude an intimen Bekenntnissen hat in unserer Zeit schon einen Berg von Tagebuch- und Briefveröffentlichungen hervorgebracht, deren Wert oft in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Umfang stand. Bei den Briefen, die der junge Rainz in dem Jahrzehnt vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre an seine Eltern schrieb, ist es nicht so, wenngleich man irgendeinen literarischen Wert in ihnen nicht findet und naturgemäß auch nicht suchen darf. Als die Zeugnisse einer selten ursprünglichen Künstlernatur indessen, als die Zeugnisse der Menschlichkeit des großen Schauspielers, den das Geschick frühzeitig zu einem König der Bühne machte und ihm diese Würde drei Jahrzehnte hindurch unbestritten bewahrte, sind diese Briefe wertvoll; sie gewähren das erlaubte, reizvoll-intime Vergnügen, in das ungeschminte Antlitz, in die Seele dessen zu schauen, den wir im Leben als den Meister der wechselnden Mienen bewunderten. In den Briefen, die der erstaunlich geschwinde Mensch in einem sehr lebhaften und ungenierten Stil hinwischte, erleben wir das erste Stück dieser sonderartigen Lebenskurve mit, erfahren, daß der Knabe Rainz hier und da auf die Bühne sprang, um dann im feirischen Marburg, wo er alles spielt, den ersten Tummelplatz seines Temperaments zu finden. In Leipzig kann den allzu schwächlichen jugendlichen „Gelden“ August Förster nicht halten, nach einem Krach zieht Rainz davon und findet bei den Meinigern offene Arme. Sein Ruhm fängt auf den Gastspielreisen an zu blühen, so daß er, dreiundzwanzigjährig, nach München berufen wird, wo ihn die Freundschaft König Ludwigs beglückt. Mit dem Telegramm aus Berlin über den „sensationalen“ Erfolg der ersten „Rabale und Liebe“-Vorstellung im Deutschen Theater, in der Rainz den Ferdinand spielte, schließt das Buch. Es kennzeichnet sich in diesen Briefen ein schönes Verhältnis zwischen Eltern und Sohn, das durch die Liebe und das Verständnis der Eltern zu dem Schauspielerberuf des Sohnes etwas Seltenes bekommt. Aber die gärtlichen und „raungenden“ Sohnesbriefe sind auch die Briefe eines jungen Genies, das durch sein lobendes Temperament die Welt entflammte und doch, ohne viel zu reflektieren,

schon genau wußte, was ihm zur Vollenbung noch fehlte und sich den Weg zum Außerordentlichen genau vorschrieb.

So lebt in diesem seinem Briefbuche der junge Rainz wieder vor uns auf, man glaubt das Feuer seines Auges, das Romeo's Liebesglut flammen konnte, zu sehen; er gewinnt uns aufs neue durch den sympathischen Zauber seiner Persönlichkeit und das Nachdenkliche, Besonnene, das später in Hamlets königlicher Philosophennatur seinen besten schauspielerischen Ausdruck fand, kündigt sich von ferne an. Aber noch ist er ganz der junge Rainz, mit heiterem, sieghaftem Antlitz und von keiner pessimistisch-intellektuellen Falte durchfurcht.

Dr. Max Adam-Berlin

Tagesfragen

Das Recht auf Klatsch. Es scheint mit der heutigen Verehrung des Athletischen, das einen leichten Kopf und ein leichtes Gemüt voraussetzt, zusammenzuhängen, wenn sich Stimmen erheben, die den Philister als eigentlichen „Kulturbewahrer“ feiern und die im Klatsch eine Art gesunder Übung der Sprechwerkzeuge erblicken. So hat ein mutiger Anonymus vor nicht langer Zeit in einer aufstrebenden Berliner Tageszeitung gewagt, die Unschädlichkeit des Klatsches mit Feuer zu vertreten, und die aufstrebende Redaktion unterließ jede Andeutung, daß sie die dreisten Syllogismen des Autors etwa durchschaute. Seine Schlussfolgerung lautete wörtlich: „Im allgemeinen ist der Klatsch ein harmloses Gewächs. Sogar harmloser als irgendwelche andere Unterhaltung . . . Man denke nur an den Klatsch ins Wasser. Wenn man die Hände zurückzieht, glättet sich der Wasserpiegel wieder. Es ist dabei gar nicht nötig, daß einer in den Fluten versunken ist.“ Der ehrliche Mann, der sich hier ganz erkennbar rechtfertigte, hatte nämlich, um sein Bild zu gewinnen, das Wasserpatzchen wegesklamotiert und dafür „Klatschen“ gesetzt, als sei der Volksmund ebenso unbeholfen wie mancher gewissenstranke Anonymus. Doch schon in unserer deutschen Bibel erscheint das Händeklatschen „über“ jemand als herabsetzendes Verfahren, und der Klatsch — als Hauptwort im Sprachgebrauch noch nicht sehr alt — kommt vom Laut der Britsche her, der die Aufmerksamkeit auf den hinter-

rücks damit Verführten lenken soll. Klatsch ist stets für das Objekt nachteilig, und die Bezeichnung „Klatscher“ eben deshalb ehrenrührig. Aber gibt es ein Recht auf Klatsch? Allerdings. Nichts wäre überflüssiger, weil nutzloser, als ein Kampf gegen die Klatschsucht bei Leuten, die das Erziehbarkeitsalter hinter sich haben. Wir haben Städte und Städtelein in Fülle, die für vornehm denkende Menschen auf die Dauer unbewohnbar sind. Klatsch ist das Kriterium geistiger Enge und intellektueller Blödsichtigkeit; er gedeiht in jeder Gesellschaft, die ihren geringen Gesamtwert dumpf empfindet und daher auf der Wacht steht gegen alle Elemente, die ihr Niveau zu sprengen fähig und mithin verdächtig sind. Was Fing dem Kunz anhängt, bleibt meist in der Freundschaft, aber der neue Bürgermeister oder der Assessor aus Berlin können nur durch berechnete Passivität und ähnliche Feinheiten vermeiden, daß der Klatsch gegen sie mobil macht. Ein besonderes Kapitel gebührt dem Gelehrtenklatsch, der in manchen „Fächern“ sogar international arbeitet; auch Parlaments-, Diplomaten- und Kolonialklatsch, letzterer durch den Buschkatsch noch besonders nuanciert, verdient besondere Beachtung. Mangel an Urteil über die Wichtigkeit der Einzelercheinung, verbunden mit sozialer Unreife, gewähren entschieden das Recht auf Klatsch, so lange man den minderen Mitbrüdern nicht Silentium auferlegen kann, was nur in ernstesten Zeiten schon mit Erfolg geschehen ist. Wer aber, sei es ein Individuum, ein Kreis, eine Schicht oder eine Bevölkerung, das schöne Recht nicht missen mag, bleibt im Massentypus leben, und es hat den Anschein, als bahne sich, der Hindernisse ungeachtet, eine Entwicklung daraufhin an. Denn gerade der Klatschberechtigte ist im Grunde eine suchende Seele ohne Flügel, die etwas zum Bewundern haben möchte und sich für alles blind begeistert, was Distanz hält. Zeppelin und die Aeroplane z. B. verdanken dieser immer markanten Eigenschaft den wahren Erfolg, darüber brauchte man sich nicht zu täuschen. Findet ein Großer auch auf ebener Erde einmal die rechte Distanz wieder, so wird sich der Klatsch ihm bereitwillig beugen. In dem Augenblicke, wo der

Klatsch selbst zu regieren aufhört und vielmehr regiert wird, wandelt er sich in die Legende um, — eine Luftverbesserung, die nachgerade ihren Wert hätte. C. U.

Literatur

Von Verdeutschungen des Rangonischen Ode auf den Tod Napoleons des Ersten „Il cinque Maggio“ (1821) lagen vereint bisher acht vor (man vgl. E. A. Reschias „Ventisette traduzioni in varie lingue“ . . ., Foligno, 1888). Zu diesen Übersetzungen des von Goethe gegen Eckermann hoch gepriesenen Gedichtes verweise ich auf noch fünf weitere: die von König Johann von Sachsen (u. a. i. d. B.-B. Nr. 33 der Leipziger Zeitung, 1879 *)), Peter Moser (u. a. i. d. „Progr. der Oberrealschule zu Innsbruck“, 1906/7, i. Verb. mit „Euphorien“, XIV., 1907, 784 ff.), Giacomo Mühlberg (Zeitschr. f. österr. Gymnas., XXX., 1879, 871 ff.), Wilhelm Ribbeck (Mitternachtsblatt, 1829, Nr. 62) und einem Unbekannten (Mildensche Übersetzung der „Verlobten“ Rangonis). Zu einer Sammlung sämtlicher Übertragungen habe ich in der Wossischen Zeitung, 1910, Nr. 235 zwar geraten, bin aber, seitdem ich erfahren, daß das „Partell lyrischer Autoren“ für eine bestimmte übrigens bei E. M. Sauer („Rangonistudie“, 1871 u. fg.) zuerst nachgedruckte Verdeutschung, fünfzig und vier Part. forderte, anderer Ansicht geworden. Meine fünf Nachträge sind, mit knappsten Lebensdaten der Übersetzer, der Heimat des Dichters, der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, überwiesen worden. Theodor Difel-Blasewitz

*) Hierzu vgl. man Johann Georgs, Herzogs zu Sachsen „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen“, 1911, Nr. 5, wo es in der Note 15 jedoch statt „1823“, 1821, bzw. 1822, zu heißen hat. Der ebendort (Note 14) erwähnte Stedtfuß sollte sich auch an der, zu Berlin 1828 erschienenen Sammlung (mit fünf Verdeutschungen) beteiligen, lehnte aber — „aus zu großer Bescheidenheit“ — seine Betätigung ab.



Reichs Spiegel

(vom 8. Juli bis 14. Juli)

Die jüngsten Änderungen des Reichsstrafgesetzbuchs

Novelle vom 19. Juni 1912 — Hausfriedensbruch — Schutz wehrloser Kinder — Diebstahl — Mildere Strafen — Telephonheimtisch — Schlosser und Wohnungsschlüssel — Milderungen des Gesetzes in Preußen

Bekanntlich ist seit längerer Zeit ein besonderer Ausschuß mit Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich beschäftigt. Da aber bis zum Erscheinen des neuen Gesetzes noch geraume Zeit vergehen wird, ist, um fühlbar gewordenen Mängeln abzuweichen, in der am 21. Juni in Berlin ausgegebenen Nr. 37 des Reichsgesetzblatts zu den bisherigen vielen Novellen zum Reichsstrafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 eine neue mit dem Datum des 19. Juni 1912 veröffentlicht worden.

Ihr Inhalt war schon im vorigen Reichstage eingebracht und beraten worden, das Gesetz kam aber infolge Schlusses der Legislaturperiode nicht zustande. Der neue Reichstag hat nun auf Grund eines Antrages des Abgeordneten Wellstein den Entwurf wiederum beraten und ihn — unter Ausschreibung der die Bestimmungen über Beleidigung, Erpressung und Tierquälerei abändernden Vorschriften — angenommen, worauf das Gesetz nun veröffentlicht ist.

Das Gesetz bringt folgende Änderungen:

1. Der vom Hausfriedensbruch handelnde § 123 hat eine völlig andere Fassung erhalten:

a) Fortan sind auch Räume, welche zum öffentlichen Verkehre bestimmt sind, z. B. Eisenbahnabteile und Straßenbahnwagen, gegen Verletzung des Hausfriedens geschützt.

b) Gemeinschaftlicher und mit Waffen begangener Hausfriedensbruch war bisher mit Gefängnis von 1 Woche bis 1 Jahr bedroht, jetzt nur noch mit Gefängnis von 1 Tag bis 1 Jahr und daneben mit Geldstrafe von 3 Mark bis 1000 Mark.

c) Diese Geldstrafe ist an erster Stelle angedroht, sie kann daher bei Uneintreibbarkeit auch nach § 28 Abs. 2 in Haft umgewandelt werden.

d) Der unter b) erwähnte schwere Fall des Hausfriedensbruchs mußte bisher von Amts wegen verfolgt werden, nur die Verfolgung des einfachen erforderte Vorliegen eines Strafantrages; nunmehr ist in allen Fällen Antrag nötig, und dieser kann auch zurückgenommen werden, worauf das Verfahren einzustellen ist.

2. In einem neuen Absatz 2 des § 223 a ist eine Bestimmung geschaffen, die einen stärkeren Schutz wehrloser Kinder gegen Mißhandlungen seitens der Fürsorgepflichtigen festsetzt; die Bestimmung sei ihrer Wichtigkeit wegen hier im Wortlaute mitgeteilt; § 223 a Abs. 2 lautet:

„Gleiche Strafe“ (d. h. Gefängnis nicht unter zwei Monaten) „tritt ein, wenn gegen eine noch nicht achtzehn Jahre alte oder wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit wehrlose Person, die der Fürsorge oder Obhut des Täters untersteht oder seinem Hausstande angehört oder die der Fürsorgepflichtige der Gewalt des Täters überlassen hat, eine Körperverletzung mittels grausamer oder boshafter Behandlung begangen wird.“

Die hier mit Strafe bedrohte Tat muß also von Personen begangen werden, die zur Fürsorge für ihr Opfer besonders berufen sind; als Täter kommen danach z. B. Eltern, Pflegeeltern, Vormünder, Geistliche, Lehrer, Erzieher, Ärzte, das Personal in Waisenhäusern und Gefängnissen, Dienstboten bezüglich der ihnen anvertrauten Kinder ihrer Herrschaft u. a. m. in Betracht; die „Grausamkeit“ der Behandlung ist ein mehr objektives Erfordernis, die „Boshaftigkeit“ ein mehr subjektives. Die angedrohte Strafe ermäßigt sich nach § 228 dann, wenn dem Täter mildernde Umstände zugubilligen sind, auf eine Gefängnisstrafe von einem Tage bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bis zu 1000 Mark.

3. Bisher stand auf Diebstahl lediglich Gefängnis; selbst in außerordentlich milde liegenden Fällen, wie z. B. in dem viel erwähnten, in dem eine arme Frau eine ganz geringe Menge Kohlen entwendet hatte, um ihren frierenden Kindern ein warmes Zimmer zu verschaffen, mußte auf Gefängnis erkannt werden, noch nicht einmal beim Vorliegen mildernder Umstände war Geldstrafe vorgesehen. Zur Beseitigung dieser viel erörterten Härte ist ein neuer § 248 a geschaffen, nach dem Geldstrafe (bis zu 300 Mark) oder Gefängnis, aber nur bis zu drei Monaten, demjenigen angedroht wird, der aus Not geringwertige Gegenstände entwendet oder unterschlägt; die Verfolgung soll außerdem nur auf Antrag eintreten und die Zurücknahme dieses Antrages möglich sein. Bei Unterschlagungen war freilich auch schon bisher Geldstrafe möglich (bis 900 Mark), aber nur, wenn mildernde Umstände vorlagen (§ 246), jetzt ist eine solche in Gemäßheit obiges Paragraphen ständig möglich.

Ebenso war bisher bei dem Betrug nur dann Geldstrafe möglich, wenn mildernde Umstände vorlagen. Entsprechend dem § 248 a bestimmt nun ein neuer § 264 a, daß dieselben milden Strafen, wie dort, angedroht sein sollen

demjenigen, „der sich oder einem Dritten aus Not geringfügige Gegenstände zum Schaden eines anderen durch Täuschung verschafft.“

Aus denselben Erwägungen, denen die §§ 248a und 264a ihre Entstehung verdanken, ist auch der sogenannte „Mundraub“ - Paragraph, § 370 Ziffer 5, geändert worden; während bisher die dort angedrohte milde Strafe nur Anwendung fand auf denjenigen, der „Nahrungs- oder Genußmittel von unbedeutendem Werte oder in geringer Menge zum alsbaldigen ‚Gebrauche‘ entwendet,“ so ferner auf denjenigen, der „Nahrungs- oder Genußmittel oder andere Gegenstände des hauswirtschaftlichen Verbrauchs in geringen Mengen oder von unbedeutendem Werte zum alsbaldigen Verbrauch entwendet oder unterschlägt.“

4. In einer Reihe von Bestimmungen ist ferner neben Gefängnisstrafe wohlweise Selbststrafe zugelassen; so bei der Nötigung eines Beamten zu vorschriftswidrigem Tun oder Unterlassen dann, wenn mildernde Umstände vorliegen (§ 114 Abs. 2); bei Siegelbruch (§ 136) und „Arrestbruch“ (§ 137); bei milde liegenden Fällen des „Kindesraubes“ (§ 235 Abs. 2); z. B. dann, wenn ein Elternteil das ihm vom anderen vorenthaltene Kind „raubt“; bei der Freiheitsberaubung (§ 239); beim Veräußern oder Beiseiteschaffen von Vermögensstücken bei drohender Zwangsvollstreckung (§ 288 Abs. 1) und endlich beim Außerachtlassen von zur Verhütung von ansteckenden Krankheiten und Seuchen erlassenen Vorschriften (§§ 327 Abs. 1 und § 328 Abs. 1).

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.

5. Nach § 355 haben Telephonbeamte uff. den Inhalt von Telegrammen geheim zu halten. Diese Vorschrift wird durch einen Absatz 2 auf „Nachrichten, welche durch eine zu öffentlichen Zwecken dienende Fernsprechanlage vermittelt werden“, ausgedehnt.

6. Nach § 369 Ziffer 1 wurden bisher Schlosser mit Strafe bedroht, welche ohne obrigkeitliche Genehmigung oder ohne Genehmigung des Inhabers einen Wohnungsschlüssel anfertigten. Hier ist das Wort „Schlosser“ durch „Personen“ ersetzt, und damit eine Ungerechtigkeit gegen das Schlossergewerbe beseitigt.

Die neuen Bestimmungen treten — mangels einer besonderen Vorschrift — nach § 2 der Reichsverfassung vierzehn Tage nach der Ausgabe des betreffenden Stückes des Reichsgesetzblattes in Berlin, also am 5. Juli, in Kraft. Nach § 2, Abs. 2 des R.-Str.-G.-B. finden sie Anwendung auf alle strafbaren Handlungen, die von diesem Tage an zur Aburteilung kommen, mögen sie auch noch zu Geltungszeiten der bisherigen Bestimmungen begangen sein.

In Preußen ist außerdem in Aussicht genommen, die Milderungen des neuen Gesetzes auch denjenigen Personen zugute kommen zu lassen, die zur Zeit des Inkrafttretens desselben bereits verurteilt sind, aber ihre Strafe noch nicht verbüßt haben. Nach einer in Nr. 26 des Justizministerialblattes enthaltenen Allgemeinen Verfügung des Justizministers vom 21. Juni haben die Vollstreckungsbehörden in ihnen geeignet erscheinenden Fällen von Amts wegen, also ohne daß es eines Gnadengesuches bedarf, an den Justizminister zu berichten, worauf dieser dem Könige Gnadenanträge unterbreitet.

Dr. jur. Richard von Damm - Hamm

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Hagen 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dörfner Straße 26/27.



INGENIEUR - Akademie und Technik

Strelitz

— Mecklenburg —

Neue Vorträge 1/4-jährl., Gruppen- u. Einzelunterricht, Hochbau, Tiefbau, Eisenbau, Eisenbetonbau, Maschinenbau, Elektrotechnik, Heizung, Gasfach, Handelsing., 1685 Studier. p. a., 5 Laboratorien, Kürzeste Studiendauer. — Programm F. gratis. —



Zum böhmischen Ausgleich

Von Professor Karl Röll-Turn



n Österreich jagt eine Krise die andere und die neueste nimmt jeweils soviel von dem für Österreich verfügbaren Raum in der reichsdeutschen Presse in Anspruch, daß für die anderen chronisch gewordenen Krisen nur dann etwas übrig bleibt, wenn sie selber wieder einmal in ein akutes Stadium treten, was ja auch nicht ausbleiben kann. Zwei Angelpunkte aber lassen sich in dem Gewirr von Krisen immer wieder feststellen, einer für die Gesamtmonarchie, d. i. die ungarische Krise, und einer für die österreichische Reichshälfte, d. i. die böhmische Krise, die sich in dem Wort böhmischer Ausgleich verdichtet. Wenn die ungarische Krise, die fast jedes Jahr einmal den Bestand der Gesamtmonarchie zu bedrohen scheint, auch die lautere und weiterhin sichtbare ist, so ist die böhmische Krise für die Zukunft dieses verwickelten Staatswesens nicht minder bedeutsam; und wenn ihre einzelnen Phasen an und für sich auch wenig interessant sind, so verdient sie doch eine gewisse Anteilnahme im Deutschen Reich, das ja nächst Österreich selbst am meisten von den verhängnisvollen Folgen betroffen würde, die gerade von dieser ewig offenen Wunde ausgehen können.

Die böhmischen Ausgleichsverhandlungen haben eine lange Vorgeschichte. Bis zum Jahre 1848 hatten die Deutschen die unbestrittene Vorherrschaft in Böhmen auf allen Gebieten, und sie waren in dieser Stellung auch durch das damalige Regierungssystem geschützt. Die literarische und später auch wissenschaftliche Bewegung der Romantik hatte sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst wieder mit der Geschichte und dem damaligen Kulturzustand der Tschechen befaßt, und von dieser deutschen Bewegung ausgehend, entstanden in der halb eingedeutschten tschechischen Intelligenz Vereine zur Pflege nationaler Geschichtsforschung, nationalen Volkstums, nationaler Literatur und ähnliche,

eine Bewegung, die allmählich auf politisches Gebiet übergriff, indem die Träume tschechischer Romantiker von der Vergangenheit Böhmens zur Zeit der Hussiten oder zur Zeit der Přemysliden als politische Programme aufgestellt wurden. Allerdings vergaß man darüber, daß gerade von den Přemysliden die Germanisierung Böhmens am mächtigsten gefördert wurde. Mit diesen romantischen Träumen verband sich ein tief eingewurzelter Deutschenhaß, wie er schon unter dem heiligen Wenzel, der ihm zum Opfer fiel, und dann zur Hussitenzeit zum Ausdruck gekommen war. Dazu kamen schließlich noch die demokratischen Bewegungen in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Diese drei Umstände, der romantische Staatsrechts Traum, der Deutschenhaß und die demokratische Bewegung, ließen in dem seit langem politisch toten Volk in wenigen Jahrzehnten mächtige politische Bewegungen entstehen, besonders als die österreichischen Regierungen und der Feudaladel anfangen, sich auf seine Seite gegen die Deutschen zu stellen. Mit Hilfe der Regierung erlangten die Tschechen 1870 auch die Mehrheit im böhmischen Landtag, die vorher deutsch gewesen war, und damit begann jene Zurücksetzung der Deutschen auf allen vom Landtage abhängigen Gebieten, über die sich diese bis heute so sehr zu beklagen haben, trotzdem sie über die Hälfte aller Steuern in diesem Lande aufbringen. Damit begannen auch die Ausgleichsverhandlungen, die damals sehr gute Aussichten hatten, zu einem Ziele zu führen, da sich die Tschechen noch nicht so stark und der Hilfe der Regierungen noch nicht so sicher fühlten wie heute; auch hatte der nationale Überschwang noch nicht alle Schichten des tschechischen Volkes so erfassen können, wie es heute der Fall ist. Die Ausgleichsverhandlungen wurden aber von dem Feudaladel zum Scheitern gebracht, da dieser seine staatsrechtlichen föderalistischen Absichten dadurch bedroht sah. Von dieser Zeit an verharren die Deutschen meist in Opposition oder Obstruktion. Die Verhandlungen und Vermittlungsvorschläge der Regierung hörten aber nicht mehr auf. So wurde mit dem kaiserlichen Reskript vom 12. September 1871, das den feudal-föderalistischen Wünschen entgegenkommend, die staatsrechtliche Stellung Böhmens anerkannte, zugleich ein Entwurf zu einem Nationalitätengesetz eingebracht mit vollständiger Doppelsprachigkeit — den Wünschen des tschechischen Volkes entsprechend —, gleichzeitig aber auch mit Teilung des Landtags in nationale Kurien, von denen jede mit Zweidrittelmehrheit eine Vorlage zu Fall bringen konnte, was heute noch einen Hauptpunkt der deutschen Forderungen bildet; ferner sollte Böhmen zur Gesamtmonarchie eine ähnliche Stellung wie Ungarn einnehmen. Als Hohenwart weichen mußte, weil er den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, fielen auch diese seine Vorlagen wieder ins Nichts zurück. — Die Ausgleichsabmachungen von 1878, die Emmersdorfer Konferenz, wurden von den Deutschliberalen und Altschechen zurückgewiesen. 1880 wurden den Tschechen für die Budgetbewilligung die Stromayrschen Sprachenverordnungen gewährt, wonach Zweisprachigkeit bei allen Behörden und in den Mittelschulen durchgeführt werden sollte. Die folgenden

Jahre wird offen gegen die Deutschen in Böhmen regiert. 1884 stellt der liberale Dr. Herbst den Antrag auf Zweiteilung, der abgelehnt wird, worauf die Deutschen bis 1890 dem böhmischen Landtag fern bleiben. 1887 bahnte Oberstlandmarschall Fürst Lobkowitz wieder Verständigungsversuche an; die Deutschen machten jeden Schritt von der Aufhebung der Stromayrschen Sprachenverordnungen und von der nationalen Abgrenzung der Bezirke abhängig. 1890 mußte sich endlich Graf Taaffe, der sich wenig um die Beschwerden der Deutschen in Böhmen gekümmert hatte, entschließen, Ausgleichsverhandlungen anzubahnen, die in Wien zwischen Deutschen, Altschöchen und Feudalen stattfanden. Die Jungtschechen, die eben ihre ersten großen Wahlerfolge errangen, hatte man nicht zur Teilnahme eingeladen. Man einigte sich mit Hilfe der Regierung Taaffe auf folgende Punkte: 1. Teilung des Landesschulrates; 2. Teilung des Landeskulturrates; 3. Minoritätsschulen auf Kosten der Gemeinde, wenn vierzig fremdsprachige Kinder durch fünf Jahre oder achtzig durch drei Jahre in der Gemeinde vorhanden sind; 4. nationale Abgrenzung der Bezirks- und Kreisgerichtsprengel; 5. von den einundvierzig Ratsstellen beim Landesgericht in Prag müssen sechsundzwanzig beider Landessprachen, fünfzehn brauchen bloß der deutschen Sprache kundig sein; 6. getrennte Personal- und Disziplinar-Kommissionen für die Gerichte; 7. Revision der Sprachenverordnungen, in bezug auf welche aber Deutsche und Tschechen ihren grundsätzlichen Standpunkt festhielten; 8. drei Kurien im Landtag: Großgrundbesitz, Deutsche, Tschechen, jede mit Vetorecht. — Aber in den diesen Ausgleichsabmachungen folgenden Landtagsberatungen konnten bloß die ersten drei Punkte, die für die Deutschen am wenigsten wesentlichen, von denen der dritte sogar einen großen Nachteil für sie bedeutete, durchgeführt werden, da die Jungtschechen obstruierten und dann auch die Altschöchen, sobald sie das den Tschechen allein zugute kommende Minoritätsschulengesetz durchgebracht hatten, wortbrüchig wurden. 1898 verließen die Deutschen wiederum den Landtag und erst 1902 fanden unter Körber neue Verhandlungen statt. Körber schlug eine Dreiteilung Böhmens in einen rein deutschen, einen rein tschechischen und einen gemischtsprachigen Teil mit entsprechendem Sprachengebrauch bei den Behörden vor. Die Vorschläge wurden aber von den Tschechen zu Falle gebracht, worauf weitere vergebliche Ausgleichsversuche stattfanden. 1905 wurde unter Gautsch der Ausgleich in Mähren durchgeführt, der infolge persönlichen Eingreifens des Kaisers zustande kam, und zwar so, daß die Deutschen gegen die Schaffung eines nationalen Katasters die von ihnen bisher im Landtage innegehabte Mehrheit in einer Landtagswahlreform den Tschechen überließen. In Böhmen waren inzwischen wieder manche Verständigungsversuche zwar nicht an der Nachgiebigkeit der Deutschen sondern an der Unerfättlichkeit der Tschechen gescheitert, die ohne Aufgabe des geringsten Teiles ihrer ungerechten Nachstellung nur weitere Vorteile auf dem Gebiete der Minoritätsschulen und des Sprachengebrauchs bei den Behörden erlangen wollten, oder wenigstens Aufgeben der deutschen Obstruktion gegen das Budget,

in welchem dem deutschen Teil Böhmens ein Viertel der Gesamtausgaben zukamen, während über die Hälfte der Landessteuern aus deutschem Gebiete stammen.

Die durch die deutsche Obstruktion hervorgerufene Finanznot des Landes Böhmen, dann die Schwierigkeiten, die sich aus der Ungelöstheit der böhmischen Frage für die Reichspolitik ergaben, brachten im Jahre 1910 aufs neue Ausgleichsverhandlungen von seiten der Regierung zustande. Ausschlaggebend für die ungewöhnlich energische Durchführung dieser Verhandlungen war der ausgesprochene Wille des Kaisers, beziehungsweise des Thronfolgers, der selber hinter den Verhandlungen stand, da die Vermittlung diesmal von den Mitgliedern des Feudalabels unternommen wurde, die mit ihm in enger Fühlung stehen, besonders vom Grafen Thun, der ja dann schließlich auch ausdrücklich als Ausgleichsstatthalter an die Spitze Böhmens gestellt und auf Vorschuh in den Fürstenstand erhoben wurde, als es Coudenhove nicht gelingen wollte, den Ausgleich durchzuführen. Die ganze Art, wie die Verhandlungen eingeleitet und geführt wurden, wie sich die literale Presse und auch viele früher oppositionelle deutschfreiheitliche Blätter verhielten, und wie sogar die radikalen Tschechen zur Teilnahme an den Verhandlungen gebracht wurden, zeigten eine tadellose Organisation und einen entschiedenen Willen.

Aber gegen Verhältnisse, die in der Natur der Dinge selbst liegen, kommt auch ein energischer Wille nicht so leicht auf, und so sah man denn die Verhandlungen, die durch die Berufung und Fürstung des Grafen Thun wieder einmal weithin von sich reden machten, bald denselben kläglichen Verlauf nehmen wie alle früheren Ausgleichsverhandlungen. Und diese Verhandlungen, die sich ja heute noch ergebnislos dahinziehen, werden schließlich mit derselben Naturnotwendigkeit scheitern, wie alle früheren gescheitert sind. Man pflegt sich, besonders in der Regierungspresse, für die gegenteilige Ansicht auf den mährischen Ausgleich von 1905 zu berufen, wo ja auch eine Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen erzielt werden konnte. Aber in Mähren lag die Sache 1905 noch so, wie sie in Böhmen vor 1870 lag. Die Deutschen hatten kraft ihrer Steuerleistung die Mehrheit im Landtag, obzwar sie nur 28 Prozent der mährischen Bevölkerung bildeten, und die Tschechen, die naturgemäß mit solcher Machtverteilung nicht zufrieden waren, legten den Landtag durch Obstruktion lahm. Als dann die Regierung unter persönlichem Eingreifen des Kaisers die Deutschen in den Ausgleichsverhandlungen dahin zu bringen vermochte, daß sie ihre bisherige Vormachtstellung im Landtage gegen gewisse Sicherstellungen an die Tschechen abtraten, da griffen die Tschechen natürlich zu. In Böhmen aber hatte die Regierung mit Hilfe des Feudalabels schon im Jahre 1870 die Mehrheit des Landtags ohne jegliche Sicherstellung der Deutschen den Tschechen in die Hände gespielt, die nun bald ihre Macht rücksichtslos ausnützten und die Deutschen, soweit es in der Macht des Landtages lag, auf allen Gebieten vergewaltigten. Hier sind es die Deutschen, welche die Tätigkeit eines Landtages

lahm legen, der ihnen ihr nationales Lebensrecht verflummert, und die Tschechen sind es, welche Zugeständnisse machen müßten, wenn die Deutschen ein Weiterarbeiten des Landtages ermöglichen sollen.

Das aber können die tschechischen Abgeordneten nicht. Das tschechische Volk ist durch die Staatsrechtsideen und durch eine Schulbildung, die sich an Chauvinismus nur noch mit der magyarischen vergleichen kann, in einem solchen nationalen Größenwahn befangen, daß es die Deutschen nur als Räuber und Eindringlinge betrachtet, die in seinem heiligen dreieinigen Königreich (Böhmen, Mähren, Schlesien) keine Daseinsberechtigung haben; und das ganze Volk nimmt es mit solchen Ansichten so bitter ernst, daß jeder Abgeordnete und jede Partei, die es wagen wollten, den Deutschen auch nur ein bißchen entgegenzukommen, sofort hinweggesetzt würden, wie es ja den Altschechen im Jahre 1890 ergangen ist, obgleich die Folgen der chauvinistischen Schulbildung damals noch nicht so hervortreten konnten wie heute, wo sie doppelt solange am Werke ist wie 1890, und obgleich die Altschechen den Ausgleich gar nicht einmal durchführten, den sie versprochen hatten, da sie nach dem Minoritätsschulengesetz wortbrüchig wurden. Und wie im Jahre 1890 die Jungtschechen, so ziehen sich jetzt wieder die noch radikalere tschechischen Parteien auf Drängen ihrer Wähler von den Ausgleichsverhandlungen zurück, obgleich erst einige unverbindliche Zugeständnisse der Tschechen in rein formalen Dingen vorliegen. Das sind elementare Mächte im tschechischen Volk, die uns anderen unvernünftig erscheinen, die aber wie blinde Naturgewalten für Vernunft- oder Billigkeitsgründe unzugänglich sind. Durch parlamentarische Mittel wird sich dieses Ausgleichshindernis nie mehr beseitigen lassen, es sei denn, daß die Deutschen in Böhmen auf den Anspruch verzichten, ihren nationalen Besitzstand aufrechterhalten zu wollen. Zu solchem Verzicht braucht es aber keinen Ausgleich, das Zurückdrängen der Deutschen vollzieht sich unter den bestehenden Rechts- und Steuerverhältnissen von selbst. Aber eben weil sich die Deutschen Böhmens nicht nur materiell benachteiligt, sondern auch in ihrem nationalen Besitzstand bedroht fühlen, legen sie den böhmischen Landtag lahm, den sie mit seiner jetzigen Verfassung für einen mächtigen Förderer der Tschechisierung halten. Ihre Forderungen lassen sich in drei Punkten zusammenfassen: 1. eine deutsche Kurie im Landtag mit Vetorecht; 2. nationale Abgrenzung der Verwaltungsbezirke; 3. Verwendung der deutschen Landessteuern für die deutschen Interessen in Böhmen, d. i. Trennung der Finanzen. Wenn nun auch die deutschen Landtagsabgeordneten mit ihrem althergebrachten gesamtstaatlichen Verantwortlichkeitsgefühl, das den Tschechen und den anderen Völkern Österreichs so ganz abgeht, leichter geneigt sind als die tschechischen Abgeordneten, einen Teil der nationalen und wirtschaftlichen Forderungen ihrer Wählerschaft in den Verhandlungen aufzugeben, so werden sie doch den Tschechen nie so weit entgegenkommen können, daß sie sich auf den Standpunkt stellen, den diese ihren Wählern gegenüber nicht aufgeben dürfen, auf den Standpunkt des tschechischen Nationalstaates in Böhmen.

Nun laufen aber neben den eigentlichen böhmischen Ausgleichsverhandlungen in Prag noch Verhandlungen in Wien, die sich mit den Angelegenheiten befassen, die in den Bereich der Reichsgesetzgebung fallen, Verhandlungen über den Sprachengebrauch bei den staatlichen Behörden in Böhmen. Die verschiedenen Regierungen hatten schon öfter versucht, im Verordnungswege, ohne Berücksichtigung der deutschen Wünsche (als Preis für den Eintritt der Tschechen in die Regierungsmehrheit) diese Seite der Sprachenfrage zu regeln; so durch die schon erwähnten Stromayrschen und die noch berühmter gewordenen Badenischen Sprachenverordnungen, ohne daß sie je damit Glück gehabt hätten, denn die Deutschen betrachten jeden Versuch, tschechische Amtierung im geschlossenen deutschen Sprachgebiet einzuführen, als einen Kriegsfall, da damit der Tschechisierung Deutschböhmens die Tore noch weiter geöffnet würden. Da sich eine Regelung dieser Sprachenfrage im Verordnungswege gegen den geschlossenen Willen der Deutschen nicht durchführen läßt, wie die bisherigen Versuche zur Genüge gezeigt haben, so leitete die Regierung Wienerth Verhandlungen in Wien zur reichsgesetzlichen Regelung dieser Fragen ein, die heute noch fortgesetzt werden, ebenfalls ohne jede Möglichkeit einer Verständigung, es sei denn, daß die Deutschen in allen Punkten nachgeben. Denn aus denselben Gründen wie bei den Prager Landtagsverhandlungen, wollen und können die Tschechen auf die zweisprachige Amtierung der staatlichen Behörden in Deutschböhmen nicht verzichten; die Deutschen aber müssen für jedes Zugeständnis in dieser Richtung verlangen, daß ein nationaler Schlüssel für die Besetzung der Staatsbeamtenposten in Böhmen festgelegt werde, denn sonst würde es in Deutschböhmen bald keinen deutschen Staatsbeamten mehr geben. In diesem Punkt wäre von den Tschechen am ehesten noch ein Zugeständnis zu erreichen, aber gerade in diesem Punkt kann die Regierung nichts bewilligen, da sie, mit Recht oder Unrecht, auf dem Standpunkte steht, daß durch gesetzliche Festlegung der nationalen Zugehörigkeit der Staatsbeamten aus österreichischen Staatsbeamten bald Beamte des betreffenden Volksstammes würden, und daß damit der nationale Zerfall Österreichs, der ihr schon so genug zu schaffen macht, mächtig gefördert würde.

So verschränken sich die Verhältnisse allseitig derart, daß alle Ausgleichsverhandlungen aussichtslos sind und auch in Zukunft immer aussichtslos bleiben werden, so lange nicht einer oder zwei der beteiligten Faktoren ihr freies Verhandlungsrecht verlieren, d. h. durch eine vis major zum Verzicht oder zum Verstummen gebracht werden. Denn freiwillig werden die Tschechen nie ihre Staatsrechtssträume, ihre völkische Überhebung und ihre unbillige Machtstellung im Prager Landtag aufgeben, freiwillig können aber auch die Deutschen nie auf ihr völkisches Daseinsrecht in Böhmen verzichten, und freiwillig wird die Regierung und die Dynastie nie auf die Gesamtstaatsidee verzichten.

Das sind natürlich Dinge, die den meisten der an den Verhandlungen beteiligten Unterhändlern nicht verborgen sind und die alle Ausgleichsverhandlungen von vornherein zu einem unaufrichtigen Schauspiel stempeln, von dessen

schließlich Mißlingen alle Eingeweihten überzeugt sind. Wenn von einem Teil der beteiligten Parteien der Schein ernstest Ausgleichtsverhandlungen trotzdem immer wieder aufrecht erhalten wird, so liegt der Grund dafür hauptsächlich in finanztechnischen Fragen. Böhmen steht vor dem Landesbankerott und nur so lange die Ausgleichsverhandlungen nicht endgültig abgebrochen sind, lassen sich neue Anleihen aufnehmen und die alten Steuern einheben, was zwar beides verfassungswidrig ist, wie so vieles offizielles Geschehen in Österreich, aber man kann es doch mit Hinweis auf die Verhandlungen beschönigen, die im jedesmaligen Bedarfsfall optimistisch gefärbt erscheinen, obzwar sie um keinen Schritt vorwärts kommen können. Erst mit dem endgültigen Abbruch der Verhandlungen fällt dieses Feigenblatt weg, mit dem man sich nun schon jahrelang fortwurfelt und weiter fortwurfeln wird und muß. Andererseits gibt die Regierung die Hoffnung nicht auf, die deutschen Abgeordneten, die Gründen wie Staatsnotwendigkeiten und Rücksicht auf die Gesamtpolitik nicht so unzugänglich sind wie die anderen Völker Österreichs, wieder einmal zu einem Scheinausgleich oder Stappenausgleich, wie es jetzt heißt, zu bewegen, der die Lage der Deutschen in Böhmen zwar in keiner Weise sicher stellt, keinen der alten Streitpunkte aus der Welt schafft und nur wieder neue Ausgleichsverhandlungen notwendig macht; aber schon die kleinste verhandlungsfähige Sitzung des böhmischen Landtages, und wenn sie noch so ergebnislos wäre, würde dem nach wie vor verfassungswidrigen finanziellen Fortwurfeln einen neuen auf Jahre hin vorhaltenden Schwung geben. Das ist der ganze Sinn des jetzigen mit so viel Geheimnistuerei umgebenen Stadiums der böhmischen Ausgleichsverhandlungen. Sollten aber die deutschen Abgeordneten der Volksstimmung folgen und sich auf diese Pläne der leitenden Kreise nicht weiter einlassen, als es schon geschehen, sondern sich auch ihrerseits von den für ihre wesentlichen Forderungen eingestandenermaßen aussichtslosen Ausgleichsverhandlungen zurückziehen, so fällt der Schein. Es wird der Regierungskommissar kommen müssen, mit dem verschiedene offiziose und halboffiziose Blätter schon geraume Zeit drohen. Der ist aber auch nicht verfassungswidriger als das bisherige Spiel und unter ihm wird fortgewurfelt werden wie bisher — was das Wahrscheinlichste ist; oder er wird auch neue Wege gehen wollen. Tut er das für die Deutschen, dann fegen ihn die Tschechen hinweg; will er es gegen die Deutschen, dann wird er diesen eine neue Grundlage ihrer Politik aufnötigen.





Wilhelm Schäfer

Von Theodor Hänlein-Wertheim



er heutigen Tags mit der Feder dem Papier die Gesichte seines Innern preisgibt, kommt nicht so leicht in Gefahr, daß er die Bedeutung solchen Tuns erkenne und sich selbst damit unter-schätze. Wir sind nachgerade dahinter gekommen, wie unerhört neu die Welt jedesmal wird, wenn wieder einer von uns Menschen-kindern sich daran macht, mit seinen Augen sich in ihr zurechtzufinden und in seiner Zunge von ihren wunderwürdigen Erscheinungen zu sagen. Mit so besonderer Macht wie ihm kann sich ihr Sein und Wesen ja doch kaum je zuvor geoffenbart haben, und die Formeln, die er ihr abringt, müssen neue Schlüssel zu einem letzten Begreifen geben.

Dem Schaffenden mögen wir es nachsehen, daß es für ihn, dem das Leben in neuem Abbild und Gleichnis sich darstellen will, fortan auch nur noch einen einzigen Weg zur Wahrheit gibt, daß ihm die eigene Begabung und Neigung samt ihren Grenzen schließlich zum allgemeinen Maß und Gesetz der Kunst wird. Aber wir sollten seine Überzeugung nicht so gutgläubig uns aneignen, ihn nicht so eifrig darin bestärken. Sollten ihn nicht immer gleich aus jedem umfassenderen Rahmen lösen und ihm das Bewußtsein seiner unvergleichbaren Ursprünglichkeit nicht auch noch von außenher aufdrängen. So alltäglich ist das Unerhörte nicht, und das wilde Draufgängertum braucht sich seiner Zeit ebensowenig überlegen zu dünken wie das besonnene Maßhalten, denn ihre Nahrung empfangen sie beide doch von der gleichen Erde, ob sie nun den Zeitgeist zu überfliegen trachten oder seinem Flug nur von ererbtem, sicherem Boden aus gelassen folgen.

Doch zuzeiten geschieht es auch, daß der Schriftsteller selbst die Triebfedern seines Schaffens bloßlegt und mit aufgehobenem Finger die Aufgaben und Ziele seiner Kunst zu deuten unternimmt. Dann verdient er ernstliches Mißtrauen, und mehr denn je ist es ihm gegenüber Pflicht, das Urteil über ihn nur auf sein Vollbringen zu gründen, ohne Rücksicht auf das, was er dabei vielleicht theoretischer Reflexion verdankt. Dem lebensschwachen Werk wird alle künstlerische Absicht, alle technische Einsicht nicht aufhelfen, und das vollgiltige lebt aus der Sicherheit seiner eigenen Kraft.

Auch Wilhelm Schäfer erschwert das unbefangene Herantreten an seine Bücher und Büchlein durch Vorreden. Er verkündet im voraus des Geschriebenen Sinn und Ziel. Und schließlich hat er auch der literarhistorischen Gesellschaft in Bonn verraten, wie er dazu gekommen ist, seine Geschichten zu erzählen, wie sie ihm zuwachsen und wie er an ihnen formt. *) Diese Neigung zu programmatischer Erläuterung mag sich aus Schäfers Entwicklungsangang erklären: er hat erst spät seine eigenste Form gefunden, und von der Gewöhnung langer Jahre, in denen er als Herausgeber der Rheinlande sich mit herzhaftem Willen für alles einsetzte, was dem heimatischen Boden an gesunder und ursprünglicher Kunst entwächst, dürfte ihm das Bedürfnis geblieben sein, auch dem eigenen Schaffen mit einem Geleitwort auf den Weg zu helfen. Aber er steht den Schöpfungen seiner Erzählerkunst zu nah und verliert darum den Maßstab. Die Einsichten in die Richtungen und die Grenzen seiner individuellen Begabung wandeln sich ihm schließlich in Erkenntnisse der allgemein notwendigen Aufgaben der Kunst. Man wird darum Wilhelm Schäfer eher gerecht werden, wenn man unvoreingenommen nur seine Schriften **) selbst um ihren lebendigen Ertrag befragt. Denn an dem Maßstab, den er für sich in Anspruch nimmt, ausschließlich gemessen, könnte sein eigenes Schaffen nicht immer bestehen; zum mindesten reicht er nicht hin, wenn man das Eigene seiner Leistung in den wesentlichsten Zügen kennzeichnen und würdigen will.

Schäfer erzählt, und er will erzählen als Epiker im strengen, eigentlichen Sinn. Über das Wesen und die Kunstmittel erzählender Dichtung hat er sich gründlich besonnen, und die Ergebnisse, die er dabei gewonnen hat, will er in dem Stil seines eigenen Schaffens mit Bewußtsein verwirklichen.

Ein gemeinsamer Zug ist den Erzählungen Schäfers von vornherein eigen: *relata referunt*. Er schafft sich seinen Stoff nicht, sondern läßt ihn sich geben.

*) Der Vortrag ist veröffentlicht in den Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn unter dem Vorsitz von Professor Berthold Litzmann. 5. Jahrgang. Nr. 7.

**) Wilhelm Schäfers Schriften sind zum größeren Teil bei Georg Müller in München erschienen: Die Anekdoten (1908), Die Halsbandgeschichte (1909), Die Mißgeschickten (1909) und Karl Stauffers Lebensgang. Ein Bändchen Rheinsagen haben Fischer und Franke in Düsseldorf verlegt. Die Landschaft und das Leben an den Ufern des Niederrheins und im bergischen Land schildert aus liebevollem Schauen ein besonderer Band der Städte und Landschaften (Carl Krabbe, Stuttgart). Eines besonderen Hinweises wert ist der Essay über den Schriftsteller aus der Sammlung Die Gesellschaft (Mitten und Loening, Frankfurt a. M.). Schäfer gibt darin von der Lage des schreibenden Menschen in Deutschland eine umfassende Vorstellung, in nüchterner Klarheit, aus heiter überlegener Einsicht. Er entwirft aus warmer, herziger Überzeugung ein Idealbild des Schriftstellers, das auch im deutschen Geistesleben mehr und mehr sich verwirklichen sollte, in Persönlichkeiten, die in sich die feinsten Organe zu entwickeln vermögen, um den treibenden Kulturwillen ihrer Zeit mit aller Intensität zu erleben und ihm durch ihre Verkündigung Bahn zu brechen im allgemeinen Bewußtsein. Die volle Hingabe an ein solch hohes Amt ist aber nur möglich auf Grund ausreichender materieller Sicherung und äußerer Unabhängigkeit, und Schäfers kluge Vorschläge weisen bedenkenswerte Wege nach diesem Ziel.

Nicht im Erfinden sieht er seine Aufgabe, sondern im Verarbeiten. Seine Phantasie baut zumeist auf gegebenen Fundamenten. Sie lebt sich in Überliefertes innig ein und formt daraus ein neu durchlebtes Gebilde. Und eine bewußte Kunst macht sich ans Werk, die wesentlichen Züge des Gegebenen rein herauszuarbeiten, ihnen ihr volles Gewicht zuzumessen und den Rhythmus und die Klangfarbe der neuen Wiedergabe durch und durch abzustimmen auf die besonderen Schwingungen des einzelnen Geschehens. Die Fülle der Überlieferung merkwürdiger Begebenheiten bietet für solches Neuerzählen überreichen Stoff dar. Und als das eigentliche Ziel künstlerischer Erzählung erscheint es Schäfer, einem bedeutsamen Inhalt die höchste Eindringlichkeit seiner Wirkung abzugewinnen und durch die Reinheit und die feste Fügung seiner Form ihm dauernde Geltung zu verleihen. Die Wirklichkeit des Lebens soll sich zu haltbaren Sinnbildern verdichten.

Der Reichtum der Geschichte seiner rheinischen Heimat, die Buntheit ihrer Schicksale und die temperamentvolle Bewegtheit ihrer Erlebnisse mögen Schäfer auf diese Wege des Nachschaffens gelenkt haben. Aber dieser äußeren Anregung, die einer nicht eben reich quellenden Phantasie willkommenen Ersatz verheißen konnte, kam ein inneres Bedürfnis entgegen. Wenn wir seiner eigenen Erklärung glauben wollen, war es das Streben nach einer Epik im eigentlichen Sinn, „die den Schatz an bedeutsamen Handlungen vermehrt.“ Doch die innersten Beweggründe seines Schaffens erschöpfen sich nicht im Formtrieb des Erzählers, sondern Schäfers Verhalten zu seinen Stoffen, die Art, in der er sie durchbildet, ist stark mitbestimmt von der musikalischen Seite seines Wesens, stärker gewiß, als er selber zugeben möchte. Er ringt wohl um den knappsten, bedeutungsschwersten Ausdruck, aber der wird ihm zugleich zum schwingungsreichsten, klangberedtesten. Durch den Reichtum der Ober- und Untertöne der Worte, durch den gefühlsbelebten Wellenzug der Sagemelodie, durch den wohlabgemessenen, lebendig schmiegsamen Rhythmus der Perioden gewinnt Schäfers Erzählerkunst eine unmittelbar bewegende Ausdruckskraft. Die Schwingungen, die ein hingegebenes Erleben auszulösen vermag, läßt er mitbeben im gelassen berichtenden Wort, läßt sie sich auswirken in voller Freiheit und getragener Breite.

Was die Geschichte und das Leben seiner Heimat an seltsamen Geschehnissen darbietet, das bedeutet für Schäfer nur einen Rohstoff. Er löst ihn aus seiner mehr oder weniger zufälligen ersten Formung und sucht ihm vielmehr die ihm eigenen und notwendigen Formgesetze abzumerken. Und so gestaltet seine handnaturwüchsige Phantasiegebilde bedachtsam in künstlerische Organismen um. Er bemächtigt sich rheinischer Sagen: ihr Lebensgehalt wird ihm eindringlich gegenwärtig, er durchdringt und durchsättigt ihn mit eigener Anschauung, und sein Nacherleben fügt sich ihm in die Rhythmen seiner eigenen Sprache. Sie gibt den Vorgängen ein neues Tempo, hebt seelische Entwicklungen ans Licht und umreißt die Charaktere mit starken Linien.

Der selbe Trieb, aus halbrohen Klumpen formklare Kristalle herauszuschleifen, führt Schäfer schließlich zur Anekdote. Auch hier gibt ihm meist die Geschichte seiner rheinischen Heimat oder ihr gegenwärtiges Leben primitiv geformte Gebilde in die Hand. Ein reges Heimatgefühl zieht die Begebenheiten auf einem wohlvertrauten Boden sich von neuem abspielen, und die Freude des Künstlers ist es nun, im knappsten Zusammendrängen doch all den Lebensgehalt des besonderen Geschehens offenbar werden zu lassen. Während die landläufige Anekdote zumeist mit festgeprägten Gestalten rechnet, mit Persönlichkeiten und Zusammenhängen, die sie als bekannt voraussetzen darf, und an ihnen nur den oder jenen Zug durch eine Augenblicks Spiegelung besonders eindringlich macht, weiß Schäfer es sorgsam zu fügen, daß dies plötzlich einfallende Licht die wesentliche Seite der Erscheinungen erhellt. Natürlich wird auch hier überall an Bekanntes geführt, aber die Dinge werden in einer so bildkräftigen Sprache bei ihrem eigenen Namen gerufen, daß sie auch rein aus sich heraus Leben gewinnen. Die Erlebnisse der Menschen sind auch hier nur in Teilausschnitten gegeben, und ihre volle Bedeutung wächst ihnen aus viel weiter reichenden Zusammenhängen zu. Aber das Ziel des Erzählers ist es überall, in der vereinzeltten Äußerung den ganzen Menschen, wie er bedingt ist durch seines Wesens Art und verflochten in die besonderen Beziehungen seines Daseins, zum mindesten ahnen zu lassen. Zuweilen aber geht der Reiz auch nur von der Seltsamkeit eines Vorfalls aus, und Schäfer lauscht ihm dann den munteren oder schweren, kapriziösen oder gehaltenen Rhythmus ab, der ihm innewohnt. Nicht selten fügt sich, was da unter dem Namen der Anekdote gehen soll, überhaupt nicht mehr unter den Begriff: es handelt sich dann nicht um Ereignisse, die in irgendeinem besonderen Augenblick gipfeln oder deren innere Spannung sich in einem rasch aufzudehendem Wort entlädt, sondern um die Reflexe eines Lebensmomentes — wie etwa in der letzten Geschichte der dreiunddreißig Anekdoten „Im letzten D-Zugwagen“ — oder um seelische Entwicklungen, die freilich auch von irgendeiner seltsamen Begebenheit ihren Ausgang nehmen, aber dann eingehend um ihrer selbst willen verfolgt werden.

Auch in den Anekdoten strömen Schäfer die lebendigsten Kräfte dann zu, wenn er sich mit der heimatischen Erde berührt. Da formt sich das Bild der Landschaft aus liebevoller Vertrautheit, da ist das Ergebnis des Augenblicks überall verwoben in lebendig fühlbare Zusammenhänge von Geschichte und Schicksal der Gesamtheit, und der frischkräftigen Eigenart rheinischen Volkstums, seiner behaglich regen Lebenslust, seiner schlagfertigen Redheit wird ein mitempfindendes Verstehen gerecht.

Schäfer hat sich mit solcher Kleinarbeit an geschichtlichen Miniaturen nicht dauernd begnügt. Seine Halsbandgeschichte legt in umfassender Entwicklung das verschlungene Gewirke eines weltberücktigten Intrigenspieles bloß, er folgt all den leichtfertig gedrehten, frech verknöteten Fäden, und aus den nüchternen Akten eines ungeheuerlichen Schwindelprozesses formt rege Erzählerfreude eine durch-

sichtig klare Spiegelung lebendig bewegten Geschehens. Der Reiz gewagtester Situationen, an denen die abenteuerliche Geschichte überreich ist, wird bei allem Maßhalten doch voll ausgeschöpft, und die Handlung ist in sicherem Zuge vorangeführt, die stoffliche Spannung des Gegenstandes übersetzt sich in die zielbewusste Raschheit des künstlerischen Vortrags. Auch hier gibt der Fülle der Begebenheiten die Weltgeschichte selbst den Hintergrund: man könnte sich ihn in den entscheidenden Augenblicken noch energischer in seiner vollen Tiefe ausgenützt denken, es wird nicht zwingend offenbar, warum sich an dieser Welt frecher Abenteuer und allgemeiner gesellschaftlicher Fäulnis ein Schicksal erfüllen muß, das eine weltgeschichtliche Katastrophe bedeutet. Aber was sich auf der morphen Bühne bewegt, sind vollrunde, lebendige Gestalten, und sie alle, Hohe wie Gemeine, lenkt die feste Hand der Meisterin des ganzen Spiels, des Bettelmädchens von der Landstraße, die es sich verbrießen läßt, daß das Blut der Valois in ihren Adern rinnt, und dann nach einem unerhört sicheren Aufstieg den Kardinal Rohan samt der Königin in ihre unentwirrbaren Netze zu verstricken weiß.

Sinmal hat Schäfer den Vorwurf für eine größere Erzählung auch unmittelbar aus dem Leben genommen, in den „Mißgeschicken“. Doch auch hier begibt er sich in eine merkwürdige Abhängigkeit. Dreier Menschen Schicksal und Untergang hat er aus nächster Nähe, mit ganz persönlichem Anteil miterlebt. Nun fornt sich ihm aus grübelndem Zurückschauern Zug um Zug ein sorgsam treues Abbild des dunkel schweren Geschehens. Und es will ihm zugleich ein Sinnbild bedeuten für ein Ringen, in das unsere Zeit vielfältig begabte Naturen fast mit Notwendigkeit hineinreißt, wenn sie der ungeheuren Anspannung des äußeren Lebens, seinem selbstherrlichen Anspruch auf einen seelenlosen Kräfteverbrauch die Forderung eines gesteigerten Innenlebens entgegen setzen wollen, die Wirklichkeit der Arbeit aus den Bedürfnissen der eigenen Persönlichkeit heraus zu meistern sich unterfangen. Die Kräfte dafür sind heute offenbar nur erst wenigen Begnadeten gewachsen, all den anderen verschlingt das überkühne Wagnis Ruhe und Leben. Schäfer war aber nun in persönlicher Erinnerung so befangen, daß er es mit Absicht unterließ, das Geschehen in seiner Darstellung in den Bereich des unbedingt Gültigen hinaufzuheben: so gibt er es mit all den Wirklichkeitszusammenhängen, in denen er es erlebt hat. Gewiß erwächst so die bewegende Eindringlichkeit des Vortrags aus dem Leben einer ergriffenen Seele, aber es fehlt ein Letztes an Loslösung von der genau nachrechenbaren Wirklichkeit des Einzel Lebens, und der Erzähler begibt sich des selbstherrlichen Anspruchs seiner dichterischen Kraft, wenn er seine Arbeit von vornherein unter den Gesichtswinkel der Erklärung und Rechtfertigung eines tatsächlich so erlebten Schicksals stellt.

Ein viel weiterer Umfang als allen vorangehenden ist Wilhelm Schäfers neuestem Werk abgesteckt. Er hat es unternommen, „Karl Stauffers Lebensgang“ von neuem zu erzählen. Also die eigenen Bekenntnisse des Künstlers zu

einer geschlossenen Gesamtdarstellung auszurunden, die seelische Entwicklung in lückenlosem Zusammenhang zu geben und das unselige Schicksal dieses Daseins daraus zu deuten. Schäfer läßt aber nun Stauffer selbst in einer umfassenden Schlußbeichte sein ganzes Leben erzählen. Wie er dabei zu Werke gegangen ist, wie weit es ihm gelungen ist, den eigenen Aufzeichnungen Stauffers ein neues Gesamtbild seines Wesens gegenüberzustellen, und von welcher Seite die eindringlichere, geschlossenere Wirkung ausgeht, das soll hier zunächst nicht untersucht werden. Den ganzen Stauffer wird man jedenfalls aus dem Buch nicht herausspüren können, in seiner gedruckenen, verhaltenen Kraft, seiner eigensinnigen Nüchternheit, in der bohrenden Intensität seines Gedankenlebens: es drängt sich so viel fremder, gelassener Tonfall dazwischen.

Aber auch Schäfer ist aus dieser Darstellung eines fremden Schicksals nicht in seiner eigensten Art, in seiner eigentlichen Stärke zu erkennen. Wer die in lebendigster Wirkung erfahren will, wird sich schon an die Anekdoten halten müssen. Mögen sie in ihren Stoffen abhängig, mögen sie auch in der Formgebung durch literarische Vorbilder bestimmt sein, magernetwegen auch die Vorliebe für die besondere Gattung einer allgemeineren Neigung der Zeit, bewährte, altmodisch gewordene Formen wieder aufzunehmen, entsprungen sein: die besten unter ihnen sind durchsättigt von einer männlich herben Kraft, die aus neuem Erleben alter Geschichten eine neue, geläuterte Form gewinnt. Und sind sie auch nicht so völlig wieder Natur geworden wie die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels, so liegt doch ihr Ziel nach derselben Richtung. Nur sind sie eben erwachsen aus dem umfassenderen Kulturbewußtsein einer minder beschaulichen Zeit, und die Reife ihrer künstlerischen Arbeit wird nicht jede Zunge so einfach zu schmecken vermögen.



„Untertanen“

Von Professor Dr. Schanze-Dresden



Am 5. Dezember 1907 wurde in einer Sitzung der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages von einem nationalliberalen Abgeordneten folgendes vorgebracht:

„Ich habe mit einer Bitte an die königliche Staatsregierung zu beginnen. Die Äußerungen, die gestern fielen, enthielten, wenigstens aus dem Munde des Herrn Ministers, wiederholt den Ausdruck „Untertan“. Ich möchte die Bitte aussprechen, daß bei Kundgebungen — wenn ich nicht irre, war es ein Zitat aus der Thronrede — doch der Gebrauch des Wortes Untertan eingeschränkt werde und der Ausdruck Staatsbürger an dessen Stelle trete. Ich will über den Wert des Wortes Untertan und Staatsbürger nicht

streiten. Aber es ist wohl Einverständnis in der Politik, daß man unter Staatsbürger Bürger eines konstitutionellen Gemeinwesens versteht. Wir sind tatsächlich durch den Gebrauch des Wortes Untertan wiederholt Angriffen von auswärts ohne Grund ausgesetzt. Man versucht mit Vorliebe an diesen Ausdruck anzuknüpfen, um gegen uns Angriffe zu unternehmen.“

Vom Staatsminister von Hohenthal und Bergen wurde erwidert: „Der Abgeordnete Dr. Z. hat die Bitte an die Regierung gerichtet, sie möchte den Ausdruck Untertan tunlich vermeiden, und er hat diese Bitte damit begründet: wir würden auswärts, hat er, glaube ich, gesagt, wegen dieses Ausdruckes lächerlich gemacht, oder so etwas ähnliches. (Zuruf: Ja!) Ich habe darauf folgendes zu antworten: Die Regierung wendet den Ausdruck Untertanen nicht an. Ich habe den Ausdruck Untertanen gestern aus der allerhöchsten Thronrede zitiert; und so lange im dritten Abschnitte der Verfassung von den allgemeinen Rechten und Pflichten der Untertanen die Rede ist, muß ich Sr. Majestät dem Könige das Recht wahren, von seinen Untertanen zu sprechen.“

Die Frage der Untertanschaft scheint nicht zur Ruhe zu kommen.

Im ersten Dezemberhefte 1911 des Kunstwart's findet sich nachstehender Artikel:

„Während der Marokkodebatten im Reichstag brauchte der Kanzler den Ausdruck Untertanen. Darauf Zwischenrufe: Es gibt keine Untertanen. Am nächsten Tage meinte ein Redner, er verstehe die Opposition gegen diesen Ausdruck nicht, es sei doch keine Schande Untertan zu sein.“

Die Reichsverfassung kennt den Begriff Untertanen nicht mehr, es gibt in der Tat keine deutschen Untertanen. Ob die Verfassung irgendeines Einzelstaates noch von Untertanen spricht, wissen wir nicht, mit einem Schein von Recht könnte das wohl höchstens noch in Mecklenburg geschehen, wo eine eigentliche Volksvertretung und damit eine Mitberechtigung der Staatsangehörigen am Regieren fehlt. Auch da aber kaum, denn der Untertanenbegriff setzt ein Befehlsrecht des „Obertanen“, des Staatsoberhauptes, voraus, während doch selbst in Mecklenburg dem Staatsoberhaupt ein Befehlsrecht außerhalb von Armee und Beamtenchaft gegen den Staatsangehörigen nicht zukommt.

Uns scheint, wer politisch ganz rechts steht, hätte das gleiche Interesse daran, wie der zur Linken, daß selbst die Vorstellung Untertan erlösche. Nicht bloß weil sie auch in den heutigen deutschen Monarchien keine staatsrechtliche Begründung mehr hat, sondern weil sie geeignet ist, jenes Verantwortlichkeitsbewußtsein des „Untertanen“ zu schwächen, das wir nach aller Möglichkeit stärken müssen. Daran ist ja nichts zu ändern, daß tatsächlich auch der „kleinste Mann“ im Deutschen Reiche politische Rechte hat, die Frage ist: wird sie gewissenhafter ausüben, wer sie mit dem Bewußtsein des Untertanen oder mit dem des Staatsbürgers ausübt. Und diese Frage ist wohl eigentlich keine Frage. Der Untertan kann wählen, um den Obern zu Gefallen zu sein, aber auch, um sie zu ärgern. So lange der Wähler im stillen Herzen das Gefühl behält: was du tust, ist ja nicht wichtig, das Entscheidende tun die „Herren“, so lange ist er nur „Stimmvieh“, und er kann als solches gerade so gut den Sozialdemokraten die Geschäfte besorgen wie den Konservativen. Erst durch das Staatsbürgerbewußtsein kann dazu erzogen werden, mit vollem Pflichtgefühl zu bedenken, wie man wählt.“

* * *

Die Staatsangehörigkeit ist ein Inbegriff von Pflichten und Rechten gegenüber dem Staate. Von der Pflichtseite ist der Staatsangehörige Untertan, von der

Rechtsseite ist er Bürger des Staates. Schon Rousseau spricht in diesem Sinne von *sujets* und *citoyens*.

In der modernen Staatsrechtswissenschaft herrscht volle Übereinstimmung, daß dem Staatsbürgerrecht die Staatsuntertanenpflicht gegenübersteht. Auch der Staatsrechtslehrer Haenel, dessen liberale Gesinnung niemand in Frage ziehen wird, vertritt diesen Standpunkt.

Jellinek bemerkt im Einklange mit der herrschenden Lehre: Das Verhältnis der Subjektion sei das Primäre. Nur dadurch, daß das Ganze den einzelnen dauernd binde, werde er zu einem Gliede desselben. Der Versuch der französischen Konstituante, die Mitgliedschaft am Staate als ein in erster Linie den einzelnen berechtigendes Verhältnis zu normieren, scheiterte an der Erkenntnis der Natur des Staates.

Aus der Natur des Staates folgt, daß er Gewalt, Herrschaft, Imperium besitzt, das heißt, daß er die Freiheit der Menschen durch Befehl und Zwang beschränken darf. Der Staatsangehörige steht unter der Gerichtsbarkeit, Polizei, Militärgewalt, Finanzhoheit des Staates und ist seinen Zwangsmitteln unterworfen. Dieses Verhältnis kann nicht zutreffender bezeichnet werden als durch das Wort Unterthanenschaft.

Der Kunstwart wendet ein: Gerade zur Stärkung des Bewußtseins von der Verantwortlichkeit gegenüber dem Staate, gerade zum Bewußtmachen der Pflichten gegen den Staat sei das Wort Untertan zu vermeiden.

Es ist dabei außer Acht gelassen, daß die Pflicht des Untertan, seine Militärdienstpflicht, seine Steuerpflicht, seine Gerichtsdienstpflicht als Schöffe und Geschworener, nicht freiwillig, vertragsmäßig übernommen, sondern einseitig vom Staate auferlegt ist. Der Untertan erfüllt seine Pflicht nicht, weil er will, sondern weil er muß. Laband sagt zutreffend: es gibt keine Rechtspflicht, sich der Staatsgewalt zu unterwerfen, sondern nur einen Zustand des Unterworfenenseins. Der Ernst, die Strenge dieses Verhältnisses läßt sich nicht besser zum Ausdruck bringen als durch das Wort Untertan.

Richtig ist, daß nicht der Untertan, sondern der Staatsbürger wählt. Und es empfiehlt sich gewiß, das Bewußtsein von der Verantwortlichkeit zu stärken, das mit der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte verknüpft ist. Aber es bleibt doch dabei, daß der Staatsangehörige nicht bloß Staatsbürger ist, sondern auch und zwar in erster Linie Staatsuntertan.

Die Unterthanenschaft ist das notwendige Gegenstück zur Staatsgewalt, zur Herrschaft des Staates; auch in Republiken gibt es deshalb Untertanen.

Natürlich kann der Staat seine Aufgaben nicht lediglich durch Ausübung seiner Herrschaftsrechte erfüllen, er macht von ihnen nur Gebrauch, soweit es notwendig und nützlich ist. Als Fiskus insbesondere stellt er sich oft seinen Angehörigen im Privatrechtsverkehr an die Seite. Im Verhältnisse von Herrschaft und Unterwerfung erschöpfen sich die Beziehungen zwischen dem Staate und seinen Angehörigen nicht.

Wesentlich ist die Herrschaft dem Staate aber in dem anderen Sinne, daß sie ihm unentbehrlich ist und daß sie ihm allein zusteht. Was den letzteren Punkt anlangt, so ist zu beachten, daß Befehl und Zwang nur vom Staate ausgehen können. Nur der Staatsgewalt kommt Ursprünglichkeit zu; alle kommunale obrigkeitliche Gewalt ist vom Staate abgeleitet.

Im Bundesstaate besteht eine Angehörigkeit zu dem Oberstaate, Reiche und zu den Gliedstaaten. Die Angehörigkeit umfaßt beiden, dem Reiche wie dem Staate gegenüber, Untertanschaft und Bürgerrecht.

Es kann sonach nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß es durchaus korrekt ist, wenn von Staatsuntertanen und Reichsuntertanen gesprochen wird.

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 7. März 1861 erklärte der Abgeordnete v. Vinde, „daß man bei dem Streite über den Gebrauch der Worte Untertan oder Staatsbürger den Begriff Untertan mit dem verwechsle, was das Allgemeine Landrecht unter Erbuntertänigkeit (gegenüber dem Gutsherrn) verstand, während wir doch so weit in der Nomenklatur vorgebrungen sein sollten, daß wir im Einklange mit dem in England herrschenden Sprachgebrauche uns alle Untertanen nennen, insofern wir untertan sind dem Gesetze, untertan dem großen Gemeinwesen, das wir Staat nennen.“

Diesem Ausspruche ist vorbehaltlos zuzustimmen.

Alein von Vinde fährt fort: „Vor allem aber sind wir untertan dem Fürsten, der an der Spitze des Staates steht.“

Damit werden wir vor eine neue Frage gestellt.

Was gilt von der Untertanschaft gegenüber dem Fürsten?

Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wie man das Verhältnis zwischen Staat und Fürst auffaßt.

Seydel meint: der Monarch stehe über dem Staate, er sei der Beherrscher des Staates, dieser sei nicht Rechtssubjekt, sondern lediglich Objekt der Herrscher-gewalt.

Bornhaß ist der Ansicht: In der konstitutionellen Monarchie gibt es keine von dem Herrscher verschiedene Staatspersönlichkeit, Staat und Herrscher sind identische Begriffe; den einzig richtigen Ausdruck hat Ludwig der Vierzehnte dem monarchischen Prinzipie gegeben in seinem viel verkannten Ausspruche: *l'état c'est moi*.

Schließt man sich der Ansicht Seydels oder Bornhaß an, so gibt es selbstverständlich fürstliche Untertanen, Untertanen des Monarchen.

Beide Staatsrechtslehrer stehen indes ziemlich allein.

Weitaus die Meisten erblicken im Staate eine selbständige Persönlichkeit, im Fürsten nur ein Organ derselben.

Die Auffassung des Staates als einer Person, als eines Rechtssubjektes ist durch Grotius, Althusius und Pufendorf begründet worden. Adam Müller hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erklärt: der Staat ist nicht bloß ein Instrument in der Hand einer Person, er ist selbst eine Person. Hegel folgert

in seiner Rechtsphilosophie aus dem Prinzipie der Staatsouveränität, daß die fürstliche Gewalt nur ein immanentes organisches Moment des Staates sei. Der Rechtsphilosoph Stahl betrachtet es als einen wirklichen Fortschritt, den Staat als eine gemeinsame höhere Ordnung über Fürst und Volk anzuerkennen.

Von den Juristen Albrecht und Gerber ist dann die Persönlichkeitslehre als unverrückbarer Ausgangspunkt der rechtlichen Erkenntnis des Staates aufgestellt worden. Albrecht macht geltend, daß der deutsche Monarch der Gegenwart in der Staatsgewalt nicht mehr eigenes, sondern fremdes Recht übe, nicht mehr Herrscher über dem Staate, sondern Organ im Staate sei. Der moderne Staat sei nicht mehr Objekt fremder, sondern Subjekt eigener Herrschaft, er besitze Persönlichkeit und demgemäß seien die Rechte der Staatsgewalt nicht mehr dem Fürsten, sondern dem Staate selbst eigen.

So gut wie alle Staatsrechtslehrer der Gegenwart teilen diese Auffassung Georg Meyer, Laband, von Gierke, Jellinek, Anschütz usw. Auch Treitschke ist ihr Anhänger.

Anschütz rechtfertigt die Persönlichkeitslehre folgendermaßen: „Sie spricht zu denen und will denen genügen, welche, unter Zurücklassung aller patrimonialen, patriarchalen, theokratischen und anderen Staatsanschauungen einer hinter uns liegenden Zeit, nachstehende Momente als grundsätzlich wichtig für die Erkenntnis und Erklärung des Staates ansehen:

1. die den Wechsel der herrschenden und beherrschten Menschen überdauernde Einheit des Staates;

2. die Eigenschaft des Staates als einer machtbegabten, willens- und handlungsfähigen Einheit, welche als solche Träger von Rechten und Pflichten ist;

3. die Zugehörigkeit des Staates zur Gattung der aus einer Mehrheit von Menschen zusammengefügtten sozialen Einheiten (Verbände), anders ausgedrückt: die Natur des Staates als eines Gemeinwesens, des Staatswillens als Gemeinwillens, der Staatsgewalt als Verbandsgewalt;

4. die Einbeziehung des oder der „herrschenden“, das heißt die Verbandsgewalt ausübenden Menschen in den Staatsverband, derart, daß der Herrscher nicht außer und über den Verband gestellt, sondern als sein „premier magistrat“ in ihn hineingezogen wird, daß der König, indem er regiert, nicht sein eigenes, sondern fremdes, das heißt eben des Staates Recht wahrnimmt.“

Hören wir von anerkannten Autoritäten noch Laband: „Durch die Entwicklung des modernen Staates zu einem organisierten Gemeinwesen, zu einer Person des öffentlichen Rechtes hat sich das Verhältnis des Monarchen zum Staat wesentlich geändert; er ist nicht mehr wie im sogenannten patrimonialen oder feudalen Staat der Eigentümer oder Lehnsherr der Territorien; er steht nicht mehr über dem Staate als der Herr, dem Land und Leute gehörten nach Art eines privatrechtlichen Besitzrechtes (*dominium eminens*), sondern er steht innerhalb des Staates und seiner Rechtsordnung; er ist das Haupt des Staates, ein Organ des staatlichen Gemeinwesens.“

Und endlich von Gierke: „Jugendliche Völker wußten nichts von einem hinter Königen und Volksversammlungen verborgenen Staat, sie kannten nur sichtbare Herren und sichtbare Gesamtheiten“. So bleibe auch heute die Staatsvorstellung des Kindes und manches Ungebildeten und vielleicht auch dieser oder jener sehr gebildeten Dame an dem Herrscher und seinen Dienern haften. Der Differenzierungsprozeß bilde einen Hauptinhalt der fortschreitenden Rechtsgeschichte. Nur unter unsäglichen Mühen und nicht ohne häufige Rückschläge habe sich der Gedanke der selbständigen Persönlichkeit des organisierten Ganzen durchgesetzt. „Immer wieder drohte die Staatspersönlichkeit entweder in einem souveränen Herrscher oder in einer souveränen Volksgesamtheit zu verschwinden. Die Vorkämpfer des Absolutismus lehrten, was Ludwig der vierzehnte in kurzer Formel brachte: *L'état c'est moi*. Die Apostel der Volkssouveränität neigten dazu, den Staat in die Summe der Bürger zu verlegen. Allein zuletzt ging stets aus dem Ringen der Gedanke, daß das wahre Subjekt der Souveränität der unsterbliche Staat selbst sei, stärker und reiner hervor. — Alle unsere öffentlichen Institutionen durchdringend und tief in das allgemeine Bewußtsein eingesenkt, bildet er heute ein wesentliches Stück unserer Kultur, das uns keine logische Deduktion wieder entreißen wird.“

Wir sehen, von der herrschenden Lehre wird mit aller Bestimmtheit der Staat von der menschlichen Trägerschaft der Staatsgewalt, von dem Monarchen losgelöst vorgestellt. Und daraus folgt mit Notwendigkeit: Land und Leute sind dem Staate, nicht dem Fürsten untertan.

* * *

Gleichwohl ist es begreiflich, wenn von Untertanen des Fürsten gesprochen wird. Aus mehrfachem Grunde.

Zunächst zeigt sich auch hier, daß keine Idee, die in der Geschichte einmal mächtig ihre Zeit bestimmt hat, völlig verloren geht.

Der feinsinnige Sozialpolitiker Riehl schrieb 1862: „Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war der Glaube an ein theokratisches Staatsregiment noch volkstümlich, und nicht bloß die Staatstheologen predigten ihn, sondern der gemeine Mann bedurfte seiner geradezu. Der bildungsarme Bauer und Kleinbürger hätte die Last der Obrigkeit gar nicht tragen können, wenn sie ihm nicht wie eine unmittelbare Schidung Gottes erschienen wäre. Obgleich die theokratische Doktrin heutzutage gewiß nicht mehr volkstümlich ist, so liebt es doch das Volk, die Fürstenwürde im Glanze einer religiösen Weihe zu sehen. Unsere politischen Formeln wimmeln von Irrationalitäten, die zum Teil als historische Reliquien stehen geblieben sind, weil die Empfindungen des Volkes auf diesem Punkte stehen blieben, während die verstandesklare Entwicklung des öffentlichen Lebens einen ganz anderen Gang nahm. Denn wir finden uns überhaupt viel rascher und sicherer mit unserem Verstande ab als mit unserer Empfindung. Ist doch sogar in mehreren Grundgesetzen protestantischer Staaten die Person des Fürsten als heilig bezeichnet, obgleich dies Wort höchstens im

Sinne der katholischen Salbung durch die Kirche gebraucht werden könnte, außerdem aber doch juristisch nur in einer Umdeutung gerechtfertigt werden mag, die selbst mit dem weitesten Wortverstande von „heilig“ nicht mehr zusammenstimmen will. Allein das Wort tut niemandem weh, und in der Empfindung des Volkes steht die Fürstenwürde noch in engerem Zusammenhange mit Religion und Kirche als im modernen Staatsrecht, welches auch ungekrönten und ungefalbten Häuptern die Majestät der Krone zuerkennt.“

Was Niehl von der theokratischen Theorie sagt, gilt auch von der patrimonialen. Wie in der Vorstellung des Königtums von Gottes Gnaden vielfach noch die Auffassung des Königtums als göttliche Statthalterschaft fortlebt, so wird auch in der Empfindung des Volkes noch vielfach an den durch das moderne Staatsrecht überwundenen patrimonialen Anschauungen festgehalten.

Aber nicht bloß unbewußt geschieht dies. Eine mächtige Partei baut ihr politisches Glaubensbekenntnis auf der Verbindung von Thron und Altar auf, auf der Ansicht, daß auch heutzutage der Monarch Eigentümer des Staates ist, daß das Land ihm gehört, daß die Staatsangehörigen ihm untertan sind. Man glaubt, daß durch die Lehre von der Persönlichkeit des Staates die Monarchie in ihrem Bestande gefährdet werde. Mit Unrecht. An der großen Anpassungsfähigkeit der Monarchie an die geschichtliche Entwicklung liegt ihre sicherste Gewähr für die Zukunft.

Bedeutfamer noch als diese politischen Momente ist eine Erwägung, die aus dem Staatsrechte selbst fließt.

Wir sahen: Subjekt, Inhaber der Staatsgewalt ist der Staat selbst. Es bedarf nun aber physischer Personen, welche von der Rechtsordnung berufen sind, für den Staat zu wollen und zu handeln. Das sind die Organe des Staates. Es gibt eine Menge von Staatsorganen. Auch der Monarch ist ein Staatsorgan. Aber der Monarch ist ein Organ von ganz einzigartiger, hervorragender Stellung. Das bedarf näherer Darlegung.

Unter allen Staatsorganen sind die Organe, die unmittelbar auf der Verfassung beruhen, von besonderer Bedeutung: sie sind der Befehlsgewalt keines anderen Organs unterstellt. Zu diesen unmittelbaren Staatsorganen gehören der Monarch und das Parlament.

Die mittelbaren Organe leiten dagegen ihre Zuständigkeit nicht aus der Verfassung, sondern vom Monarchen ab; ihre Organschaft beruht auf Anstellung durch ihn, sie sind ihm untergeordnet und verpflichtet. Das gilt von allen Behörden und Beamten.

Monarch und Parlament sind beide unmittelbare Staatsorgane, keines von ihnen hat dem anderen etwas zu befehlen. Hiernach gewinnt es den Anschein, als ob sie einander gleichgeordnet seien, nebeneinander stünden. Es ist aber nicht an dem. Der Monarch ist dem Parlament gegenüber das höhere Organ.

Der Monarch ist ein selbständiges, das Parlament ein unselbständiges Organ. Das will sagen: der Wille des Monarchen besitzt verbindliche Kraft

für den Staat und seine Untertanen, er ist mit staatlicher Herrschergewalt ausgerüstet. Das Parlament hat keinen Willen von solcher Kraft, es kann niemandem etwas befehlen oder verbieten, es kann den Staat in keiner Weise vertreten. Das Parlament kann nur Beschlüsse fassen, aber sie nicht zur Ausführung bringen; es richtet seine Willenskundgebungen niemals an die Untertanen, nur an den Monarchen oder dessen Regierung. Die Tätigkeit des Parlaments ist keine bloß negative, es hat nicht nur das Recht des Widerspruchs, sondern auch das Recht der aktiven Mitwirkung bei gewissen Staatsaufgaben. Aber diese Mitwirkung ist doch insofern eine unselbständige, als sie nur die Kraft hat, den Willen des Monarchen zu beschränken, als ihre Zustimmung erforderlich ist, damit der Willensakt des Monarchen ein rechtlich wirksamer werde. Das gilt namentlich für die Gesetzgebung: das Parlament erklärt sich dem Monarchen gegenüber damit einverstanden, daß dieser das zwischen der Regierung und dem Parlament vereinbarte Gesetz erlasse; aber das Einverständnis ist nur die Vorbedingung, das Gesetz erläßt der König allein, nur von ihm geht der Befehl an die Untertanen aus.

Weiter. Die Vermutung streitet für die Alleinzuständigkeit und Unbeschränktheit des Monarchen. Er ist zur Ausübung der ganzen Staatsgewalt berufen und allein berufen, soweit die Verfassung ihn nicht von einzelnen Funktionen ausschließt, wie z. B. von der Rechtsprechung, oder beschränkt, so bei der Gesetzgebung. Dem Monarchen stehen alle Befugnisse zu, die ihm nicht ausdrücklich entzogen sind; allen anderen Organen des Staates gebühren dagegen nur die Zuständigkeiten, die ihnen verliehen sind, dies gilt auch vom Parlament.

In dem Satze, daß der Monarch zur Ausübung der ganzen Staatsgewalt berufen und allein berufen ist, soweit ihn die Verfassung nicht ausschließt oder beschränkt, ist der juristische Kern des monarchischen Prinzips enthalten, das allen konstitutionellen Verfassungen Deutschlands zugrunde liegt, in einigen auch ausdrücklich ausgesprochen ist: „Der König ist das souveräne Oberhaupt des Staates und vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den durch die Verfassung festgesetzten Bestimmungen aus.“ Man pflegt diesen juristischen Kern so zu formulieren, daß man sagt: der Monarch ist der Repräsentant des Staates, ist der Träger der Staatsgewalt.

Für das Staatsrecht ist gewiß daran festzuhalten, daß der Staat das Subjekt der Staatsgewalt ist, nicht der Monarch, daß dieser nur zur Ausübung der dem Staate zustehenden Herrschaft berufen ist. Allein es ist doch erklärlich, daß man im gewöhnlichen Leben, im leichten Sprachgebrauche über diesen Unterschied hinweggeht und anstatt von Untertanen des Staates von Untertanen des Monarchen spricht.

So liegen die Dinge in den monarchischen Einzelstaaten Deutschlands. Anders im Reiche. Von Untertanen des Kaisers kann auch im uneigentlichen Sinne keine Rede sein, es gibt nur Reichsuntertanen. Weßhalb? Weil nicht der Kaiser in dem dargelegten Sinne Träger der Reichsgewalt ist, sondern der

Bundesrat. Das Deutsche Reich ist keine Monarchie im staatsrechtlichen Sinne. Träger der Reichsgewalt sind in ihrer Gesamtheit die deutschen Gliedstaaten.

Noch ein Punkt bedarf der Beachtung.

Wir haben gesagt: der Monarch hat die Vermutung unbeschränkter Zuständigkeit zur Ausübung der Staatsgewalt auf seiner Seite. Das darf nicht mißverstanden werden. Der Staatsgewalt sind im modernen Rechts- und Verfassungsstaate gewisse Grenzen gezogen, gleichviel ob man den Staat oder den Monarchen als ihr Subjekt ansieht. Die Befehls- und Zwangsgewalt der Obrigkeit, die dem Staatsuntertan obliegende Gehorsamspflicht ist keine ungemessene, deren Umfang durch das Belieben der Regierung bestimmt werden könnte. Die Verwaltungsbehörden haben den Untertanen gegenüber nur diejenige Befugnis zum Eingriff in Freiheit und Eigentum der einzelnen, welche das Gesetz ihnen verleiht.

* * *

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die deutschen Verfassungsurkunden.

Die preußische Verfassung hat vereinzelt den Ausdruck staatsbürgerliche Rechte, vermeidet das Wort Untertan, bedient sich meist dafür der farblosen Bezeichnung Preußen. Die sächsische Verfassungsurkunde spricht von den allgemeinen Rechten und Pflichten der Untertanen und nennt die Stände das gesetzmäßige Organ der Gesamtheit der Staatsbürger und Untertanen. In der württembergischen Verfassung wird unter der Überschrift „Von den allgemeinen Rechtsverhältnissen der Staatsbürger“ bestimmt, daß alle Württemberger gleiche staatsbürgerliche Rechte und gleiche staatsbürgerliche Pflichten haben. In der badischen Verfassung ist die Rede von den staatsbürgerlichen und politischen Rechten der Badener, ihrer Pflichten wird überhaupt nicht gedacht.

Diese Beispiele mögen genügen. Aus ihnen erhellt, daß die Ausdrucksweise der Verfassungsurkunden keine einheitliche, keine präzise und keine korrekte ist. Für die rechtswissenschaftliche Beurteilung kann ihr keine Bedeutung beigemessen werden.

In der Verfassung des Deutschen Reiches wird dagegen in Artikel 3 zu dem Worte Staatsangehöriger in durchaus zutreffender Weise in Klammern erläuternd hinzugefügt: „Untertan, Staatsbürger“.

Wir kommen zu dem Ergebnisse: Der Ausdruck Staatsuntertan ist staatsrechtlich durchaus zutreffend in allen Fällen, wo die Pflichten des Staatsangehörigen in Betracht kommen. Nicht bloß der Monarch, sondern auch die Regierung ist befugt, in solchen Fällen von Staatsuntertanen zu reden.





Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

IV.

„Sie fängt ihn noch, die Regine, der Bosh,“ sagte Zette, wenn Regine zur Anprobe ihres weißen Tanzkleides dagewesen und nebenher um den Burschen war. Und Wieschen antwortete mit blassen, aber wie zu Eigensinn verzogenen Lippen: „Man weiß noch lange nicht, ob sie ihn fängt.“

Wieschen traf mit ihren sonst zielsicheren und festen Schritten den alten ehrlichen Weg nicht wieder, den sie bis da gegangen war. In mancher Stunde suchte sie ihn, fand sich zurück bis zu seinem Rande und verlor sich neu. Seit sie das erste von sich gegeben hatte, gab sie etwas und mehr mit jedem Tage. Sie mußte reich gewesen sein, weil sie soviel zu vergeben hatte. Es war oft, daß sie den Florentin mit solchen Augen ansah, als frage sie ihn: Ist es noch nicht genug, was ich gebe? Und der Kley antwortete ihr im Dienenspiel und Wesen: Ich will mehr, ich will alles haben.

Es war draußen kühl gewesen und hatte geregnet ein paar sommerliche Tage hindurch, dann kam mit der Sonne das Warmwerden wieder. Ganz langsam kam es und stieg durch die Stunden und Tage, bis die Sonne ihre Strahlen wie Erntegarben in den Feldern aufstellte.

Wieschen trat einmal hinzu, als der Florentin bei seinen Blumenbeeten kniete und die verregnete Ordnung wieder herstellte. „Es war wohl not, daß es warm wurde,“ sagte sie, wie sie sah, daß er einer fauligen Nelke die Blüte abkniff.

Er sprang auf und trat an sie heran. „Siehst du nun, wie meine Blumen nur mit Wärme leben wollen? Wie alles hier draußen danach schreit? Und hast dich einmal gewundert, wie ich so ganz in meinem Garten hinlebe, daß mich selber auch nach Wärme verlangt!“

Wieschen hatte stille qualvolle Stunden. Sie hielt, wie sie schaffte und schwieg, stille Zwiesprache mit sich selbst. Sie dachte an alle Liebe, wie sie gewesen war und sah auf den Keim, den sie jetzt trieb. Der Keim scheute aber das Licht, so trieb er als Wurzel in den Boden, durchwuchs ihre Seele und umflammerte sie. Ihre Liebe war wie ein leuchtendes Glas gewesen, welches

sie in Händen getragen hatte und wo die Vorsicht des Tragens Liebe bedeutete. Sie hatte im Garten des Kley Tau hineingefammelt und geglaubt, es werde der Florentin von seinen Blumen welche schneiden und sie ihr hineinstellen in das feine leuchtende Glas. Sie hatte aufgeschrien, weil ihr gewesen war, er wolle es ihr vollschütten mit einem heißen, brühenden Wasser, von dem es zerspringen mußte; jezt trug sie dieses Glas mit beiden Händen es umschließend und ging in der Sonne, als wolle sie es wärmen und bereitmachen für das, was es empfangen sollte.

Zette, die mit dem schiefen Auge doppelt sah, hatte nebenhin ein scharfes Menschenkennen in ihren Blicken. Sie wußte, wenn sie das Wieschen so sah, es war ihr ein Ruckucksei in das Taubenest ihrer Gedanken gelegt. Sie umschlich das Mädchen wie ein Fuchs und quälte es mit kleinen Nadelstichen, die sie in kein Zeug so fein zu stechen wußte . . . Als einmal der Florentin den Weg am Fenster vor der Nähstube vorbeiging und durch den Schatten eines Obstbaumes ein einzelner rotgoldener Sonnenstrahl über seine Brust fiel, sagte sie: „Er lügt, wenn er sagt, es kummere ihn die Regine nicht. Es kann keiner seinem Mund ansehen, ob er sie geküßt hat, aber ein rotes Paar hängt ihm am Zeuge, siehst du, wie es ihm anhängt?“ Sie stieß Wieschen mit dem Fuß an, weil sie nicht gleich hinsah, zeigte auf den Sonnenstrahl und sicherte. Wieschen duckte sich wie eine lebende Taube in ihrer Hand, und Zette rupfte ihr die Federn und fühlte ihr Bluten.

Zette ging, wie schlau und scharfsichtig sie auch war, fehl in dem Glauben, es sei Wieschen das Zerwürfniß mit dem Burschen gekommen um das Dazwischentreten der Regine Sträter. Sie hatte den erlauschten Namen noch im Ohr, wie ihn Wieschen an jenem Abend des Zerwürfnisses in ihrer Kammer genannt hatte, so erzählte sie draußen das Geschehene nach ihrem Wissen und trieb Klatsch. Sie wollte Wieschen, die ihr gefällig und freundlich war, mit diesem Klatsch nicht eigentlich am Kleide reißen; es lag Zetten nur im Munde, einem, der vor ihr herging, unter den Schuh zu spucken aus Pläster, daß es unsauber aussah, wo er hergegangen war und sie den Leuten etwas zu zeigen hatte.

Wieschen hörte von dem Klatsch, auch der Kley. Der Kley hätte sich nur zu büßen brauchen um die Ketten, die man dem Wieschen an den Rock warf, abzuschneiden, zu sagen: „Ihr macht sie gering, aber sie steht höher als ihr alle.“ Weil er das Hohe in Wieschen aber bei seiner Art nicht erkannte, und weil ihm überhaupt das Reden nicht lag, schwieg er. Auch Wieschen schwieg. Sie brauchte nur das Wasser zu nennen, mit welchem sie sich reinwaschen konnte, ohne von sich selbst gar viel und laut zu erzählen. Aber sie schöpfte von dem Wasser nur, soviel es zu einem Schluck gebrauchte, sich selbst daran zu erfrischen. „Hast dich rein gehalten als Mädchen, darum ist es so gekommen. Nicht um die Regine ist es . . .“ Sie koste mit diesen Erinnerungen und vergaß in kleinen glücklichen Augenblicken, daß sie von dem Wege abgekommen, den sie mit starken Schritten eingebogen war.

Der Florentin hatte um das Wieschen ein Spiel treiben wollen und war nun nahe daran, sich selber zu verspielen. Er ging, als sei ihm ein Brandfunke angeflogen, heiß und erregt, mit verwirrtem Sinn nicht wissend wohin sich retten, ob zu dem einen oder anderen Mädchen.

„Sie fängt ihn noch, die Regine, der Boß —“

„Und wenn sie ihn fängt,“ antwortete Wieschen auf Jettes sicherndes Wort, „weißt du auch, daß es just ist, als hätte sie einen Brand für uns in das Haus geworfen? Wir müssen alle räumen, du, die Mutter Johanne und ich. Sie wird das Haus nicht teilen wollen mit uns allen.“ Wieschen sprach mit ihrer leisen und etwas hohl klingenden Stimme, ihr Gesicht war verzogen, als hätte sie einen bitteren Trank niedergeschluckt. Sie sah, daß sie der Regine etwas angehangen hatte, nichts Unwahres, vielleicht aber gar noch Schlimmeres dadurch, daß sie sie wahr hingestellt hatte. Sie hielt das Gesagte nicht mehr auf. Es war das erste Häßliche, das sie je bewußt einem Menschen tat, es blieb das Einzige, sie wußte, als sie es sagte, sie vergebe damit den Gürtel von ihrem besten Kleid, aber sie hätte es nicht zurückgehalten im rechten Augenblick, weil sie glaubte, sie könne damit ein Stück Verlorenes von dem Geliebten wieder haben. Sie sah, wie dieser sich von ihr verlor. Sie zählte die Stunden wo sie wußte, daß er bei Regine war, jede pflückte ihr ein einzelnes saftgrünes Blatt vom jungen Hoffnungsbaum. Während sie das weiße Tanzkleid Regines nähte, war er bei ihr in der Kolterschlucht.

Es war warm und wärmer geworden und wurde heiß in diesen Tagen. Der Florentin vergaß der Pflege seines Gartens und der Freude zu aller Arbeit, er kam spät in den Nächten heim, hatte getrunken und schlief in den nächsten Mittag, wann er zu verbrießlichem Wesen aufwachte. Die Blicke Wieschens, des blassen, einsamen Nähseelchens hingen ihm an, verfolgten ihn, sie waren wie Nähfäden, die, wenn man sie vom Kleide absucht, einem wieder anfliegen. Er kam nicht los von diesen Blicken. Das Mädchen verkümmerte um seinetwillen und war doch um ihn her mit solchen Schritten, daß er nur staunte, wie groß die Liebe dieses Mädchens war. Er mußte zurück an seine Mutter denken, die auch so um ihn gewesen war und nach ihrer Weise seinen Weg überwacht hatte, nur mit Liebe.

Der Florentin vergaß an manchem Abend der heißen Tage, die Blumen in seinem Garten zu wässern, weil ihn selbst etwas wie Durst in die Kolterschlucht trieb. Da trug Wieschen das Wasser aus. Sie trug, der körperlichen Arbeit ungewohnt, dennoch mutig die schweren Kannen, und Jette mahnte sie: „Du schleppst dir noch die Schwindsucht an!“ Da lachte sie und war noch tapferer. Es war kein Beet im Garten, welches sie verdorren ließ. Ihre Arme strafften sich und wurden stärker, ihr Gesicht rötete sich, ihr Blut wurde heiß, ihre Liebe wuchs in der Sorge um den Geliebten und wurde begehrender in seiner Entfremdung.

So hartte sie einmal die Wege im Vorgarten, und der Staub zog wie Dampf von ihr weg zur Straße hin. Dann wartete sie an der Pforte, ob

der Bursche wiederkam. Der Abend war schwül mit unbewegter Luft, über den Bäumen dunkelte das Sommerlaub, und die Berge standen um das Dorf wie schwere schwarze Kuppeln, welche etwas Unheilvolles verbargen. Wieschen lehrte in das Haus zurück und verschlich sich in ihre Kammer. Ihre eben stark geglaubten Arme erschlafften, sie stand an ihrem Fenster und lauschte hinaus. Sie blickte auf das Geranium, wässerte es, es war in seiner Knospe noch nicht erschlossen, und sie faltete die Hände so hilflos schwach um seinen Blumentopf, als wolle sie etwas Hoffnungsloses, etwas Törichtes um das Erblühen dieser Blume erbitten. Es war, als bete sie: „Gott, laß seine Blume weiß werden. . .“

Unter dem Fenster unten im Beet standen die Glodenblumen und spielten Tropfenfall mit dem Wasser, welches Wieschen ihnen gegeben hatte. Auch über das Gesicht des Mädchens und nieder auf ihr Kleid glitt ein heißer Tropfenfall.

Am nächsten Tage ging ein Gewitter nieder. Die Berge wurden zu Flammen, die Wege zu Bächen und die Bäume zu Ruten. So gepeitscht mußte die Schwüle weichen. Als das Wetter vorüber war, mahnte Wieschen den Florentin: „Es war gestern eine Rose im Garten los, ich habe sie nur mit Bast wieder angebunden, weil ich keine Weide hatte. Es wird nicht gehalten haben gegen den Sturm.“ Sie sprach mit niedergeschlagenen Augen, weil ihr in feinsten Seele weh war, ihn damit an sein Versehen der letzten Tage zu mahnen.

Er ging und fand die Stammrose gebrochen, sie war von seinen eigenen weißen, und er saß in der Hurle davor und starrte wie zu Unfinn auf den Schaden.

Wieschen war ihm nachgekommen, legte jetzt die Hand auf seine Schulter, daß er auffuhr, und sagte ruhig zu seiner Erregung: „Wenn du wieder ganz heim kommst in deinen Garten, Florin, dann soll es um den einen Schaden nicht schlimm gewesen sein.“

„Heimkommen?“ fragte er wie von weit her.

„Hält dich einer gebunden? Hörst du irgend einem mehr an als deinen Blumen?“ Es klang, als hätte sie sich selbst genannt, und er hörte, wie sie nach ihm schrie. Sie hatte seinen Garten verwahrt, aber er wußte, was sie seinen Blumen gab, hatte sie ihm gegeben.

„Wieschen,“ sagte er leise und wie tastend, und in seiner Stimme war ein Wiederkommen und Sichheimfinden von weit her.

Sie gingen durch die Gärtnerei, die Wege standen noch voll Wasser, eine reine kühle Luft nahm ihre heißen Köpfe ein. Wieschen war mit einem leichten Kleide angetan, das Halsbord geöffnet und die Füße bloß. Sie sah in dieser Unordnung aus, als hätte sie alles andere von sich weggegeben. Es war Arbeitsstunde, aber sie mochte jetzt nicht heim. Sie wartete, daß des Florentin Stimme ihr wieder so nah kommen sollte, bis sie ganz bei ihr war. Sie fühlte

sich frei, sowohl im Geiste wie in ihrer Kleidung, und es kam ein Ausdruck glücklichen Leichtsinns in ihr Gesicht.

Er fragte sie, warum sie mit bloßem Hals und eben solchen Füßen gehe, und sie lachte: „Weil mir warm gewesen ist über die Rücken.“

Die Drosseln sangen in den höchsten Bäumen des Gartens, ihre Lieder waren klar wie ihre Stimmen, sie sangen einander zu, und sie sangen für die Menschen, welche auf sie hörten; es klang, als riefen sie durch die köstliche Frische der Natur ein: „Bleib rein, Seele!“

Wieschen war mit den bloßen Füßen in ein Wegwasser getreten und durchwatete es. Unruhige Wellen träufelten es bei ihren Schritten. Die jähe, fast eisige Kühle warf ihr einen blassen Schein über Gesicht und Hände. Sie atmete ein paarmal schneller zu, lachte und freute sich. Ihr Kleiderfaum stieß in das Wasser, sie reckte die Arme hoch über den Kopf, als wolle sie die freie Luft niederreißen an ihre stille, enge Brust. Sie stieß dabei an ein hängendes Baumgäst, die Zweige regneten eine Flut feiner Tropfen auf sie herab, und wie sie so über das Wasser niederliefen, hörte sich's an, als habe sich eine Perlenkette von einem bloßen Halse gelöst und das Geschmeide verlöre sich einzeln.

Der Florentin legte dem Mädchen die Hand in den freien Nacken. Sie war von der Kälte des Wassers eben durchfröstelt von einem leisen Schauern, aber er fühlte ihr die Wärme des Blutes durch die feine Haut brennen. Sie legte den Kopf zurück in seine Hand und hatte den unsinnigen Wunsch, er möge sie so halten durch Stunden und Stunden und sie langsam, langsam und immer enger an sich ziehen. —

„Bleib rein, Seele,“ sangen die Drosseln.

Er ließ aber seine Hand abgleiten, sie trat zögernd aus dem Wasser in den Weg zurück und sah ihn wie suchend an. Als er diesen Blick verstand, fragte er sie: „Soll ich denn wegbleiben von der Rolterschlucht?“

Sie zuckte zusammen, als habe er vor ihren Augen die Regine angerührt. „Du sollst das Trinken lassen,“ antwortete sie.

Und der Florentin meinte ehrlich: „Ich kann es wohl sein lassen mit dem Trinken, es hört auch nicht hin. Jeder von uns muß sich sein Teil umtun, wenn es mit uns recht werden soll.“

Seine letzten Worte gaben ihr seinen Besitz wieder, sie griff gleichsam wie mit einem leisen Freudenschrei nach diesem Erkennen. Aber so gestützt auf diese Sicherheit um ihn wurde sie in demselben Augenblick schwank um sich selbst. Er hatte von neuem die Hand um ihren Hals gelegt, und sie ging die Wege mit ihm, die er sie führte. So waren sie in die Laube getreten und lehnten an dem Tisch, die Gesichter der hellen Öffnung des rankenüberwachsenen Gebäudes zugekehrt. Das feine Farbenspiel des langsam niederkommenden Abends leuchtete draußen über dem Garten, und dieser, die Hecke und die Felder dahinter und ein Strich der niedertretenden Bergfüße waren in dem Rahmen der Laube wie ein Landschaftsbild.

Im Dorf ging das Blasen einer Trompete, man hörte es oft abends, man konnte glauben, es säße ein Einsamer irgendwo und holte sich mit so einem Liebe einen guten Gefellen an die Seite.

Der Dorftrompeter hatte das „Heideröslein“ geblasen, einen Choral und das „Wir beten an die Macht der Liebe“. Wieschen legte ihre Hände zurück auf den Tisch, sie lagen auf der dunklen Platte wie einzeln abgelöste Blätter von Lilien. Ihre Pulse klopften. Sie fror mit einem leisen Zittern der Glieder, war innen aber heiß. Sie fühlte das Klopfen ihrer Pulse, meinte es zu hören, als fälle es wie Hammerschläge auf das Holz des Tisches, und als baue es an einem schlimmen Werk.

Er habe sich heimgefunden zu ihr, sagte der Florentin. Oft sei ihm gewesen er bleibe irr, wie er sich irrgelaufen hätte zu der Regine. Aber es sei nun abgetan. Es sei nur ein Taumel gewesen.

„Wie in der Sonne,“ fiel ihm Wieschen ein. „Und kommst nun wieder heim zu deiner Blume, die im Schatten steht.“ Sie sah ihn an. „Es ist kühl im Schatten, Florin.“

Der Florentin trug noch ein paar Farben her und malte weiter an dem Bilde, welches sie zu zeichnen angefangen hatte. „Es ist schon so, im Schatten hast du gestanden. Aber ich habe dich in die Sonne umgepflanzt. Ein paar Tage hat's dann geschienen, als wollest du mir abwellen —“

„Weil du dich auf die Blumen und deinen ganzen Garten vergessen hast, Florin.“ Sie sah ihn mit inniger Seele an, als er sie aber enger umfaßte, machte sie sich ängstlich los. „Still, Florin, laß mich noch ein paar Tage so in der Sonne stehen und erst ganz Wurzel haben in dem neuen Land —“

Über dem Garten lag Nebel, und sie sah den Burschen wie durch Verschleierung an. Er streckte die Hand nach ihr, es war nichts Wildes an ihm in dieser Stunde, und doch fürchtete sie sich vor ihm. Sie war seiner sicher geworden mit seinem wiedergewonnenen Besitz, sie vergaß, wie sie ihn begehrt hatte, so zögerte sie nun. Sie wollte nur das Band noch einmal lockern, ehe er den Knoten anzog.

„Nur just ein paar Tage,“ bat sie leise; da ließ er sie.

Es war kein Zauberwesen heute über dem Garten, es war nichts Wildes heute umgesprungen mit dem Kley. So sagte er ganz ruhig und voll von Liebe zu dem Mädchen: „Sinn dich nur erst ganz aus über dich selbst. Es ist noch nicht das End' aller Tage, und wir können zusammenkommen, wann es uns beiden paßt.“ Er strich ihr über Haar und Wacke, nahm ihre Hand und ließ sie wieder los. Sie solle nicht meinen, sagte er noch, er versteife sich eigensinnig auf eine Idee. Sie solle nicht Angst vor ihm haben. Er sei nicht alle Abende so, wie er neulich gewesen sei. Es hätte ihn da nur gepackt. Er meine — und das halte er aufrecht —, er wolle kein so ein Eiskaltes, wie das Wieschen neulich eines gewesen wäre, bei dem einen die Gänsehaut überlief, das hieße, sich bei Sommerzeit eine Verkühlung ins Haus schleppen, an

der man dann sein ganzes Leben zu schnupfen hätte. Wenn er die Hand von der Braut in seine nähme und drückte, wolle er was wieder haben. Ob Wieschen ihn nun verstände?

Sie nickte mit dem Kopf, nahm seine Hand und drückte sie zuerst. So trennten sie sich.

Wieschen entschlüpfte in ihre Kammer und riegelte die Thür zu. Ihr war schwindelig, und sie fror. Sie würde einen langen Brautstand haben, dachte sie. Bis zum Oktoberersten war sie von Fette fest gedungen, dann kam für den Kley die Herbstarbeit. Vor Anfang Winter würden sie nicht heiraten. Wieschen brauchte gar nicht nachzudenken, es war ihr alles, was kommen würde, wie auswendig im Kopf. Wenn sie zu ihrem Brautstand das letzte feste Ja gesagt hatte, würde sie sich nicht mehr mußen dürfen gegen den Florentin, wollte sie ihn nicht noch einmal und ganz verlieren.

Wie sie sich entkleidete, fand sie den Saum ihres Rockes naß und beschmutzt. Sie hatte noch kein Kleid mutwillig so zugerichtet wie dieses, was war denn aus ihr geworden? Wo war sie selbst? „Wieschen!“ Sie rief sich leise beim eigenen Namen, aber sie kam nicht zurück wie sie gewesen war, stand nur da wie sie jetzt war. Mit roten Blumen zur eiteln Freude bekränzt, aber unrein in der Seele sah sie sich stehen. War es denn in Wahrheit zu spät, die geflochtenen Kränze abzureißen? Sie griff, weil ihr schwindelte, nach der Geranie in ihrem Fenster, faltete die Hände um den Blumentopf, und es war, als betete sie: „Gott, laß die roten Blumen weiß werden . . .“

*

*

*

Der Florentin hielt Wort. Er nahm die Arbeit wieder auf, wo er sie vergessen und gelassen hatte, und sie gewöhnte ihm den Trunk so leicht und von selber ab, daß er nicht einmal darum mit sich zu kämpfen hatte.

Es war in der Julizeit, wo das Korn zum Schütten reif stand. Die Mäher zogen aus, und die Gesichter der Mädchen lachten aus den buntlattunenen Sommerhüten, wenn sie mit nackten Armen die Garben banden. Wieschen saß auf ihrem Nähstuhl, wie mit einem Zwirnsfaden angebunden, den durchzureißen sie noch zögerte oder zu schwach war. Sie dachte an die freieren Felder draußen, wo der Bauer im Knechtsdienst seiner Arbeit, aber als König in seinem kleinen Reiche ging. Sie sehnte sich nach dieser Arbeit und wußte, ihre schwachen Glieder würden darin erstarken.

Auch der Florentin legte sein Roggenfeld nieder, und Wieschen hörte das Surren seiner Sense und sah fremde Mädchen zu seiner Arbeit gedungen. Da hätte sie hinter ihm sein mögen, wie die Taube hinter dem Landmann, wenn er mit dem Pfluge neue Schollen über seinen Acker wirft. Sie wollte in seinem Felde die Garben binden und in der Sonne aufstellen, daß es reich aussehen sollte, wo der Florentin sein Korn geschnitten hatte! Und ihr blasses, schmales Gesicht würde rotbackig und voll werden unter dem bunten, geblähten Sommerhut. Bei solchen Gedanken ließ sie die Hände in den Schoß sinken und mußte

von Zette angemahnt werden, daß sie für Lohn dasse. Wieschen sagte verwirrt ein entschuldigendes Wort ums Versehen und hustete leise und höhl. Sie hatte eine Erkältung im Hals, seit sie mit den bloßen Füßen gegangen war, und die Brust schmerzte mit einem tückischen Stechen. Ihre Hände wurden fiebrig feucht, wenn sie ein weißes Zeug nähte, brachte sie es nicht mehr mit der Sauberkeit heraus wie früher, und sie mußte manchmal die Nadel durch die Haarflechten stechen, wenn sie mit der alten Geschwindigkeit beim Nähen gleiten sollte.

Mit diesem Müdessein verschlief sie an einem Morgen das Aufstehen, und als Zette nach ihr sah und sie mit einem scharfen, tadelnden Wort weckte, fand sie das Mädchen krank. Sie machte die Stube dunkel und ging im Schleichschritt über die Dielen. Wieschen wehrte ihr: „Es ist nur eine Verkühlung!“ Aber Zette hatte ein Herz mit Kranken, es war ihr angeboren und gehörte zu dem Guten, das manchmal aus ihrer Natur sprach. Wie sie oft vor einem heratmen und ihm das harmlose Wort giftig anhauchen konnte, verhielt sie jetzt stundenlang ihren Atem und lauschte auf den des Mädchens, um zu wissen, wie heiß und kurz er im Fieber war. Sie räucherte mit einem feinen Duft des dampfenden Kamillentees dem Wieschen die Krankenstube aus und hielt damit den Arzt von der Schwelle. So wurden zu den paar Tagen, welche Wieschen sich zur Frist ausgebeten hatte vom Florentin, neue gelegt, und das Mädchen freute sich in diesem Zögern.

Mit ihrer Sorge um die Kranke fand Zette eine neue Liebe für das Mädchen selbst. „Ich wollt’“, sagte sie ehrlich, „es würde alles noch zum Glück mit dem Kley und dir.“ Sie bat nun ab, daß sie sich in einer Zeit der Regine zugewendet habe, es sei nur Laune gewesen. Da wäre ihr keiner im Grunde so nah wie das Wieschen.

Wieschens Hände zuckten, als wolle sie Zettes Freundschaft annehmen, um die sie sich in mancher Stunde vergebens bemüht hatte, aber sie wandte heimlich und traurig den Kopf gegen die Wand, weil sie sich nun der Freundschaft und allen Lobes nicht würdig fühlte.

In dem Abwenden des Kopfes glaubte Zette ein körperliches Schwachwerden des Mädchens erkennen zu müssen. Sie stand von dem Bettrande auf, trat an das Fenster und wässerte das Geranium. Sie befühlte die dunkelgrünen Blätter, über deren Schattierungen die feinen Härchen wie ein Mehlstaub lagen. Als sie dann an das Bett zurückkam und Wieschen ihr wieder den Kopf zukehrte, sagte sie mitleidig: Ein Armes sei es, und ausssehen täte es im Gesicht wie ein Geranium — so weiß.

Wieschen wunderte sich, wie Zette auf den Vergleich dachte, weil doch kein weißes Geranium irgendwo, auch nicht im Garten war; denn der Florentin pflegte nur die roten. Sie öffnete die Lippen, um sich von Zette die Erklärung zu erfragen, es kam ihr jedoch nur zu sagen in den Sinn: Ich bin aber keine weiße Blume. . . . Und auch das verschwieg sie.

Um diese gleiche Stunde ging unten die Regine durch das Haus und fragte dem Kley nach. Die Mutter Johanne verwies sie in die Gärtnerei, wo sie ihn dann suchte und nicht fand; nur sein starkes Baummesser fand sie in der Laube auf dem Tisch. Sie nahm es zu ungeduldigem, lässigem Spielen in die Hand, und weil sich ihre Gedanken neben denen um den Kley am meisten mit sich selbst befaßten, schnitzte sie ihren Namen in das Holz des Tisches, ging und ließ im Hause den Bescheid, es verlange der Molterschluchtwirt nächsten Tages den Gärtner Kley zum Hecken schneiden. Und es lasse ihn die Regine grüßen.

Der Florentin hörte dann drinnen die Bestellung und sah draußen den Namen der Regine in seinem Tisch, las und nannte ihn. Und sie fiel ihm von neuem ein, mit allem wie sie war.

(Fortsetzung folgt)



Mirow

Von Helene von Krause

Der folgende Aufsatz ist dem Werke „Deutsche Erde“ Bd. II „Unter der wendischen Krone“ von Helene von Krause entnommen, das im Verlage von F. Fontane u. Co. in Berlin-Dahlem demnächst erscheinen wird.



ine freundliche Einladung lieber Verwandter veranlaßte mich eines Tages im ersten Frühling, mich auf den Weg nach Mirow zu machen. Der Name wird den meisten Menschen weltfern und unbekannt scheinen, und doch — ich will erzählen, was ich in Mirow fand.

Im bequemen Wagen der Himmelbahn, die Neustrelitz mit Perleberg und Wittenberge verbindet, ließ ich das Landschaftsbild an mir vorbeigleiten: Tannenwald, Heideland, Wiesen, denen man es ansieht, daß nur grobe, schlechte Grasbüschel darauf wachsen können. Hier und da, vom Winde der Jahrhunderte zusammengeweht, eine Sandschanze, aus der die knorrigen Wurzeln einer alten Kiefer hervorlugen, deren Wipfel sturmzerzaust sich gegen den grauen Himmel abhebt. Dazwischen ein See, dessen Spiegel vom herben Luftzug leicht gekräuselt, bleiern, wie die Wolken, die darüber hinziehen, erscheint. Dann halt am kleinen Bahnhofsgebäude und ein Rumpeln des Wagens über das schlechte Pflaster des winzigen Städtchens. Vorbei an den unscheinbaren Häusern, mit den alten niedrigen Fenstern, an denen hier und da Rastus und Pelargonien ihre scharlachroten Blüten zwischen grünem Blattwerk zeigen, oder auch, wenn ein Fenster im Größenwahn durchaus ein Schaufenster sein will, Taschen, Hosen-träger, Garnknäule, Blechlöffel, Seife und Tabakspakete in internationaler Vereinigung sich darbieten.

Und nun plötzlich befinde ich mich inmitten eines reizenden Idylls. Ein Haus im Grünen mit Veranda und hellen Fenstern. Hübsche Zimmer mit allem, was unsere luxuriöse Zeit für anmutige Wohnlichkeit bietet. Schöne Bilder neuer Kunst, hohe Gläser mit Frühlingsgrün und Röschen, glückliche Menschen, liebliche Kinder und ein Ausblick über den großen See, wo ein Sonnenstrahl silberne Streifen in das zarte Grau des Wasserspiegels zieht und grünlicher Schimmer die Bäume auf der Halbinsel überhaucht, weil's Frühling werden will. Von dorthier lockt mich geheimnisvoll das Dach des Schloßchens, das sich hinter den alten Wipfeln verbirgt. Aber bevor ich dem Zuge folge, tue ich einen Blick in das Buch der Geschichte, deren Griffel unmerklich, aber sicher den Stätten der Menschen ihre Spuren eingezeichnet, die uns oft erst verstehen lehren, was uns sonst rätselhaft erscheinen würde.

Die Geschichte Mirows zerfällt deutlich in drei Perioden:

Die erste zeigt uns das achtspeizige Kreuz des Johanniterordens über dem Ort. Mirow ist Komturei 1226 bis 1587.

Die zweite Periode zeigt uns Mirow als fürstliche Residenz (1708 bis 1752). Über diese Zeit ist es kein Geringerer als Friedrich der Große, dem wir die intimsten Nachrichten über Mirow verdanken.

Endlich die dritte Periode von 1752 bis heute, die man am besten bezeichnet als Mirow, die Stätte der Toten.

Über die Zeit, da der Johanniterorden hier herrschte, ist wenig Kunde zu uns gedrungen. Man machte durch Wall und Graben die in den See laufende Landzunge zu einer Insel. Zugbrücke und Turm schirmten die auf dieser belegenen Gebäude der Komturei und die Kirche. Durch Schenkungen der mecklenburgischen Herzöge vermehrte sich der Landbesitz des Ordens bedeutend, bis die Reformation 1587 unter dem letzten Komtur, dem Herzog Karl von Mecklenburg, der Johanniterherrschaft ein Ende machte. Im westfälischen Frieden kam Mirow an Mecklenburg und bildete seit 1701 einen Teil der Mecklenburg-Strelitzer Lande.

Größeres Interesse bietet die zweite Periode seiner Geschichte.

Mirow und Friedrich der Große

Als Herzog Adolf Friedrich der Zweite von Mecklenburg-Strelitz starb, bezog seine erst siebenundzwanzigjährige Witwe mit ihrem kaum drei Monate alten Söhnchen, dem Prinzen Karl, den alten Johanniterhof in Mirow, indessen ihr aus erster Ehe des Herzogs stammender Stiefsohn Adolf Friedrich der Dritte im Strelitzer Schloß residierte. Emilie Antonie, geb. Prinzessin von Sondershausen, nahm ihre Schwester Luise Albertine zu sich und widmete sich ganz der Erziehung ihres Sohnes, der so in völliger Zurückgezogenheit, unter den Augen von Mutter und Tante auf dem engen Burgplatz heranwuchs.

Ein einfaches Fachwerkhäus, die Wirtschaftsgebäude für den Landbesitz, die Kirche mit hölzernem Turm, ländliche einfachste Verhältnisse bildeten den Rahmen für die Kindheit des Prinzen. Hinter dem Graben lag der Flecken Mirow,

und sicher war der dort zweimal im Jahre abgehaltene Jahrmarkt ein Ereignis im Leben des kleinen Fürstensohnes, der kaum anders als ein adliger Landjunfer seiner Zeit heranwuchs, nur daß ihm ein trefflicher Gouverneur, ein Herr von Zesterfleht, beigegeben war. Dieser begleitete ihn wohl auch nach Genf, wo er, sechzehn Jahre alt, studierte, und auf der sogenannten großen Tour, der üblichen Reise durch Österreich, Schweiz, Italien und Frankreich. In Wien stellte sich der Prinz persönlich dem Kaiser vor und trat einige Jahre als Oberstleutnant in österreichische Dienste.

Aber schon mit zweiundzwanzig Jahren finden wir ihn wieder daheim bei Durchlaucht Mama auf dem 2409 Quadratfuß großen Burghof zwischen See und Wallgraben und sogar als jungen Gemann! Er hatte Prinzessin Elisabeth Albertine von Hildburghausen heimgeführt, und zwar in das Fachwerkhäus der alten Komturei, wo das junge Paar mit Mutter und Tante unter einem Dach seine bescheidene Wohnstätte aufgeschlagen hatte. Erst nach der Geburt des ersten Kindes dachte man daran, für die neue Familie außerhalb des Walles ein neues Haus zu erbauen. Die junge Gemahlin, jene „gar gute Prinzessin“, fügte sich sicher willig in diese nicht eben glänzende Lage. Etwas schweigsam und schüchtern von Natur, war auch sie nicht geeignet, große Veränderungen in dem kleinen Kreise hervorzurufen. Die einzige Abwechslung bot ein Ausflug nach dem der Herzoginmutter gehörenden Gute Bergfeld, selten eine Fahrt zu Hof nach Strelitz oder ein Besuch des Jagdhauses Ranow.

Aus allen diesen Umständen geht hervor, daß man sicher genötigt war, sich einzuschränken. Der nachgeborene Prinz eines kleinen Fürstenhauses jener Zeit, in der sich sein Vaterland eben erst von den Schrecknissen des Dreißigjährigen und nordischen Krieges langsam erholte, verfügte über geringe Einkünfte, zumal auch der Landbesitz wenig Ertrag lieferte. Prinz Karl wird als ein haushälterischer Mann geschildert und ist ohne Zweifel ein gutmütiger, ehrbarer Herr gewesen, dem aber die engen Verhältnisse und die einsame Erziehung hauptsächlich durch Frauenhand, mehr den Stempel eines einfachen Privatmannes als eines weltgewandten Fürsten aufdrückte. Der spätere Verkehr mit dem Lehrer seiner Kinder zeigt uns den Prinzen als einen Mann, der sich für Kunst und Wissenschaft interessierte. Der Informator Genzmer, ehemaliger Konrektor in Havelberg, ein Freund Winkelmanns, schrieb auf seine Anregung ein Lehrbuch der mecklenburgischen Geschichte. •

Ich werde schwerlich irren, wenn ich mir den Hof zu Mirow als eine Stätte stillen Familienglücks vorstelle, obwohl keineswegs ohne das gesteigerte Standesbewußtsein der Rokokozeit, doch unter dem Druck bescheidenster Verhältnisse und der Gewohnheit einfachsten, harmlosen Stillebens wenig geeignet für den Verkehr mit dem plötzlich in nahe Nachbarschaft getretenen geistreichen Hof des Kronprinzen von Preußen.

Dieser hatte 1736 sein neu ausgebautes Schloß zu Rheinsberg, drei Meilen von Mirow belegen, mit seiner jungen Gemahlin und einem zahlreichen Hofstaat

bezogen. Es war ein kleines Juwel unter den fürstlichen Wohnsitzen. Im besten Geschmack jener Zeit ausgestattet, mit Gemälden von Pesne und anderen Künstlern geschmückt, in der reizenden Lage am See, umgeben von den schönsten Gärten. Friedrich machte es zu einem Sammelplatz für seine Freunde, deren jeder in seiner Persönlichkeit einen Gewinn für die Gesellschaft darstellte. Geistreiche, schöne Frauen, wie Frau von Brand und die Baronin Marrien (le tourbillon), Männer wie Camas, Argens (le divin marquis), Jordan (Hephästion), der französische und englische Gesandte und nicht zu vergessen der lustige Chevalier Chasot, dem alle Waffen des Witzes und der Satire zu Gebote standen und der niemand schonte. Alle diese Leute und viele andere gingen in Rheinsberg aus und ein. Und wenn der Prinz auch in der Stille seines Arbeitszimmers Werke, wie seine Betrachtungen über den Staatskörper Europas, entstehen ließ, so trug doch das Leben auf dem „Rhemusberge“ durchaus den Charakter heiterster, angeregtester Geselligkeit, vom feinsten Geist und vom Verständnis aller Kunstgenüsse belebt. Graun und Duanz gaben Konzerte, und Friedrich schreibt an seine Schwester Wilhelmine: „Nous faisons la tragédie et la comédie, nous avons bal et mascarade et musique à toute sauce.“

Man muß sich den Gegensatz dieser beiden Kreise klar machen, um zu verstehen, welches Ergebnis ein Zusammentreffen haben mußte, und um den richtigen Maßstab für die Erzählungen Friedrichs über den Mirower Hof zu gewinnen. Mag nun der Besuch in Mirow auf Verabredung mit dem König oder aus nachbarlicher Höflichkeit unternommen worden sein, jedenfalls wurde der Verkehr zu allerlei lustigen, mit scharfem Spott gewürzten Berichten an den „allergnädigsten Vater“ über diesen kuriosen Hof benutzt.

Der erste dieser Besuche Friedrichs, bei dem ein in Mecklenburg bekannter Werbeoffizier, Leutnant von Buddenbrock, ihn begleitete, fand am 25. Oktober 1736 statt, und der Kronprinz berichtet darüber unter anderem:

„Ich ging also fort nach dem Schloß, welches ohngefähr wie das Gartenhaus in Bornim ist; ringsherum aber ist ein Wall; und ein alter Thurm, der schon ziemlich verfallen ist, dient dem Hause zum Thorweg. Wie ich an die Brücke kam, so fand ich einen alten Strumpfstriker als einen Grenadier verkleidet, mit der Mütze, Tasche, und das Gewehr bei sich stehen, um ihn desto weniger an seiner Arbeit zu hindern. Als ich heran kam, so frug er, wor ich her käme und wor ich hin wollte, worauf ich ihm antwortete, ich käme vom Posthause und ginge über die Brücke, worauf der Grenadier ganz erzürnt nach dem Thurm lief, woselbst er eine Thür aufmachte und den Corporal heraustrief. Dieser war aber eben aus dem Bette aufgestanden und hatte aus großer Eile sich nicht die Zeit genommen, sich weder die Schuhe anzuziehen noch die Hosen zuzumachen, und frug uns ganz verstört, wo wir hin wollten und wie wir der Schilbwache begegnet hätten. Ohne ihm aber einmal zu antworten gingen wir unsere Wege nach dem Schlosse zu. Dieses hätte ich meine Tage für kein Schloß angesehen, wenn nicht zwei Laternen vorn an der Thür wären

gepflanzt gewesen, und daß nicht zwei Kraniche Schildwache davor gestanden hätten. Ich kam ans Haus heran, und nachdem ich wohl eine halbe Stunde an die Thür geklopft hatte, so kam eine ganz alte Magd, die wohl aussah, als wenn sie des Prinzen Mirow seines Vaters Amme gewesen wäre, und als die gute Frau fremde Gesichter zu sehen kriegt, so war sie dermaßen erschrocken, daß sie uns die Thür vor der Nase zuschmiß.“

Da die Thür trotz wiederholten Klopfens nicht wieder geöffnet wurde, wandte sich der Prinz dem Stalle zu und erfuhr nun, daß die Herrschaften mit der gesamten Dienerschaft nach Neustrelitz gefahren seien. Ihnen dorthin folgend, trifft er sie auch da nicht mehr und erreicht sie endlich in Ranow, wo er in der Mühle einkehrt und sich durch eine Magd anmelden läßt. Man kann sich die Verlegenheit der fürstlichen Familie denken, die, auf einer kleinen Landpartie begriffen, in keiner Weise auf den Empfang eines solchen Gastes vorbereitet war. „Ranow ist ein pures Dorf, das Lustschloß des Prinzen nichts anderes als ein ordinäres Jägerhaus, wie alle Haideläuser haben,“ schreibt Friedrich.

Da die ganze Einrichtung nur aus einfachen hölzernen Tischen und Bänken und Hirschgeweihen an den Wänden bestand, so hielten die Herrschaften sich dort wohl meist unter den schönen Kastanienbäumen oder auf der Gartenterrasse auf, von wo man einen hübschen Blick auf See und Wald hatte. Der Kronprinz fand die ganze Mirower Familie dort versammelt. Er meint, die Herzogin-Mutter sei die Klügste von allen und erzählt: „Das Erstere, womit ich entretret wurde, war das Unglück, welches dem besten Roß geschehen wäre, welcher mit sammt dem Wagen, welcher Provision sollte bringen, umgefallen wäre und sich den Arm gebrochen, und die Provisions wären dadurch alle zu nichte gegangen. Ich ließ mich insgeheim darnach erkundigen, so war nicht ein wahr Wort daran. Endlich ging man an Tafel, da es denn auch gewiß schien, als wenn denen Provisions nebst dem Roß ein Unglück geschehen wäre.“ —

Wohl möglich, daß man sich durch diese Notlüge aus der Verlegenheit zu helfen suchte, doch endete dieser Besuch mit dem Versprechen eines Gegenbesuchs in Rheinsberg. Als dieser nach einigen Wochen erfolgte, gab es wieder einen spaßhaften Bericht an den König. Der Kronprinz schreibt:

„Des Prinzen von Mirow Visite ist gar zu curieuse gewesen, auf daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände darin berichte.“ Er erzählt dann, daß der dänische Gesandte, General Brätorius, als der Kronprinz mit seinem Gast eintrat, ganz laut gesagt habe: „Voilà le prince Cajuca.“ Kein Mensch konnte das Lachen lassen, und hatte ich alle Mühe, daß ich es so drehte, daß er nicht böse wurde. Kaum war der Prinz im Hause, daß man mir sagen kam, daß dem armen Prinzen zum Unglück der Prinz Heinrich (Markgraf von Schwedt) gekommen wäre, — welcher ihn dann dermaßen aufzog, daß wir alle gedacht, todt vor Lachen zu bleiben . . . den Nachmittag um ihn den Roß zu verderben, so haben wir in Regen nach dem Vogel geschossen. Er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, wie er sich um den Roß

hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurde recht lustig.“ —

Lebhaft kann man sich die Situation vorstellen. Man machte den harmlosen Gast zur Zielscheibe seines Witzes und amüsierte sich auf seine Kosten. In bezug auf den Rock behieß der Prinz von Mirow jedenfalls mehr Tattgefühl wie seine Wirte. Denn, wenn man sich den Preis eines Hofkleides jener Zeit, eines goldgestickten Sammetrodes klar macht, so war es für den armen paterfamilias sicher keine Kleinigkeit, sein Staatsgewand mutwillig im Regen ruinieren zu lassen, und doch wird ihm das Zeugnis, daß er das Unvermeidliche mit Würde trug.

Auch später ist der Verkehr von beiden Seiten fortgesetzt und scheint doch mit gegenseitigen, freundlichen Beziehungen verlaufen zu sein. Friedrich verfaßt keine molanten Briefe mehr über die Nachbarn, doch schreibt er einmal scherzend an Camas: „Der Zuname der Antipoden steht meinem Hofstaat nicht übel an, denn die Mirowesen sind meine Nachbarn.“ —

Es gibt einen interessanten Dreiklang: Der Potsdamer Soldatenkönig mit dem Tabakskollegium, die geistreichen Antipoden in Rheinsberg und der einfache, stille, kleine Hof der Mirowesen.

Bei dem ältesten Sohn des Herzogs stand der Kronprinz Gevatter, und als das bescheidene neue Haus von den jungen Herrschaften bezogen war, schreibt Friedrich: „Wir sind dieser Tage nach Mirow gewesen, woselbst der Prinz tractieret hat.“

Auch die Sage bemächtigte sich dieses nachbarlichen Verkehrs, und man zeigte lange die Laube, in der der Kronprinz, einer schönen Prinzessin zu Gefallen, in die er sich verliebt hatte, Flöte gespielt haben sollte.

Das ist natürlich erfunden, aber daß er dem Mirower Hof auch als König freundliche Teilnahme bewahrt, ersehen wir erstens aus seinem Befehl, die oft sehr rücksichtslos betriebenen Werbungen in Mecklenburg-Strelitz fortab durch verständige und bescheidene Offiziere ausführen zu lassen, und zweitens daraus, daß er das Kupfer zum Dach für den neuen Kirchturm in Mirow schenkte.

Am 4. September 1742 nämlich schlug der Blitz in den alten hölzernen Kirchturm, und das um sich greifende Feuer zerstörte alle Gebäude auf dem alten Hof der Komturei. Nachdem zuerst die Kirche wieder hergestellt war, erbaute die Herzogin-Mutter auf ganz anderer Stelle das jetzige dreistöckige Schloß. Dies zu befehen, machte ich mich nun auf den Weg.

Während ich in Begleitung meiner liebenswürdigen Wirtin zwischen Gärten und Wiesen dahinschritt, erzählte sie mir, wie sie im vorigen Sommer in dem kleinen Motorboot, über das ihr Gatte als Regierungsbeamter verfügte, eine Wasserfahrt nach Berlin gemacht hätte. Das klingt wunderbar und ist doch kein Märchen, denn der große Mirower See steht in ganz schiffbarer Wasserverbindung mit der Spree. Fast neidisch hörte ich der Beschreibung der hübschen, ganz abenteuerlich anmutenden Reise zu und erfuhr, daß man auch nach der mecklenburgischen Seite in Wasserverbindung stehe und Schwerin zu Schiff besuchen könne.

Kein verfallender Turm bildet mehr den Eingang zum Schloßhof. Zwischen zwei niedrigen, mit großen Pinienäpfeln aus Sandstein gekrönten Pfeilern traten wir ein. Vor uns lagen zwei hellgetünchte Häuser. Das größere, bestehend aus Mittelbau und zwei etwas vorspringenden Seitenpavillons, ist das Schloß, das kleinere enthält die Räume für Küche und Dienerschaft. Eine freundliche Kastellanin öffnete die große Thür mit dem schön verschnörkelten alten Schloß, und nun ist mir's, als träte ich in das Jahrhundert des Popses, des Puders und der Reifröcke. Im weiten, lichten Flur gleich die zu beiden Seiten aufsteigende schöne, breite Doppeltreppe mit dem blendend weißen, durchbrochenen und geschnitzten Geländer. Da sieht man im Geist die Damen mit den seidenen Stöckelschuhen und steifen, spitzen Taillen, die Herren mit bunten, gestickten Röcken und Galanteriebeugen die weiß geschauerten Stufen herabkommen und tritt mit ihnen in die hellen Zimmer. Sonderbare Öfen in wunderlichem Aufbau zeigen schöne alte Delfter Rachen, konnten aber schwerlich je eine sehr behagliche Temperatur hervorbringen. Eine gewisse Kühle, eine etwas frostige Atmosphäre und dementsprechend etwas zeremoniös Steifes liegt doch neben anmutiger Zierlichkeit und formvoller Wohlerzogenheit über der ganzen Zeit des Rokoko und prägt sich auch in diesen Räumen aus. Da ist das schmale, harte Sofa, auf dem man sich wohl kaum in bequemer Nonchalance strecken konnte. Da stehen die weißen Holzstühle in steifer Ordnung um den länglichen, weißen Tisch; da sehen aus goldenen Rahmen von den Wänden die lächelnden Damen mit den hohen, gepuderten Haarfrisuren und den tief ausgeschnittenen Prachtgewändern, die Herren mit den konventionellen Harnischen unter dem Sammetrock auf die Eindringlinge herab. Einst belebten sie den schönen, weißen Saal, der durch zwei Stockwerke des Mittelbaues geht. Seine herrliche Stuckdecke, seine reich verzierten weißen Wände, aus denen dicke, kleine Putten zwischen Blumen, Muscheln und Schnörkelwerk hervortreten, zeigen die feine Dekorationskunst der Zeit. Dunkle Marmorpfeiler unterbrechen die lustige Helle. Das Ganze beweist, daß die „Mirowesen“ nicht gar so wenig Geschmack hatten, wie man nach den Briefen ihres großen Nachbarn glauben möchte. Auf diesen glatten, schneeweiß geschauerten Dielen haben sie ihre Menuette und Gavotte getanzt, ihre tiefen Plongeons (Verbeugungen) gemacht, ihre zierlichen Fächer und schönen Augen spielen lassen. Auch sie trugen menschliche, vielleicht oft heiße Herzen unter den fischbeingesteiften Leibchen und gestickten Westen. Vielleicht könnte das reizende Kabinettchen mit dem Silberzierat auf den blauen Wänden oder das Zimmer mit den Liebespaaren im Schäferstil von manch einem Lust- oder auch Trauerspiel erzählen.

Einst hat unzweifelhaft eine liebliche, junge Prinzessin, die spätere Königin Charlotte von England, hier getanzt und unter den Bäumen der Mirower Schloßinsel gespielt. Sie war ja die Enkelin der Erbauerin dieser Räume, und ihre Wiege aus Pflaumenbaumholz stand in dem bescheidenen Heim ihrer Eltern, des Prinzen von Mirow, und seiner Elisabeth Albertine.

Noch einen Blick werfe ich in den Garten, den früher einst schattige Charmilles, geschorene Hecken, Sandsteinfiguren und holländische Tulpenbeete schmückten, der nun aber kaum mehr als ein Wäldchen ist, unter dessen hohen Bäumen sich jetzt ein dichter Teppich jungen Grüns ausbreitet. Vor der Tür des Schlosses stehen keine zahmen Kraniche mehr Wache, und am Tor strickt kein bezopfter Grenadier mehr; alles ist still und leer, und wuchern auch keine Dornen um das Schloßchen: es schläft doch unter den grünen Schleiern, die eben der Frühling wieder zu weben beginnt, und träumt von einer alten, längst vergangenen Zeit. Nur wenn die Trauerglocken durchs Land klingen und man wieder ein Glied des alten Stammes zur Ruhe bettet, dann wird es lebendig hinter den weißgerahmten Fenstern und im weiten Saal droben. Dann fahren Karossen, man sieht betehrte Lakaien in roten Livreen, schwarz umflorte Uniformen, wallende Grepeschleier, schwarze, schleppende Gewänder. Das Trauergesolge versammelt sich zum Imbß im Schloßchen. Mirow ist ja jetzt die Stätte der Toten, und diese will ich nun besuchen.

Seitwärts an das Kirchenschiff, das von allerlei barockem Zierat und eingebauten Chören erfüllt ist, befindet sich die Fürstengruft. Viele von denen, die hier in den goldbetreuten, sammetüberzogenen Särgen schlummern, habe ich gut gekannt. Von allen weiß ich.

Drei fürstliche Generationen ruhen hier. Beginnend mit Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (1794 bis 1816) und seinen beiden Gemahlinnen, deren erste die Mutter der Königin Luise war, bis zu dem 1904 verstorbenen Großherzog Friedrich Wilhelm und seinem erst wenige Monate hier ruhenden Enkel, Herzog Borwin. Welch eine große Spanne Zeit in diesem engen Raum! Mehr als ein ganzes Jahrhundert liegt zwischen dem Sterbegeläut, das jenen ersten Sarg — den der Mutter der Königin Luise — hier hinein begleitete und den Tönen, die vor kurzer Zeit über dem Totenschrein ihres Urenkels erklangen. Halb dunkel schwebt in der Gruft. In mattem Glanz leuchtet hier und da eine Krefse, und die Kronen auf den Särgen der regierenden Herren heben sich schattenhaft von der hell getünchten Wand ab.

Da schlafen sie alle. Alle lebten sie auf der Höhe des Lebens. Waren sie darum glücklich? Alle haben Tränen, Leid und Schmerz dieser Erde kosten müssen. Gott suchte ihrer aller Herzen. Alle sind sie nun hinter den dunklen Vorhang getreten, der jene Welt verhüllt. Und was ließen sie hier zurück? Auch ihre Spuren sind wie Fußstapfen im Meeresand, die der Wind verweht und die die Wogen verlöschen. Und waren doch Fürsten und Fürstinnen. Was ist Menschenherrlichkeit, und welch ein gewaltiger Prediger ist der Tod in seinem Schweigen. — Aber siehe, dort am Ende des Raumes schimmert es hell, ein gemaltes Fenster. Ich blicke auf; das dorngekrönte Antlitz des Erlösers schaut als durchleuchtetes Bild über die Särge hin, und mir ist, als spräche er das große, herrliche Wort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“

Draußen aber grüßt mich der Frühling in tausend Knospen und Blüten und jubelnden Vogelstimmen: „Auferstehen, ja, auferstehen!“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jugendpflege und Jugendschutz

Jugendpflege. Der Historiker, der einst rückschauend die Geschichte des deutschen Volkes in unserer heutigen Gegenwart zu schildern unternimmt, wird ohne Zweifel mit besonderer Aufmerksamkeit bei der Bewegung verweilen, die seit der Jahrhundertwende in immer stärkerem Maße sich geltend macht: die sogenannte Jugendbewegung. Ihren Ursprung hat sie einerseits in der durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, namentlich durch die zunehmende Industrialisierung erzeugten Umschichtung breiter Volksmassen, sodann in den Schäden, die das Familienleben der unteren und teilweise sogar mittleren Schichten aus dem engen Zusammenwohnen in den Häusermeeren der Großstädte erleidet; endlich in der allzu frühen Selbständigkeit und Ungebundenheit, die für die schulentlassene Arbeiterjugend aus dem Eintritt in das Erwerbsleben erwächst. Die beiden letztgenannten Punkte wirken dabei Hand in Hand, und dies um so stärker, je geringer der erzieherische Einfluß ist, den vordem die Schule auf das kommende Geschlecht geübt hat; je weniger ein solcher Einfluß auch noch nach der Schulentlassung sich geltend macht. Familie und Schule sind die zunächst berufenen Organe der Jugendberziehung; auch die Kirche vermöchte hier Wertvolles zu leisten, — aber tatsächlich haben sie alle drei bewiesen, daß sie den Aufgaben der Gegenwart nicht gewachsen sind. Und so kam es, daß neben einer Anzahl privater pädagogischer Vereine vor allem zwei große politische Parteien sich der Bewegung bemächtigten und den Gedanken der Jugendpflege in großzügiger Weise zur Tat werden ließen. Dabei war Einseitigkeit nicht nur gewollt, sondern auch unvermeidlich. Dies bedingt aber durchaus nicht, daß solche

Jugendpflegearbeit gemeinschädlich sein muß. Mit Recht betont **Georg Kerschensteiner** („**Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung.**“ 2. Aufl. Leipzig 1912; B. G. Teubner. Seite 5): „Es ist geradezu ausgeschlossen, daß irgendeine Partei sich mit kulturfeindlichen Absichten an das Erziehungswert ihres Nachwuchses begibt. Erziehen heißt ja, Kulturwerte, d. h. religiöse, wissenschaftliche, künstlerische, moralische, staatspolitische Ideale fortpflanzen und sie zu treibenden Maximen der kommenden Generation machen.“ Fraglich ist allerdings, ob solche einseitig gerichtete Erziehungsarbeit gerade die Ziele und Wege wählt, die der Staatsregierung erwünscht sind. Es war vorauszusehen, daß diese eines Tages ernste Bedenken gegen jene einseitige Jugendbeeinflussung werde bekommen müssen. Deshalb warnten schon vor Jahren einsichtige Männer vor einer Politik des *laissez faire*, *laissez aller* und empfahlen grundsätzliche und durchgreifende Maßnahmen von staatlicher Seite, wobei in erster Linie die obligatorische Einführung der Fortbildungsschule mit einem den modernen sozialpädagogischen Anschauungen und Notwendigkeiten angepaßten Programm genannt wurde. Der Staat aber zögerte, bis sich eine direkte Gefährdung für ihn selbst bemerkbar machte, indem vielfach neben durchaus anerkannter und gemeinnütziger Jugendpflegearbeit auch eine systematische Bekämpfung des Staatsgedankens in seiner heute maßgebenden Auffassung den Gegenstand jener privaten Erziehung bildete. Als sich die Früchte der letzteren schließlich immer mehr auch bei der Wiederaufnahme staatlichen Einflusses nach dem Eintritt der Jungmannschaft in den Heeresdienst erkennen ließen, zugleich mit unerwünschten Beobachtungen in bezug auf die körperliche Tüchtigkeit der wehrpflichtigen Jugend, reifte endlich der

Entschluß staatlichen Eingreifens. Er fand seinen Ausdruck in dem Erlaß des preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom 18. Januar 1911 betr. Jugendpflege. Wetterling („**Staatliche Organisation der Jugendpflege.**“ 2. Aufl. Langensalza 1912, S. Beyer u. Söhne) hat wohl nicht Unrecht, wenn er in den Klagen der Militärs über das Nichtmehrgenügen des Rekrutenmaterials in körperlicher, geistiger und ethischer Hinsicht die stärkste Triebfeder zum Eingreifen der Staatsregierung erblickt. Sind doch nach den Feststellungen des Generalarztes Dr. Meißner nur 53 Prozent der Pflichtigen tauglich; ein Sechstel ist wegen allgemeiner Körperschwäche, ein Fünftel wegen sonstiger Fehler dienstuntauglich. Die Art des staatlichen Eingreifens hat freilich nicht überall unbedingte Zustimmung gefunden. Bekanntlich wurde in den preussischen Etat für 1911 die Summe von einer Million Mark eingesetzt „zu Beihilfen für Veranstaltungen Dritter zwecks Förderung der Pflege der schulentlassenen männlichen Jugend, sowie zur Ausbildung und Anleitung von für die Jugendpflege geeigneten Personen“ und im Etat für 1912 ist dieser Betrag auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark erhöht worden. Kamentlich der ausgezeichnete Sozialpädagoge F. Lews („**Jugendpflege.**“ 2. Aufl. Langensalza 1912, S. Beyer u. Söhne) hat Bedenken dagegen, daß der Staat die „Veranstaltungen Dritter“ fördert, statt Mittel auszuwerfen, um seine eigenen Unterrichtsveranstaltungen so vollkommen und vielseitig als möglich zu entwickeln. Lews warnt vor der Gefahr, daß sich der Staat in den Kampf der Parteien um die jungen Seelen begeben, indem er — wenn auch ohne Absicht — den Interessen einzelner Veranstaltungen diene, die denen anderer widerstreiten, indem er Einrichtungen fördert, die zum größten Teile ganz ausgesprochen politisch und konfessionell sind. Daß diese Art staatlicher Hilfeleistung sogar von der Kirche als eine Parteinahme in bestimmter Richtung angesehen wird, weist Lews an zwei Beispielen nach: auf der Tagung der sächsischen Provinzialsynode 1911 sprach Oberpräsident von Hugel für eine Erhöhung der kirchlichen Aufwendungen für Jugendpflege, da zu befürchten (!) sei, daß sonst die kirchliche Jugendpflege durch die staatliche in

den Hintergrund gedrängt werde. Bei dem Antrage, in Magdeburg ein Jugendheim zu erbauen, wies der Antragsteller darauf hin, daß gerade in Magdeburg die kirchliche Jugendpflege von der jetzt einsetzenden staatlichen Jugendpflege erdrückt (!) werde. Indes: wir stehen zweifellos erst in den Anfängen der Bewegung; und daß diese durch den erwähnten Erlaß neue, starke Impulse empfangen hat, ist unverkennbar. Mancher bisher eingeschlagene Weg wird sich als nicht gangbar erweisen und zugunsten anderer verlassen werden. Die bestehenden Organisationen fühlen sich jedenfalls zu stärkerer Betätigung angespornt und zahlreiche neue sind seitdem ins Leben getreten. Unter ihnen darf man besonders die in zahlreichen Städten gebildeten „Ausschüsse für Jugendpflege“ als vielversprechende Ansätze bezeichnen, besonders wenn sich ihre Tätigkeit in ähnlicher Richtung entwickelt, wie in Charlottenburg. Im Festsaale des Charlottenburger Rathauses fand im Oktober 1911 ein Ausbildungskursus für Jugendpfleger statt. Die dort gehaltenen Vorträge liegen nunmehr der Öffentlichkeit vor (**Jugendpflege**). Alte und neue Wege zur Förderung unserer schulentlassenen Jugend. Herausgegeben vom **Hauptausschuß für Jugendpflege in Charlottenburg**. Jena 1912, Eugen Diederichs) und bieten um so mehr allgemeines Interesse, als sie Vertreter der verschiedensten Richtungen der modernen Jugendpflege zu Wort kommen lassen: „evangelische Jugendvereine, katholische Jünglingsvereine, interkonfessionelle Jugendklubs, Fortbildungsschulvereine, Turnvereine usw. Besondere Beachtung verdienen unter den fünfzehn Beiträgen die Darlegungen des Stadtbibliothekars Dr. Fritz Charlottenburg über „Jugendlektüre“, der Vortrag von Berthold Kneisch über „Musik und Jugendpflege“, und die Ausführungen über „Soziale Hygiene des Jünglingsalters“ von Prof. Dr. F. Kaup. Verdienstvollen Anteil an der „Erziehung zum Jugendpfleger“ nimmt auch die **Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge**, die unter der bewährten Leitung ihrer früheren Geschäftsführerin Dr. jur. F. Duenfing ein **Handbuch für Jugendpflege** (Langensalza, S. Beyer u. Söhne. 12 bis 15 Lieferungen zu je 4 Bogen) herausgibt, das nach den bereits vorliegenden

beiden ersten Lieferungen verspricht, ein standard work auf diesem Gebiete zu werden, in dem der Jugendpfeleger nicht nur treuen, verlässlichen Rat in allen Fragen der Praxis, sondern auch das literarische Mittel zu eigener Weiterbildung findet. Dieses Werk dürfte den Gedanken der Jugendpflege, die ein Stück des großen Lebens der Gegenwart ist, auch weiteren Kreisen verständlich und beachtlich machen. Möge es dazu führen, daß nicht bloß in dem heutigen kleinen Kreise der Jugendarbeiter, sondern im breiten Leben unseres Volkes, zuvörderst bei den Gebildeten und Besitzenden, das Wort Carlyles wieder zur Geltung gelange, „daß die Gebildeten und Besitzenden nur dann ein Existenzrecht auf Erden haben, wenn ihre höchste Liebe der Aufwärtsentwicklung der Massen gewidmet ist.“

Dr. Fritz Roeder in Berlin-Friedenau

Jugendchriften. Der Verlag Ullstein u. Co. hat Rudolf Herzog veranlaßt, „Die Ribelungen“ in zwei Bändchen der **Ullstein-Jugendbücher** zu behandeln (1. Siegfried der Held. 2. Der Ribelungen Fahrt ins Hunnenland, je 1 Mark). Franz Stassen hat Bilder dazu gemacht, von denen die bunten abschreckend sind, während die Holzschnitte des Künstlers bewährte Art zeigen. Stofflich stehen sie zu sehr unter dem Einfluß von Rudolf Herzogs sentimentalem Text. Wer die alten Sagen kennt, aus denen das Ribelungenlied um 1200 zusammengeschrieben wurde, empfindet schon diese Bearbeitung teilweise als Verwässerung. Bei jeder Modernisierung eines alten Stoffes ist die Gefahr vorhanden, daß man das, was ahnungsvoll zwischen den Zeilen stand, zur Verdeutlichung ausführt und die keusche Latonie in breite Betteluppe verwandelt. Das ist Rudolf Herzog über Erwarten gelungen. Besonders häßlich tritt die Neigung, alles deutlich zu machen, bei den Gefühlsäußerungen hervor. So, wenn es von Siegfried, als Kriemhild ihm „mit zitternden Händen“ den Kranz ins Haar drückt, heißt:

„Da schaute er auf, und ihre Augen begnieten sich, wurden groß und weit, tranken sich satt und wollten sich nicht mehr lassen. Und Kriemhild beugte sich über ihn, der immer noch vor ihr kniete, und Auge in Auge versenkt, küßte sie ihn auf den Mund.“

In dieser Modernisierung ist das letzte Große aus der Ribelungen Sage verschwunden. Alles ist im Tone eines modernen Salonromanes vorgetragen, mit viel Geschick erzählt, aber eine unfreiwillige empörende Parodie, die man ja nicht den Kindern in die Hände geben soll. Je objektiver, desto besser für die Kinder. Psychologische und stilistische Anachronismen sind verbildender und irreführender, als sachliche. Eine Sentimentalisierung der Ribelungen konnten wir gerade noch brauchen! Fritz Tychow-Einbeck

Kindermißhandlungen. Die Novelle zum Strafgesetzbuch, die in der am 21. Juni 1912 ausgegebenen Nummer des Reichsgesetzblattes jetzt erschienen ist, bringt eine — allen denen, die sich für die moderne Jugendschutzbewegung interessieren — hocherfreuliche Bestimmung: Dem § 223 a, dem sogenannten Messerparagrafen, welcher die Körperverletzung, begangen mittels eines gefährlichen Werkzeuges, mit Gefängnis von zwei Monaten an (bei mildernden Umständen mit Geldstrafe oder Gefängnis) bestraft, wird ein neuer Absatz hinzugefügt:

„Gleiche Strafe tritt ein, wenn gegen eine noch nicht achtzehn Jahre alte oder wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit wehrlose Person, die der Fürsorge oder Obhut des Täters untersteht oder seinem Hausstande angehört, oder die der Fürsorgepflichtige der Gewalt des Täters überlassen hat, eine Körperverletzung mittels grausamer oder boshafter Behandlung begangen wird.“

Hiermit wird der erste Schritt getan, einem der Hauptmißstände auf dem Gebiete unserer Strafrechtspflege abzuhelfen, welcher auch die Öffentlichkeit schon des öfteren erregt hat.

Auch der Fernstehende weiß heutzutage, wie verbreitet in den unteren Schichten der Bevölkerung Kindermißhandlungen sind. Das ist eine Folge der gedrückten sozialen Verhältnisse: der tägliche Kampf um die notwendigen Lebensbedürfnisse stumpft das feinere Empfinden ab und läßt jedes, der Familie unerwünscht hinzugekommene Kind als unnützen Mitesser erscheinen, für das man möglichst wenig Zeit und Geld aufwenden mag. Psychische Momente, wie die Gefühle der un-

ehelichen Mutter — ein unverhältnismäßig großer Teil der Mißhandelten ist illegitimer Herkunft — der Haß des späteren Ehegatten gegen das Vorleben der Frau, grausame Gelüste, durch Alkoholismus gesteigert, sind daneben nicht zu gering einzuschätzen.

Eine vorbeugende soziale Gesetzgebung kann hier allein wenig und nur allmählich Besserung wirken; hier sind die repressiven Mittel des Staates, vor allem die Kriminalstrafe, angebracht.

In Deutschland hatte nun einmal das Strafrecht gegen die Kindermißhandlungen fast völlig versagt. Das Gesetzbuch unterscheidet einfache, gefährliche und schwere Körperverletzung. Das letzte hier nicht weiter interessierende Delikt setzt Verlust eines wichtigen Sinneswerkzeuges oder eine andere schwere Folge voraus, das zweite muß begangen werden mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung oder eines gefährlichen Werkzeuges, insbesondere eines Messers oder einer sonstigen Waffe. Einem Kinde gegenüber sind aber diese juristischen Begriffe gar nicht recht brauchbar: wird das Kind zu Boden geworfen oder an den heißen Herd gestoßen, wird es bis zur Erschöpfung des Täters mit einem Riemen geschlagen, so kann diese vom Gericht als „einfach“ zu beurteilende Mißhandlung viel gefährlichere Wirkungen haben, als wenn sich der Täter eines Stodes oder Ausklopfers bedient. Sieht aber das Gericht in der Handlung nur eine „einfache“ Körperverletzung verwirklicht, so muß fast immer das Verfahren eingestellt werden, da der erforderliche Strafantrag fehlt. Den Strafantrag aber kann für eine Person unter achtzehn Jahren nur der gesetzliche Vertreter stellen. Der Vater wird sich natürlich nicht selbst denunzieren und wird auch dann, wenn die Mutter die Täterin ist, zur Anzeige selten zu bewegen sein. Der typische Vormund aber pflegt bei seinen jährlichen Besuchen von Mißhandlungen seines Mündels nichts zu bemerken.

Die Novelle verlegt also das Gewicht von der äußerlichen Art der Handlung weg auf die Gefinnung des Täters. Wer ein Kind grausam oder boshaft, gleichviel mit welchen Mitteln, mißhandelt, wird von Amts wegen verfolgt.

Grenzboten III 1912

Daß diese so lang entbehrt Änderung dem Lehrerstande bedrohlich werden könnte, auf diese Idee sollte man nicht kommen. Gleichwohl haben Pädagogen in einer solchen Vorschrift eine Verkümmern ihres Züchtigungsrechtes gewittert. Nun mag man über dieses Recht denken wie man will — daß Grausamkeit oder Bosheit die erzieherische Absicht ausschließen, sollte doch wohl klar sein. Diese Charaktereigenschaften aber leuchten aus der Tat so wohl erkennbar hervor, daß hier zu weite und zu strenge Auslegung des Gesetzes schwer denkbar ist. Auch künftighin wird nicht jede Überschreitung des Züchtigungsrechtes nach § 223 a, Abs. II, geahndet werden.

Und überhaupt wird man von unseren Gerichten eine drakonische Justiz auf diesem Gebiete nicht zu gewärtigen haben. Dies war nämlich der zweite Mangel, der die Reform herbeirief: die unverständlich milde Beurteilung dieser Fälle durch unsere Gerichte. Das öffentliche Rechtsbewußtsein ist so oft durch die Zeitungen hierauf hingelenkt worden, daß es weiterer Ausführungen nicht bedarf. Die Richter wollten offenbar der elterlichen Autorität durch ihren Spruch keinen Abbruch tun.

Leider muß man nun hier zu dem Schluß kommen, daß die Novelle diesem Mangel nicht in gründlicher Weise abhilft. In erster Linie ist zwar Gefängnis von zwei Monaten bis zu fünf Jahren angedroht; aber der § 228, der ja auch für den hinzugefügten neuen Absatz des § 223 a gilt, läßt bei mildernden Umständen geringere Gefängnisstrafe und sogar Geldstrafe zu. Wie in Grausamkeit und Bosheit mildernde Umstände gefunden werden können, dieses Problem muß man dem Richter überlassen. Hauptsächlich löst er es nicht in dem Sinne, daß er in jeder psychologisch erklärbaren Handlung eine ethische Entschuldigung sieht. Sonst müßte schleunigst die Novelle weiter dahin abgeändert werden, daß § 228 sich nicht auf § 223 a, Abs. II bezieht — soll nicht die Absicht des Gesetzgebers völlig vereitelt werden.

Dr. Kurt Peschke-Steglich

Philosophie

In unermüdlichem Schaffen hat der greise **Wilhelm Wundt** sechs Abhandlungen, die bis auf eine bereits früher in Zeitschriften und

zwar zu sehr verschiedenen Zeiten erschienen waren, zu einem starken Bande vereinigt (**Kleine Schriften**, Band I, Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig, 1910), der nicht bloß eine Wiedergabe dessen, was schon einmal geboten wurde, sondern vielmehr eine sehr erhebliche Neubearbeitung der einzelnen Aufsätze darstellt, so daß in einigen von ihnen das Neue mehr Raum einnimmt als das Alte. So ist zum Beispiel die bedeutende Arbeit über naiven und kritischen Realismus, die Wundt 1896 in seiner Zeitschrift „Philosophische Studien“ zum erstenmal veröffentlichte, von rund hundert auf zweihundertfünfzig Seiten angeschwollen. Daß Wundt auf die Ausarbeitung der gerade in dieser Abhandlung niedergelegten Gedanken besondere Mühe verwendet hat, ist in Anbetracht des Gegenstandes, der zur Erörterung steht, sicher begreiflich, spielt doch die sogenannte immanente Philosophie und der Empirio-kritizismus, mit denen Wundt sich hier eingehend auseinandersetzt, im philosophischen Denken der Gegenwart keine geringe Rolle. Wenn Wundt diesen Erkenntnistheorien gegenüber auch eine ablehnende Haltung einnimmt, so sieht er in ihnen dennoch verdienstliche Leistungen, „weil es eben nun einmal die Bestimmung der Philosophie ist, daß sie auch da, wo bestimmte, irgendwie geschichtlich motivierte Bedingungen des Denkens zu Irrtümern verführen, die Folgerungen mit rücksichtsloser Konsequenz ziehe, um damit indirekt wieder der Wahrheit zu dienen.“ Wer den Ansichten von Schuppe, R. von Schubert-Solbern, Avenarius oder Mach gegenüber nicht zur Selbständigkeit vorgezogen ist, wird zur Beurteilung jener Forscher bei Wundt reichliche Belehrung und Anregung finden und überdies den Meister selbst besser kennen lernen, da es ihm neben der Widerlegung ihm irrig scheinender Ansichten mehr noch darauf ankommt, eigene Anschauungen klarer als es bisher geschehen ist zu entwickeln und Mißverständnisse, denen sie begegnet sind, zu beseitigen.

Der für diesen Band neu geschriebene Aufsatz handelt vom „Psychologismus und Logizismus“, die älteren Abhandlungen erörtern das „kosmologische Problem“, „Kants kosmologische Antinomien und das Problem des

Unendlichen,“ und „was uns Kant nicht sein soll“, an die sich kurze Ausführungen „Zur Geschichte und Theorie der abstrakten Begriffe“ anschließen. Der sechshundertvierzig Seiten starke Band bezeugt in bereicherter Weise die großartige Schwungkraft des nie rastenden Geistes Wundts, dem an Großzügigkeit in der Forschung wohl keiner seiner Fachgenossen gleichsteht. Die Lektüre der „Kleinen Schriften“ ist aber nur denen zu empfehlen, die willens sind, in ernstem Bemühen um philosophische Erkenntnis zu ringen. M. K.

Emile Boutroux, der Rector der französischen Philosophen, ist der Vertreter eines Denkens, das sich von dem strengen Determinismus der exakten Wissenschaften abwendet, ohne den Ergebnissen derselben untreu zu werden. Boutroux folgert gerade aus diesen Ergebnissen, daß eine Erscheinung keineswegs durch die andere bedingt ist, sondern daß Erscheinungskomplexe sich gegenüber treten, deren innere Gesetze in unserer mathematisch-logischen Formulierung bloß kontingent sind, das heißt, daß die Gesetze innerhalb dieser Gruppen auch andere sein können, als sie uns erscheinen. So wird die Kontinuität des Denkens als Prinzip des Weltbildes aufgehoben. Boutroux' Vorgänger in dieser Diskontinuitätsphilosophie ist sein Landsmann Renouvier, der sich von Comte abzweigt. Boutroux' Hauptwerke heißen „De la contingence des lois de la nature“ und „De l'idée de loi naturelle“. Seine Grundgedanken sind in Deutschland bereits von Boetig kritisch beleuchtet; jetzt liegt ein jüngstes Werk des Meisters „**Wissenschaft und Religion in der Philosophie unserer Zeit**“ in deutscher Übersetzung von Emilie Weber vor, mit einem Einführungswort von Prof. H. Holzmann (Verlag von Teubner, Leipzig und Berlin, Sammlung „Wissenschaft und Hypothese“). Boutroux' eigene Stellung zu diesem Problem steht am Schluß des Buches; sie ergibt sich aus der Anwendung seines eben erörterten Prinzips auf diese beiden Sondergebiete. Boutroux beweist ihre logische Inkompatibilität, um das ganze Problem dann seiner inneren Berechtigung zu entkleiden und lediglich als Machfrage fortbestehen zu lassen, deren Lösung nur im Unendlichen zu erwarten ist. Hier fallen denn viele Beobachtungen voraus-

sezungslöser Weisheit ab, so wenn er das Positive der Religion als wirkliches Leben dreifach offenbart sieht: als Glauben, der annimmt und selbst Höheres schafft, als Vorstellung eines Ideals, die durch den Glauben erst geschaffen wird, und schließlich als die Begeisterung, die in der Aneignung des Ideals erfahren und gesteigert wird. Andererseits wird doch die souveräne Art, die das Religiöse lediglich als Geist betrachtet und die symbolischen Formen vernachlässigen zu dürfen glaubt, schon innerhalb von Boutroux' eigenem Gedankenkreis Anstoß erregen müssen. Boutroux' Denken überhaupt kann nur als Ganzes angenommen oder abgelehnt werden, je nachdem die Aufgabe der Philosophie im mosaic der Einfälle oder in der Einheit des Systemes gesucht wird. Den Hauptinhalt des Buches bildet eine Revue über die zeitgenössischen Philosophen in ihrer Stellung zu dem Probleme des Verhältnisses von Wissenschaft und Religion. Ausgehend von Kants Dualismus, den er mit dem Worte: „Gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist . . .“ illustriert, scheidet er eine naturalistische und spiritualistische Reihe von Philosophen, innerhalb deren sich über die Auswahl streiten läßt. Aber indem Boutroux die verschiedenen Systeme kritisch darstellt, um dadurch seinen eigenen Standpunkt vorzubereiten, wird die große Übersicht nur dem fruchtbar, der gewillt ist, sich am Schlusse des Buches von ihm belehren zu lassen. Daher interessiert das Werk weniger durch sein Thema, als weil es die erlesene Bekanntheit mit einem unabhängigen Denker vermittelt. Diese freilich wird uns durch die Eigenart der Darstellung erschwert, deren Lebhaftigkeit oft ans Forensische gemahnt, und die auch in der zuverlässigen deutschen Übersetzung so stimmernnd erscheint, daß ich nicht nur der Terminologie wegen ständig das Original zu Hilfe ziehen mußte. Dr. Wilhelm Böhm • Berlin

Philosophie des Organischen. Gifford-Vorlesungen, gehalten an der Universität Aberdeen in den Jahren 1907 und 1908 von **Hans Driesch**, Heidelberg. 2 Bände. Leipzig, Engelmann, 1909.

1885 stiftete Lord Gifford für jede schottische Universität einen außerordentlichen Lehrstuhl für „natürliche Theologie im weitesten Sinne des Wortes“, der zu Gasturken vergeben wird, ganz ohne Rücksicht auf Stellung, Rationalität und Konfession; er kann sogar auch an Männer „of no religion“, an Skeptiker, Agnostiker und Freidenker vergeben werden, wenn diese „sincere lovers of and earnest inquirers after truth“ sind. Als solcher rechtfertigt sich Driesch zweifellos mit seiner „Philosophie des Organischen“, in der er seine bisherigen Arbeiten über das Organische zusammenfaßt. Er fühlt sich als einen Gegner des „leichten Populärmonismus unserer Tage“, indem er der Naturwissenschaft unmittelbar metaphysische Grundlagen sichern will. Sein Verfahren ist induktiv, und sein Ausgangspunkt die ihm zunächst vertraute Biologie, als deren eine Form er auch die menschliche Geschichte begreift. Aus unendlichen lehrreichen biologischen Einzelheiten wird ein Prinzip des Organischen gefunden, die Entelechie, in der organisches Geschehen und introspektive Erfahrung identisch sind. Nicht anders sind die Kategorien der Entelechie zweifach orientiert, sofern sie zwar vom tätigen Subjekt nicht erschaffbar sind, aber doch durch seine introspektive Erfahrung geweckt werden. So stellt Driesch, auf den Bahnen Aristoteles', Schellings, E. v. Hartmanns wandelnd, das denkende Ich in die Materie hinein; aber wenn die Vorläufer Systematiker waren, die ein umfassendes Weltbild konstruierten, so muß dem induktiven Biologen die Notwendigkeit, über das Organische hinauszugehen, zum Prüfstein werden. Hier gesteht er selbst, daß die Fenster, durch die er ins Absolute zu blicken vermag, Fenster „von mattem Glase“ sind. So lange er also hier nicht den Weg ins Freie zu zeigen weiß, wird er den Erkenntnistheoretiker, trotz seiner Bundesgenossenschaft gegen die Mach und Ostwald, kaum veranlassen, elementare Begriffe gegen eine erdrückende Fülle von Anschauungen preiszugeben, deren Genuß er übrigens durch eine reichlich scholastische Terminologie erschwert.

Dr. Wilhelm Böhm • Berlin



Reichs Spiegel

(vom 15. Juli bis 21. Juli)

Bank und Geld

Politische Ruhe und sommerliche Stille — Die wirtschaftliche Seite der militärischen Rüstungen — Hochkonjunktur im Schiffsbau — Die günstige Lage der deutschen Reederei — Die Verkehrssteigerung der Eisenbahnen — Vorteile und Nachteile der Industrialisierung — Die Verschuldung der Städte — Kommunale Expansionspolitik — Der Geldmarkt — Die Ernte

Mit den Ferien ist die übliche Geschäftsstille in den Börsenhallen eingezogen. Reinerlei Aufregung und Besorgnis stört diesmal den sommerlichen Frieden. Nicht ohne das Gefühl einer angenehmen Erleichterung denkt man an die gleiche Zeit des Vorjahres zurück, die durch die Aktion von Agadir eine so sorgenvolle, an Gefahren und Strömungen für das Wirtschaftsleben so ergiebige Periode einleitete. Heute stellt man mit Befriedigung fest, daß der politische Himmel wolkenlos ist. Die Verständigung zwischen Rußland und Deutschland wird wohl mit Recht allenthalben als ein starkes Bollwerk des europäischen Friedens angesehen und so hat man die Nervosität, welche das in diesem Jahre so augenfällig in die Erscheinung tretende Wettüben der Staaten erzeugt hatte, allmählich abzustreifen gelernt. Da man bei den starken Flotten- und Heeresvermehrungen Deutschlands, Englands und Frankreichs, an denen nunmehr auch unser Verbündeter Österreich-Ungarn teilnimmt, nicht mehr eine unmittelbare Gefahr für den Frieden vor Augen hat, kommt die günstige wirtschaftliche Wirkung, welche so bedeutende staatliche Aufwendungen für die Industrie der beteiligten Länder im Gefolge haben, ungehindert zur Geltung. Diese Rückwirkung darf man nicht gering einschätzen; die Hunderte von Millionen, welche jeder einzelne Staat für die Beschaffung von Panzerschiffen, von Kriegsmaterial aller Art aufwendet, würden ausreichen, ganzen Industriezweigen bei sonst darniederliegender Konjunktur einen neuen Impuls zu verleihen. Danach läßt sich leicht ermessen, um wieviel schwächer diese stimulierende Wirkung sich geltend machen muß, wo sie mit einer ohnehin günstigen Wirtschaftslage und einer ohnehin schon fieberhaft angespannten Produktion zusammentrifft. Am unmittelbarsten ist der Einfluß natürlich bei den Industrien festzustellen, denen die staatlichen Aufträge direkt zufließen. Unter diesen stehen augenscheinlich die Schiffswerften in erster Reihe. Denn die

Bestellungen der Kriegsmarinen sind derart bedeutend, daß in den beiden führenden Ländern des Schiffbaues, in England und Deutschland, unter ihrem Einfluß eine wahre Hochkonjunktur für die Werften eingesetzt hat. Noch niemals haben namentlich in Deutschland die Schiffswerften derartige Auftragsbestände zu verzeichnen gehabt. Dabei ist besonders erfreulich, daß sich der einheimische Schiffbau fast völlig vom Ausland emanzipiert hat. Die englischen Werften, die früher den Hauptanteil der deutschen Bestellungen erhielten, sind augenblicklich nur mit dem Bau von etwa 50 000 Tonnen Schiffsraum für deutsche Rechnung beschäftigt, während gleichzeitig in Deutschland über hundert Handelsdampfer mit nahezu 400 000 Registertons auf der Helling liegen. In diesen Ziffern tritt deutlich nicht nur der Aufschwung des deutschen Schiffbaues, sondern auch des deutschen Reedereigeschäftes hervor. Der kürzlich erschienene Bericht des Verwaltungsrats des Vereins Hamburger Reeder gibt darüber sehr erfreuliche Aufschlüsse, aus denen namentlich auch hervorgeht, daß die Segelschiffahrt, deren starker Rückgang eine sehr beklagenswerte Erscheinung der letzten Jahre bildete, sich von neuem zu heben beginnt. Das Spiegelbild dieser Entwicklung zeigt sich in den steigenden Börsenkursen der Schiffsfahrtsaktien. Es ist bekannt, daß einzelne, insbesondere Hansaaktien, in kurzer Zeit eine geradezu phänomenale Aufwärtsbewegung durchgemacht haben.

Dieser Entwicklung des Überseehandels steht ebenbürtig die Verkehrssteigerung der deutschen Eisenbahnen gegenüber. Hier ist der Aufschwung, der sich aus den Einnahmeziffern ablesen läßt, sogar ein noch imposanterer, weil er in mehrjährigem, konstanten Ansteigen ein ganz überraschendes Wachstum der wirtschaftlichen Energie seit der letzten Depressionsperiode offenbart. Das erste Semester des laufenden Jahres bedeutet für die deutschen Eisenbahnen eine Reformeinnahme. Auf nicht weniger als anderthalb Milliarden sind die Einnahmen gestiegen, darunter über eine Milliarde aus dem Güterverkehr allein. Das bedeutet eine Zunahme von einem vollen Viertel innerhalb dreier Jahre! Deutlicher kann der enorme wirtschaftliche Aufschwung, der sich in der Gegenwart in Deutschland vollzieht, nicht vor Augen geführt werden. Mit raschen Schritten vollendet sich die Industrialisierung unseres Landes. Es wäre töricht, darüber zu klagen, wo die unleugbare Zunahme des Volkswohlstandes, die für den Bevölkerungszuwachs von jährlich fast einer Million Köpfe beschaffte Existenzmöglichkeit eine so berebte Sprache für die Notwendigkeit dieser Entwicklung führen. Auf der anderen Seite läßt sich für keinen Einsichtigen verkennen, daß die Schnelligkeit dieser Umwälzung eigenartige und schwierige Probleme auf dem Gebiete des Wohnungswesens, der inneren Kolonisation, der sozialen Fürsorge schafft, die kaum in irgendeinem anderen Lande eine so bringende Lösung heischen als bei uns. Wir haben es an dieser Stelle nicht mit der Betrachtung dieser Rehrseite der Entwicklung zu tun. Der Kapitalmarkt und die Börse wird anscheinend von diesen schwerwiegenden wirtschaftspolitischen Fragen wenig berührt; sie reagieren nur auf das Steigen

und Fallen des kapitalistischen Barometers. Und doch ist dies nur mit einer Einschränkung richtig. Indirekt wird auch der Kapitalmarkt auf das Nachhaltigste von jenen wirtschaftlichen Verschiebungen beeinflusst. Denn wenn beispielsweise in Zeiten ausgeprägten Konjunkturaufschwungs und steigender Dividendengewinne die Kurse der Rentenwerte fallen und der Staatskredit und mit ihm die Region der Sparrer und Rentenbesitzer eine Einbuße erleidet, so ist auch in diesem rein finanzpolitischen Problem nur eine indirekte Rückwirkung jenes Umwandlungsprozesses zu erblicken. Andere Folgeerscheinungen noch schwerwiegenderer Art sind die Erschwerung des Bodenkredits, insbesondere des städtischen Hypothekarkredits, bei dem die Frage der zweiten Hypotheken sich geradezu zu einer Kalamität gestaltet hat und die vollständige Umwälzung im Haushalt der Gemeinden, die in einer ständigen Ausdehnung der Grenzen kommunaler Wirtschaftsaufgaben und in einer rapiden Zunahme der Verschuldung der Städte ihren Ausdruck findet. Ganz eigenartige Erscheinungen sind in den letzten Jahren auf diesem Gebiete zu beobachten. Die Städte dehnen ihren Verwaltungsbereich unter stillschweigender Billigung des Staates immer weiter aus; daß jede Kommune heute im größten Stil als Eigenunternehmer wirtschaftet, Bahnen, Elektrizitäts- und Gaswerke, Wasserwerke und Schlachthäuser baut und betreibt, gilt als eine Selbstverständlichkeit, während man noch vor kaum einem Vierteljahrhundert gegen solchen „Municipal-sozialismus“ die schwersten Bedenken hegte. Mag sich nun auch gegen die Übernahme solcher Betriebe in die Aufgaben des städtischen Gemeinwesens kaum etwas Stichthaltiges einwenden lassen, so steht es doch anders mit den neuesten Experimenten der kommunalen Expansionspolitik: der Usurpation rein staatlicher Aufgaben, wie der Gründung von Universitäten, oder rein privatwirtschaftlicher, wie die Gewährung von Hypothekarkredit aus städtischen Mitteln. Die Kreditnot des städtischen Grundbesitzes ist allerdings, wie eben gesagt, eine Kalamität. Aber die Frage der zweiten Hypotheken, die aufs engste mit der Bodenspekulation und unserem Hypothekarreht zusammenhängt, dadurch lösen zu wollen, daß die Gemeinde aus eigenen Mitteln die Kapitalien gewährt, welche das private Kapital aus schwerwiegenden Gründen, nämlich der mangelnden Sicherheit halber, versagt, bedeutet doch eine starke Verkenntung der Grenzen, welche der kommunalen Verwaltungstätigkeit von Natur aus gesteckt sind. Hier handelt es sich ja nicht um eine Angelegenheit der Gemeinde, sondern um das Kreditbedürfnis eines Teils ihrer Angehörigen, und so wichtig die Frage der Regelung desselben ist, so erscheint die Gemeinde doch ebensowenig legitimiert, an die Befriedigung dieses Bedürfnisses durch Inanspruchnahme ihres Anleihekredits heranzutreten, wie man sie zur Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse anderer Bevölkerungsklassen aus gleichen Mitteln für befugt erachten könnte. Denn der Schwerpunkt liegt durchaus in der Verwendung des Anleihekredits für solche Zwecke. Gründet die Stadt ein besonderes Bodenkreditinstitut, so ist sie bei der Fundierung und Geschäftsführung den allgemeinen wirt-

schaftlichen und besonderen staatlichen Gesetzen unterworfen. Daher erweist sich auch die Beschaffung von zweiten Hypotheken auf diesem Wege untunlich, weil das Hypothekendarlehen die Ausgabe von Pfandbriefen mit solcher Deckung verbietet. Wenn die Stadt nun ihren eigenen Anleihekredit ausnützt, um selbst solche Ausleihungen mit zweifelhafter Sicherheit vorzunehmen, so liegt darin eine indirekte Umgehung des Hypothekendarlehensgesetzes, die von der Regierung nicht durch Genehmigung von Anleihen zu solchen Zwecken sanktioniert werden sollte. Städteanleihen sind allerdings keine Pfandbriefe; für ihre Sicherheit bürgt die Steuerkraft der Stadtgemeinde. Es muß aber zu einer vollständigen Verwirrung in der Beurteilung des Anleihekredits der Städte führen, wenn das Schuldenmachen für so gewagte wirtschaftliche Experimente sich einbürgern sollte. Auch ohnedies ist der Geldbedarf der Gemeinden ein enormer; die Gesamtverschuldung ist schon jetzt weit höher als die Staatsschuld selbst und sie wächst unaufhaltsam in weit schnellerem Tempo als letztere. Ein Trost ist, daß die Aufsichtsbehörden wenigstens auf Einhaltung ordnungsmäßiger Tilgung sehen und den gleichfalls schon hervortretenden Gelüsten nach Einschränkung der Tilgungsquote sich abgeneigt zeigen. Trotzdem wird der Staat im Interesse seiner eigenen Anleihen der strikteren Regelung des Kommunalcredits erhöhte Aufmerksamkeit schenken müssen.

Der Geldmarkt hat augenblicklich ein fast normales Aussehen gewonnen. Der Rückfluß der zweiten Juliwoche war stark genug, um die Anspannung der

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.

Reichsbank wieder auszugleichen und ihr eine steuerfreie Notenreserve von über 200 Millionen zu verschaffen, die sich bis zum nächsten Ausweis noch ansehnlich vergrößern dürfte. Hand in Hand damit geht ein entsprechendes Zurückweichen der Zinssätze am offenen Markt. Schon aber zeigen sich die Vorboten einer neuen Geldversteifung am New Yorker Markt. Dort hat bisher ein nicht unerheblicher Geldüberfluß geherrscht, die im Zusammenhang stand mit dem Darniederliegen des Effktengeschäfts in Wallstreet und der durch die politischen Verhältnisse herbeigeführten Eindämmung der Börsenspekulation. Nachdem nun aber der Wahlkampf in der Hauptsache beendet ist, macht sich der unverkennbare Aufschwung des gewerblichen Lebens in Amerika schärfer geltend als bisher. Industrie wie Landwirtschaft werden in den kommenden Monaten mit gewaltigen Summen an den Geldmarkt appellieren und die Zurückziehung der in Europa liegenden kurzfristigen Gelder erzwingen. Bei den allenthalben gleichartig liegenden Verhältnissen wird der Herbsttermin sich sonach aller Voraussicht nach sehr schwierig gestalten. Anlaß zu Besorgnissen ist gleichwohl nicht gegeben. Denn es steht uns eine Refordernte in Aussicht, nicht nur in Deutschland, sondern, so weit sich die Verhältnisse überblicken lassen, nahezu auf dem ganzen Erdenrund. So wird die Gunst des Himmels und der Segen des Bodens nicht nur das Manko der fehlenden Kapitalbildung ausgleichen, sondern auch den festen Untergrund abgeben, auf dem die wirtschaftliche Entwicklung, vor Störungen sicher, sich auf geraume Zeit hinaus weiter in gedeihlicher Weise vollziehen kann.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.

Gesamtpreiser der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Bügow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38/37.



Grand Marnier

Edelster Liqueur aller Nationen

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30, Luisenparkstr. 18.



Eine Hochschule für großgermanische Kultur



Die Geschichte des Germanentums ist noch nicht geschrieben, dürfte auch sobald nicht geschrieben werden. Und wenn eines Tages der Schriftsteller da ist, der sie zu schreiben unternimmt, dann wird er nicht nur der Anwalt der edelsten Bestrebungen in der menschlichen Kultur sein, er wird auch zum Ankläger werden müssen gegen die Kleinsucht und gegen den Kurzblick ungezählter Geschlechter, die unbewußt die große Aufgabe des Germanentums vertraten, die aber nicht die Schranken niederzwingen konnten, die Brudervolk von Brudervolk schieben.

Von allen Völkern ist die germanische am weitesten und gründlichsten auseinandergekommen. Seit dem Beginn unserer Zeitrechnung ziehen ununterbrochen die Völker fort aus der alten nordischen Heimat, um nach einer kurzen Zeit der Selbständigkeit in den brandenden Wogen fremden Volkstums unterzutauchen. Verweht sind die Spuren der Vandalen, verschwunden die West- und Ostgoten, die Longobarden, Gepiden, Heruler, die salischen Franken, Burgunden und andere Stämme, die tatenfroh das Erbe der antiken Kultur antraten. Untergegangen ist der Kulturbesitz, den sie aus der Heimat mitbrachten; das Emporstreben der eingeborenen Bevölkerungen hat ihn aufgezehrt und mit ihm, was an jugendlicher Kraft und Gesundheit in die fremden Gefilde getragen worden war. So gründlich ist dieser Aufsaugungsprozeß vor sich gegangen, daß man den Germanen jede eigene Kultur glaubte absprechen zu können. Nur die Angelsachsen haben sich in ihrer neuen, meerumgürteten Heimat erhalten, fortentwickelt und neue Kolonisationszüge in die gigantisch erweiterte Welt hinausgesandt. Die Völker, die in der Heimat blieben oder wenigstens den Zusammenhang mit ihr nicht verloren: die Skandinavier, Dänen, Holländer, Deutschen, Deutsch-Österreicher, Schweizer, Nordamerikaner sind dagegen einander fremd geworden; sie haben wohl auch in blutiger Fehde die Waffen gegeneinander geführt, sich geschwächt und fremden Einflüssen unterworfen.

Von dem Ziele einer engeren Zusammengehörigkeit, das häufig die einzelnen einander näherbrachte, sind die Völker selbst abgedrängt worden. Der nationale Rhythmus, der in der Sprache und in der Kunst, in der Lebensart, im Fühlen und Denken und in der gesamten Kultur der germanischen Völker sich nicht hat ertönen lassen, lebt in der Enge kleiner, völkischer Vorurteile; die politische Zerrissenheit des Germanentums verkennet die Grundlagen seines Daseins und behauptet sie nur in der eigenstinnigen Scheidung seiner Außerlichkeiten. Die Kulturgemeinschaft lebt zum Teil nicht offen, sondern ist verschüttet unter dem Druck einer politischen Geschichte, die mit dem kleinen Maße enger Eigennützigkeit jede große Tat isoliert hat.

Ist es ein natürlicher und unveränderlicher Zustand, daß Völker gleicher Abstammung, von gleichem Rhythmus der Sprache und des Denkens, von einem im Grunde noch immer einheitlichen Gefühlsleben zu einer politischen Stellung genötigt werden, die sich nicht nur gegen die Lebensinteressen eines Brudervolkes wenden kann, sondern auch den nationalen Kulturbesitz schädigen muß? Ist es auf die Dauer zu ertragen, daß ganze Rassen aus dem jahrtausendbelangen Schläfe erwachen und sich zum Ansturm auf Europas Kultur mit Waffen rüsten, die ihnen diese Kultur erst in die Hand gedrückt hat? Unmöglich darf die geschichtliche Tatsache, daß sich germanische Völker seit zwei Jahrtausenden die Entwicklung einander streitig machten, als ein verhängnisvolles Erbe auch für die Zukunft betrachtet werden. Dem widerstreben die Erfahrungen in der Geschichte selbst, dagegen walt das Empfinden eines jeden auf, der nachdenklich und offenen Auges Ursache und Wirkung in der endlosen Kette der Völkerentwicklung verfolgt. Was in dem Auseinander- und Gegeneinanderarbeiten der germanischen Völker an Volkskraft und Kulturbesitz verloren gegangen ist, zeigt fast buchmäßig jede Seite ihrer Geschichte; was an Hemmungen der menschlichen Entwicklung zu verzeichnen ist, wird vielleicht nie in seinem ganzen Umfange dargelegt werden, weil wir nur die Erfolge, nicht aber die mit ihnen und unter ihnen laufenden Volksenergien abmessen können. Nur die Gewinnseite aller Völker, die durch germanische Blutzufuhr wieder in die Reihe aktiver Nationen zurückkamen, läßt die Größe dieses Verlustes ahnen. Wie groß muß aber der Bestand an Kraft sein, wenn alle Einbußen nicht vermocht haben, die niemals rastenden Volkskräfte der germanischen Völker auch nur einen Augenblick zum Stillstand zu zwingen oder gar aus der Aufwärtsbewegung der Erdbevölkerung auszuschalten!

Freilich, die entscheidende Tat steht noch aus, bis sich gezeigt haben wird, ob die erwachenden Kulturen Asiens und Afrikas lebensfähig sind. Unaufhaltsam aber dämmert die Erkenntnis auf, daß die germanischen Völker einen Kulturbesitz haben, dessen Schwächung oder Verlust die Menschheit zu tragen hat; unwillkürlich macht sich die Vorstellung der gemeinsamen Interessen der germanischen Völker frei. Und unbewußt — weil sie gefühlsmäßig aufstrebt — gewinnt die Anschauung Raum, daß die zeitliche Unterdrückung der völkerverwandtschaft-

lichen Beziehungen niemals den großgermanischen Gemeinsamkeitsgedanken ertönen darf.

Dieser großgermanische Gedanke hat in den letzten Jahren tatsächlich an Gehalt gewonnen. Nicht in dem Sinne einer nach außen gerichteten Politik, die eine Vorherrschaft über andere Völker anstrebt, sondern mehr aus der Empfindung heraus, daß bei ungehemmtem Abfließen des Kulturbesitzes gerade dieser, von den germanischen Völkern erworbene Besitz ernstlich bedroht ist. Denn was den europäischen Völkern die größte Entwicklungsmöglichkeit gab und was auch anderen Völkern ein Fortschritt war, wird für diese nicht nur eine Stütze in ihrem notwendigen wirtschaftlichen und politischen Kampfe gegen die europäische Kultur, sondern es muß sich zu einer Schwächung dieses Besitzes entwickeln durch das Gefühl des Schwindens der Überlegenheit. Weite Kreise der europäischen Bevölkerung, insbesondere aber in den Großstädten, stehen der eigenen Volkskultur nicht nur gleichgültig gegenüber, sondern trachten auch in blindem Eifer danach, sie zu zerstören, um eine unbestimmte, niemals mögliche Allweltskultur an ihre Stelle zu setzen. Je weniger Erfolge diese Bewegung erzielt, um so eifriger wühlt sie gegen den Boden, der sie trägt; je weniger sie aufbauen kann, um so stärker ist der Drang, alles hinwegzuräumen, was dem erträumten Ideal im Wege steht. Freilich wird durch diesen einseitigen Eifer nicht die Tatsache verhüllt, daß der asiatische oder selbst der romanische und slawische Gefinnungsgenosse seinen Volksgenossen viel näher steht als dem artfremden Theoretiker.

Heute sind viele schwach genug, fremden Einflüssen eine große Macht einzuräumen, wenn dabei auch mehr Worte als Werte gewonnen werden. Man überfieht dabei, daß jede Kultur das Erzeugnis bestimmter Voraussetzungen ist, die in dem Ursprungslande, der Bevölkerung und in vielen, aus der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangenen Imponderabilien liegen; man will es — und oft gegen die eigne bessere Überzeugung — nicht anerkennen, daß jede Kultur zwar Einzelheiten abgeben, nie aber die Grundlage aufgeben kann, auf der sie gewachsen ist, es sei denn, daß ihre schlechten Früchte in den Abfällen großstädtischer Engräumigkeit treibhausartig empornwuchern. Auch die ostasiatische, die indische, die maurische und andere Kulturen sind nicht weniger selbständig und entwicklungsfähig als die germanischen, im weiteren Sinne als die europäischen. Dies vorurteilslos festgestellt und wissenschaftlich erschlossen zu haben, ist nicht das geringste Verdienst germanischer Wissenschaft, aber es verpflichtet noch nicht, jene ohne weiteres als gleichberechtigt für Europa anzuerkennen. Im Gegenteil! Dieselbe Wissenschaft hat auch dargelegt, daß eine ungehemmte und maßlose Kreuzung anders gearteter Kulturelemente nur schwächend wirkt, wie es überzeugend der Zusammenbruch der antiken Kultur enthüllt hat.

Es fehlt keineswegs an Anzeichen, die auf das Erkennen einer so großen Gefahr deuten. Trotz aller einander entgegenstehenden politischen Wünsche finden sich die lateinischen, slawischen und germanischen Völker immer mehr in

der Anerkennung einer Interessen- und Kulturgemeinschaft zusammen. Es tut dem keinen Eintrag, daß die Symptome dieser Erkenntnis zunächst nur in den vorübergehenden Wallungen der Zeitungspolemik zum Ausdruck kommen; in der Tiefe des europäischen Gemeinsamkeitsgefühles wächst das Verständnis für die Abwehr einer ungehemmten Verbrüderung mit außereuropäischen Rassen. Wie einen Fanfarenton wird man dereinst das Wort unseres Kaisers: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter“ einwerten, wenn man später Schlagbäume gegen die überschießende Kraft Asiens und Afrikas aufgerichtet haben wird.

Auch im engeren Zirkel wällt das Bewußtsein der gleichen Abstammung, der gleichen Weltanschauung, derselben Ideale und derselben Ethik auf, sobald es von einer starken Hand erweckt wird. Ein so kraftvoller Gegner Deutschlands wie Cecil Rhodes sah sich unter dem Druck dieser Erkenntnis genötigt, seine bekannte Stiftung gewissermaßen als Schluß unter die politische Lebensrechnung zu setzen. Aus der zunehmenden Vermischung der Völkerbruchteile Nordamerikas wächst die Überzeugung auf, daß die stärkste Grundlage seiner Kultur die germanische ist. Was zunächst noch ein fernes Ideal der germanischen Völker der alten Welt ist: der engste Anschluß aller ihrer blutsverwandten Söhne, hat in Amerika, wo die Entwicklung nicht mit geschichtlichen Vorurteilen belastet ist, schon bestimmte Formen gefunden. In Europa, wo die künstlerischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und ethischen Fragen wenigstens die studierende Jugend oft genug zu den verwandten Völkern führen, liegt gerade in diesen Kreisen die Sicherheit für eine dauernde Ausbreitung solcher Vorstellungen. Und wer sich trotzdem der Erkenntnis verschließt, kann gleiche Beobachtungen bei den slawischen und romanischen Völkern machen, die lauter noch und elementarer oft zu einer breiten völkischen Renaissancebewegung drängen.

Das ist ja auch die natürliche Lage, sie wird aber getrübt durch das Verhältnis einzelner germanischer Staaten zu einander. Wie mißtrauisch stehen sich englische und deutsche Anschauung über die gegenseitigen Entwicklungen gegenüber! Es ist das ein Mißtrauen, das zudem weniger der Schwäche als der Stärke entspringt, das aber das Verständnis für die artverwandten Ziele zum Teil verloren hat. Erst seit einem Jahrzehnt etwa haben sich die unklaren Vorstellungen über die Lebensnotwendigkeiten beider Völker in gegenseitigen Befürchtungen Bahn gebrochen, aber mit einer Hartnäckigkeit behauptet, die zu einer tiefaufwühlenden Entfremdung treiben muß, wenn nicht die starken Grundlagen der allgermanischen Kultur wieder völlig freigelegt werden. Sollte dies nicht möglich sein angesichts der Tatsache, daß die Größten unserer Kultur beiden Völkern angehören? Sollte die gegenseitige Entfremdung nicht wieder schwinden, wenn die Gleichheit der Anschauungen, die die Worte „deutsch“ und „englisch“ nur äußerlich mit anderen Marken versehen, auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens sich entfalten kann? Kein landfremder Dichter hat auf das englische Geistesleben eine so tiefe Wirkung ausgeübt wie Goethe,

keiner die deutsche Kultur in dem Maße befruchtet wie Shakespeare. Dürer wird von den Angelsachsen geschätzt wie einer der ihren, und es ist auch kein Zufall, daß der Deutsche Holbein d. J. ein halbes Menschenleben lang in England wirkte. Von Bach und Händel, der die größte Zeit seines Lebens jenseit des Ärmellkanals zubachte, und der sein Grab inmitten der großen Toten der Westminster-Abtei gefunden hat, bis zu Richard Wagner, seit Byron und Dickens in Deutschland heimisch sind und Friedrich der Große seinen besten Schilderer in Carlyle gefunden hat, fluten die Beziehungen zu einer Kultur-gemeinschaft zusammen, die in ihren einzelnen Wirkungen gar nicht mehr zu lösen sind. Der große Bahnbrecher der modernen Kunst, Gottfried Semper, gewann die Grundlagen für seine reformierende Tätigkeit in England, während die Angelsachsen Ruskin und Moore in steigendem Maße bei uns Verständnis finden. Ganz folgerichtig und aus dem innersten Wesen germanischen Lebens geflossen, dringt die englische Wohnkultur zu uns herüber und verdrängt die letzten Erinnerungen fränkischer Herkunft.

Der Schweizer Gottfried Keller gehört allen deutsch sprechenden Völkern, während die tiefe Gedankenwelt eines Emerson die spitzfindige Logik eines Voltaire längst aus dem Sattel gehoben hat. Kants Philosophie und Schillers Idealismus haben Pate gestanden bei allem Guten und Schönen, was germanischer Geist seit einem Jahrhundert geboren hat. Und blicken wir nach Norden, wo altgermanischer Stalengeist niemals aus seiner Bahn gewichen ist, da weht uns eine Stimmung entgegen, die eine stärkere Spur durch unsere Literatur gezogen hat als jemals eine andere. Der Schwede Oskar Montelius ist es, der in die tiefsten Schächte der germanischen Vergangenheit hinabgestiegen ist und ungeahnte Ausblicke auf den Einfluß dieser Zeit, selbst auf die antike Kultur eröffnet hat. Ein befreiender Luftzug weht seitdem durch die Wissenschaft, der immer kräftiger auf die Erkenntnis drängt, daß unsere Vorfahren vor mehr als zwei Jahrtausenden keineswegs rohe Barbaren, sondern im besten Sinne des Wortes Kulturträger waren, deren künstlerisches Erbe von den Deutschen Mohrmann, Haupt und dem Engländer George Baldwin Brown aus den Umschlingungen der römischen Kultur freigelegt wurde. Mit Überraschung, aber auch mit Genug-tuung erkennen wir, daß viele Äußerungen der gegenwärtigen Kunst ganz unbewußt an die altgermanische Kunstüberlieferung anknüpfen. Blicken wir nur mit offenen Augen in unsere Vergangenheit, dann sehen wir, wie der jüngst ins Grab gesunkene Karl Rhamm es nachgewiesen hat, daß die Wohngewohnheit der Urzeit noch heute in dem sächsischen und alemannischen Bauernhause und in dem nordischen und englischen Hallenhouse weiterwirkt; mit staunendem Auge entdecken wir, wie dasselbe Haus aus den verschütteten Ruinen Griechenlands wieder ans Tageslicht tritt, oder schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung siegreich den ganzen Osten Europas erobert hat. Von den gefunden Grundlagen dieser Überlieferung zeugt es, daß die altgermanische Dorfverfassung, wie sie von dem Angelsachsen Seebohm, den Deutschen Hansen, v. Maurer und

Meigen der Kenntnis erschlossen wurde, das gesamte politische Leben der germanischen Völker durchdrungen hat.

Es ist in der Tat nicht die Vergangenheit allein, die in solchen Zeugnissen uns die Hand reicht, es ist das Gemeinsame der Lebensauffassung, das alle Glieder der germanischen Völkerschaft eint und bestimmend für die Zukunft bleibt. Selbst die Folgerungen, die der Englanddeutsche Stewart Houston Chamberlain aus der Kulturlage zieht, stehen auf dieser gemeingermanischen Grundlage.

Zeugnis kann man an Zeugnis reihen, um den Nachweis zu erbringen, daß trotz der großen Entfremdung die germanischen Völker durch eine gemeinsame Grundempfindung, durch ein Artgefühl verbunden sind, das die Richtung ihrer Kultur bestimmt, das in vielen Beziehungen auch bindend für die Entschließungen des einzelnen ist. Aber auf der anderen Seite steht eine politische Verstimmung, die in den natürlichen Gang der Gemeinsamkeitsinteressen eingreift und ihn nicht selten gewaltsam zum Stillstand zu zwingen sucht. Man könnte aus den verhängnisvollen Ereignissen der Geschichte der germanischen Völker den Schluß ziehen, daß das Erkennen der gemeinsamen Interessen erst erfolgt, wenn die gegenseitige Stärke durch Waffengewalt entschieden ist. Denn von den Markomannen-, Alemannen- und Sachsenbünden bis zu dem Bruderkampf von 1866 ist der Gemeinsamkeitsgedanke erst in einem Kampfe geboren, bei dem fremde Völker nicht nur Zuschauer, sondern häufig auch Teilnehmer waren. Von außen kommende Wünsche und Hoffnungen haben die Entscheidung herbeigeführt; von hier aus ist immer wieder das Mißtrauen gesät worden, wenn sich die Interessengegensätze auszugleichen schienen. Ist der Bruderkampf wirklich der ewige Fluch germanischer Volkskraft? Politisch gesehen, möchte es so scheinen; aus den Kämpfen wuchs indessen doch immer wieder das Vertrauen zur Zusammengehörigkeit auf, das durch die Geistesarbeit der hervorragendsten Geister der germanischen Welt unaufhörlich vorbereitet war.

Der politische Blick ermißt die Welt mit der Röhle des Kaufmanns, der nicht das Sollen, sondern das Haben zur Grundlage seiner Berechnungen macht. Und das ist auch gut so. Wenn wir das Haben in Ordnung halten, dann werden wir mit den Kapitalien germanischer Kraft gut wirtschaften können. So sehen wir freiwillige Anwälte an der Arbeit, vor allem das Vertrauen zum gegenseitigen Wollen zu befestigen und das vorhandene Mißtrauen einzudämmen. Reisen, Freundschaftsbeteuerungen werden indeß die Entwicklung der Gegensätze nicht aufhalten, wenn nicht auch in der Volksseele die Ahnung aufflammt, daß Größeres und Erhabeneres für die Menschheit auf dem Spiele steht, als ein zeitlicher Ausgleich. Ein starker vollkommener Wille, der die materielle Kultur nur als Grundlage geistiger und nationaler Güter anerkennt, muß die Fäden spinnen von Volk zu Volk, und damit auch die materiellen Wünsche auf eine höhere Stufe stellen.

Die Kräfte, die das Gemeinsame der germanischen Kultur gefährden, die zuletzt selbst jede Kulturarbeit aufhalten, ziehen ihre Nahrung aus dem

Materialismus, der der Vergangenheit der germanischen Völker widerspricht, der sich rücksichtslos an die Spitze drängt und unsere ganze geistige Kultur auszuhöhlen sucht. Das treibt, wie wir es täglich vor Augen haben, zur Mißachtung der geistigen Güter und läßt diese nur so weit gelten, wie sie den materiellen Wünschen nicht widerstreben. Mit dem Materialismus strömen fremde Anschauungen in die seelenlosen Volkskörper, die den Zusammenhang der germanischen Kultur lockern und politische Staatsgebilde von rein äußerlichen Formen zu bilden suchen. Nicht nur in Deutschland lagern sich volksfremde Anschauungen innerhalb des künstlerischen und geistigen Horizonts ab, die zunächst noch harmlos sind, die sich später aber als kultur- und volksfeindliche Kräfte entpuppen müssen. Immer schärfer zeichnet es sich auf diesem materiellen Hintergrunde ab, daß die gleichen Lebensanschauungen vor den Besonderheiten verblaffen, daß die im Keim vorhandenen Götigkeiten, Einzelformen und Eigenwünsche sich zu einem Gegensatz verdichten, der in letzter Linie ebenso zerstörend für die germanische Welt wie für die einzelnen Völker ist.

Wir haben es kürzlich erlebt, daß die Unkenntnis der Volksseele bei uns und bei anderen germanischen Völkern Erbitterungen vorbereitet, die leicht zur offenen Kriegsflamme emporlodern können. Vielleicht wächst dieses Mißtrauen nicht weiter; dann aber ist der Stillstand zum Teil bedingt durch andere Erwägungen, die bei den Völkern germanischer Zunge in der Richtung ihrer historisch empfundenen Kulturgemeinschaft wirken, und die mit der Zeit immer tiefer in das Kultur- und Wirtschaftsleben einschneiden werden. Vielleicht aber — und diese Befürchtung liegt näher! — dringen mit der Veräußerlichung aller Lebensformen fremde Geisteskulturen, die von demselben Materialismus getragen werden, in die Herzen der germanischen Völker und bereiten eine Zukunft vor, in der trotz aller Aufrechterhaltung germanischen Wesens und trotz der weit über den Erdball reichenden Ausstrahlung germanischer Arbeit die Träger einander immer fremder werden, und die Kultur immer mehr zur Unfruchtbarkeit neigt.

Wenn die Entfremdung zum Teil auf der gegenseitigen Unkenntnis der Kulturziele beruht, und wenn auch mit der Spaltung des Sprachstammes schon sehr viel Fremdeinflüsse sich bei allen germanischen Völkern eingenistet haben, dann ist damit noch nicht der Nachweis ihrer Unschädlichkeit erbracht. Wer nicht gefühlsmäßig die schleichende Zersetzung der männlichen Bestandteile der germanischen Kultur wahrnimmt, wer weder für die Lebensnotwendigkeiten der germanischen Ideale Sinn hat, noch auch das zinsentragende Kapital einer germanozentrischen Kultur für die Menschheit einzuschätzen vermag, den können die von ihrem Volkstum aus berechtigten und entwicklungsfähigen Kulturenergien der Romanen und Slawen belehren. Bei aller gelegentlich zum Ausbruch kommenden Abneigung, selbst bei den scharfen, oft zum Kriege drängenden politischen Gegensätzen sind beide Völkerfamilien weit mehr als die Germanen durch das Bewußtsein einer gemeinsamen Abstammung gebunden. Immer ziel-

sicherer und nachhaltiger drängen sie zu einem Zusammenschluß, der nicht am wenigsten in der Erkenntnis wurzelt, daß ihre Kultur als Arbeitserzeugnis ihrer besten Söhne ein unausschaltbarer Faktor in der Menschheitsentwicklung ist.

Auch bei den Germanen wird diese Erkenntnis eines Tages zu einem Grundsatz ihrer nationalen Politik geworden sein — vielleicht aber erst, wenn der Ansturm artfremder Rassen oder ihrer Kultur den Chor selbstsüchtiger, kurz-sichtiger Einzelwünsche gewaltsam zum Schweigen gebracht hat. Geschlechter können darüber ins Grab sinken, hinter denen aber eine materialistische, mindestens stark vermischte Weltanschauung steht, die für die eigene Volksvergangenheit nur noch ein antiquarisches Interesse hat, die nicht mehr die Fähigkeit besitzt, sich als einen vollwertigen geistigen Einsatz für die Zukunft der menschlichen Kultur einzustellen. Gewiß ist eine Verzagtheit nicht angebracht; die Lebensbejahung der besten Söhne Germanias wird in solchen Zeiten der Not auch die Trägsten und Blindesten aufrütteln und mitreißen in den Kampf um die höchsten Ideale der Menschheit, um das Recht elementarster Empfindungen, um Sprache, Geist und Kultur. Gewiß wird aber auch in einer fernen Zukunft auf der Erde einmal der Würfel rollen um die Kultur im engeren Sinne wie schon einmal, als die Welt verweichlichter Genüßlinge vor dem Sturm aus dem germanischen Norden zusammenbrach. Aber damals stand einem vergreisten Volke eine gesundheitsstrophende Volksjugend gegenüber, die für die Zukunft nicht so sicher ist, wenn wir nicht mehr die Mittel finden, dem schleichenden Gifte materieller Weltanschauung entgegenzutreten. Das können und müssen die germanischen Völker, indem sie aus ihrer Vergangenheit das herausholen und festhalten, was sie bisher als dauernde Güter gebucht haben, indem sie ferner bei den Blutsverwandten die Art, die Entwicklung und die Lebensumstände verstehen lernen, um das Eigene zu schätzen, das schädliche Fremde abzustoßen.

Das kann nicht das einzelne Volk, das sich immer wieder durch die Großtaten der eigenen Entwicklung eingeengt sieht; das kann nur in gemeinsamer Arbeit aller germanischen Völker vollbracht und den Nachfahren als das höchste Gut ihrer volllichen Eigenart dargeboten werden. Kein nebelhaftes Ziel ist es, wenn die germanischen Völker, eingedenk ihres Ursprungs, ihrer Geschichte und ihrer Kulturleistungen, die immer heller durch die Arbeit der Wissenschaft ans Licht tritt, sich zu dieser gemeinsamen Arbeit zusammenfinden und eine großgermanische Hochschule für die Erforschung ihrer Art und ihrer Entwicklung schaffen, eine Mutteranstalt für germanische Kultur, ein Archiv für ihre reifsten Geistesstaten.

*

*

*

Nachwort des Herausgebers. Die vorangegangenen Ausführungen bilden die Einleitung zu einer Broschüre, die unter dem Titel „Eine Hochschule für Großgermanische Kultur“ jüngst in dem Verlage des „Reichsboten“ G. m. b. H., Berlin (Preis 0,50 Mark), erschienen ist. Der Autor, der kein Alldeutscher

ist, wohl aber in der nationalen Fürsorgebewegung eine hochgeachtete Stellung einnimmt, begnügt sich mit den allgemeinen Betrachtungen, die wir abgedruckt haben, nicht; er bringt vielmehr konkrete Vorschläge; vor allen Dingen entwirft er einen sorgsam durchgearbeiteten Plan, nach dem die von ihm vorgeschlagene Hochschule die wissenschaftliche Arbeit zu organisieren hätte. Alles das lese man freundlichst in der Broschüre nach. Ist ihre Durchführung doch geeignet, manches schrankenlose In-die-Ferne-stürmen, das wir in nationalen Fragen in steigendem Maße beobachten müssen, wieder auf realen Boden zurückzuführen.

Die Idee an sich ist recht glücklich. Freilich scheint mir der Weg, den der Autor angibt: der sofortige Zusammenschluß der beteiligten Völker, um den Plan gewissermaßen auf internationaler Grundlage zu verwirklichen, nicht gangbar. Der Schwierigkeiten wären zu viele, um alle die bei der großen germanischen Völkerfamilie noch auseinanderstrebenden Interessen unter einen Hut zu bringen. Die Initiative muß von einem der Völker ausgehen: schafft dieses eine gute Organisation, so werden die anderen sich allmählich gern anschließen. Nun scheint es mir, daß das deutsche Volk dazu berufen ist, den ersten Schritt zu tun. Nicht nur wegen der zentralen Lage des Deutschen Reiches — oder infolge der Bedeutung, die die deutsche Wissenschaft schon allgemein in der Welt hat, sind die Deutschen dazu berufen; auch einfache praktische Erwägungen führen dahin. Bei uns ist bereits ein Institut vorhanden, das die gedachten Aufgaben durchführen könnte: die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Außerdem haben wir im Germanischen Museum eine Anstalt, die sehr leicht in der notwendigen Richtung ausgebaut werden könnte. Die Gründung unseres Kaisers verfügt nicht nur über die erforderlichen Mittel, sondern ihre ganze Organisation ist auch darnach angetan, internationale Verbindungen leicht in Tätigkeit treten zu lassen. Wollte man den Weg betreten, den der Verfasser in der Broschüre anzeigt, so käme man leicht in dieselbe Sackgasse, in der sich die Slawen mit ihrer Slawistik befinden. Obwohl diese Wissenschaft im Gegensatz zur Germanistik auf einer recht breiten Basis betrieben wird, werden doch so viele Widerstände bemerkbar, daß die Panslawisten mit ihren Bestrebungen auf keinen grünen Zweig kommen können. Seit 1868 wird an einer allslawischen Hochschule herumgedoktert, aber zustande gekommen ist noch nichts, weil die einzige Sprache, die zur Umgang- und Lehrsprache für die Slawen in Frage kam und noch kommt, die deutsche ist. Im übrigen dankt die Slawistik ihre größten Fortschritte dem Fleiße deutscher Gelehrter und der Opferfreudigkeit deutscher Hochschulen. Warum soll sich deutscher Forscherfönn nicht noch mehr mit Dingen befassen, die dem Deutschtum näher liegen sollten als Slawistik?

G. Cl.





In der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richtshofen
an König Friedrich Wilhelm den Vierten

2.

In Nr. 1 dieser „Berichte“ (Heft 28) hat uns der Druckfehler-
teufel den Namen des französischen Gesandten bei der Hohen Pforte
entstellt: der Herr heißt Thouvenel, nicht Thourenel. Die Schriftlsg.



ist unter dem 8. September, also vier Monate nach der Ernennung
der Kommissäre, kann der preußische Gesandte seinem Monarchen
melden, daß die Kommissionsmitglieder in Konstantinopel voll-
zählig eingetroffen seien. An diese Meldung schließt sich die Fort-
setzung des Berichts vom 13. August:

... Baron Roller (Österreich) schien ... zu fürchten, daß infolge der miß-
glückten Bestrebungen Österreichs, Preußen von der Teilnahme an der Kom-
mission auszuschließen, von unserer Seite eine gewisse Empfindlichkeit gegen
Österreich mit in die Kommission gebracht worden, und daß man unsererseits
daher auch abgeneigt sein würde, der Politik Österreichs beizutreten, und suchte
das Benehmen Österreichs gegen uns als ein solches zu rechtfertigen, was in
keiner Weise darauf berechnet gewesen sei, Preußen, das von Österreich vielmehr
für seinen natürlichen Alliierten gehalten werde, auszuschließen. Man habe nur
Sardinien nicht in der Kommission haben wollen. Ich habe ihm darauf erwidert,
daß man preußischerseits keine solche Empfindlichkeit mitbrächte, und der Gedanke
daran um so ferner gelegen habe, je unzweifelhafter das Recht Preußens fest-
gestanden habe, an der Kommission teilzunehmen; ich habe ihm ferner gesagt,
daß Eurer Königliche Majestät erhabene Absichten nur auf eine feste, sichere
und zuverlässige Gestaltung der Verhältnisse in der Moldau und Wallachei
gingen, die ebenso dem Interesse der Länder, als den Rechten der Pforte ent-
sprechen, daß die Länder, als Produktionsländer der Cerealien eine hohe Mission
hätten, nämlich mit ihrem alljährlichen Überschuß dem übrigen Europa in Hunger-
jahren zu Hilfe zu kommen, und daß Eurer Königliche Majestät voraussetzten,
daß ein allgemeines, gleichartiges Interesse bestehen müsse, den Ländern eine
kräftige Regierung zu geben, die ihnen gestatte, diese ihre europäische Mission
zu erfüllen.

Aus allem, was mir Baron Koller erwiderte, konnte ich im allgemeinen ersehen, daß Österreich wohl einer festen Gestaltung der Verhältnisse in der Moldau und Wallachei durchaus entgegen ist, daß man nicht einmal den Schatten von Unabhängigkeit, den diese Länder bisher hatten, erhalten, sondern sie auch noch mehr, als bisher, dem türkischen Reiche assimilieren möchte, und daß man alles daran setzen wird, die bisherige Wojarenwirtschaft beizubehalten. Jede feste Regierung muß — so deduziert man österreichischerseits — nach Unabhängigkeit streben; die Unabhängigkeit beruht auf der Nationalität, das Nationalitätsprinzip setzt aber die nachbarlichen rumänischen Elemente in Siebenbürgen und der Bukowina in Unruhe, und führt dort und in Bessarabien zu einer Revolution; eine Revolution aber, die das Nationalitätsprinzip zur Basis hat, steckt andere Nationalitäten an. Die Polen werden dann zur Nachahmung aufgehetzelt werden, die Italiener ebenfalls, kurz ganz Europa wird sehr bald in Feuer und Flammen stehen, und die Regierungen werden zu spät den politischen Fehler einsehen, den sie gemacht haben. — Baron Koller geht aber noch weiter; er meint, daß man durch die Hoffnungen, welche die in dieser Hinsicht übereilten Dispositionen des Friedens von Paris bei den Moldawallachen erregt haben, die Aufregung dort schon erzeugt habe, daß man daher schon jetzt nicht füglich behaupten könne, daß die Arbeiten der Diwans ad hoc und der Kommission völlig frei sei, daß vielmehr beide sich unter dem Drucke einer gewissen liberalen und nationalen Bewegung befinden würden, und daß er alles Ernstes einen gewaltsamen Ausbruch dieser Bewegung und demokratische Manifestationen schon während der Anwesenheit der Kommission in Bukarest befürchte, welche bis jetzt nur vor der Furcht vor dem Einschreiten der österreichischen Truppen niedergehalten worden seien. Er spielte, indem er die Verdienste Österreichs um die allgemeine Ruhe durch jene Okkupation hervorhob, nicht undeutlich darauf an, daß die Fortdauer derselben während der Reorganisationsarbeiten im wesentlichen Interesse der Türkei und von ganz Europa liege.

Neuere Berichte des Generalkonsulates zu Bukarest an den königlichen Gesandten teilen mit, daß in der That die Kontrakte über ein weiteres Verbleiben der österreichischen Truppen erneuert sind, und über ihren Abmarsch aus den Fürstentümern wieder alles still geworden ist.

Baron Koller glaubte nicht bezweifeln zu dürfen, daß Euer Königlichen Majestät die österreichische Auffassung und besonders auch im Interesse der Ruhe in Allerhöchst Ihrer Provinz Posen, die er im Falle des Gegenteils bedroht glaubt, vollständig zu teilen und Allerhöchst Sich daher der österreichischen Politik, die er nicht verstand, auch für eine deutsche Politik zu erklären, anzuschließen geruhen würden.

Ich habe ihn darüber im Ungewissen gelassen, denn es ist jetzt noch nicht an der Zeit, in irgendwelche Manifestationen hierüber einzutreten; ich habe ihm nur gesagt, daß ich auch früher Siebenbürgen und die Bukowina passiert, und dort einen solchen materiellen und intellektuellen Aufschwung vorgefunden hätte,

daß ich eigentlich bis jetzt der Meinung gewesen sei, daß es geradehin in der Unmöglichkeit liege, daß die Rumänen in jenen Ländern sich setzen könnten, unter moldau-walachische Herrschaft zu kommen; ich glaubte auch, daß für die Provinz Bosen nichts zu fürchten sei.

Der russische Kommissär Basily leitete seinen Besuch bei mir mit einer Äußerung über meine Wirksamkeit in der Moldau und Walachei in den Jahren 1846 bis 1848 ein*); es war ihm bekannt, daß damals falsche oder übereifrige Freunde von Rußland die von mir an Euer Königlichen Majestät Regierung erstatteten wahrheitsgetreuen Berichte über das gewissenlose Gebaren der damaligen russischen Agenten in den Fürstentümern an das Kaiserliche Kabinett hatten transpirieren lassen, und daß Graf Nesselrode infolge dessen meine Abberufung beantragt und diese durchgesetzt hatte. Nachmalige, traurige Erfahrungen hätten das Kaiserliche Kabinett die Überzeugung gewinnen lassen, daß meine damaligen Angaben, weit entfernt, übertrieben gewesen zu sein, noch weit gegen den eigentlichen Sachverhalt zurückgestanden hätten, und daß das damalige, wie er sich ausdrückte, schamlose Benehmen der russischen Agenten, wie es selbstverständlich ganz gegen den Willen des höchstseligen Kaisers (Nikolaus des Ersten), so auch ganz geeignet gewesen sei, sich die Sympathien der Fürstentümer zu entfremden und Bedenken im Auslande zu erregen.

Jetzt seien alle Maßregeln getroffen, und er, Herr Basily, insbesondere dazu ausersehen, der ursprünglich traditionellen, und nur durch mangelhafte Agenten verfälscht gewesene Politik Rußlands in den Fürstentümern, welche stets nichts anderes als den möglichsten Aufschwung derselben in Absicht gehabt habe, Geltung zu verschaffen; man werde Rußland überall als Gegner auf dem Platze finden, wenn es von anderer Seite versucht werden sollte, der Ausführung der wohlwollenden Absichten des Pariser Friedens für die Fürstentümer Eintrag zu thun.

*) Nichtshofen war vom 28. August 1846 bis zum 12. Februar 1849 preussischer Generalkonsul für die Moldau-Fürstentümer mit dem Sitz in Jassy. (A. a. O. S. 511 bis 520.) Aus seinen höchst interessanten Erzählungen aus jener Zeit muß hier das folgende hervorgehoben werden. In den Jahren 1847/48 war die Moldau von russischen Truppen besetzt. Nichtshofen erwartete von Tag zu Tag den Ausbruch einer Revolution gegen den seit 1834 regierenden Hospodor, Fürsten Michael Sturdza, und berichtete demgemäß sowohl an den preussischen Gesandten nach Konstantinopel wie nach Berlin. „Meine politischen . . . Berichte,“ schreibt Nichtshofen a. a. O. S. 516, „insbesondere auch diejenigen vertraulicher Natur, waren bei dem damaligen intimen Verhältnis zwischen Preußen und Rußland wohl . . . aus dem königlichen Kabinett zur Kenntnis der russischen Regierung gelangt und hatten dort Aufsehen und Mißfallen erregt; größeres noch in Jassy bei dem russischen Konsul und dem Fürsten (Sturdza). . . . Von beiden Seiten gingen Rechtfertigungsberichte und Anträge auf Vermittlung meiner Abberufung an das Petersburger Kabinett ab. . .“

Im Juli 1848 wurde Nichtshofen durch die Mitteilung aus Berlin überrascht, seine „Abreise in Form einer Beurlaubung erweise sich als nötig“!

Herr Basily ließ nun dem tiefsten Groll gegen Österreich freien Lauf. Als er in Wien den Grafen Buol besucht und diesen gefragt habe, wann die Evakuation der Fürstentümer von den österreichischen Truppen stattfinden werde, habe ihm dieser lakonisch geantwortet: wenn die Grenzregulierung erfolgt sein wird, denn beides, die Evakuation und die Grenzregulierung, seien die Bedingungen für den Beginn der Arbeiten der Kommission, wie ausdrücklich in der vereinbarten Generalinstruktion des Kongresses für die Kommission stehe, was an sich ganz richtig ist. Nun setze aber gerade Österreich dem Abschluß der Grenzregulierung die größten Schwierigkeiten entgegen, indem die Grenzlinie bei Belgrad, wie sie russischerseits vorgeschlagen, von Frankreich und England akzeptiert, von der Pforte aber, auf österreichisches Einwirken, und von Österreich selbst in einer unmöglichen Weise verlangt würde. Unter diesem Prätext suche man die Evakuation hinzuziehen, um möglichst die Kommission, deren Arbeiten nun nicht mehr verschoben werden könnte, unter dem Einflusse österreichischer Truppen wirken zu lassen. Rußland werde indes sich an nichts beteiligen, bevor die Evakuation nicht erfolgt sei. Außerdem deutete Herr Basily an, daß man an dem Vorhandensein österreichischer Agenten in den Fürstentümern nicht zweifeln dürfe, und daß es leicht kommen könne, daß diese etwas vorbereiteten, das den Prätext zum Einschreiten österreichischer Truppen gebe.

Die letztere Auffassung halte ich nicht für unbegründet. Herr Basily hat sich übrigens in ähnlichem Sinne auch gegen Baron Talleyrand ausgesprochen, und ich bemerke alleruntertänigst, daß bei den hiesigen Gesandtschaften von England und Frankreich die obige Äußerung von Graf Buol gegen Herrn Basily Aufsehen erregt hat. Von Frankreich glaube ich indes nach den Äußerungen von Baron Talleyrand nicht, daß man große Umstände machen würde, die Kommission in Wirksamkeit zu setzen, wenn die Evakuation auch noch nicht erfolgt wäre. Man würde sich dort damit begnügen, diese beginnen zu sehen.

In späteren wiederholten Zusammenkünften hat mir Herr Basily noch näher von denjenigen Maßregeln gesprochen, die nötig sein werden, um zu verhindern, daß Österreich eine überwiegende Stellung in der Kommission einnehme. In dieser Hinsicht erwähne ich nur alleruntertänigst, daß nach der Pariser Generalinstruktion für die Kommissäre nach Stimmenmehrheit ein Mitglied erwählt werden soll, welches die Relationen mit den Divans ad hoc zu unterhalten hat. Herr Basily hat nun die Instruktion, in der Kommission zu erklären, daß er angewiesen sei, wenn die Wahl auf den russischen Kommissär falle, sie abzulehnen, aber auch die Erwartung auszusprechen, daß die Türkei und Österreich nicht minder bereit sein werden, diese wichtigen Funktionen in die Hände eines der Kommissäre der übrigen Mächte zu geben, die sämtlich zu der Frage unparteiischer stehen. Über diese und andere Spezialpunkte berichte ich heute an den Ministerpräsidenten ausführlich mit der Bitte um Instruktion.

Die Instruktion des sardinischen Bevollmächtigten geht auf strenge Festhaltung an dem Verträge von Paris, und möglichst liberale Berücksichtigung der moldau-walachischen Volkswünsche.

Sir Henry Eiton Bulwer, der, wie es heißt, zum Gesandten in Neapel bestimmt worden ist, traf erst vor wenig Tagen hier ein, und ist in seinen Besuchen durch Krankheit unterbrochen worden; mich traf er nicht zu Hause und ich habe ihn daher noch nicht gesprochen; auch die übrigen Mitglieder der Kommission haben ihn größtentheils noch nicht gesehen. Indes weiß man bereits, daß nach den Instruktionen des englischen Kabinetts zwar darauf hingewirkt werden soll, daß die Divans ad hoc sich über alle ihre Wünsche, folglich auch über die Union der Fürstenthümer aussprechen dürfen, daß indes, wenn ein solcher Wunsch geäußert werden sollte, er nicht die Unterstützung Englands in der Kommission und bei dem dann an den Kongreß zu Paris abzustattenden Bericht derselben haben wird.

Zwischen Sir Henry Bulwer und dem englischen Ambassadeur Lord Stratford scheint übrigens eine große Abneigung zu bestehen, die sich auch äußerlich manifestiert. Der russische Gesandte Mr. de Monténieff hatte zur Sprache gebracht, ob es nicht zweckmäßig sei, die Mitglieder der Kommission bei der Beratung der Ferman's über die Konvokation der Divans zuzuziehen, welche die Pforte in diesen Tagen den Gesandtschaften mittheilen wird; Lord Stratford hat sich dem aber widersetzt, augenscheinlich weil zwischen ihm und Sir Henry Bulwer keine Gleichartigkeit der Ansichten stattfindet.

*

*

*

Nicht Hofens Auffassung, daß es mit den englischen Instruktionen und dem Verhältnis zwischen Lord Stratford und Sir Henry Bulwer nicht ganz glatt verlaufen würde, sollte sich bald bestätigen. Nach dem Eintreffen des letzten der Kommissäre erbaten diese in ihrer amtlichen Kollektiveigenschaft eine Audienz beim Sultan.

„Wir hatten uns,“ schreibt Nicht Hofen a. a. O. Seite 555/6, „bereits an dem festgesetzten Tage und zur bestimmten Stunde im Palast zu Dolmabahdsche eingefunden und waren in den Vorzimmern von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Edhem Pascha in üblicher Weise empfangen worden, als auf einmal der erste Dragoman der englischen Botschaft erschien und namens des Botschafters Lord Stratford de Redcliffe dessen bestimmtes Verlangen aussprach, der Audienz beizuwohnen, da der Botschafter ein direktes Verhandeln des Sultans mit einem Untertan Ihrer Britischen Majestät ohne Zugiehung und vorherige Informierung des Botschafters nicht für zulässig halten könne. Da gab es nun ein für das Vorzimmer eines Souveräns wenig passendes Hin- und Herrennen und sehr spitzige Pourparlers; der Skandal endigte jedoch damit, daß der englische Dragoman, nachdem er die schriftliche Anweisung des Botschafters vorgelesen hatte, von Edhem Pascha und Sir Henry Bulwer ersucht wurde, sich zu entfernen. Die Audienz nahm hierauf ihren regelmäßigen Verlauf. . . .

Der Umstand, daß die Mitglieder der Kommission in keiner Weise den Botschaftern oder Gesandten ihrer Staaten untergeordnet, sondern völlig selbständig gestellt waren, hatte bei einigen der letzteren große Unzufriedenheit und Mißbehagen erregt. Außer bei Lord Stratford war dies insbesondere auch bei dem österreichischen Internuntius Baron von Prokesch-

Oftentimes und um so mehr der Fall, als nicht er, sondern der Baron Koller den Auftrag erhalten hatte, dem Sultan die Insignien des Stephanordens zu überbringen.

So verzögerte sich unter dem Laufe von Intrigen aller Art der Abschluß des Entwurfs des Firman's bis in das nächste Jahr hinein, während dessen die Kommissäre völlig beschäftigungslos und höchstens als Zeugen der eigentümlichen Vorgänge in Konstantinopel zu weilen hatten. Mehr als einmal schien es, als werde es überhaupt nicht zu der Konvokation der Divans kommen."

Unter dem 17. September schreibt Richthofen an den König:

"Weder meine eigenen Unterhaltungen, noch die Mitteilungen meiner Kollegen haben mich instand gesetzt, zu einem nur einigermaßen sicheren Urtheil darüber zu gelangen, was man englischerseits eigentlich beabsichtigt. In seiner (Bulwers) schriftlichen Instruktion befindet sich — er hat den betreffenden Satz wörtlich dem russischen Kommissär Mr. Wasky vorgelesen — die Anweisung, den freien Ausdruck der Wünsche der Divans ad hoc über die Unionsfrage zu unterstützen, allein Mr. Bulwer hat dabei hinzugefügt, es komme nicht darauf an, was in seiner Instruktion stehe; Sir H. Bulwer bewegt sich in den größten Widersprüchen und in den eigentümlichsten Auffassungen in bezug auf die Ausführung der Kommissionsarbeiten, die er nach Art der Geschäftsbehandlung in dem englischen Unterhause zu handhaben empfiehlt, und will namentlich damit anfangen, sich von dem Kongreß zu Paris zunächst eine Art Sprecher, einen Unparteiischen zu erbitten, der die Arbeiten der Kommission, wenn nicht leitet, so doch diszipliniert. Alle diese Äußerungen sind jedoch so vage, daß es schwer ist, sich eine deutliche Idee von seinen Ansichten zu machen. Nur über einen Punkt ist er vollkommen klar, nämlich daß er ein durchaus unabhängiger vornehmer Mann ist, und daß es ihm, vermöge seines höheren Ranges, gebührt, eine hervorragende Stellung in der Kommission einzunehmen. Dabei ist er sehr kränklich und setzt sich vielleicht infolgedessen, ohne es zu wollen, über die gewöhnlichsten konventionellen Rücksichten hinweg. Derselbe hat übrigens in dieser Hinsicht bereits einen europäischen Ruf. Nach seinem bisherigen Auftreten zu schließen, ist zu erwarten, daß seine diplomatische Tätigkeit bei der Kommission denselben Charakter tragen wird, den sie anderweit, namentlich in Spanien gehabt hat, nämlich die Dinge mehr zu verwickeln, als zu ihrer Lösung mitzuwirken, und da seine Regierung ihn von dieser Seite mehr als hinreichend kennt, so ist auch anzunehmen, daß sie ihn gewählt habe eben um dieses Zweckes willen, besonders nachdem, wie es sich immer unzweifelhafter herausstellt, die englische Regierung nunmehr die bisherige Privatpolitik ihres Botschafters Lord Stratford Canning über die Unionsfrage ihrer früheren Auffassung entgegen zu der ihrigen gemacht hat und sie ihren Rückzug von den Stipulationen des Pariser Friedens durch die vorgedachten Eigenschaften ihres Diplomaten verdecken will.

Der Natur der Sache nach hat sich bis jetzt die ganze Tätigkeit der Kommissionsmitglieder darauf beschränken müssen, sich gegenseitig kennen zu

lernen und Ansichten auszutauschen. Der förmliche Zusammentritt der Kommission soll nach der in Paris vereinbarten Generalinstruktion erst statthaben, wenn die Konvolationsfirmans für die Divans ad hoc nach den Fürstentümern expediert und diese von den österreichischen Truppen evakuiert sein werden.

Euer Königl. Majestät Gesandter hat allerhöchstdemselben bereits telegraphisch ehrfurchtsvoll gemeldet, daß die Pforte ihre ursprüngliche Absicht, die Divans den Pariser Vereinbarungen gemäß auch über die Unionsfrage zum freien Ausdruck ihrer Wünsche gelangen zu lassen, zuerst auf österreichische und nachmals besonders auf Einwirkung des englischen Ambassadeurs Lord Stratford Canning, aufgegeben zu haben scheint, und sowohl dieser Umstand, als die Fortdauer der Okkupation der Fürstentümer durch die österreichischen Truppen, die Österreich auf die bis jetzt noch nicht zum Abschluß gekommene Grenzregulierung stützt, ein Hindernis für den baldigen Zusammentritt der Kommission bilden werde.

Seitdem Österreich über die englische Unterstützung seiner Politik nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sind seine hiesigen Diplomaten auch in den Gesprächen mit den Kommissionen immer offener mit der Ansicht hervorgetreten, der Pariser Vertrag sei, was die Fürstentümer betreffe, ganz unausführbar, und die vom Pariser Kongreß festgestellte Generalinstruktion für die Kommissäre ein vages, ganz unbrauchbares, erbärmliches Machwerk, was einer Änderung im praktischen Sinne bedürfe, besonders auch, weil die darin verordnete Anhörung der Volkswünsche vom konservativen Interesse aus ein gefährliches Präjudiz bilde.

Auch unter den Kommissären hat natürlich diese ganz offene und rücksichtslose Haltung Österreichs, die überall Hindernisse in den Weg legt, Aufsehen gemacht, denn man ist von keiner Seite darauf gefaßt gewesen, daß Österreich soweit gehen werde, die Okkupation fortzusetzen und die Wirksamkeit der Kommission geradezu zu hintertreiben. Da infolgedessen die Kommission dem Beginne ihrer Arbeiten fernerstet als je, so hat man sich bei der Besprechung hierüber die naheliegende Frage vorgelegt, was denn die Kommissäre hier noch weiter sollen, und ob es nicht angemessen sei, eine vorläufige Entfernung von hier zu beantragen. Man ist indes allseitig der Ansicht gewesen, daß, wie die Abordnungen der Kommissäre nach Konstantinopel auf einer allgemeinen und übereinstimmenden Maßregel der im Friedenskongreß von Paris vertretenen Mächte beruht hat, auch die Frage einer etwaigen Vertagung ihres Zusammentrittes nicht durch ein einseitiges Vorgehen einer Macht, sondern durch eine allgemeine Übereinkunft der Mächte geregelt werden dürfte, und daß wir daher an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis hierüber nähere Instruktionen eingehen.

Diesen darf ich daher auch meinerseits ehrfurchtsvoll und alleruntertänigst entgegensehen, denn es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß der Anlaß dazu von allen Seiten gegeben worden sein wird und daß, wenn von der Türkei und Österreich nicht selbst hierüber Aufklärungen gegeben werden, sie, wenn

auch nicht von England, doch von Frankreich und Rußland hierzu angehalten werden dürfen.“

Auf diesen Bericht erhält Nidthofen folgenden für die Persönlichkeit des Schreibers so überaus charakteristischen Brief des Königs.

Thuerster Louis!

Ich halte es für nothwendig, daß Sie meine eigendsten Ansichten (ich möchte fast sagen Gefühle) kennen, die mich bei der Reorganisation der Moldau und Wallachei leiten. Meine Stellung zu dieser (im guten, wie im bösen Sinne) höchst zukunftreichen Sache ist mehr eigner Art. Sie ist durch sich selbst geboten, d. h. beide Länder gehen mich „garnichts an“ und ich bin folglich auf m. Ansicht verwiesen, wie sie mein Gewissen macht, wenn ich dort im Rath opiniren soll.

Nehmen Sie aus, so bleibt es Eine neue Race aus den Bojaren-Racen bleibt eben Bojaren-Race u. bietet den unglückseligen Ländern nichts als Verewigung der Unglückseligkeit. Darum kann ich nicht anders „rathen“, als zur Wahl aus einer unserer europäischen, am besten wegen der schwächeren Consequenzen, aus einer deutschen Fürstenrace.

Da außer einer solchen Wahl Alles Unheil und Verderben ist, so rede man mir nicht von der Pforten Suzereinität, die einmal feststeht, und gehalten werden mag, wie die des Kaisers über die großen Reichsfürsten des Mittelalters. Also: ein Sachse, ein Hesse, ein Baden, meinetwegen ein Lippe, ein Liechtenstein, dessen Kinder in der orient. Kirche erzogen werden. — Ich raisonnire so: Kommt ein Bojar auf den erblichen Thron, oder die Throne, so wird das einfache Bestechungssystem gegen den Sultan oder seine Großen ein doppeltes, in dem Oestreich fast mit gleichen Ansprüchen als ein Bestechungs-Objekt auftritt — also ist doppelt mehr Geld erforderlich, also wird das Volk (und das Alles in ruhigen Zeiten) doppelt geschunden. Zu wirklichen Verbesserungen des Landes, zu friedlicher Eroberung einer Zukunft für das Land bleibt kein Geld, wenn auch guter Wille und weiter Blick und Verständniß der Lage vorhanden wäre. Alles das existiert aber nicht! Der Hebel, der diese zerklüftete Welt aus dem Abgrund hebt, muß außerhalb: in einer Dynastie liegen, die mit der wirklichen Civilisation groß geworden ist. Dann ist eine Hoffnung keine Thorheit. Ohne eine europäische, eine teutsche, alte Dynastie ist es aber Thorheit. Die Frage stellt sich also ganz einfach: Wollen die Mächte, die über das Schicksal der beiden großen, herrlichsten Entwicklung fähigen Länder wirklich Etwas für dieselben thun; wofür die Länder den Mächten einst Dank sagen können? Dann ist das angegebene Verfahren das einzige Mittel zum Zwecke. Wollen die Mächte sich mit einer eitlen Replatrage begnügen, dulden die sogenannten Interessen der 5 Reiche nichts als ein gewissenloses Arrangement quelconque pour menager la chevre et le choux, so verspüre ich keine Lust, bei so elendem Monstraden, meinen u. Preußens Namen genannt zu wissen. Mein Stolz ist dann, „gar nicht genannt zu sein“.

Die vielen Gradationen u. Formalitäten werden Preußen dann wohl eine passende Gelegenheit des Ausscheidens bieten. Bis dahin ist Preußens Aufgabe, die „der erkannten Wahrheit u. Ueberzeugung nichts zu vergeben, sondern dieselben unumwunden, furchtlos und ehrlich auszusprechen“.

Die Frage, ob beide Länder Einen oder zwei Staaten bilden sollen? mag ich nicht entscheiden. Ich neige bestimmt für die Einheit, es werde mich freuen, wenn sie beliebt wird. Wird das Gegentheil beschlossen, so tröst' ich mich leicht darüber, denn das ist, wie mir bedünkt, recht eigentlich eine Convenienzfrage, namentl. für Rußland u. Oestreich, u. werde ich Sie, lieber Louis, darüber später noch instruiren lassen. Meine *Conditio sine qua non* kann mit Trennung u. Vereinigung zu gleichem Maaße erfüllt, zu gleichem Maaße verworfen werden. Vale.

F. W.



Die Futuristen

Von Dr. W. Warstat-Altona



Wenn man die Bilder der Futuristen zum ersten Male sieht und die stolz-verstiegenen Phrasen ihres Manifestes durchliest, die hinter einer Fülle von gewollt hochtrabenden, teils aber auch rührend unbehilflichen Worten die künstlerischen Ziele dieser neuesten Propheten der Bewegung mehr verhüllen als klarlegen, so ist man geneigt, mit einem Lächeln und Achselzucken an beidem vorüberzugehen. Ich habe allerdings auch schon Leute gesehen, die unter lautem Lachen ihren Spott mit den rätselhaften Bildern trieben und die durch pathetische Deltamation der Phrasen aus dem Manifeste die Lächerlichkeit und Ungereimtheit mancher dieser Ergüsse sehr gut zum Ausdruck zu bringen wußten.

Spott und Spott ist auch der Grundton der meisten Äußerungen, die über die Futuristen in die Öffentlichkeit gelangt sind. Und die jungen Maler, von denen „die ältesten dreißig Jahre alt sind“, haben diesen Spott selber herausgefordert, nicht nur durch die lächerlichen Übertreibungen ihres Prinzips — genaueste Beobachtung und Darstellung aller Einzelphasen in der Bewegung —, sondern auch durch die allzu kämpferische Art ihres Auftretens. Allerdings — künstlerischer Sturm und Drang ist ja stets gleichbedeutend mit dem Kampf gegen das Alte, Gewohnte, Festgegründete. Das Neue braucht Platz und glaubt diesen Platz an der Sonne sich nur auf Kosten des Alten und Anerkannten erlämpfen zu können. Diese Erscheinung ist uns zwar längst aus der Geschichte aller Künste bekannt; dennoch aber sind wir nicht imstande, sine

ira et studio, mit vollendeter Leidenschaftslosigkeit den Vorgängen gegenüberzustehen, wenn dieser Kampf sich in der Gegenwart neu entzündet, und zumal wenn der Angreifer zu so lächerlich-gewaltigen Schlägen ausholt, wie die Futuristen es tun.

Sie „wollen die Museen, die Bibliotheken zerstören, den Moralismus bekämpfen, den Feminismus und alle opportunistischen und Nützlichkeit bezweckenden Feigheiten.“ Das Wichtigste aus diesem ganzen Programm ist aber den Malern unter den Futuristen der Kampf gegen die Museen, d. h. den Zubegriff und die Gesamtheit der bisherigen bildenden Kunst. „Museen, Kirchhöfe! . . . Wirklich identisch sind sie im finsternen Verühren ihrer Körper, die einander nicht kennen. Öffentliche Schlafstellen, wo man auf ewig verhassten und unbekannten Wesen gegenüber schläft. Reziprokes Ungestüm der Maler, die sich mit Linien- und Farbenschlägen gegenseitig in demselben Museum töten.“ Daher rufen die Futuristen sich gegenseitig zu: „Laßt sie doch kommen, die guten Brandstifter mit den karbolbustenden Fingern! . . . Da sind sie! . . . Da sind sie ja! . . . Steckt doch die Bibliotheken in Brand! Lettet die Ränale ab, um die Museen zu überschwemmen! . . . Ha! Laßt sie dahintreiben, die glorreichen Bilder! Nehmt die Spitzhacken und Hammer! Untergrabt die Grundmauern der hochhehrwürdigen Städte!“ So schleudern sie, „auf dem Gipfel der Welt stehend“, ihre Herausforderung „den Sternen zu“.

Das ist ein fatales Pathos, fatal auch deswegen, weil seine Gesuchtheit zugleich als Reklame wirkt und weil überdies auch die künstlerischen Übertreibungen der Futuristen auf das große Publikum nicht anders wirken als eine geschickte Reklame. Das Publikum sucht das Neue um jeden Preis, und wenn es das Berrückte wäre. Die Futuristen aber verkünden das Neue um jeden Preis — bleibt für uns die Aufgabe, zu untersuchen, ob es wirklich etwas ganz und gar Berrücktes ist.

Unter den Futuristen gibt es nicht nur Maler, sondern auch Dichter. Nur die ersten sollen uns hier interessieren. Für den Stil der letzten möge die Art als charakteristisch gelten, wie beide Künstlergruppen ihre künstlerischen Ziele in ihrem Manifeste in Worte kleiden. Sie wollen, so sagen sie, „die aggressive Bewegung, die fiebrige Schlaflosigkeit, den gymnastischen Schritt, den gefährvollen Sprung, die Ohrfeige und den Faustschlag preisen.“ Die Schönheit der Bewegung, speziell die „Schönheit der Schnelligkeit“ glauben sie neu entdeckt zu haben. Die künstlerische Darstellung der Schnelligkeit, der schnellen Bewegung, das ist das künstlerische Problem, das sie auf ihre Art zu behandeln suchen. Sie drücken sich aber auch auf ihre Art aus und sagen: „Wir werden die arbeitbewegten Mengen, das Vergnügen, die Empörung singen, die vielfarbigen, die vieltönigen Brandungen der Revolutionen in den modernen Hauptstädten; die nächtliche Vibration der Arsenale und Zimmerplätze unter ihren heftigen, elektrischen Monden; die gefräßigen Bahnhöfe voller rauchender Schlangen; die durch ihre Rauchfaden an die Wolken gehängten Fabriken; die gymnastisch

hüpfenden Brücken über der Messerschmiede der sonndurchkimmerten Flüsse; die abenteuerlichen Dampfer, die den Horizont wittern; die breitbrüstigen Lokomotiven, die auf den Schienen stampfen wie riesige, mit langen Röhren gezügelte Stahlrosse, und den gleitenden Flug der Aeroplane, deren Schraube knattert wie eine im Winde wehende Flagge, und die flattert wie eine beifallstobende Menge.“

Auf eine so blumige Ausdrucksweise müssen wir natürlich bei unseren kunsttheoretischen Erörterungen verzichten und kurz und gerade heraus noch einmal feststellen: die Darstellung schneller Bewegungen jeder Art ist das künstlerische Problem, das sich die Futuristen stellen. Wenn man nun die Bilder der Maler unter ihnen betrachtet, so muß man gestehen, daß Ansätze zur Lösung dieses Problems darin wohl vorhanden sind. Umberto Boccionis großes Gemälde „Die erwachende Stadt“ erscheint dem Blick zuerst als ein gewaltiges Gewirre von Farben, als ein Chaos von sprühenden, blauen und roten Farbtönen. Dieses Chaos ordnet sich erst nach längerer Betrachtung, vielleicht erst mit Hilfe einer Erläuterung — die Futuristen geben im Katalog ihrer Ausstellung allen ihren Bildern Erläuterungen bei — zu einigermaßen sinnvollen Einzelheiten. Da entwickelt sich in leuchtendem Rot ein gewaltig gebäumter Pferdehals, ein Kopf mit schraubenden Mästern, überragt von einem blauen Kummel, das sich hoch über der Mähne aufstürmt. Solcher Pferdehäupter lassen sich in der Umgebung noch mehr — nicht sehen, aber ahnen. Auch der Führer des Pferdes tritt aus dem Farbgewimmel hervor, wenn man länger zusieht, im Hintergrund taucht für einen Augenblick das Gelb eines Straßenbahnwagens auf, das Ganze aber verflimmert und verflattert wieder in einem Meer von sprühender Farbe, die schwer arbeitenden Pferde und ihre Führer, die vorüberhüschenden Gefährte, die Wagen, die sonnenbeschienenen Häuserfronten. Der Maler hat auf jede Modellierung der gegenständlichen Formen verzichtet, während die künstlerischen Lösungen des Bewegungsproblems bisher gerade die Form zur Trägerin der Bewegung machten, die Bewegung mit Hilfe der bewegten Form darstellten. So wird in der Kunst gemeinhin das Gegenständliche, die Form, Ausdruck für die Bewegung. Der Futurist Boccioni verzichtet auf diese gegenständliche Form und versucht die farbige Erscheinung, die Farbe allein, zur Trägerin der Bewegung in seinem Bilde zu machen. Ob das möglich ist, läßt sich durch theoretische Erwägungen allein nicht ausmachen. Die Kunsttheorie ist sehr geneigt, das zu bezweifeln; aber sie neigt ihrer Natur nach zu Zweifel an jedem Neuen, das sich herausbilden will, weil sie ihre Erkenntnis nur aus den bisherigen Tatsachen der Kunstgeschichte ableitet und daher für Neues noch kein Organ und keinen Begriff haben kann. Vor jedem Neuen aber, das durch sein wirkliches Dasein und Aufwachsen seine Existenzberechtigung erwiesen hat, muß jener Zweifel schwinden, muß die Kunsttheorie Gesetz und Formel für das Neue zu finden suchen.

Zweifel an der Möglichkeit einer derartigen Lösung des Bewegungsproblems wie Boccioni in seinem Bilde sie versucht hat, dürfen uns also nicht dazu

führen, das tatsächlich Erreichte zu übersehen oder wegen dessen Unvollkommenheit den ganzen Weg für ungangbar zu erklären. In Boccionis Bild gibt es keine Konturen, keine Modellierung, die Formen zerfließen daher, sie lösen sich auf zu Farben und die Farben, die einzelnen Farbeneindrücke, fließen sogar ineinander über. Aber der Gesamteindruck dieses Farbenschwimmels ist doch schließlich unverkennbar: es spricht aus ihm eine gewaltig arbeitende, eine sinnverwirrend schnelle und in allen Farbentönen sprühende Bewegung. Die Futuristen sagen von sich in ihrem Manifest: „Wir leben schon im Absoluten, denn wir haben schon die ewige, die allgegenwärtige Schnelligkeit geschaffen.“ Kleiden wir das Körnchen Wahrheit, das in dieser Phrase liegt, in nüchterne Worte, so könnten wir zugeben, daß die Futuristen die Bewegung in einer gewissen Abstraktion darzustellen unternehmen, da sie vom Körperlichen als dem Träger der Bewegung absehen und lediglich mit Hilfe der Farbe in der Erscheinung, mit Hilfe des farbigen Einzeleindrucks, die Bewegung zum Ausdruck zu bringen suchen. In gewissem Sinne ist es also in der Tat „absolute“ Bewegung, was sich in einigen ihrer Bilder findet, in anderen nach ihrer Behauptung sich finden soll.

Auch in Luigi Russolos Bild „Revolution“ findet sich eine solche „absolute“ Bewegung, und sie ist auch abstrakt dargestellt, das heißt sie ist nicht an naturalistische Formen gebunden. Dafür ist sie hier aber gewissermaßen in ein Schema gebracht, schematisiert und rhythmisiert. Ferdinand Hodler bringt in seinem „Auszug der Genfer Studenten“ den festen Rhythmus, das „Schema“ der Marschbewegung durch das immer wiederholte Gleichmaß in der Stellung der Marschierenden zum Ausdruck, sie heben zum Beispiel die Beine alle zu gleicher Höhe, alle mit derselben Kraft. Und aus dieser immer wiederholten, immer gleich dargestellten Bewegung klingt der unaufhaltsame Rhythmus des Marschierens, der „gleiche Schritt und Tritt“, nachhaltig verstärkt heraus, so wie der Böllerschuß in den Bergen an den Felswänden entlang und durch das Echo verstärkt zurückrollt. Dieses schematisierende oder rhythmisierende Prinzip in der Bewegungsdarstellung hat Russolo in jenem Gemälde weiter fortgebildet. Eine Menschenmasse, nach der Erklärung „Das Element der Enthusiasten und roten Lyriker,“ bringt vorwärts. In der Masse geht die Form der einzelnen Körper verloren, aber die rhythmisch und gleichmäßig gehobenen Beine, die hochgeschwungenen Arme sprechen das unaufhaltsame Vorbringen aus, genau wie bei Hodler. Aber nun löst sich die Bewegung von der vordringenden Masse gewissermaßen los und setzt sich beinahe wellenförmig über die Masse hinaus fort, wie sich Schall- oder Lichtwellen fortpflanzen. Was wir nur noch fühlen, nicht mehr sehen, das Vorwärtstoßen der Bewegung, ihre Tendenz, suchte der Maler uns anschaulich zu gestalten und dadurch eindrucksvoller zu machen. Er ließ die Bewegung über die bewegte Masse hinaus- und vorwärtsfließen und nahm sie auf durch rechtwinklig sich treffende Strahlen, die die ganze linke Seite des Gemäldes füllen und wie Wellensysteme hintereinander

geordnet sind. Es findet sich noch eine Sonderbarkeit in dem Bilde: nämlich „die Macht der Schläffheit“, gegen die sich der Vorstoß der „Enthusiasten und roten Lyriker“ richtet, wird durch ein Haus symbolisch dargestellt, aber — die Perspektive des Hauses ist zerstört, „wie ein Faustkämpfer zweimal gebeugt, der einen Schlag in den Wind empfängt.“ Das erscheint schließlich als etwas Nebensächliches. Uns kam es darauf an, nachzuweisen, daß in einigen Werken der Maler-Futuristen in der Tat Ansätze vorhanden zu sein scheinen zu einer neuartigen künstlerischen Lösung des Problems der Bewegungsgestaltung. Wir sagten oben, die Bewegung finde bei ihnen eine abstrakte Darstellung, und wollten damals vorzugsweise damit ausdrücken, daß bei dieser Art der Bewegungsgestaltung abgesehen würde von naturalistischen Formen als Trägern der Bewegung. Das, was an die Stelle dieser naturalistischen Ausdrucksformen für die Bewegung getreten ist, das ist in dem einen Falle die bloße Farbe, der bloße Farbeindruck, wohlgemerkt wieder nicht die naturalistische Farbe: man denke an die roten Pferdeköpfe Boccionis mit ihren blauen Kummets. Im anderen Falle wirkt als Ausdrucksform für die Bewegung ein abstraktes Schema.

Besonders in diesem letzten Falle, repräsentiert durch die „Revolution“ Russolo, scheint es uns, als ob sich hier ein neuer Weg öffnet, der zu einer symbolischen Darstellung der Bewegung führen kann. Aber die Futuristen sind leider dazu geneigt, von den Möglichkeiten zum Symbolismus, die in ihrer Kunst liegen, zu viel zu verlangen. Sie wählen sich Motive zur symbolischen Gestaltung, die ihnen noch unsagbar sind und wollen nicht sehen, wie kläglich und nichts sagend das Erreichte ist im Vergleich zum Gewollten. Da will Severini den Rhythmus schildern, „den Gegenstände und Umgebung seines Zimmers auf den Maler ausüben“, oder „das Gefühl der krankhaften Benummung nach der Lektüre der Novelle (*Der schwarze Kater*) von Edgar Allan Poe“. Die symbolischschaffende Kraft des Künstlers hat hier anscheinend nicht ausgereicht, um für den gewählten Gefühlszustand einen verständlichen Ausdruck zu finden. Das liegt aber zum Teil daran, daß eben dieser zum Motiv gewählte Gemütszustand zu komplexer Art ist, daß er zu allgemein, zu unbestimmt und daher in einem einzigen und einheitlichen Ausdruck, in einem einzigen Symbole, zu schwer faßbar ist.

Sogar bei der Behandlung des Problems, das im Mittelpunkt ihrer Bestrebungen steht, bei der Darstellung von Bewegungen, machen die Futuristen einen ähnlichen Fehler, wie bei ihren Versuchen, Symbole für allzu umfassende Gemütszustände zu schaffen. Sie wählen auch ihre Bewegungsmotive zu umfassend, zu komplex, sie suchen mehr von der Bewegung zu geben, als der Malerei und der bildenden Kunst überhaupt zugänglich ist. Um die Tragweite dieses Fehlers zu verstehen, ist es nötig, einen Blick auf die allgemeinen Gesetze künstlerischer Bewegungsgestaltung zu richten.

Der Verlauf einer Bewegung in der Natur erfolgt in der Zeit, ihre einzelnen Phasen liegen zeitlich hintereinander, sie sind sukzessiv. Die bildende

Kunst dagegen schafft ihre Werke im Raume, sie vermag rein tatsächlich nichts zu geben, was zeitlich hintereinander liegt, sondern sie vermag nur einen einzigen Punkt aus dem Zeitverlaufe, hier aus dem Verlaufe der Bewegung, zu fixieren und alles das, was an diesem einzelnen Zeitpunkte, also gleichzeitig und örtlich nebeneinander existierte oder in Erscheinung trat. Die bildende Kunst, die im Raume arbeitet, vermag uns unmittelbar keinen Gesamteindruck einer Bewegung darzustellen, weil der als solcher sukzessiv in der Zeit mit Hilfe unserer assoziierenden Seelentätigkeit aus einer Reihe objektiver Einzeleindrücke entstanden ist; sie vermag vielmehr lediglich einen einzigen simultanen Eindruck, also eine einzige Bewegungsphase unmittelbar darzustellen.

Dennoch hat die bildende Kunst Mittel und Wege gefunden, um wenigstens mittelbar ein etwas umfassenderes Bild, ja eine Gesamtvorstellung von der Bewegung in uns hervorzurufen. Sie weiß ihr simultanes Einzelbild, das aus dem gesamten Bewegungsverlaufe gewissermaßen herausgerissen und fixiert ist, so zu gestalten, daß es nach vorwärts und rückwärts über sich hinausweist und assoziativ in uns die Vorstellung vom Gesamtverlaufe der Bewegung hervorruft. Diese tatsächliche Übung der Kunst brachte Lessing auf eine Formel und ein Gesetz, indem er vom Künstler verlangte, daß er den fruchtbarsten Moment aus dem Gesamtverlaufe einer Bewegung zur Darstellung auswähle, d. h. etwa jene relativen Ruhepunkte in der Bewegung, in denen ihre treibende Kraft erschöpft ist, so daß ein Rückschlag eintritt, oder jene, wo nach solchem Rückschlag die Bewegung neu Atem holt zu wiederholtem Vorstoße. So läßt Hobler seinen Holzhacker bis zum äußerst möglichen Punkte ausholen: im nächsten Augenblicke erfolgt der Schlag der Axt.

Die bildende Kunst kennt aber noch einen zweiten Weg, um bei uns die Gesamtvorstellung einer Bewegung zu reproduzieren. Über diesen Weg hat uns erst eine ganz moderne Erfindung, die Momentphotographie und, in noch vollkommenerer Weise, die Kinematographie Aufklärung verschafft. Wir haben jetzt die Möglichkeit, eine unendlich große Menge von Bewegungsphasen durch die kinematographische Aufnahme eines bewegten Körpers, eines dahinstürmenden Rennpferdes etwa, festzulegen, so wie sie sich in der Natur hintereinander folgen, und wir haben die Möglichkeit, diese naturalistischen Bewegungsphasen mit den künstlerischen Darstellungen der Bewegung, also etwa des Rennpferdes, zu vergleichen.*) Die typische Darstellung des dahinstürmenden Rennpferdes läßt es „über die Ebene fliegen“ bei äußerster Streckung der Vorderbeine nach vorne, der Hinterbeine nach hinten, Beine und Bauch bilden fast eine gerade Linie. Das Kinematogramm des galoppierenden Pferdes zeigt aber, daß im Galopp niemals die Vorder- und Hinterextremitäten gleichzeitig gestreckt werden, daß die Hinterbeine gekrümmt sind, wenn die Vorderbeine ihre äußerste Streckung erreicht haben, und umgekehrt. Der Künstler hat also zwei Bewegungsphasen, die in

*) Man vgl. das „Rennen von Epsom“ von Gercault und den Artikel von Dr. Saager im Kosmos, Januar 1912. „Die Bewegung i. d. Wirklichkeit u. i. d. Kunst“.

der Natur zeitlich getrennt aufeinander folgen, in seinem simultanen Bilde vereinigt, um die Schnelligkeit der Bewegung und ihren Gesamtverlauf energischer zum Ausdruck zu bringen.

Daß dieser Kunstgriff bei der Bewegungsgestaltung, man hat ihn als *Dyschronismus* bezeichnet, seinen Zweck nicht verfehlt und daß uns diese Zweizeitigkeit gleichwohl eine einheitliche und dazu noch besonders kraftvolle Gesamtvorstellung von der Bewegung auch in simultaner Darstellung vermittelt, das hat einen psychologischen Grund. Jene beiden Teilbewegungen, die bei zweizeitiger Bewegungsgestaltung vereinigt werden, sind regelmäßig Grenzpunkte und daher Ruhe- und Umschwingungspunkte der Bewegung, fruchtbare Momente im Lessing'schen Sinne. Die äußerste Strecklage der Vorder- und Hinterbeine eines galoppierenden Pferdes sind die beiden Grenzphasen, zwischen denen alle übrigen Bewegungslagen der Beine blitzschnell hin- und herschwingen. Aber diese Zwischenlagen vermag unser Auge und damit unser Bewußtsein nicht zu fixieren, erst Momentphotographie und Kinematographie haben sie uns genauer gezeigt. In unser Bewußtsein treten vielmehr nur jene relativen Ruhepunkte, jene Umschwungs- und Wendepunkte der Bewegung, zwischen denen sie pendelt, und verschmelzen darin zu einer Gesamtvorstellung der Bewegung. Werden sie in einer künstlerischen Darstellung fixiert, so repräsentieren sie für unser Bewußtsein jene einheitliche Gesamtvorstellung der Bewegung, obgleich sie in Wirklichkeit zeitlich auseinanderfallen.

Die Futuristen suchen nun einen dritten Weg zur künstlerischen Gestaltung von Gesamtbewegungen. In Wahrheit tun sie allerdings nichts anderes, als daß sie das Prinzip der mehrzeitigen Bewegungsgestaltung übertreiben und dadurch verhallhornisieren. Die künstlerischen Fehler, die sie dabei begehen, lassen sich in zwei kurzen Sätzen festlegen. Sie sehen erstens nicht auf die Dualität, die Ausdruckskraft, sondern auf die Quantität, die Menge, der fixierten Bewegungsphasen und Teilbewegungen, und zweitens vereinigen sie diese Teilbewegungen nicht zu einem einheitlichen Bildeindruck, sondern stellen sie wahllos und ohne Zusammenhang nebeneinander.

Die Futuristen wissen sehr wohl, daß unsere Gesamtvorstellung von einer Bewegung aus sehr vielen Einzeleindrücken zusammengewachsen ist, die sich in der Zeit folgten, ja die sogar an verschiedenen Orten und von verschiedenen Seiten her beobachtet worden sein können. Sie glauben nun, diese Gesamtvorstellung eines bewegten Körpers wiedergeben zu können, indem sie die sukzessiven Einzeleindrücke in möglichst großer Menge und Mannigfaltigkeit simultan und in örtlichem Nebeneinander irgendwo auf der Bildfläche anbringen. Ein Musterbeispiel für dieses Verfahren ist etwa die „Ruhelose Tänzerin“ von Gino Severini. Nach der Erklärung will dieses „Gemälde“ „Gesamteindrücke, vergangene und gegenwärtige, nahe und entfernte, kleine und große einer Tänzerin, so wie sie dem Maler erscheinen, der sie in verschiedenen Perioden seines Lebens studiert hat“, wiedergeben. Es findet sich in der Tat über die

Bildfläche verstreut ein Auge, eine halbe Frisur, ein halber Mund, ein ganzer Mund, noch ein Auge, dazwischen ein fast vollständiges Fernbild der Tänzerin. Das Nahbild ist deswegen so zerrissen, die Eindrücke sind mit Absicht nebeneinander geordnet und decken sich nicht, weil die Einzelbeobachtungen von verschiedenen Standpunkten, oder auch etwa mit verschiedener Kopfhaltung und BlickEinstellung gemacht sind, so daß natürlich die Eindrücke räumlich im Bewußtsein auseinanderfallen mußten, also auch im Bilde. Man muß eben bei den Futuristen eine naive körperliche Vorstellung vom Bewußtsein und vom Seelischen überhaupt voraussetzen, wenn man halbwegs zu einem Verständnis ihres künstlerischen Wollens gelangen will. Dasselbe Prinzip verwendet Severini dann noch in dem Bilde „Modistin“ und im „Pan - Pan“ - Tanz in Monaco, in dem „der Lärm einer Musikkapelle, die Champagnertrunkene Menge, der perverse Tanz der Artistin, das Gelächter und der Farbenreichtum in dem berühmten Nachtlokal auf dem Montmartre“ in einzelne Teileindrücke aufgelöst und durcheinandergewirbelt werden, so daß hier eins, zwei, drei — sechs Beine der Tänzerin nebeneinander erscheinen, da ein großer Hut, da ein Glas, ein Arm, ein Kopf usw. Ja, Carlo D. Carra unternimmt es sogar, Eindrücke, die verschiedene Personen von verschiedenen Seiten her von einem Gegenstande haben, darzustellen. Er schildert den „zweifachen Eindruck, den eine alte Droschke durch das plötzliche Rütteln hervorruft, bei den Insassen und bei den Vorübergehenden“, oder „die Empfindung eines in der Straßenbahn Fahrenden und des Beschauers von draußen“.

Vor derartigen Bildern muß man allerdings eingestehen: das ist heller Unsinn! Man verlangt vom Beschauer, daß er sein Ich teile, sich in zwei Persönlichkeiten spalte! Wer das kann, ist krank, ist psychisch entartet. Die Kunst der Futuristen führt uns hier in der Tat auf direktem Wege in das Gebiet des Psychotischen. Gerade eine derartige Spaltung des Selbstbewußtseins ist charakteristisch für gewisse psychische Krankheitszustände.

Und auch der Umstand, daß es den Futuristen nicht gelingt, oder daß es ihnen kein Bedürfnis ist, die zersplitterten naturalistischen Teileindrücke in ihren Werken zu einem neuen und einheitlichen Ganzen zusammenzuschließen, weist auf eine stark psychotische Veranlagung bei ihnen hin. Der Arzt Dr. G. Stadelmann betrachtet in seinem lezenswerten Werkchen „Psychopathologie und Kunst“*) gerade den Umstand, daß der Künstler die Fähigkeit zu einem neuschaffenden Zusammenschluß der sinnlich gegebenen Teileindrücke und Teilvorstellungen besitzt, als das Wesentliche, wodurch sich künstlerische und psychotische Begabung unterscheiden. Mit Recht weist er darauf hin, daß beide Arten der Begabung soweit übereinstimmen, als sie sich durch eine über das Normale gesteigerte Empfänglichkeit für nervöse Reize, z. B. durch eine überaus große Feinfühligkeit für Sinnesindrücke auszeichnen. Weil aber der psychotischen Persönlichkeit die

*) München, Piper u. Co., 1908.

psychische Kraft zum Zusammenschluß dieser mannigfaltigen dissoziativen Eindrücke im Bewußtsein fehlt, so zersplittert sich ihr gesamtes Seelenleben an diesen Eindrücken, es kommt zuletzt sogar zu jenen oben berührten Spaltungen des Selbstbewußtseins. So erscheinen die zuletzt erwähnten Werke der Futuristen geradezu als Produkte einer solchen psychotischen Veranlagung und als Musterbeispiele für sie. Dennoch wird man die Möglichkeit nicht ausschließen dürfen, daß auch unter den Futuristen einmal eine starke Persönlichkeit auftaucht, die Kraft genug besitzt, um die Fülle feiner Eingeindrücke, die sich bei ihnen finden, zu einem Ganzen zusammenzuschließen, der mit Hilfe ihrer Schulung in der Beobachtung von Bewegungen neue Wege zur Bewegungsgestaltung erschließt. Daß auch bei einigen der jetzigen Futuristen Ansätze vorliegen, die zu einer Gestaltung der abstrakten oder der absoluten Bewegung führen könnten, haben wir oben anerkannt.



Die Blumen des florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

V.

Wieschen war dann wieder hoch mit demselben nächsten Tage, hustete nur noch und hatte kleine weiße Hautfetzen auf den Lippen vom Fiebern. Der Florentin sah sie so am Morgen, als er auf die Tagesarbeit wollte. Er sei in der Molterschlucht ums Hedenkschneiden, sagte er, lachte und zwinkerte ihr heimlich mit einem Auge zu. Sie ging mit einem Tuch um den Hals geknotet, aber sie wurde rot, als hätte er ihr auf die bloße Haut im Nacken gesehen. Er mahnte sie noch um die Gesundheit, sie solle sich den Tag noch schenken lassen von Zetten.

Da antwortete sie unsicher: „Ein Tag geht mit dem andern hin, und wenn sie vorbei sind, weiß man erst, was man versäumt hat.“ Sie gab ihm einen starken Druck in die Hand und erinnerte ihn: „Komm auf den Abend wieder, Florin.“

Sie war voll Unruhe an diesem Tage, dachte daran, gesäumt und vielleicht versäumt zu haben. Sie mußte ihn drüben bei der Regine und zitterte neu um ihn. Sie saß wieder näher und hörte das einformige, taktmäßige Klappen seiner Hedenkschere, die mit ihren Riesenbeinen das Dreifache durchschnitt wie Zettes und Wieschens Schneiderschere.

Am Nachmittage wurde sie von Zette geschickt, der Regine das weiße Kleid hinzutragen. Regine war draußen um den Kley, nahm das Kleid und warf

es über die geschorene Pede. Wieschen zog noch eine der blauen Schleifen zurecht, und wie sie mahnte, es könne das Kleid an der Pede zerreißen und mit lauter Stimme sprechen wollte, kam sie in ein heftiges Husten. „Es ist immer noch die Verkühlung,“ entschuldigte sie sich.

Regine stand mit blühenden Backen daneben und sagte ihr ein paar Worte über die Krankheit und ums Wiedergefundwerden, sie war leicht hin mit ihren Worten, wie sonst auch mit allem. Wieschens Blicke hingen an ihr, suchten dann den Florentin und sahen auf das Kleid mit den blauen Schleifen. Könnte sie sich doch ganz weglügen von der Welt, dachte sie, und wie die Regine sein, heiter und gesund, dem Florin zulieb. Sie ging mit gesenktem Kopf heim und hörte Regines Lachen hinter sich.

„Mir ist immer, ich könnte sie wegblasen, die Maßmann, mit einem einzigen pustenden Atem aus meinem Mund,“ sagte Regine zum Kley.

Er wollte ihr das Wort verweisen, griff aber nur in ihren vollen roten Arm, von dem der Ärmel aufgestreift war. Doch wie ihr Arm zuckte und er das junge Leben darin spürte, welches so stark war, als könne es die Welt an sich reißen und so den Kley im Spiele mit gewinnen, hielt er sie nur eine Weile fest und sah sie solange an, bis ihm das Wieschen einsiel und er sie losließ.

Er dachte an Wieschen, und es kam ihm zu glauben in den Sinn, daß sie ihn mit ihrem Zögern zum Narren hielt. Warum machte er nicht kurzweg ein Ende? Wie ein Mädchennarre stand er vor der Regine. Er würde sich das Wieschen langen, heute noch, wenn er heim war.

Sein Gesicht war rot und erregt, als er abends aus der Mollerschucht kam. Wieschen saß auf der Treppe seines Hauses, wo die blaßroten Portenfenster standen. Sie kam dem Burtschen entgegen und zeigte mit der Hand nach dem Himmel, der voll von schneeweißen Dämmernwölkchen war und nur so viel Blau frei hatte, wie es an Breite und Länge für ein Band zu binden gebrauchte. „Sieht es nicht aus wie der Regine ihr Kleid?“ fragte sie. Ihre blassen Lippen mit den Hautfetzen zuckten. Sie hatte die Sehnsucht, ein solches Kleid zu haben, um sich damit antun zu können, und wäre es zum Tanz, nur um dem Geliebten zu gefallen.

Als er ihre Unruhe sah, wurde er ruhiger. Sie standen noch zögernd auf der Haustreppe und blickten über den Garten hinaus. Es war ein schöner Abend, das Dorf war friedensfoll, es konnte sich nicht darum kümmern, wo eine einzelne von seinen Seelen in Unrast war und seine Bäume nicht nach ihren Stürmen biegen. Die Berge standen rund und ruhig, wie Glocken nach dem Abendläuten. Es war, als schwingen von diesem stumm gewordenen Läuten noch ein Ton durch alle Luft wie ein Flügel, welcher die Seelen einander zutrage.

„Florin,“ sagte Wieschen und griff nach seiner Hand. Sie war jetzt zum Lachen glücklich, daß er wiedergekommen war, von daher, wo das schönere und gefälligere Mädchen um ihn warb. Das Lachen wurde zum seltenen, kindlich

köstlichem Übermut in ihr. Sie zog den Burschen mit sich die Treppe hinunter, heimlich um die Hausede in die Gärtnerei.

Die Lilien waren verblüht, ein paar ihrer Blätter lagen noch verstreut und waren wie ausgetrunkene Schalen. Aber die Geranienbeete blühten so rot, als wollten sie um Liebe bluten. Ein schmaler, weißer Wollenstrich stand über diesem Lande, gegen den Westen hin die Spitze im Sonnenuntergang gerötet, wie Eisen im Feuer. Die beiden unten gingen wie zusammengeschniebet. Sie hielten sich umschlungen, aber wenn eines den Arm locker machte, um ihn neu zu legen, brauchte keines zu fürchten, den anderen zu verlieren, so gehörten sie einander. Sie fingen dann an zu reden, keiner zuerst und keiner zuletzt und so leise, als ständen hundert umher und täten die Ohren so recht zum Hören auf. Es war halb ein Lachen und halb ein Reden durcheinander, und dann waren sie still; der Florentin küßte das Mädchen, welches nun seines war, erst auf die Stirn, weil sie den Kopf auf eine seiner Schultern gelegt hatte, dann, weil sie ihn höher nahm, auf die Wacke, dann, weil sie ihn ganz hoch hielt, auf den Mund.

„Bist nun meines,“ sagte er, zog sie enger an sich, und das Ja, das sie ihm zurückgab, war mehr ein Jubel als irgendein Wort. Sie hatte noch immer das Lachen in sich, das helle, junge, wie es alle Jugend hatte, und wie es Wieschen so lange fehlte. Viel Versäumtes lag in der Zeit hinter ihr, weil sie zu schwer gedacht und zu wenig gelacht hatte.

„Hättest lange meines sein können, wenn nicht alle der Unfinn gewesen wäre,“ sagte der Florentin, und Wieschen lachte. Sie gingen die Wege auf und nieder, bis es so dunkel wurde, daß sie nichts mehr erkannten als eines das andere in seinem liebgewohnten Gesicht.

„Alle der Unfinn,“ sagte der Florentin, und Wieschen lachte: „Gott, ja!“

Sie gingen dann heim über die Tenne in das Haus, die Mutter Johanne war noch da und stellte Wieschen die Leuchte zurecht. Sie habe gewartet, sagte sie gutmütig, Zette sei schon voraus, sie habe die Ungebuld bekommen. Mit einem freundlichen Gutenacht stieg sie ihr nach.

Der Florentin hatte draußen die Tür verriegelt und kam, als das Mädchen aus der Küchensube trat und mit der Lampe die Blicke leuchtend durch das Haus trug. Dieses Haus war ihr noch nie so heimisch erschienen wie heute, wie dankte sie dem Florentin, daß er ihr die Heimat schenkte, ihr, der Waisenarmen. Ihre Hände würden die Arbeit dieses Hauses tragen wie etwas Leichtes und Glückliches. Sie würde den Kampf das Heim darin erhalten und Zettes Hand zu fester Freundschaft nehmen. Sie wollte zu aller Glück und so zur Freude des Burschen leben, daß sie sich selbst um ihn vergaß, daß sie sich ihren Willen wie einen Wunsch versagte, aus Liebe um ihn. Sie würde das alles nun können, weil sie warm geworden war in seiner Liebe.

Wieschen bot ihm noch mal den Mund zum Kusse und drückte ihm die Hand zur Gutenacht, daß er sich immer wunderte, wie in den feinen Fingern

soviel eigene Stärke war. Sie bog dann, die Hand noch in seiner, in der anderen das Licht, um die Treppe, blieb auf der ersten Stufe stehen und sah sich nach ihm um. Wie war das doch wunderbar, daß sie jetzt auseinander gingen, wo sie sich kaum zusammen gefunden hatten! Der Florentin fühlte ein Zittern in der Hand, die in seiner lag. Wie sie sich ansahen, dachten sie dasselbe, und der Florentin neckte das Mädchen, indem er ihre Hand festhielt und nicht los ließ, als sie ihn darum bat. Sie hatten das Treppengeländer zwischen sich, es war, als wolle der Bursche Wieschen zu sich herüber ziehen. Aus dem Necken wurde Ernst, er sagte nichts, aber es lag in dem Festhalten wie ausgesprochen: dableiben sollte sie! Sie bückte sich zu ihm nieder und küßte ihn auf das weiche, baftglänzende Haar. Da ließ er sie los. Sie stand noch, als er langsam von ihr weg in seine Kammer ging, ihr war, sie müsse ihm nach, sich in seine Hände werfen und noch einmal wie eben mit ihm lachen. Sie stieg dann hinauf und war fast enttäuscht, daß er sie losgelassen hatte.

Draußen war der Mond aufgegangen, sein Schein fiel in die Stube und stand wie ein klares weißes Wasser über den Dielen. Wieschen trat an das Fenster und sah die Blumen auf der Bank stehen. Das Geranium leuchtete im Mondlicht, so hell war der Glanz über ihm, als sei eine weiße Blume herausgeblüht. Wieschen bückte sich, sie erfaßte den Topf und hob die Blume zu sich empor. Die Geranie blühte; Gott! und die Blume war weiß!

„Florin,“ sagte Wieschen halblaut und wie taumelnd. Er hatte sich in der Blume verkannt, es war kein Wunder aufgegangen, nur die Natur hatte das heraus gebracht, was sie in sich getragen hatte.

Wieschen stand mit der Blume an die Brust gelegt, ihr Blick fiel in den kleinen Wandspiegel über dem Waschtisch, und wie sie sich darin erblickte, erinnerte sie sich der Worte Jettes: so weiß wie ein Geranium wäre ihr Gesicht. Sie wußte nun, wie Jette auf den Vergleich gedacht hatte; denn die Blume mochte durch ein paar Tage geblüht haben. Wieschen hielt sie so im Arm, als wachse die Blüte aus ihrem eigenen Herzen; da zuckten ihre Hände, sie stellte das Geranium weg und dachte: in der Blume hat er sich verkannt, aber nicht in dir. Du bist nicht so wie die Blume, aus der das Feine herauskommt, das sie in sich trägt, ob man auch ganz anderes erwartet hat. Du bist gerade verkehrt mit der Blume, das andere kommt aus dir, mit dem du dich geprahlst hast, daß es nicht in dir läge. Es kann einmal zugehen, daß der gute Gärtner sich in der Rinde eines Baumes um den Baum versteht; aber in dir hat der Florentin sich nicht verkannt. . . .

Sie lag danach in ihrem Bett und ihre Glieder durchlief zuweilen ein Schauern, aus Glück um die Vereinigung mit dem Geliebten. So liebte sie ihn, daß sie sich selbst um ihn vergaß. Aber das ganz helle fröhliche Lachen war von ihrer Freude herunter.

*

*

*

Den Linden vor der Kollerschucht wurden die ersten Blätter gelb; sie waren wie Flugblätter, mit denen der Herbst seine nahe Herrschaft ankündete.

Der Florentin nahm noch einmal den Weg zur Kollerschucht und zu Regine, ein Gang um Ehrlichkeit und Pflicht. Er habe sich jetzt mit dem Wieschen Maßmann versprochen, sagte er ihr.

„Versprochen?“ antwortete Regine. „Das ist noch immer nicht verheiratet sein.“

Was sie meine, fragte der Kley, als er sah und sich ärgerte, wie das Mädchen die großen grellen Augen einkniff, den Kopf zurücklegte und ihn flimmernd anblickte.

Sie meine nichts Böses, sie denke nur an etwas Trauriges, sie hätte den Kley als Nachbarn so in ihr Herz genommen, daß sie an seinem Schicksal Anteil nähme und sie ihm gern ein Leides erspart sähe, in das er sich nun blindlings und mutwillig wie in eine Gefahr begeben hätte. Ob er nicht mit dem Wieschen Maßmann in einem Hause wohne, zu manchen Malen mit ihr zu Tisch säße und nicht höre, wie sie huste? Ob es nicht wäre, als erzähle sie selber damit von ihrer Eltern frühem Grabe? Es ginge so viel Neben im Dorf. Sie glaube nicht, sein Mädchen sei stark genug von Gesundheit, daß sie eine Nacht lustigen Tanzes aushalte, zum Beispiel einen Kirchestanz in der Kollerschucht, wie nächster Zeit in Aussicht wäre. Sie spreche aus Güte für den Kley.

Der Florentin dachte an den starken Druck von Wieschens Händen; hielt nicht einer, der seine Innenstärke so zeigte, auch sein Leben an einem festen Strick? Er antwortete nur: „Am End' reizt es mich nun, auf die Kirchestanz zu kommen und dir zu zeigen.“

„Komm nur,“ nickte Regine, und sie hatte erreicht, was sie wollte.

Der Florentin sagte aber doch zu Hause, als er Wieschen husten hörte: „Du müßtest einmal zum Doktor herein sehen.“

Sie blickte ihn erstaunt an. „Wegen dem Husten? Der ist nur noch von der Verkühlung her. Und wenn erst das stille Sitzen beim Nähen aufhört, dann wird es recht mit allem. Es nimmt eins das andere bei der Hand.“ Aber sie versprach ihm doch ihren Willen zu seinem Wunsch.

Sie hatten ihr Verlöbniß nach ein paar Tagen köstlichen Geheimnisses laut werden lassen, und man hatte ohne viel Wesens, nur mit ehrlich heiteren Gesichtern ein stiller, gutes Fest gefeiert. Jetzt, die das Mädchen durch die Liebe des Mannes erhoben sah, umgab sie jetzt mit Achtung und Verehrung. Es stach Wieschen einmal insgeheim der Gedanke: als du größer gewesen bist innen, haben sie dich außen für geringer genommen. — Die Mutter Johanne, die auch jetzt nicht viel zu sagen wußte, hatte in mütterlicher Gratulation eine Träne überlaufen lassen, wie sie das Wieschen um ihr Brautsein besah. So war die Feier still und gut gewesen und paßte sich ganz dem Wesen derer an, um die sie sich begab.

Die Tage danach waren schlichte, strenge Arbeitstage wie die vorher, nur boten sie manche heimliche Stunde für die Liebenden, wo diese sich zusammenfanden. Es blieb an keinem Tage bei einem Händedruck allein, ob auch Wieschen sich damit hätte begnügen können. Seit sie den Burschen sicher hatte, war ihr auch manchmal, als komme ihr das feine Rühle zurück, mit dem sie sich früher in einer Art heiterer Ruhe getragen hatte, sie möchte erinnern, viel Wichtiges sei besser zu bereben, als daß sie sich den Mund verschlüsse mit so unsinnigem Liebhaben, wie der Florentin es anbrachte. Aber nicht ein lautes Wort wagte sie darum, so hielt sie sich nach ihm. Und wie sie an einem Tage die Schrift fand, die in dem Tisch draußen stand, wie sie den Florentin darum befragte und er ihr antwortete: „Es hat's die Regine getan —“, wie er dann still danach wurde und dem Wieschen so fremd in einem Augenblick, als hielte er den Kopf von ihr abgekehrt im Nachschauen einer Erinnerung, da fühlte sie, so fest hatte sie ihn noch nicht, um sich nicht nach ihm richten zu müssen. Seit der Stunde war ihnen beiden manchmal, wenn sie heimlich zusammen waren und sich so hielten, wie das Liebhaben unter solchem jungen Volk eines dem andern in die Arme wirft, als rief jemand ein Wort zwischen ihnen her, nenne einen Namen, der nicht hingehöre, denselben, der draußen mit seinen hellweißen Buchstaben eingegraben stand.

Da fragte Wieschen in so einer Stunde, die treuen Augen auf den Burschen gerichtet, und bei ihrer Gutherzigkeit klang es wie ein Mitleid mit der andern: „Wenn du so hingingest in einer Zeit, Abend an Abend zur Kolterschlucht, war's um den Trunk, den du schmecken lerntest, oder hast sie wohl gern gehabt, die Regine?“

Und der Florentin antwortete: „Wohl gemocht hab' ich sie, ja!“

„Hättest sie mögen heiraten?“ fragte Wieschen.

Er nickte und sagte: „Wenn ich dich nicht so grundfest im Sinn gehabt hätte. . .“

Wieschen legte ihm den Kopf an die Schulter und fragte so sacht, wie mit einem Zufühlen bloß mit dem leisen Finger: „Meinst, es wäre wohl alles recht geworden mit der Regine und dir, wenn es so mit euch weiter gekommen wäre, wie es anging?“

„Was sie nicht hat und was sie nicht mitbringt, hätte ich vergessen müssen, dafür hat sie von dem mehr, was andere weniger haben,“ sagte er verträumt.

Wieschen schrak auf mit ihrem Kopfe, der sich, nur wie aus einer kühlen Entfernung und wie zu Freundschaft ihm entgegen bog, und sie schlang die Arme um ihn, so heiß sie in dem Augenblick ihr Blut zu wecken vermochte.

Auch der Florentin schrak auf wie erwachend. „Komm,“ sagte er fest und treu, „wir wollen der Regine ihren Namen vergessen und nächster Tage dem Tisch im Garten die Platte abschlagen und neu machen.“

Er vergaß denn auch in Wahrheit der Regine so ganz, daß er auch an den Tisch in der Laube nicht mehr dachte und ihn ließ, wie er war, las sogar einmal den eingegrabenen Namen, ohne an jenes Mädchen zu denken.

Zu einer anderen Stunde sprachen sich die beiden Liebenden um Zeit und Tag ihrer Hochzeit aus und redeten hin und her.

„Mußt auch erst wieder ganz gesund sein,“ meinte der Florentin, und Wieschen lächelte: „Wegen dem Husten?“

Sie setzten dann die Hochzeit zum frühesten auf das Novemberende fest. Wieschen bedachte sich aber kurz danach und fragte schon: „Warum nicht eher? Es gäbe noch einen Kranz von Sommerlaub um die Tür, weißt du, so einen Ehrenkranz.“

„Just um den Kranz?“ zögerte der Florentin und sah dem Mädchen in das Gesicht, dann sie jäh umgreifend und an sich ziehend, mit veränderter, hastiger Stimme: „Es kann auch eher sein, meinetwegen, es kann auch morgen sein.“

„Nein,“ sagte Wieschen fast mit einem Schrei und riß sich von ihm los.

Ganz langsam, wie Blatt um Blatt von einer vollgeblühten Rose, verlor sich mehr und mehr von aller Freude, welche das Wieschen zu einem Lebensglück hatte befeelen wollen. Die Tage fingen an zu kürzen, der Sonnenschein wurde seltener, die Schmetterlinge flogen von den Blumen auf, und man meinte den Sommer mit ihnen verfliegen zu sehen. Aber wunderbar schön war das Herbstwerden über den kleinen Heimathügeln, die das Dorf umstanden. Es wollte nichts Übergewaltiges sein, und es war doch so hoch und erhaben, wenn der weißliche Nebel um die gefärbten Berge qualmte, als baue die Natur einen Hochaltar und bringe Gott ein Dankopfer für die schönen Tage von Frühling und Sommer.

Wie die Färbung anfang und immer mehr in das leuchtende Bronzegold überging, da wollte es aussehen, als wäre das alle der Sonnenschein, den die Blätter Sommertags eingefogen und der nun herausquoll aus dem Blattwerk, um noch einmal froh zu machen, wo der wirkliche Sonnenschein seltener und weniger an Fülle wurde.

Wieschen sah mit stiller Traurigkeit in das Herbstwerden hinaus. Als die ersten Blätter von den Bäumen fielen, war's, als müsse die Welt reicher werden im soviel ausgestreuten echten Golde. Aber Wieschen wußte um alle Täuschung, die nach außen ging und prahlte; es würde bald nichts bleiben als ein Rehrichthausen dürrer Blätter, und aus den Bäumen der reichen goldenen Berge würde man sich einen Bettelstab brechen können.

Es war in dieser Zeit viel Rede von der nahen Herbstfirneß, und die jüngsten Mädchen im Dorf kamen Sonntagsnachmittags zusammen und übten sich den Tanzschritt ein. So und in mancherlei anderm lief dem Tage viel Unruhe und Freude voraus.

Der Florentin wurde zur Rolterschlucht zum Ausschmücken des Saales bestellt, wo abends der Tanz gehalten werden sollte. Er kam mit rissigen und verstopfenen Händen zurück, duftete nach Harz, und Wieschen klopfte ihm die feinen Tannennadeln vom Rock. Sie war an dem Tage müde und unlustig

über ihrem Nähen gewesen, fühlte sich körpermatt und wollte sich nun aufmuntern, um dem Burtschen gefällig und lieb zu sein. So sagte sie mit neckender Absicht, aber ein unterdrücktes Gähnen machte die Worte im Tonfall wie zum Vorwurf: „Geht am End' selber zur Kirmes hin, und hast dir den Tanz abgesprochen mit der Regine?“

Er fühlte, wie sie seinen Rock abstaubte, die Schwäche ihrer Bewegung und die Mattigkeit ihres Wesens. Es reizte ihn, daß sie kleinlich erschien und den Namen Regines ihm von neuem nannte, den er selbst nicht mehr zu nennen und abzutun ihr versprochen hatte, so ergriff er ungart ihren Arm und sagte mit eigentümlich drohender Stimme: „Hin geh' ich am Ende schon, aber mit dir, ich will dich mit roten Waden sehen, und du sollst einmal tanzen.“

Wieschen zuckte jäh mit der Hand von ihm zurück, und er lachte und fragte unsacht: „Was hast du?“

Sie hatte nichts, nur eine kleine feine Lannennadel war ihr in den Finger gefahren, sie zog sie mit den Zähnen heraus, saugte das Blut aus der unbedeutenden Wunde und sagte nebenher: „Wenn du willst, gehen wir, Florin, aber sonst ums Leben nicht.“

Warum sie nicht möge, fragte er freundlicher.

„Bist selber früher nicht anders gewesen,“ antwortete sie. „Aber geschmeckt hat dir einmal das Trinken, seit du es probiert hast, und nicht wieder anfangen sollst du damit.“

Er ginge auch nicht ums Trinken, erwiderte er so groß und ehrlich, als höre man, wie er ein volles Glas von sich abschöbe.

„Wo um denn?“ fragte das Wieschen.

Da wurde er heimlich und zart mit ihr, aber so, daß sie neu an zu zittern fing und von ihm wegstrebte, doch er war stärker als sie und ihrem Ohr ganz nah, wie er ihr hinein sagte: „Mit dir zeigen will ich mich. Und die Regine soll uns nachsehen, wenn wir weggehen des Nachts.“

„Nachts —?“ fragte das Wieschen.

(Fortsetzung folgt)



Sinnspruch

Die Kunst ist der Weg nach Golgatha;
eins aber will mir das Herz bedrängen:
daß sie auch heute, wie's einst geschah,
Verbrecher neben den Heiland hängen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Schweizer Eisenbahnen

Von Heinrich Federer

Die nachstehende Schilderung ist Federers bekanntem Roman „Berge und Menschen“ (G. Grote's Verlag, Berlin 1911, Preis 8 M.) entnommen, um bei unseren Lesern den Wunsch zu wecken, das ganze Buch kennen zu lernen, das ganze, mit seinen prachtvollen Menschen und Naturbeschreibungen und mit seinen — Schwächen und kleinen Verfehlungen. Es ist ein aristokratisches Buch. Mit vollem Verständnis für die Bedürfnisse und Rechte der Menge, die er uns als Hüterin des gesunden Instinktes vorführt, stellt der Autor sich doch hinter die Führer, selbst wo sie im Widerspruch zum „Volkswillen“ handeln und vermeintliche Rechte durch List oder Drohung „bergewaltigen“. „Das Höchste wollen, um Hohes zu vollbringen!“, das könnte das Motto für das Buch abgeben, in dem der industrielle Dorfkönig die technisch unmögliche, dem Volk zuwiderne Gipfelbahn auf den Abstieg bauen will, um mit ihrer Hilfe den Fremdenverkehr in das stille Tal zu leiten, wodurch wieder die Spitzenindustrie einen besonderen Aufschwung erhalten soll. Der Bahnbau kommt nicht zustande; der Dorfkönig bricht finanziell zusammen; aber der gesunde Gedanke dieses Führers, eines Herrenmenschen im Sinne Kiehl's, wird, wenn auch mit andern Mitteln, verwirklicht durch die Anlage eines Straßenbahnnetzes, das dem Tale zu außerordentlichem Nutzen gereicht. Um diese einfache, fast alltägliche Gründer-Geschichte hat nun ein fein empfindender Dichter den Roman gewunden, seine Bilder aus Natur und Volksleben gestellt und ihre Einzelheiten aus den „niederen Stuben“ und der „reinigenden Luft des Hochgebirges“ zu einem wunderbaren Ganzen verwoben. Die treue Schilderung des Tatsächlichen gibt dem Roman den Wert eines Kulturbildes, das nicht nur der Unterhaltung suchende, sondern auch der Kulturforscher mit Gewinn studieren wird.

G. Cl.



Die Eisenbahnen unseres Vaterlandes — — löstlich Ding! Sie atmen ganz seinen Geist und riechen durchaus nach seinen niedern Stuben.

Zwar der Blitzzug wettert durch unsere engen Gauen wie ein Augenblick. Dort oben kommt er, ein Glutpünktlein — — hurr! — — dort unten verschwindet er, ein Glutpünktlein. Vorbei! Raum hat er unser Land gestreift. Daher sitzen nur Fremde drin. Er ist ein Blick des Auslands durch die Schweiz, nicht mehr!

Aber die Personenzüge sind heimatliche Wesen. Wenn sie sehr schnell laufen und wenig Sinn für Halt und Weile haben, dann freilich ist noch ein gut Teil spatreiches, hastiges Ausland darin und von den eigenen Mitbürgern viel romanisches Volk hintern Gotthard und vom Genfersee. Dennoch, es verliert sich ordentlich im masochistischen Schweizerischen der breiten Kaufherren von Zürich und Winterthur, der dickhäutigen Amtsleute aus dem Bernischen, der brillenblitzenden und an jeder Station eine Zeitung laufenden Politiker aus Sankt Gallen, der urschweizerischen oder bündnerischen Gasthofkönige mit dem violetten

Rinn und den melierten Flügelbärtchen und den schon halb verbauerten Landjuristen, welche die Telegraphenstangen und die Krähen auf den Drähten zählen, in Ermangelung kurzweiliger Prozeßakten. Daneben gibt es begüterte, dicke Hofbäuerinnen, die einen halben Zentner rauschender Kleider um sich schwingen, Trauerleute mit Eseketränzen zu irgendeiner vornehmen Leiche, hie und da auch einen Nationalrat mit Freibillet, der von einer weisen Bummellommission aus der letzten Hotelecke der Schweiz heimkehrt, ein winziges Lintentröpfchen und sehr große Weinsflecke an der immer wieder zurückgeschobenen Manschette. Es sind auch Geistliche da, katholische Kapläne, den Frack hoch oben geschlossen, die Ärmel abgerutscht, ein großes Mastuch in die Brust gestochen und das Schönste, was sie haben, das golbschnittige Brevier, mit eingeklemmtem Zeigefinger auf den Knien, etwas scheu, etwas linksch, etwas streng, aber jedesmal mit einem Lächeln, sobald sie durch ein Dorf fahren, wo sie auch schon gepredigt oder am Kirchenfest den Subdialon gemacht haben. Der protestantische Pfarrer bringt eine Ledermappe unter dem Arm und den jesaiastiefen Seufzer in den Wagen: „Es reicht noch, danke, danke, es reicht noch! — Aber das nächste Jahr fertige ein anderer den Rechnungsbericht!“ — Und die dankbaren Mitglieder des Erziehungsheims „Im Gras“ winken vor dem Fenster und lächeln verdammt Aug: „Der Herr Pfarrer tut's doch wieder, — wer wollte das besser machen?“ Und auch er lächelt nun, aber will gar nichts versprechen. Der HERR wird sorgen! — —

Selten blinkt der rote, grüne oder blaue Kragen und die goldene Knopfreihe unserer Uniformen aus dem einfärbigen Ernst des Schweizertuchs. Haben wir doch kein stehendes Heer, kein bewaffnetes Jahr, nur etwa eine gemütliche kriegerische Woche. Dennoch schauen die paar Offiziere drein, als hätten sie zu Mittag statt Kalbfleisch rohes Eisen verzehrt. Sie können zwar nicht anders, sie müssen mit den Reisenden plaudern und Zigarren tauschen. Das macht der gleiche, gemütliche Most in den Abern. Dann aber zur Wahrung ihres besäbelten Berufs blicken sie streng auf eine Wiese von achtzig Metern im Geviert, und einer sagt mit tiefem Haß und die Stirne unter dem Käppi drohend gerunzelt: „Hier ließe sich bequem ein Bataillon angriffsweise entwickeln.“ Worauf der andere scharf sichtig entgegnet: „Aber gestaffelt, mit kürzesten Distanzen!“

Leider ist auch das namenlose Volk der Geschäftsreisenden da mit aufgedonnerten Schnurrbartenden, gesalbten Scheiteln, pfliffigen Augen und einem lächerlichen Dünkel. Auf der Brust baumeln dicke Uhrketten aus Razengold, und im Ring glänzt ein grüner Kristall. Menschen von unausstehlich geist- und bildungslosem Geschwätz und dem kleinen, schnellen Gehirn eines Tagesanzeigers. Sie fühlen sich nicht wohl in den so hübsch gemischten vaterländischen Wagen und ziehen sich in einen Auslandsabteil zurück. Dort reißten sie ihre ins Notizbuch verzeichneten und auswendig gelernten Witze. Aber wenn man durch einen blaugrünen Tannenwald fährt oder auf einer Trift braune Rüche muhen hört, oder die graue Alpenkette von Appenzell über einem Hügel fern auftauchen sieht,

dann vergißt der Jüngste und Unverdorbenste von ihnen seine Mustertasche von englischen Hemdbrüsten, spißt den weichbesäumten Mund zu einem losen Puppenpfeiff und bekommt einen edeln Knabenglanz ins verstaubte Auge.

Ja, die Eisenbahnen unseres Vaterlandes — —!

Aber nicht einmal einen solchen Sitzzug hatte der kluge Mannuß erwischt. . . .

Der Zug glitt aus dem Bahnhof. Häuser, Gärten, der Fluß, die nächsten Hügel schwandten gemächlich an den offenen Fenstern hin. Sie hatten alle Zeit, noch einmal in den Wagen zu gucken. Ein Vormittagslüftchen bließ herein. Dann kamen Ader, Kleefelder, Mostwiesen, Dörfer, deren Stationen mit schläfrigen Signalglocken und schläfrigen Wärtern wie die persönliche Langeweile aussahen. Später mehrten sich Hügel und Bäche, die Wälder wurden breiter, die Luft ward frischer, die Tannen dämmerten tiefer, man war in eine Nebenbahn geraten. Über den Waldblinien traten immer klarer die Vorberge ins Bild. Die menschlichen Wohnungen kommen vereinzelter und einsamer die Höhen heraus, sie verloren das Kunststeinmäßige, wurden hölzern, sonnenbraun, schindelvernagelt, und Bergstimmung lag vor ihren vielen kleinen Scheiben und Bretterlauben. Langsamere Menschen, stillere, schritten die Hänge nieder, so sicher, als gäbe es keine Städte und Stadtbureaus. Manchmal tauchte auf einem Beglein eine Jungfer oder ein kleines Frauenzimmer auf mit Brustkoller, behändertem Haar und andern tapfern Spuren einer alten, absterbenden Tracht. Bald dufteten Harz und Walderdbeeren in den Wagen hinein. Die Nähe der Berge meldete sich. Es ward dunkelblau und dunkelgrün im Coupé. Die Gesichter bekamen die tiefen Schatten der Tannen und überall hörte man nur noch das Lärmen der wilden Natur, die Bäche, die rollenden Steine, die bewegten Nadelhölzer und die Schellen der unruhigen, unbehüteten Berggeißen. Wenn ein Hüter da war und rief: „Ho-o-o-o-o!“ — so klang auch das wie ein Ton aus der wilden, unmenschlichen Naturmusik allhier.

Langsam, aber stetig stieg die Bahn. Doch die Menschen sind unverbesserlich. Ging ein Seitental auf, so war gleich wieder eine Störung der Bergwelt da mit Firtelanz der Stadt und Gigerleitelteiten, französischen Ladenschilbern, Fabrikfächeln in Glaskästen, Momentphotographen, Syphonchenkerinnen. Dann ging's weiter durch eine Bergklemme, sozusagen zwischen den Knien des Gebirgs hindurch in die Höhe. Wieder ward alles Naturwildheit. Und wieder kam ein Tal, noch höher oben, mit großen, saubern, stolzen Dörfern und Leuten. So weit hinauf wagen sich die Menschen! So hoch bauen sie sich an, fast unter die hängenden Lawinen, diese frechen Zweibeinler!

Die Eisenbahnen unseres Vaterlandes — — köstlich Ding!

Diese Drittläpler vor allem, die an jeder Station halten, auf daß wieder ein Gemüselorb oder eine alte Haube für eine Viertelstunde mitfahren kann! An so einer Hauptstation, wo heute großer Jahrmarkt war, stiegen alle Bänke voll ein. Da ist der Kern vom Land zu sehen, die Tubäkerbauern und

Barfußjüngens, Mütter mit dem Saugflaschenkind, ein Gensjäger oder Wilderer, gleichviel; geruhige Hebammen und das Kram- und Krämervolk vom Dorf Absom. Auch Handwerksburschen und Italiener, mit so Aebriegen, braunen Hoson und Kitteln wie die Erde, aber wundervollen Gesichtern. Sie bauen an unseren Kanälen und Bachbetten, Wuhren und Dämmen und mischen ein himmlisches Deutsch in die enge, scharfe, singende Mundart dieser Gegend. Endlich sitzen da noch Viehtreiber, Klüßkomödianten, ein Ratsherr vom katholischen Bergdorf Mattli, der Dorfschreiber von Absom, ein Zipsellappenbauer, ein Stickerfabrikant, kurz, alles Volk durcheinander, mager und fett, klug und dumm, witzig und ernst, habenreich und arm bis aufs durchlöchernte Hemd — der Kern des Landes!

Rein köstlicher Ding als unsere Eisenbahnen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz und Verwaltung

Das Auto vor dem Strafrichter. Als in den achtziger Jahren der Radfahrport in Aufnahme kam, mußte er zunächst einen harten Kampf mit seinen Widersachern bestehen. Der friedliche Bürger, der den Fahrbaum der Straße zu seinen Spaziergängen zu benutzen gewohnt war, wurde durch den schrillen Klang der Fahrradglocke und das Vorbeihuschen eines willgewordenen Scherenschleifers in seinem Idyll gestört. Die Pferde scheuten vor dem neuartigen Verkehrsmittel und brachten Reiter und Insassen von Fuhrwerken in Gefahr. Sogleich erscholl der Ruf nach der Polizei. Den Radfahrern sollte das Fahren auf öffentlichen Straßen verboten werden! Besondere Straßen sollten für sie angelegt werden! Tatsächlich wurden sie auch von den verkehrsreichen Straßen der Städte verbannt und vielfach sind besondere Radfahrwege für sie angelegt worden. Von all' dem weiß man heute kaum noch etwas. Mensch und Tier haben sich inzwischen an das Fahrrad gewöhnt und nehmen sein Dasein als etwas Selbstverständliches hin. Der Ruf nach der Polizei ist verstummt, die Sperre der Straßen fast gänzlich aufgehoben und dem Radfahrer es selbst überlassen, ob er es für geraten hält,

in verkehrsreichen Straßen die Fahrt zu wagen.

Ähnliche Erscheinungen, wie sie die Jugendzeit des Fahrrades begleiteten, sind im Automobilverkehr noch heute zu beobachten. Das Publikum ist in zwei Lager gespalten. Der gewöhnliche Sterbliche, der nur das Vergnügen hat, den Benzingeruch des Autos zu genießen und darauf zu achten, daß er nicht unter die Räder eines Kraftwagens gerät, ruft wiederum nach der Polizei und verlangt besondere Automobilstraßen. Die glücklichen Automobilbesitzer wettern über Polizeischilane, einschränkende Bestimmungen vom grünen Tisch, die jeden gesunden Verkehr und die Entwicklung der Automobilindustrie unterbinden.

Bei dem Widerstreit der Interessen ist es für den Gesetzgeber und Richter nicht leicht, den richtigen Ausgleich herbeizuführen. Ein Ausgleich muß es aber sein, solange Fußgänger, Reiter, Fuhrwerke und Automobile auf dieselben Straßen angewiesen sind.

Die auf Grund des § 6 des Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen vom 3. Mai 1909 erlassene Verordnung des Bundesrats vom 3. Februar 1910 bestimmt, daß „innerhalb geschlossener Ortsteile“ die zulässige Höchstgeschwindigkeit 15 Kilometer in der Stunde beträgt. Die höhere Verwaltungsbehörde kann

jedoch höhere Fahrgeschwindigkeiten zulassen. Das ist auch in einigen Großstädten mit Rücksicht darauf, daß das großstädtische Publikum an der schnelleren Abwicklung des Fuhrwerksbetriebs auf den Straßen gewöhnt und mit dessen Gefahren vertraut ist, geschehen. So ist in Berlin durch Bekanntmachung des Polizeipräsidenten vom 31. Mai 1910 die zulässige Höchstgeschwindigkeit auf 25 Kilometer für die Stunde erhöht worden. Für Fahrten außerhalb geschlossener Ortsteile fehlt es an der Festsetzung von Höchstgeschwindigkeiten. Die Verordnung beschränkt sich darauf, zu bestimmen, daß auf unüberhöhten Wegen, nach Eintritt der Dunkelheit, bei starkem Nebel, beim Einbiegen aus einer Straße in die andere, bei Straßenkreuzungen, Straßeneinmündungen, scharfen Straßenkrümmungen, der Ausfahrt aus Grundstücken, die an öffentlichen Wegen liegen und bei der Einfahrt in solche Grundstücke, bei der Annäherung an Eisenbahnübergänge in Schienenhöhe, ferner beim Passieren enger Brücken und Tore, schmaler oder abschüssiger Wege, sowie da, wo die Wirksamkeit der Bremsen durch die Schlüpfrigkeit des Weges in Frage gestellt ist, endlich überall da, wo ein lebhafter Verkehr herrscht, so vorsichtig gefahren werden muß, daß das Fahrzeug „sofort“ zum Halten gebracht werden kann.

Ob diese gesetzliche Regelung noch dem gegenwärtigen Stande der Automobiltechnik und der fortgeschrittenen Gewöhnung des Publikums an den Automobilverkehr entspricht, kann zweifelhaft sein. Die beiden Parteien, der Automobilfahrer und der Fußgänger, werden hierüber sicherlich verschiedene Ansichten haben. Solange diese Bestimmungen aber gelten, kann man die Automobilisten nicht ernstlich genug vor deren Übertretung warnen. Wird die gesetzliche Höchstgeschwindigkeit überschritten und ereignet sich hierdurch ein Unfall, so ist der Lenker des Automobils dafür strafrechtlich und zivilrechtlich verantwortlich. Wie das Reichsgericht in einem Urteil vom 23. April 1908 (Rep. VI 299/07) ausgesprochen hat, bezeichnen die gesetzlichen Höchstgeschwindigkeiten das Mindestmaß der Rücksichten auf den Verkehr, die zu beachten sind. „Sind sie verletzt, dann steht ein Verschulden fest, daraus, daß sie eingehalten sind, ergibt sich aber noch nicht, daß ein solches ausgeschlossen ist.“

Aber nicht nur den Lenker des Kraftwagens trifft die zivilrechtliche und strafrechtliche Haftung, sondern auch den Eigentümer, der die Überschreitung der Höchstgeschwindigkeiten durch den Chauffeur duldet. So hat kürzlich das Landgericht in Graubenz in einem durch Urteil des Reichsgerichts vom 27. Februar 1912 (Rep. XI 583/12) bestätigten Erkenntnis einen Automobilbesitzer wegen fahrlässiger Tötung zu einem Monat Gefängnis verurteilt, lediglich weil er das zu schnelle Fahren seines Chauffeurs, das die Tötung eines Menschen zur Folge hatte, gebuldet hat.

Das Reichsgericht hat für die Verantwortlichkeit des Eigentümers eines Kraftwagens in dem Urteil vom 23. April 1908 (Rep. VI 299/07) folgende Grundsätze aufgestellt:

Der in einem Automobil mitfahrende Eigentümer hat nicht die Verpflichtung, jederzeit auf die Leitung des Automobils durch den Chauffeur aufzumerken. Aber wenn er wahrnimmt und nach Maßgabe des Platzes, den er auf dem Kraftwagen eingenommen hat, wahrnehmen muß, daß durch die Art, wie der Chauffeur den Kraftwagen leitet, Gefahr für Dritte entsteht, so ist es ihm zum Verschulden zuzurechnen, wenn er nicht eingreift...

Allgemeine Anweisungen, die das eigentlich Technische in der Handhabung des Mechanismus des Kraftwagens nicht berühren und in denen der Angestellte dem Willen seines Dienstherrn sich zu fügen hat, darf und muß unter Umständen der mitfahrende Besitzer seinem Chauffeur erteilen. Wie er ihm Ziel und Richtung der Fahrt vorzuschreiben hat, so darf er auch innerhalb des Pflichtkreises, den die eigene Verantwortung dem geprüften und konzessionierten Chauffeur zieht, die einzuhaltende Geschwindigkeit anordnen und muß dies, wenn er sieht, daß die Maßnahmen des Chauffeurs für die auf der Fahrtrasse verkehrenden Menschen oder Fuhrwerke gefährlich zu werden drohen; der angestellte Chauffeur aber seinerseits ist vermöge seines Dienstverhältnisses dergleichen Weisungen Folge zu leisten verbunden.

In schroffem Gegensatz zu dieser schweren Verantwortlichkeit der Automobilbesitzer steht meist ihre kriminalistische Harmlosigkeit. Die meisten Automobilbesitzer kümmern sich um die gesetzlichen Höchstgeschwindigkeiten über-

haupt nicht, teils „weil sie undurchführbar sind“, teils „weil andere sie auch nicht befolgen“ oder wenigstens, weil sie sich darauf verlassen, daß man ihnen den Nachweis der Übertretung nicht werde erbringen können. In letzterer Beziehung sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß die Geschwindigkeitsmessungen durch je zwei mit sogenannten Stoppuhren versehenen Kriminalbeamten allmählich bei den Polizeibehörden immer mehr Aufnahme finden. Wie weit die kriminalistische Harmlosigkeit der Automobilisten geht, wird am besten durch eine Rede illustriert, die kürzlich in einem Automobilverein gehalten wurde. Der Redner glaubte die Vereinsmitglieder zur Vorsicht dadurch ermahnen zu sollen, daß er ihnen riet, in geschlossenen Ortschaften „wenigstens nicht schneller als 40 Kilometer in der Stunde“ zu fahren. Die Überschreitung der gesetzlichen Höchstgeschwindigkeiten von 15 bezügliertweise 25 Kilometer wird für etwas Selbstverständliches gehalten! Solche Reden können irrtümliche Auffassungen hervorrufen oder befestigen, die den Beteiligten erhebliche Unannehmlichkeiten bereiten können.

Darüber, ob die zurzeit geltenden gesetzlichen Bestimmungen den Interessen des Automobilverkehrs gerecht werden, kann man streiten. Man kann sie bekämpfen und ihre Änderung anstreben. Solange sie aber bestehen, liegt es im ureigensten Interesse der Automobilisten, sie zu befolgen, wenn sie nicht mit dem Strafrichter in unangenehme Berührung kommen wollen.

Landrichter Simon Graudeniz

Genealogie

Die Frage der Abstammung des **Fürsten Guido von Donnersmard**, **Grafen Hendel**, und der **Grafen Hendel**, **Freiherren von Donnersmard**, ist auch für reichsdeutsche und namentlich preussische Leser, diejenige der **Fürsten von Koháry** ganz allgemein von besonderem Interesse. Über die Abstammung der Hendel ist ganz kurz folgendes zu sagen. Der ausgezeichnete Amateurgenealoge, übrigens ein Grandseigneur, August von Doerr auf Schloß Smillau in Böhmen, hat im „Jahrbuch“ der Gesellschaft „Adler“ in Wien im Jahre 1907 eine umfangreiche Arbeit veröffentlicht: „Beiträge zur Geschichte und

Genealogie der Familie Hendel von Donnersmard.“ Er erwähnt das Vorkommen des Namens urkundlich zum ersten Male im Jahre 1364 in Ungarn. Von 1435 bis zum Jahre 1560 hat er der Hendel, urkundliches, ununterbrochenes Erscheinen in Leutschau und Umgegend, und im Zipser Komitat, also beides in Ungarn nachgewiesen. An der Geschichte des Geschlechtes in der Folgezeit ist nicht das Geringste dunkel. Von einer jüdischen Abstammung des Geschlechtes weiß Doerr kein Wort. Zur vollen Sicherheit habe ich nochmals wegen der Abstammung an diesen genauesten Kenner der Genealogie der Hendel geschrieben. In seiner Antwort vom 28. Juni 1912 weist er mich darauf hin, daß er die Stammreihe bis etwa 1500 zurückverfolgt habe, und fährt fort: „Damals waren das gläubige Christen, zwei Mitglieder der Familie Pfarrer in ihrer Heimat, der eine Prediger der Königin Marie endet als Kanonikus in Breslau. Die anderen Familienmitglieder kleine, aber immerhin kaiserliche resp. königliche ungarische Beamte. Nichts, aber rein gar nichts berechtigt zur Annahme, die Familie sei israelitischer Abkunft.“ Die böshafte Bemerkung des „Semigotha“ (S. 16): „In den schlesischen Adelskreisen herrscht die allgemeine Anschauung, daß die Hendel jüdischen Ursprungs sind. Und das ist auch so;“ dürfte damit erledigt sein.

Was nun die Behauptung anlangt, die **Koháry** seien jüdischen Ursprungs, so ist jeder Wissende wohl zuerst geneigt, sie für einen schlechten Witz zu halten. Dieses 1815 in den Fürstenstand aufgestiegene, 1826 im Mannesstamme aber bereits wieder erloschene ungarische Geschlecht, ist nämlich nicht nur eines der angesehensten und reichsten, sondern auch eines der ältesten und vornehmsten Geschlechter des ungarischen Adels gewesen. Das wissen die Gelehrten des „Semigotha“ sogar alles, es hindert sie aber nicht, die kindliche Behauptung aufzustellen, die **Koháry** seien „aus dem Stamme Aaron, kassarischer Herkunft.“ Auf hebräisch laute der Name: „Kohen“, was gleichbedeutend mit „Priester“ sei, und sei „magharisiert in Koháry“! Das, worauf es dem „Semigotha“ ankam, war offenbar ganz ausschließlich, die Nachkommen der letzten **Koháry**chen Erbtochter, der Prinzessin Antonie

(gestorben 1862), der Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg und-Gotha, mit ihren Nachkommen als Nachkommen von Juden hinstellen zu können. Zu dieser Nachkommenschaft gehören u. a.: das ganze, bis vor kurzem regierende, Haus Sachsen-Koburg und-Gotha-Braganza in Portugal, also die Nachkommenschaft des Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg und-Gotha, gestorben 1853, der, als Ferdinand der Zweite und als Gemahl der Königin Maria der Zweiten da Gloria, König von Portugal war; dann der König Ferdinand der Erste der Bulgaren; endlich ein ganzer „Stamm“ des Hauses Bourbon-Orléans, nämlich die Nachkommenschaft des Herzogs Ludwig von Nemours, gestorben 1896, aus dessen Ehe mit der Prinzessin Viktoria von Sachsen-Koburg und-Gotha!

Nun zum Schluß nur, für heute wenigstens, noch einige Einzelheiten. Fälschlich macht der „Semi-gotha“ auch die **Grafen Hohen** zu Nachkommen von Juden. Daß, wenn dies wahr wäre, der jugendliche Fürst Otto, dritter Fürst von Bismarck, der Enkel des großen Kanzlers, durch seine Mutter, geborene Gräfin Marguerite Hohen, eine starke Beimischung jüdischen Blutes in den Adern hätte, wird aber nicht erwähnt.

Die Behauptung der Gelehrten des „Semi-gotha“, die ungarischen **Grafen Sándor von Szlavnicza** seien jüdischen Ursprunges, ist genau ebenso falsch, wie die gleiche hinsichtlich der Koháry. Macht nichts! Die verwitwete Fürstin von Metternich-Winneburg, Pauline, geborene Gräfin Sándor von Szlavnicza, jetzige (seit 1897) „Fürstin von Metternich-Sándor“, mußte „etwas angehängt“ bekommen; schlanke heißt es im „Semi-gotha“ (S. 77): „Exterieur, Gehaben und Freundschaften der wienbekannten Fürstin,“ sprachen auch sehr für ihre jüdische Genes!s!

Der Gipfelpunkt wissenschaftlichen Unsinns, den ich bisher in dem Buche gefunden habe, ist übrigens die Behauptung (S. 88), der Minnesänger (!) **Oswald von Wolkenstein**, der, nebenbei bemerkt, von etwa 1377 bis 1445 lebte, sei „unverkennbar ein Abenteuerier aus jüdischem Blute“!

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz-Berlin

Geschichte

Aus Potsdams Vergangenheit. „In Potsdam erinnert nichts, kein Haus und kein Stein, nicht einmal ein Grabstein an die Zeit vor 1650.“ Diese Feststellung berührt uns eigentümlich, die wir durch den Augenschein gewöhnt sind, in der grünumlaubten Havelresidenz gleichsam das Großmütterchen zu erblicken, das sein spezielles Inventar so wenig wie möglich ummodelln ließ. Aber die neue „Geschichte der Stadt Potsdam“, unter Mitwirkung von **Nich. Boshan, Marie Heinze, Hans Rania** und **Herm. Rademacher**, herausgegeben von **Julius Haedel** (Potsdam 1912, Verlag der Cropsiuschen Hofbuchhandlung, Preis 3 M.), belehrt den Leser bald, wie gering doch sein Wissen auch über diesen so vielgenannten und vielbesuchten Punkt auf Deutschlands Karte ist. Denn die Bauten aus Friedrich Wilhelms des Ersten Zeit, in der die Stadt zuerst ausgeweitet wurde, zählen dort schon unter die Seltenheiten, was keinen Anlaß zum Bedauern gibt. Der Soldatenkönig warf den Komplex hübscher Barockanlagen und Barockschlösschen, an die sich das bisher recht kleine Gemeinwesen schmiegte, völlig um. Der große Kurfürst hatte seinerzeit eine vom Dreißigjährigen Kriege nahezu verödete Stätte vorgefunden, die er erst aus dem Pfandbesitz einer märkischen Adelsfamilie lösen mußte. Er und sein Nachfolger schufen mit feinem Naturfönn ein Lustkulum daraus. Seit 1713 aber macht sich der Genius platter Nützlichkeit im Stile des russischen Peter geltend, dem Friedrich Wilhelm der Erste auch sonst manches abnahm (vgl. S. 55 des Buches). Eine reizlose Linealstadt aus rohen Bauten, deren Hauptzweck in der Einquartierungsmöglichkeit bestand, hinterließ der zweite Preußenkönig seinem Sohne. Der große Friedrich wiederum brachte in gewissem Sinne sein Leben damit zu, aus dieser öden Prätorianerkaserne das zu gestalten, was wir heute dort sehen und bewundern. Mit dem Umbau des Stadtschlosses begann er, „die Stadt selbst faßte er als weitere Umgebung des Schlosses in einen künstlerischen Rahmen . . . Dies ist das merkwürdige der neuen Schöpfungen, daß alles konzentrisch schließlich auf die Seele des königlichen Künstlers hin angelegt wird; die

Potsdamer Stadtarchitektur steht daher schon ganz im allgemeinen in Europa schlechtweg einzig da.“ Überhaupt waltet die Baugeschichte in dem vorliegenden Buche durchaus vor; wohl gelungen ist die Darstellung der Werke Friedrich Wilhelms des Vierten, sozusagen die Umschönerung der Residenz, ebenso die Zeichnung des Überganges in eine Beamtenstadt nach den Befreiungskriegen. Dennoch muß man der von den Herausgebern im Vorwort kundgegebenen Einsicht beipflichten, daß sie nur eine Abschlagzahlung auf das Werk der Zukunft darbieten. In mancher Beziehung bildet da die beigegebene „Stizze der Eingemeindungen“ ein passendes Signet. Auch sie wird in jenem Werke, das dem Kreise vorschwebt, hoffentlich mit den Vorzügen modern-kartographischer Technik ausgestattet wieder auferstehen. Das Geleistete erfordert Anerkennung; wir haben ein gutes, brauchbares Buch empfangen, dessen geistige Verwandtschaft mit einem „Reiseführer“ vornehmlichen Stils jedoch nicht abzuleugnen ist. Potsdams künftige Municipalgeschichte wird zunächst die hier gehäufte Komplikation der Erscheinungen — diese Stadt gehört weniger sich selber an als irgend ein anderes deutsches Gemeinwesen — sachlich überwinden und dann den jeweiligen städtischen Anteil klar herausbringen müssen. C. U.

In der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ hat der Kopenhagener Professor J. L. Heiberg, der beste Kenner der antiken Mathematik, **Naturwissenschaften und Mathematik im Klassischen Altertum** behandelt und das Kunststück fertig gebracht, auf 102 Seiten so ziemlich alles zu bringen, was ein gebildetes Publikum interessieren kann, sogar mit Einschluß der Medizin. Hier wird die imposante Leistung der Antike auf einem Gebiete, das die Neuzeit nur zu leicht als ihre Domäne betrachtet, in klarer und flüssiger Darstellung geschildert. Für den, der tiefer schöpfen will, sind die Literaturangaben am Schlusse sehr nützlich.

Von einem standard-work der Altertumswissenschaft, **Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit**, liegen uns Band 3 und 4 der 8. Auflage vor (Leipzig, Hirzel, 1910); der Verfasser, der Grenzboten III 1912

Ende des Jahres 1909 im Alter von 85 Jahren gestorben ist, hat wenige Tage vor seinem Tode die Uebersetzung abschließen können. Man wird diese Auflage um so freudiger begrüßen, als die vorige ohne Anmerkungen erschienen war: denn so flüssig sich auch Friedländers Darstellung liest, das, was dem Buche seine Eigenart verleiht, ist die strenge Urkundlichkeit. Er schildert eine Epoche, deren Kultur mehr in die Breite als in die Tiefe geht und Denkmäler der verschiedensten Art auf einem Gebiete von ungeheurer Ausdehnung hinterlassen hat, so daß sich alle wichtigen Erscheinungen durch eine Fülle von Zeugnissen belegen lassen. So will es schließlich auch nicht viel besagen, wenn die letzte Umarbeitung nicht sehr gründlich gewesen ist: in dem Abschnitt über die römischen Städte (3, 182) und dem über die religiösen Zustände (4, 121) hätte sich nach der regen Detailforschung der letzten Jahrzehnte mehr nachtragen lassen. Ein künftiger Bearbeiter — oder die künftigen Bearbeiter, denn ein einzelner wird den gewaltigen Stoff kaum beherrschen, — wird das leicht nachholen können.

Von ganz anderer Art ist **Pöhlmanns „Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt“**, die in zwei stattlichen Bänden in 2. Auflage vorliegt (München, Beck). Der Titel der ersten Auflage lautete: **Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus**. Denn nicht nur ist das Material hier ziemlich spärlich, sondern der Verfasser muß noch viel Raum darauf verwenden, allerlei tendenziös herangezogene Erscheinungen aus dem Bereiche seines Buches zu verweisen. Auch so bleibt eher noch zu viel als zu wenig übrig, und so richtig z. B. ist, was der Verfasser über die einseitige Beurteilung Catilinas durch Cicero und Sallust sagt, so erscheint es doch bedenklich, ihn im Zusammenhange mit sozialrevolutionären Reigungen zu nennen. Denn die geistigen und politischen Führer gehören im Altertum durchaus den oberen Ständen an, der vierte Stand ist durch die Sklaven vertreten, die nur von philosophischen Theoretikern voll als Menschen gewertet werden; aber auch der dritte hat, wo er einmal eine politische Rolle spielt, kein sozialpolitisches Programm. So ist es auch bei Pöhlmann schließlich die Utopie

eines geistigen Aristokraten vom reinsten Wasser, Platons, die den verhältnismäßig breitesten Raum einnimmt (300 Seiten). Aber gerade in dessen „Staat“ fehlt ein eingehendes Programm der Wirtschaftspolitik! So ist das Buch zwar sehr anregend, zumal der Verfasser moderne Erscheinungen und moderne volkswirtschaftliche Literatur in weitem Umfange heranzieht, aber es fordert auch oft zum Widerspruch heraus: wer es mit Kritik liest, wird viel daraus lernen können, und namentlich dem Lehrer der alten Geschichte möchten wir die Lektüre empfehlen. W. K.

Theater

Carl Hauptmanns „Bergschmiede“ und das Naturtheater. Am 14. Juli erfolgte im Harzer Bergtheater zu Thale die Aufführung von Carl Hauptmanns „Bergschmiede“.

Es ist eine auffällige Erscheinung, daß ein großer Teil der deutschen Presse seit Jahren den Dichtungen Carl Hauptmanns verständnislos gegenübersteht und seinen Dramen das Theater verschlossen ist. Gewiß, es wäre verfehlt, nur dem Publikum diesen Vorwurf zu machen. Der Dichter deutet gar manches nur an, was deutlich gesagt, die Klarheit fördern könnte. Wer aber sich die Mühe gibt, in die schwerblütigen Werke sich zu versenken, dem wird die tiefe Bedeutung dieser Kunst aufgehen. Aber dieses Bestreben muß man leider auch nach der Aufführung der „Bergschmiede“ in den Spalten der meisten deutschen Blätter vergeblich suchen. Wenn der Kritiker einer der gelesesten deutschen Tageszeitungen nach dem Sinn des ganzen Werkes fragt, einen Fortschritt der Handlung vermisst und den Schluß des Werkes dahin charakterisiert, daß alles beim alten bleibt, so muß man doch den Mangel am guten Willen, sich in die Dichtung einzufühlen, feststellen. Nicht viel besser ist es bei der Mehrzahl der anderen Blätter zu lesen. Weichen doch die Inhaltsangaben so stark voneinander ab, daß man kaum glauben kann, es seien Referate über das gleiche Stück, und doch ist die klare Erkenntnis der Idee des Stückes nicht allzu schwer.

In einem einsamen Tale des Riesengebirges haust ein Schmied, dessen ganzes Wesen von ferniger Trozigkeit und unerfätt-

lichem Wissensdurst erfüllt ist. In den Bergen irrt er umher und gräbt nach Schätzen. Er sucht der Natur ihre Geheimnisse abzuloden. Aber auch diese Faustnatur kommt zu der schmerzlichen Erkenntnis, daß alles auf Erden eitel ist. In seinen Händen wird die Bibel zu einem anderen Buche, aus dem nur Haß und Verzweiflung zu reden scheinen. Unter nichts leidet er mehr, als unter der Einsamkeit, und so wandelt sich sein Ruf nach Erlösung in die Sehnsucht nach einer Gefährtin um. Seiner Kampfnatur entspricht es, daß er die Geliebte, Kathrina, mit Gewalt an sich reißt. Aber er hält sie nicht gefangen, sie darf frei wählen. Doch sie reißt erst allmählich zu seiner Gefährtin heran. Dem harten Mann wird es unmöglich, seine Weichheit zu zeigen. So zieht er sich noch mehr in sich zurück, er glaubt nicht an ihre Liebe und sich selbst verzehrend gräbt er weiter, wenn auch seine Seele in unbeobachteten Augenblicken nach der Gefährtin schreit. Erst in dunkler Nacht wird ihm durch den „frischen Wanderer“, den frohen Latmensch, der Sinn geöffnet, daß nicht im Wissen, sondern im Schauen der wahre Kern des Lebens liegt, daß es die Liebe ist, die das Leben lebenswert macht:

„Hast du denn je begriffen,
Was Liebe will? Aus welchem dunklen Grunde
Die Menschenseele nach der Liebe schreit
Auf unserm starren, steinigen Erdenrunde?“

Geläutert kehrt er heim und kommt in einem Augenblicke zurück, wo das Weib im Begriff ist, der schwersten Verlockung zu folgen und sich von dem Gesellen befreien zu lassen. Es scheint zum Kampfe um das Weib zu kommen, aber dieser Kampf ist schon von vornherein entschieden. Die Frau fällt dem Mächtigeren zu. Aus freier Liebe tritt sie dem Schmiede zur Seite. Denn nur „dem, der aus allen irdenen Tiefen lebt“, kann sie als treue Gefährtin zur Seite stehen.

Behält man diesen Gedanken vor Augen, der freilich nicht immer scharf genug ausgedrückt ist und bei der unzureichenden Darstellung des Bergschmieds in Thale nicht zur rechten Geltung kam, so öffnet sich die Dichtung dem Verständnis in vollem Umfange.

Aber noch ein weiterer Umstand kam für die Wirkung der Dichtung auf dem Harzer

Naturtheater erschwerend hinzu. Als sich die Direktion entschloß, das spröde Wert zu spielen, wirkte sicherlich die Tatsache mit, daß der Hintergrund zu diesem Drama der Weibesliebe von den mächtigen Linien des Riesengebirges gebildet wird, dessen ganze Eigenart in das Wert hineinzuspielen scheint. Dieser Umstand schien die Dichtung für das Naturtheater geeignet zu machen, und in der Tat wären die wunderbaren Bilder des dritten Aktes, wo der Bergschmied und der frische Wanderer auf der Felsenklippe seitwärts von der eigentlichen Bühne standen, auf der geschlossenen Bühne nicht zu dieser malerischen Wirkung gelangt. Diese Felspartie mochte dem Gedanken des Dichters und dem Charakter des Riesengebirges am ehesten nahekommen. Und doch war gerade hier die Klippe der ganzen Aufführung. Die ersten beiden Akte spielen in und vor der Bergschmiede. Nirgends tritt etwas Übersinnliches ein. Ganz anders im dritten Aufzug. Um Mitternacht rast der Sturm auf der Kammerhöhe, und aus dem Dunkel klingen im Winde die Klagen der Steine. Eine solche Anforderung zu erfüllen, ist nur dem geschlossenen Theater möglich, nur durch einen großen szenischen Apparat wird das verständlich werden. Alle diese Möglichkeiten fallen im Naturtheater weg. Wenn mitten am sonnigen Nachmittage die Steine zu reden anfangen, so ist der Bruch zwischen dem Realen und dem Wunderbaren, zwischen dem Dargestellten und den Absichten des Dichters so außerordentlich stark, daß notwendig das unbereitete Publikum kopfschüttelnd dasitzen muß. Zudem gesellte sich noch ein anderer gefährlicher Umstand: die Bühne des Harzer Bergtheaters liegt außerordentlich tief; die Zuschauerreihen steigen sehr steil an, so daß man schon von der Mitte des Amphitheaters die Gestalten auf der Bühne in starker Verkürzung sieht. Daraus entspringt die Gefahr, daß der Blick unwillkürlich in die Höhe schweift und sich über die tiefliegenden Tannentwäldungen auf die sonnige Ebene von Quedlinburg und Umgebung richtet, die wieder nicht mit dem ernststen, strengsten Grundton der Hauptmannschen Dichtung zusammengehen will. Dadurch muß die Aufmerksamkeit abgelenkt werden, und das muß besonders dann

schaden, wenn, wie in unserem Falle, der hohe philosophische Gehalt der Dichtung die unbedingteste Konzentration verlangt. Aus allen diesen Umständen ist es zu erklären, wenn die Dichtung Carl Hauptmanns auf dem Harzer Bergtheater nur einen Achtungserfolg erlangen konnte. In Reinhardts Kammerspielen oder in einem anderen kleinen Theater vor einem literarischen Publikum wäre der Erfolg vielleicht ein anderer gewesen.

Dr. Hans Heinrich Borchardt-Weimar

Tagesfragen

Die Wissenschaft der kleinen Jungen.

Vielleicht ist die mißbilligende Verwunderung über Denkweise und Treiben der jedesmal nachwachsenden Generation schon so alt wie unsere Welt. In der Bibel herrscht bereits Argernis ob der Raseweise, Aristophanes stimmt kräftig bei, und Tacitus zürnt steifselnen wie ein schlechter Pädagog. Oft wird eine an sich begreifliche, aber niemals entschuldbare Gefäßigkeit des Lones gegenüber der Jugend zur Mode. Das war namentlich in der Epoche zwischen 1850 und 1880 der Fall; hier gab der Politiker Bismarck auf einem Parteitage das prophetisch gewordene Stichwort aus: „Wir brauchen gar keine jungen Leute in unserem Lager.“ Und einige Jahre vor diesem Diktum hatte ein Publizist den Deutschen zugerufen, um der eigenen Zukunft willen die Jugend ernster zu nehmen: „in Deutschland ist es eine Sünde, jung zu sein.“ Die Reaktion blieb denn auch nicht aus. Heute erkennt man schon, daß seitdem der entgegengesetzte Fehler begangen worden ist. Wurde früher einem zu großen Prozentsatz fähiger junger Menschen durch imperativen Unverstand das Leben verdorben, so ist jetzt durch übertriebene Beschirmung ein Mißwuchs an Leuten mit Verantwortlichkeitsfönn eingetreten. — Dies zur einleitenden Charakteristik. Eine merkwürdige Blüte der mildherzigen Haltung gegenüber dem Jugenddrange erlebt unsere „schöne Literatur“. Die kleinen Jungen werden zwar majorenn und schreiben moderne Feuilletons, Romellen, Romane, behalten jedoch den Geschmacl der Unterhaltung bei, die dem krassen Fuchs männlich däucht und gewöhnlich schon in der Pennälerzeit ihren derbsprachigen Anfang nimmt. Aber freilich: dies ist eine

wissenschaftliche Zeit geworden, die nicht einmal ihren Sport zum bloßen Vergnügen treibt, — er muß sich für die Registratur im Lokalblatt qualifizieren. Folglich bedarf auch das glühende kleine Jungeninteresse an dem in Ewigkeit erhabenen Einerlei des sexuellen Verkehrs seiner wissenschaftlichen Weiße. Man fängt sehr einfach damit an, für „Verkehr“ zu setzen „Problem“; da ist schon die richtige Seite angeschlagen, auf der das alte Lied im neuen Ton heruntergezeigt werden kann. Nun ist es jedoch sehr eigentümlich, daß die Kleinjungen-Phantasie dieser Erzähler ganz wissenschaftlich erstarrt. Während der richtige Junge zum jungen Manne wird und so aus der triebhaften erotischen Genäßigkeit herauskommt, indem er die Wichtigkeit verschiedener anderer Materien würdigen lernt, tut der literarische Berufserotiker so, als habe er hier eine ordentliche Professur zu erringen bzw. zu vertreten. Sicherlich sprechen die Rücksichten des nun einmal auf solchen Ruf basierten Erwerbs in der Regel mit, indessen wäre es leicht und obenein klüger, das Feld nach und nach zu verschieben. Diese strategische Wendung unterbleibt jedoch regelmäßig; die Jungenerotik wird vielmehr immer ausschließlicher, dem Stoffe nach einseitiger gehandhabt. Bei ziemlich bekannten Schriftstellern sind daher wirkliche Überraschungen schon vorweg unmöglich, wofür ihre neuen Gaben häufig von Kopien früherer Situationen erfüllt sind. Wie sollte es auch anders kommen? Die schätzbare Konkurrenz der lieben kleinen Mädchen auf tintenerotischem Gebiet liefert noch einen empfindlichen Ansporn. Es ist der Frau nicht gegeben, irgendwo bahnbrechend

aufzutreten, aber sie weiß vorgefundene Fährten mit Geschick aufzunehmen. Bei der „Coeducation“, die sich hier eingestellt hat, gewinnt die produzierende Frau überhaupt sehr leicht den Vorsprung. Zum Teil wegen einer naiven Rücksichtslosigkeit bei Darstellung vertwegener Dinge, sonst aber wegen der natürlichen Pikanterie einer weiblichen Autorschaft solcher Richtung. Sind es doch auch lauter Kleinjungen-Gemüter beiderlei Geschlechts, die das Lesepublikum bilden und sich freuen, wie unendlich fleißig die Wissenschaft gefördert wird und wie gut sie selbst das alles begreifen. — Man darf sich nicht darüber täuschen, daß in dieser literarischen Tragikomödie bei aller langweilig werdenden Läpperei eine Art gerechter Strafe liegt für die brutale Verkniffenheit, die ihr vorausging. Die damals angehäufte Masse fauler Lüsterheit entleert sich nun unliebsam. Den dauernden Schaden wird vermutlich die Frau zu tragen haben. Ohne Frage müssen schließlich sogar die verstiegensten erotischen Problematiker merken, daß ein gewisses Maß von Takt im Verkehr jeder Art, sogar nach der sexuellen Seite hin, unter die Bedingungen der Zivilisation gehört. Nicht wiederbekommen werden wir hingegen, wie es scheint, den Begriff der „Mitterlichkeit“, jenes Plus an zuborkommendem Zartsinn rein auf der männlichen Seite. Als Erschwerung ohne genügende innere Rechtfertigung empfunden, antiquiert sich diese vormalige Tugend von selbst, zumal die jüngere Frauenwelt ihren Mangel nur noch undeutlich fühlt. Der kleine Junge ist halt ein Revolutionär trotz alledem.

C. A.





Reichs Spiegel

(vom 22. Juli bis 28. Juli)

Chauvinismus

Vaterlandsliebe galt im Altertum als die erste und vornehmste aller Tugenden. Kein Opfer durfte zu groß erscheinen, sobald das Wohl des Vaterlandes es wünschte. Dieser Pflicht gegenüber mußten die heiligsten Pflichten gegen Haus und Familie zurücktreten. Auch die Neuzeit rechnet nun zwar die Vaterlandsliebe zu den unentbehrlichsten Tugenden eines guten Staatsbürgers. Aber in ihrer Auffassung ist eine ganz wesentliche Veränderung eingetreten. Der moderne Mensch ist selten und nur zuzeiten, wo ganz besondere Ereignisse gesteigerte Ansprüche an seine Opferfreudigkeit stellen, und wo das Feuer einer allgemeinen Begeisterung die Rücksichten auf das inniggeliebte Ich einigermaßen in den Hintergrund drängt, bereit, dem Vaterlande Opfer zu bringen. Im Altertum bildeten Handlungen erhabener Vaterlandsliebe die Regel, bei uns sind sie bemerkenswerte Ausnahmefälle.

Wir Deutsche namentlich haben allen Grund, uns diese etwas bittere Wahrheit ins Gedächtnis zurückzurufen. Die Zeit liegt nicht etwa in grauer Ferne zurück, wo uns der berechtigte Vorwurf eines Mangels an Nationalbewußtsein und Nationalstolz gemacht werden konnte. Auch heute, nachdem die Begeisterung, welche im Anfange der siebziger Jahre die Herzen entflammt hatte, wieder einer mehr als kühlen Auffassung Platz gemacht hat, darf man diesen Zustand noch nicht zu den wirklich überwundenen rechnen, obwohl manche Erscheinungen, die freilich alle mehr oder weniger auf metallischem Hintergrunde ruhen, das Gegenteil zu beweisen scheinen. Es ist und bleibt eine Tatsache, daß bei uns Deutschen die patriotische Pädagogik noch ein weites Feld der Tätigkeit vor sich hat, und daß opferfreudige, auf innerster Überzeugung beruhende Vaterlandsliebe noch nicht als vornehmste Tugend anerkannt wird.

Zweifellos darf man dies als ein nationales Übel bezeichnen. Allein wie jedes Ding zwei Seiten hat, so hat dieses Übel bis zu einem gewissen Grade doch auch gute Ergebnisse gezeitigt. Wir sind in Deutschland bisher so ziemlich verschont geblieben von den beklagenswerten Auswüchsen der Vaterlandsliebe:

von nationalem Hochmut und von Nationaldünkel, die zu Rassenhaß und Rassenfanatismus führen müssen und die gewöhnlich unter schimmernder Außenseite innere Fäulnis und Kraftlosigkeit erzeugen.

Raum etwas Schwereres gibt es auf der Welt als die patriotische Gerechtigkeit, die Objektivität in der Beurteilung politischer und namentlich national-politischer Verhältnisse. Nur ganz hervorragenden Geistern wird es immer und unter allen Umständen gelingen, hier den rechten Weg zu finden, das richtige Maß einzuhalten. Durchschnittsmenschen, die sich in ihren Urteilen eine unbedingte Objektivität wahren wollen, werden dieses Ziel nicht selten vielleicht um deswillen leichter erreichen, weil ihre Vaterlandsliebe ihnen nur geringe Hindernisse in den Weg legt. Bei anderen aber wird die Vorliebe für das eine Objekt, das Vaterland, eine gewisse Subjektivität des Urteiles erzeugen und schließlich einen größeren oder geringeren Grad von Ungerechtigkeit zur Folge haben. Hält sich diese Ungerechtigkeit innerhalb bestimmter Grenzen, so erscheint sie der Ungerechtigkeit gegen das eigene Vaterland gegenüber gewiß als das kleinere Übel, ja man darf sie sogar als eine berechnete und wünschenswerte bezeichnen, sobald sie die Extreme vermeidet. So wird man auch das „*wright or wrong, my country!*“ der Engländer billigen können. Was aber darüber ist, das ist vom Übel und wir sind genötigt, jener „über das Ziel schießenden Vaterlandsliebe mit dem größten Mißtrauen zu begegnen, die in ungerechten verkleinernden Urteilen über anders Denkende, insbesondere über fremde Nationen und Staaten ihren Ausdruck findet.“ „Chauvinismus“ nennt man allgemein solchen Erzeß des Patriotismus, und schon der Umstand, daß es dafür kein deutsches Wort gibt, zeigt, daß es sich um ein Erzeugnis fremder Rasse handelt, das der Deutschen nicht würdig und in Deutschland nur aus der Fremde eingeschmuggelt werden konnte.

Das Wort „Chauvinismus“ stammt aus Frankreich. Es entstand aus dem Zusammentreffen zufälliger Umstände.

Mit dem Begriff Chauvinismus verbinden wir immer etwas Krankhaftes; wir meinen damit den auf schlechtem Boden gewachsenen Patriotismus. Wie ein und dieselbe Pflanze nicht dieselbe bleibt, wenn sie auf guter Humuserde oder auf sumpfigem, mit allerlei Miasmen erfülltem Terrain wächst, so ist die Vaterlandsliebe, welche sich auf wirklich vorhandene Tatsachen, auf ein der Wahrheit entsprechendes Bewußtsein des eigenen Wertes gründet, selbst wenn sie das berechnete Maß überschreitet, immer etwas anderes und Edleres als der Afterspatriotismus, der von vornherein anstatt auf Vernunft, auf Eitelkeit, Hoffart und Unwissenheit, auf bewußter Ungerechtigkeit, auf krankhafter Empfindung und noch krankhafterer Empfindlichkeit, auf Mangel an Selbsterkenntnis, auf einem Verfall des nationalen Gewissens beruht, und der schließlich dahin führt, daß man die Dinge mit den Nerven anstatt mit dem gesunden Menschenverstande beurteilt. Das ist dann jener Zustand, von dem Ludwig der Elfte mit Recht sagte: „*Quand orgueil et ignorance vont à cheval, honte et dommage les suivent en croupe*“, und der sich widerspiegelt in dem Urteil,

welches Friedrich der Große über Österreich fällt: „L'orgueil et l'audace sont les avant-coureurs des malheurs des états“. Dieser krankhafte Patriotismus, welchen Prosper Mérimée in seinen Briefen aus Spanien (1830) ebenso treffend als geistvoll einen patriotisme d'antichambre nennt, legt das Hauptgewicht auf Dinge, die an sich mit dem Vaterlande und der Vaterlandsliebe gar nichts oder doch sehr wenig zu tun haben.

Nimmt krankhafte Vaterlandsliebe diese Form an, beruht sie auf diesen Ursachen, so darf man sie mit Recht „Chauvinismus“ nennen.

In gewissem Sinne kann man sogar von einem Chauvinismus des täglichen Lebens sprechen. Das zahlreiche Kontingent dieser Chauvinisten wird gestellt von allen jenen Anbetern des eignen Ichs, die ganz von dem Gedanken erfüllt sind: nur das ist richtig, was du denkst, fühlst, redest und tust, alles andere ist Unfutt. Ein solcher Chauvinist des eigenen Ichs krankt ebenfalls an Eitelkeit, Hoffart und Unwissenheit, an Selbstüberhebung nach allen Seiten, und ist nicht imstande, die hervorragenden Eigenschaften bei anderen anzuerkennen.

Doch hiervon abgesehen haben wir uns daran gewöhnt, das Wort Chauvinismus in einem zu engen Sinne zu gebrauchen, indem wir den Begriff zu beschränken pflegen auf die krankhafte Vaterlandsliebe der Franzosen, wie sie die neuere Zeit seit den ereignisvollen Jahren 1870/71 gezeitigt hat. Auch diese Anwendung ist nicht korrekt. Krankhafte Vaterlandsliebe finden wir bei allen Nationen, Chauvinisten in allen Ländern der Erde, in England, wo man sie mit dem Spottnamen Tinges belegt hat, in Amerika bei den entragierten Anhängern der Monroedoktrin. Chauvinisten sind die Panlawisten, die Tschechen, die Magyaren in ihrer Selbstvergötterung und ihrem verblendeten Deutschenhass, und selbst diejenigen unter den Wenden und Kasuben, welche sich bemühen, den Lauf der Geschichte durch die Kultur eines künstlichen Wenden- und Kasubentums aufzuhalten. Auf chauvinistischer Selbstüberschätzung beruht jene Einbildung der Holländer, die das Deutsche als ein verderbtes Holländisch bezeichnen.

Auch wir in Deutschland besitzen eine ganz unausstehliche Sorte chauvinistischer Großsprecher. Sie haben zwar ein größeres Unheil noch nicht angerichtet, weil ihnen eine besonnene, mit guter Bildung ausgerüstete Volksmehrheit gegenübersteht. Aber sie sind doch auf dem besten Wege dazu, sich Einfluß zu gewinnen, seit das Fremdwort „Imperialismus“ für gewisse Kreise ein Schlagwort geworden ist. Nicht nur die großen Erfolge unserer Väter sind ihnen in verwirrender Weise zu Kopfe gestiegen, — auch das mächtige Emporblühen der Umwelt in der Gegenwart umnebelt ihre Sinne derart, daß sie alle Maßstäbe für die wirklichen Kräfte des Vaterlandes und des deutschen Volks verlieren. Die Regungen des Chauvinismus wirken bei uns zu Lande um so verderblicher, als mit ihm sich eine Abart entwickelt hat, die uns den Bau des Reiches zu untergraben droht: Parteigeist, der in dynastischen, konfessionellen und Stammesverschiedenheiten nach allen Seiten seine Nahrung findet, der im

Parlament und im gesamten öffentlichen und gewerblichen Leben seinen lebenvernichtenden Einfluß geltend macht und sich äußert im Parteihaf, Partisanatismus und auf die unangenehmste Weise in jenem Parteidünkel, welcher sich in der Einbildung aufbläht, allein das Monopol der politischen Weisheit zu besitzen. Dieses Unkraut ist bei uns in so üppiger und schädigender Weise emporgewuchert, daß Bismarcks Worte: „Dieser Parteigeist ist es, den ich anlage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk der deutschen Nation von 1866 und 1870 durch die Feder wieder vernichtet wird, wie es durch das Schwert entstanden ist“, heute fast noch mehr Beachtung verdienen als vor dreißig Jahren.

f. C. v. C.



Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schneberg. — Manuscriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Schwigr. 1a.

Gespräch der Schriftleitung: Amt Halzburg 5719, des Verlags: Amt Sadow 5510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessenauer Straße 22/27.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.



Die Duellfrage

Ein rechtsgeschichtlicher Rückblick

Vom Geheimen Admiraltätsrat Dr. jur. Hermann Anderson=Dresden



uch in diesem Frühjahr ist der deutsche Reichstag nicht in die großen Ferien gegangen, ohne sich vorher bei gegebener Gelegenheit noch einmal ausgiebig über die Duellfrage ausgesprochen zu haben. Zum äußeren Anlaß mußte diesmal eine kaiserliche Entscheidung dienen, die — in puncto Duellverweigerung ergangen, mithin allein schon schwerster Konfliktstoff — es den Gegnern des bestehenden Zustandes verhältnismäßig leicht machte, die Wogen der Debatte höher zu treiben, und schließlich eine Resolution durchzubringen, die dem obersten Kriegsherrn nichts weniger als eine fundamentale Korrektur der hochgespannten Ehrauffassung des deutschen Offizierkorps zumutet und damit — für unsere heutigen Verhältnisse selbstverständlich — auch einen völligen Bruch mit seiner eigenen innersten Überzeugung. Nun gilt es ja schon allgemein als ein Glück, daß nicht so heiß gegessen wie gekocht wird, und wenn ein Abgeordneter meinte, daß die Duelle als eine Tradition von Jahrhunderten und Jahrtausenden mit Worten und Resolutionen nicht erschlagen werden können, — desto besser. Vor allem aber käme es doch auch erst einmal darauf an, ob die in jener Resolution zutage getretene Willensmehrheit von Abgeordneten auch eine entsprechende überwiegende Meinung des deutschen Volkes hinter sich hat. Das ist sehr fraglich, denn die Erregung und Schärfe, mit der die Duellfrage im Parlament erörtert zu werden pflegt und diesmal sogar Gefahr lief, so ziemlich auf die Spitze getrieben zu werden, steht in einem offenbaren Widerspruche zu der Gelassenheit und Ruhe, mit der sich das deutsche Publikum zu dieser Frage im allgemeinen und im besonderen zu verhalten beliebt. Es fühlt sich von ihr zum allergrößten Teil überhaupt nicht berührt, geschweige denn in seinen christlichen oder sonstigen Gefühlen irgendwie

verleßt. Es ist ihm beim besten Willen nicht interessanter, ob sich hier ein Paar Offiziere wegen eines Ehrenhandels geschossen haben, oder ob dort ein Herr von Soundso wegen Hochstapelei festgesetzt ist. Man weiß, daß so etwas schon immer vorgekommen ist und auch immer wieder einmal vorkommen wird. Das Vaterland gerät dadurch nicht in Gefahr. Solche episodischen Vorkommnisse vermögen bei ihm kein Mißbehagen auszulösen. Auch dem Offizierstande gegenüber nicht. Im Gegenteil. Man findet es ganz gerechtfertigt, daß den vielen beneideten Privilegien dieses Standes auch Schattenseiten gegenüberstehen und von gewissen, weniger beneidenswerten Verpflichtungen und Opfern die Baggische gehalten wird. Doch genug hiervon! Es ist weder meine Absicht, die Duellfrage hier aktuell-politisch zu erörtern, noch will ich dieses alte Problem überhaupt von dem Standpunkte „modernen Sehens“ oder „moderner Erkenntnis“ behandeln. Der Stoff, den ich biete, ist abgeschlossen, er ist alt und an sich ganz unmodern. Er steht auf bereits vergilbten Blättern geschrieben, aber gewährt doch so viel frischen Reiz und gibt auch für heute noch so viel zu denken! Ich will an der Hand der uns überlieferten Rechtsquellen darzulegen versuchen, wie man in einer politisch und kulturell hochbewegten Zeitperiode, etwa von der zweiten Hälfte des sechzehnten bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, die Duellfrage an maßgebender Stelle in einem Staate aufgefaßt und gesetzgeberisch behandelt hat, der in dem damaligen heiligen römischen Reich deutscher Nation in mehr als einer Beziehung tonangebend war, und so auch die Spezialstrafgesetzgebung gegen das Duell nicht nur am frühesten aufgenommen, sondern sie auch in verhältnismäßig kurzer Zeit am vollkommensten ausgebildet hat — im Kurfürstentum Sachsen.

*

*

*

*

Der Zweikampf als solcher, d. h. der Waffengang zwischen zwei Gegnern unter Innehaltung ganz bestimmter einleitender und weiterhin zu beobachtender Formlichkeiten ist dem deutschen Rechte seit uralten Zeiten bekannt. Lesen wir den 63. Artikel des im dreizehnten Jahrhundert entstandenen Sachsenspiegels, eines Rechtsbuchs, das ja selbst kein neues Recht schuf, sondern nur uraltes Gewohnheitsrecht in schriftlicher Fassung enthält, so erkennen wir zwar eine geradezu verblüffende, bis ins einzelne gehende Übereinstimmung zwischen einst und jetzt in der Form, aber welcher tiefgehender Unterschied zwischen damals und heute besteht doch in der Sache! Der mittelalterliche gerichtliche Zweikampf war nichts anderes, als ein von der Rechtsanschauung des gesamten Volkes geheiligtes prozessuales Beweismittel für die Berechtigung einer gegen den Gegner angestregten peinlichen Klage. In der Glosse heißt es: „Kempfflichen grüssen aber ist sovil als einen mit peinlicher klage zu leib und leben ansprechen. Und diese ansprach mag der Man nicht ehr thun, als er seinen schaden anderwege sonst nicht beweisen kan. Dann alsdann erst mag der Kampff mit Gott und gutem gewissen geschehen, sonderlich was den anlangt, der rechte sache

hab“ usw. Das Duell dagegen ist eine seit Urzeiten gesetzlich verbotene, nach vorgängiger Herausforderung beabsichtigte Selbststrafe, in der das alte deutsche Recht bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein nichts anderes erblickte als einen Kaufhandel, den es je nach dem Ausgange mit den gewöhnlichen Strafen der Körperverletzung oder des Totschlages oder Mordes hart bestrafte. Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kam den sächsischen Rechtsgelehrten bei Beratung der ihnen vom Kurfürsten August anbefohlenen Reformvorschläge der Gedanke, ob nicht „diejenigen, welche auf vorgehende ehrverletzliche wortliche Provocation delinquiren, linder zu strafen“ seien? Als Beleg für die Zweckmäßigkeit der Bejahung dieser Frage mußte — kaum glaublich, aber bezeichnend für das damalige Bestreben der künftigen Juristen, dem römischen Rechte auf alle mögliche Weise Eingang zu verschaffen — unter anderem eine Digestenstelle herhalten, nach der bei einer tödlich ausgegangenen Rempel zwischen Kindern oder Widbern dem Eigentümer des gefallenen Tieres ein Schadenersatzanspruch nur dann zustehen sollte, wenn dieses der angegriffene Teil gewesen sei. Die Anregung der Rechtsgelehrten fiel bei Kurfürst August auf guten Boden. Er bestimmte unter IV, 10 der von ihm im Jahre 1572 erlassenen Konstitutionen: „So einer mit Ehrenrührigen Worten durch jemandes, Unserm Verbot zu wider, zum Kampff gefordert worden und den, welcher ihn iezgedachter gestalt provociret, verletzet oder verwundet, so soll der, so provociret worden, einigen Abtrag zu geben nicht schuldig seyn. Würde sich aber zutragen, daß der, so durch Ehrenverletzliche Wort gefordert, den Provocanten entleibete, so soll er, in Erwegung deren Personen Umstände, mit ordentlicher Straffe der Totschläger nicht beleet, sondern willkürlich, als: mit Landes-Verweisung und dergleichen gestraffet werden.“ Doch der Kurfürst ging noch einen Schritt weiter. Er wollte den ehrverletzenden Provokanten unter allen Umständen fassen. Deshalb bestimmte er in Konst. IV, 9: „Nachdeme durch das Ausfordern oftmals Totschlag und andrer Unrath sich zuträgt, So ordnen und setzen Wir: daß derjenige, so einen mit Ehrenrührigen und beschwerlichen Worten ausfordert, so auch gleich kein Schade daraus entstanden, soll mit einer ziemlichen Geld-Buße, Gefängnis, oder aber, nach Gelegenheit der Sachen und Personen, mit Landes-Verweisung gestraffet werden“ —. Es ist einigermaßen auffällig und zu verwundern, daß in diesen beiden Bestimmungen der Herausforderer immer gleichzeitig auch als Ehrverlezer angenommen ist. Der Fall einer Herausforderung ohne gleichzeitige Beschimpfung des Gegners, sondern vielmehr erst infolge einer vorhergegangenen Beschimpfung von dessen Seite, ist überhaupt nicht vorgesehen, und doch ist er — wenigstens heutzutage — der häufigste, und, nach dem definitiven Wortlaut des oben erwähnten Reformvorschlages: „aus welchem erfolgt, daß diejenigen, welche aus hitzigem, zornigem, durch Ehrnverletzliche Worte bewegtem Gemüt verbrechen“ usw., auch von den Juristen ursprünglich ins Auge gefaßt gewesen. Nun, das hier Fehlende ist später um so gründlicher nachgeholt worden.

Was geschah nun dieser Strafmilderung beim Zweikampf gegenüber in puncto injuriarum? Hören wir die Constitutio IV, 42 und bedenken wir, daß dies Worte sind, die ein deutscher Landesherr im Jahre 1572 gesprochen hat, ohne ahnen zu können, daß sie im Jahre 1912 im deutschen Reichsparlament sinngemäß wieder als neue Münze würden ausgegeben werden können: „Es haben ehrbare Leute allewege das Leben und die Ehre gleich geachtet, und die Verletzung oder die Verleumdung an Ehren höher und beschwehrlicher, dann Leibes-Beschädigung gehalten. Nachdem Wir dann erinnert, daß in Sächsischen Rechten eine ganz geringe Straffe, als nicht mehr dann dreyßig Schilling, auf die Ehren-Schänder geordnet, und mancher ehrliche Mann unserer Lande bißanhero Abscheu getragen, sich Ehren-Sachen halber in Rechtfertigung einzulassen; Wir gleichwohl auch bey Uns erwogen, daß der ordentlichen Obrigkeit gebühret, Ehrliebenden Leuten durch geordnete Straffe ihrer Ehren Ergözung zu thun . . . Setzen, wollen und ordnen, daß ein ieglicher, wer der auch wäre, so freventlicher, vorseßlicher und muthwilliger weise den anderen an Ehren schmähen, lästern, schänden und injuriren, und derselbe Rechtlich beklagt würde, dem beschwehrten und injurirten Theil, nach Befinden der Unschuld, einen öffentlichen Widerruf für Gerichte zu thun schuldig seyn soll. Darüber aber und darneben soll auch solcher muthwilliger Schänder und Injuriant willkührlich mit einer hohen Geld-Buße, mit Gefängnis, oder mit zeitlicher Verweisung gestraffet oder auch, nach Gelegenheit der Person, der Zeit oder Derter und anderer Umstände, mit Staupenschlägen des Landes ewig verwiesen werden. Wir wollen auch diese Unsere Constitution auf die Real-Injurien erstreckt haben“ usw. — Die beiden nächsten Nachfolger des Kurfürsten August haben sich nicht veranlaßt gesehen, zu der mit diesen Konstitutionen förmlich angeschnittenen Duellfrage weitere Stellung zu nehmen, und als ein Beweis für die derzeitige Zulänglichkeit dieser Bestimmungen darf es wohl gelten, daß auch Kurfürst Johann Georg der Erste es nicht für nötig gehalten hat, in seiner „Polizen- und Kleider-Ordnung vom 23. April 1612“, in der alles, was ihm verbesserungsbedürftig erschien, seine Regelung fand, des Injurien- und Duellwesens besondere Erwähnung zu tun. Dann brach aber jener furchtbare Krieg in das Land und machte es auf ein Menschenalter hinaus zu dem Tummelplatz einer wahnwitzigen Willkür und eines bestialischen Wüstens, bei dem es selbst für edler angelegte Menschen bald keine andere Rettung mehr gab, als mitzumachen und sich über Zucht und Sitte, ja allmählich auch über die letzten Regungen des Gewissens gänzlich hinwegzusetzen. Bei einem so bodenlosen Tiefstande staatlicher Ordnung, wo der Regel nach beim besten Willen selbst die schwersten Verbrechen nicht gesühnt zu werden vermochten, weil die Ankläger fehlten, und die Obrigkeit einem solchen höllischen Durcheinander überhaupt nicht gewachsen war, — unter solchen Verhältnissen war es natürlich selbstverständlich, daß auch der Landesherr nicht mit einer strengen Verfolgung so untergeordneter Verfehlungen, wie Beleidigungen und daraus folgender Raufhändel rechnen

konnte. Um so bezeichnender für die Auffassung Johann Georgs des Ersten ist es aber, daß er, sobald Friede geschlossen war, und die Schweden das geplagte Land endlich geräumt hatten, in seinem Mandat vom 30. Juni 1653 vor allem anderen erst einmal dem eingerissenen zügellosen Leben, und dabei auch dem zur Tagesordnung gehörenden „unchristlichen Ausfordern und Balgen“ ganz energisch auf den Leib rückte. Die Fassung dieses Gesetzes ist zu bedenklich, als daß ich es mit versagen könnte, es wenigstens in seinen, für unsere Frage wichtigsten Stellen wiederzugeben. Nachdem der Kurfürst verhoffet, daß Jedermanns Gott für den, durch des Höchsten sonderbare Gnade herfürgebrachten, theuren, werthen Frieden mit bußfertigen Herzen und Anstellung eines erbaren, sittsamen Lebens und Wandels, und mit Ablegung derer, bey dem leidigen Kriegs - Wesen eingerissenen, verwilderten, rohen Sitten danken werde, er aber mit gnädigstem Mißfallen hat vernehmen müssen, was gestalt, sowohl in Städten, als auf dem Lande, bei Vielen alle Zucht, Erbarkeit und Respect gänzlich dahin gefallen, und hiergegen ein ganz Cyklopisches und üppiges Leben, und was vor unverantwortliche Laster und Enormitäten demselben zu folgen pflegen, ärgerlich vorgehen solle, . . . auch das Balgen, gewalttätige Angriffe, Zuschickung derer Cartell- und Absage-Brieffe, und andere thätige Zunöthigung und Rachgierigkeit, woraus Bewundung, Verlähmung derer Glieder, auch vielfältige Todschläge erfolgen, mehr dieser Orthen, als in anderen Ländern, gemein werden wollen, leider auch die darüber ergangenen Verbote bißhero unter wärenden Kriegsläufften nicht so genau, sondern wenig in acht genommen worden, — so befiehlt der Kurfürst den Behörden, daß sie auf solche Unfläuter, Friedensstöcker, Aufwiegler, Zänder, Tumultuirer gute Aufsicht haben, selbige zur Haft bringen und, anderen zur Abscheu, nach Verdienst, ohne Ansehn des Standes und der Freundschaft, unnachlässlich exemplarisch bestrafen, sonderlich aber auch darauf acht geben sollen, daß allen Ausforderungen, Zuschickung derer Cartell- oder Absags-Brieffe, und was sonst zur Anstellung eines Duelli - Kampffs oder vorseßlichen Balgung zu Roß und Fuß vorgenommen werden möchte, mit Ernst gesteuert und gewehret werde. Und nun folgt das Interessanteste an dem Gesetz, seine innere ratio, das moralische Motto mit seiner praktischen Konsequenz: „Denn weil das Rauffen bey denen von Adel und andern wehrhafftigen Leuten vor ein solch Recht und Gewohnheit gehalten werden will, welches zu Austragung ihrer fürfallenden Irrungen ihnen nicht wohl zu wehren stünde, solches aber nicht nur wider die ausdrücklichen Göttlichen und Weltlichen Rechte, Reichs-Abschiede, Erbarkeit und Policen, vor welchem Laster auch die Barbarischen Völker einen Abscheu tragen, und mit harten Straffen zu belegen pflegen, sondern auch dadurch Uns, als vorseßter, ordentlicher Obrigkeit, in Unser Landes - Fürstliches hohes Amt und anvertrautes Rath - Schwerdt gegriffen, die deswegen wohlbedächtig gemachte Gesetz, worinnen einem ieden Beleidigten gnugsame Hülffe und Erstattung seiner verletzten Ehren beschehen, übern Hauffen geworffen, die wider alle Göttl. und natürliche Rechte, auch alle Erbarkeit ein-

geschickene Opinion und Gewohnheit, gleichsam hieran alle Ehre, Leumuth und guter Rahme hinge, der Vernunft zugegen gestärket, vielen den Verlust des Lebens, welches sie doch zu Rettung und Dienste des Vaterlandes ehrlicher anzuwenden, versparen solten, und die Gefahr der Seelen Seligkeit plötzlich übern Hals gezogen, ja zu großem Aergerniß Anlaß und Ursach gegeben wird. So ist umb so viel mehr mit allem Ernst diesem Beginnen bey Zeiten zu begegnen von nöthen; Gestalt denn do dergleichen Ausforderung wider dieses Unser ausdrücklich Verboth vorgehen solte, weder der ausgeforderte Theil, noch jemand anders an seine Statt zu erscheinen schuldig, auch die nicht Erscheinung keinem an seinen Ehren, Leumuth, Adelschen Hertommen und erworbenen redlichen Rahmen auf einigerley Wege zu Verletzung oder Vorwurff, auf was Weise es geschehen mag, praejudicial oder nachtheilig seyn, sondern ieder männiglich, wer der auch sey, mit seinen Beyständen, Rathgebern, so sich dessen unterfingen, am Leib und Leben straffmäßig geachtet, also daß der Übertreter alles dessen, was obstehet, an Leib, Guts und Blut nach Gelegenheit derer Fälle, unnachlässig gestraffet, seiner Ehren verlustig gehalten, und dorinnen keine Obrigkeit außer Unserer ausdrücklichen Bewilligung einzige Milderung vorzunehmen Macht haben, sondern auch gegen diejenigen, so sich bey denen ihnen untergebenen Jurisdictionen solcher Gestalt vergreifen würden, nach der Schärffe, ohne Nachsehen, mit Einziehung derer Gerichten oder sonsten verfahren werden solle.“ — Wie ein Witz muß dieser Erlaß in den Adel und was sich sonst an „wehrhaftigen Leuten“ neben ihn zu stellen berechtigt war, eingeschlagen haben, setzte er doch die von den Urvätern überkommene Auffassung von standesgemäßer Ehrenrettung mit einem Schläge als grundsätzlich verfehlt in die Ede. Die neue Methode des Landesfürsten, den ritterlichen Austrag von Ehrenhändeln zu erschweren, war aber auch wirklich so niederschmetternd, wie genial. Sie beließ die Gegebenheit des legalen Ausgleichs in dem Verfahren vor den ordentlichen Gerichten, verschärfte auch nicht etwa die von diesen zu verhängenden Strafen der Ehrverletzung, sondern verlegte den Schwerpunkt der beabsichtigten Remedur höchst einfacher, weil konsequenter Weise in die Persönlichkeit des Provokaten, dessen Bestrafung als Beleidiger sie unbenommen ließ, dessen Kneiferei vor einem Waffengange sie aber als durchaus standesgemäß sanktionierte durch drakonische Abschreckung derjenigen, die sich irgendwie unterständen, an der Ehrenhaftigkeit eines solchen Verhaltens einen fühlbaren Zweifel zu äußern.

Johann Georg der Erste starb bereits 1656. Er hat infolgedessen die praktische Wirkung seines Mandats auf längere Zeit selbst nicht mehr beobachten können. Wenn aber der Adel von seinem Sohne und Nachfolger, dem Kurfürsten Johann Georg dem Zweiten, etwa eine Abschwenkung in der Duellfrage erwartet hatte, so hatte er sich erheblich getäuscht. Dieser Fürst setzte die Duellpolitik seines Vaters nicht nur unnachlässig fort, sondern trieb die Strenge seines Vorgehens bald zu einer Höhe, die das Maß des Erträglichen überschritt, und ihn schließlich zu einem Rückzug auf eine, freilich immer noch

die unterstrichene Mittellinie veranlaßte. Bereits in der Polizeiverordnung vom 22. Juni 1661 wurde der Degen straffer gespannt. Denn an den von seinem Vater gegebenen Vorschriften wurde nicht nur nichts nachgelassen, sondern es wurde darüber hinaus bestimmt, daß, „wofern in dem Balgen ein oder der andere Theil entleibet würde, die ordentliche Straffe des Todschlags,“ d. h. also nach Art. 137 der Carolina die Schwertstrafe, „ohne Unterschied, es habe der Thäter ausgefordert oder sey ausgefordert worden, vollstredet werden soll.“ Aber „auch diejenige, so einen und andern zusammen hegen, oder sich zum Ausfordern oder als Beschieds-Leute gebrauchen lassen, desgleichen die andern, welche es vermocht und nicht abgewehret,“ sollten fortan „mit Geldt oder Gefängniß oder sonst, der Gebühr nach, unnachlässig gestraffet werden.“ Dem gegenüber stand nun freilich auch eine gleichzeitige Erleichterung der Beilegung eines Ehrenhandels auf legalem Wege: „Damit sich aber die von Adel und andere Christliche Leute abermals nicht zu beklagen haben, als ob Ihnen gleichwohl Gewalt und Unrecht geschähe, wann sie von zankfüchtigen, unbändigen Leuten mit Ehrverletzlichen Worten angegriffen, auch wohl gar mit Schlägen geschimpffet würden, und selbiges hernach in weitläufftigem Prozeß suchen solten,“ so sollte der Beleidigte hinfort nicht mehr auf den ordentlichen Prozeß mit seinen endlosen Wettschweifigkeiten, Advokatenkniffen und Unkosten angewiesen sein, sondern es sollte bei Adligen oder sonstigen Standespersonen vor der Regierung in Gegenwart einiger Standespersonen, bei anderen Leuten vor den Untergerichten in Gegenwart von wenigstens drei Zeugen auf eine Ehrenerklärung und Abbitte oder, nach Beschaffenheit der Injurie, auf einen öffentlichen Widerruf in Verbindung mit einer Geld- oder Gefängnisstrafe, summarisch verhandelt und erkannt werden, „es wolte dann der Beleidigte selbst vor den Injurianten bitten und sich mit selbigem in Güte vertragen.“ Es sollte aber dann „nichts desto minder dem Verbrecher eine tapffere Geld-Buße, seinem Vermögen nach, ad pias causas anzuwenden“, aufzuerlegen sein.

Doch, wie vorher schon angedeutet, der Kurfürst war mit der Wirkung seines Mandats noch nicht zufrieden. Die Wiederkehr geordneter Zustände ging ihm nicht rasch genug vor sich. Seine Untertanen sollten durch bußfertiges Gemüt und Führung eines rechtschaffenen Lebens sich „dermaßen bezeigen, damit der höchste GOTT solche theuer erlangte Friedens-Zeiten in Gnaden bey uns erhalten, und deren Continuation auch auf unsere wertheste Posterität zu bringen, umb so viel mehr bewogen werden möge.“ Es wurde also in den Duellmandaten vom 19. Juli und 20. September 1665 die Schraube noch fester angezogen: Derjenige, welcher bei einer Streitigkeit ohne Not gegen den anderen den Degen zieht oder auch nur entblößt, verliert fortan die Hand und kann außerdem je „nach Befinden des Verbrechens“ des Landes verwiesen oder sonst bestraft werden. Kommt es zum Raufen oder Schlagen, dann soll „der überführte Ständer oder muthwillige und frevelhafte Anfänger und Urheber des Streits und Zands, ohne einiges Ansehen des Standes, der Person und

Freundschaft, aller seiner Ehren, Aemter, Lehen, gesambter Hand und anderer Güther verlustig und entsezt seyn, auch nach Beschaffenheit derer Sachen an Leib und Leben bestraft werden . . . Welcher aber den andern provociren und fordern, oder zum Duelliren und Balgeren, es sey zu Roß oder Fuß, begehren wird, wie nicht weniger derjenige, so auf solches Erfordern, besprechen oder empfangenes Cartell sich hierzu stellet und erscheinet, derselbe, er sey Beleidiger oder Beleidigter, soll ohne Unterschied sambt seinen Abhaerenten, Beschieds-Leuten und Benständen den Kopff verloren haben, und ohne einige Churfürstl. Gnade mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht, Derjenige auch, welcher in dergleichen Duell bleibet und umbracht, oder welcher lezt gedachter maßen gestrafft worden, in keine Kirche noch auf den Kirchhoff oder Gottes-Alder gelegt, sondern ohne Klang und Gesang und einige Ceremonien begraben werden.“ — Das waren allerdings — selbst für die damalige, in ihren Sitten und Gewohnheiten immer noch ungefüme und wilde Zeit — maßlos scharfe Bestimmungen, und einer solchen Überspannung gegenüber kann es kaum ins Gewicht fallen, sondern höchstens als Zeichen des guten Willens des Kurfürsten in Betracht kommen, den Weg loyaler und gütlicher Erledigung eines Ehrenhandels möglichst noch annehmbarer zu gestalten, wenn es am Schluß des September-Mandats heißt: „Damit aber auch bey vorübergehenden Real- und Verbal-Injurien die Beleidigten sich zu beschweren nicht Ursach haben, als ob ihnen keine Hülffe und Erstattung ihrer verletzten Ehre widerfahre: So wollen Wir auf beschehenes unterthänigstes Anmelden gemessene Verordnung thun, und gewisse Personen niedersezen lassen, welche deliberiren sollen, wie und welcher Gestalt, denen Rechten und Billigkeit gemäß, nach Gelegenheit deren Fälle, denen Beleidigten an ihren Ehren ein Gnügen gethan werden möge. Und was die Deputierten in den Sachen decretiren werden, denen sollen sich dieselben iederzeit unterwerffen und gehorsambst nachleben.“ Immerhin aber war die Bereitstellung eines solchen, dem besonderen Fall angepaßten, mit discretionärer Vollmacht ausgestatteten Collegiums allerhöchster Vertrauenspersonen nicht nur ein unbedingter Fortschritt, sondern nebenbei auch ein sehr geschickter Schachzug des Kurfürsten, den Zuwiderhandelnden mit seiner Selbststrafe effatant ins Unrecht zu setzen.

Der gnädige Rückzug des Kurfürsten erfolgte nach wiederholtem „unterthänigsten Ansuchen der getreuen Landschafft von Ritterschafft und Städten“, die Mandata von 1665 zu „revidiren“ und die darin enthaltenen rigorosen Strafen zu „mildern“ nach „reifflicher Erwegung“ im Mandat vom 5. Oktober 1670. Man muß es dem Kurfürsten lassen, er war dabei nicht kleinlich, sondern machte auch beim Nachgeben ganze Arbeit. Er sanktionierte zwar nach wie vor die Duellverweigerung, auch blieb für ihn die Entleibung im Duell nichts anderes als ein Totschlag, der allgemein mit dem eigenen Kopfe zu sühnen war, — hier hatte die „Landschafft“ übrigens auch gar keine Milde rung verlangt — aber sonst hatte er überall ein Einsehen, und wenn er in der Frage der Wieder-

herstellung der Standesehre überdies noch ein grundsätzliches Zugeständnis machte, so spricht das um so mehr für die Weisheit seines Entschlusses: Strafe und förmliche Abbitte wurden fortan grundsätzlich auseinander gehalten, und es kam in unzweideutiger Fassung zum Ausdruck, daß nicht schon durch jene, sondern erst durch diese dem Beleidigten „die Erstattung der verletzten Ehre widerfahre“. Obendrein aber wurde Strafe und persönliche Genugtuung noch verschärft. Auf Verbalinjurien zwischen Standespersonen stand hinfort Geldstrafe „bis auf 200 Thaler“ und bei Unvermögen „bis auf 6 Wochen Gefängnis“, auf Realinjurien aber ohne weiteres „bis auf ein Jahr Gefängnis, darinnen er mit Wasser und Brodte zu speisen“. Die Abbitte hatte zu geschehen, je nach dem Stande der Beteiligten, vor dem Hofmarschallamte, den Ober-Offizieren mit militärischer Jurisdiktion oder — bei der Ritterschaft auf dem Lande — vor dem Amtshauptmann und einem anderen Adligen, und zwar bei vorgegangener Realinjurie — „(jedoch seinen Ehren unschädlich) auf den Knieen“ unter der einleitenden Formel, „daß er ihn in dem Fall nicht als ein ehrlicher Mann geschlagen, auch daran allenthalben unrecht und zu viel gethan“ usw. Wer die Abbitte verweigerte, war in gerichtliche Haft zu nehmen und verblieb in dieser, bis er sich eines Besseren besonnen hatte. In puncto duelli wurde aber, wie gesagt, gemildert. „Die Straffe desjenigen, so ausfordern lassen, obgleich das Balgen und Kugelwechseln würdlich nicht erfolget“, wurde mit 100 bis 500 Talern Strafe als „genugsam exprimiret“ angesehen. Mit derselben Strafe sollte auch derjenige bedacht werden, „so andere zusammengehezt“. „Ausforderer, Beschüßmann oder Beystand“ sollten „mit der Helffte solcher Straffe“ davonkommen. „Die Straffe dessen, der schimpflich von dem redei, welcher nicht erschienen,“ wurde auf 200 Taler oder sechs Wochen Gefängnis, „je nach Beschaffenheit der angethanen Beschimpfung bemessen“. War aber der Ausgeforderte zum Duell zu Roß oder Fuß erschienen, so sollten beide Delinquenten, „auch wenn keine Verwundung vorgegangen“, jedweder mit 500 Talern oder 1 Jahr Gefängnis bei Wasser und Brot zu bestrafen sein. Nur bei einer „Entleibung“ blieb es bei der Todesstrafe, jedoch sollte der Entleibte wieder auf dem Kirchhof begraben werden dürfen. Die Einziehung des Vermögens fiel ganz weg, von der Abhauung der Hand, „indistincte an denenjenigen, so den Degen gezogen“, war keine Rede mehr. Der Kernpunkt des Nachlasses lag hiernach vor allem darin, daß der Kurfürst das Duellvergehen, d. h. den förmlichen Zweikampf, des ganz widersinnigen Schimpfes einer verbrecherischen Ehrlosigkeit wieder entkleidete, und daß er seine despotischen Regungen in diesem Punkte dem menschlicheren und rechtlich feineren Empfinden seiner „Landschaft“ zum Opfer brachte. Ja, er ließ es bei den jetzigen Vorschriften später (1677) auch dann noch bewenden, als er „mit sonderbarem Mißfallen“ vernommen, daß sein Mandat „verordneter Straffe ungeachtet fast gänzlich außer Augen gesetzt“ wurde und es „dahin gedenken will, daß etliche, welche von einem oder dem andern beleidigt zu seyn ver-

meynen, durch Wegverlagerung auf freyen Straßen und Gassen, Ueberfallung in denen Häusern und Wohnungen, und mit schimpflichen Prügeln die Selbst-Rache zu ergreifen sich nicht scheuen, auch noch wohl es für eine zugelassene Sache achten dürfen.“

So bedenklich solche Exzesse auch waren, so bildeten sie — altentwässert nachweisbar — in Wahrheit doch nur eine ziemlich seltene Ausnahme und fanden dann rücksichtslose Ahndung. Auch das formgerechte Duell war im entferntesten nicht an der Tagesordnung, und so verblieb es recht und schlecht noch zwanzig Jahre, bis sich Augustus, genannt der Starke, des heiligen Römischen Reichs Erz-Marschall, Churfürst von Sachsen und König in Pohlen „aus Landes-Väterlicher Sorgfalt der sonderbaren Notwendigkeit“ dazu berufen fühlte, unter dem unzweideutigen Vorbilde eigener Anstößigkeit und unter dem verständnisvollen, versteckten Gelächter der in den moralischen Sumpf mithineingezogenen „hohen und niedrigen Hoff- und Kriegs-Offiziers, Bedienten, auch Vasallen und getreuen Unterthanen“ von neuem „zu einem erbaren Christlichen stillen und Tugendhaften Leben, wie solches einem rechtschaffenen Mann und Christen-Menschen wohl anständig, anzumahnen“, und mit den berücktigten Mandaten vom 15. April 1706 und vom 2. Juli 1712 die bisherigen Injurien- und Duellverordnungen „zu wiederholen und auf gewisse Maasse zu vermehren und zu schärfen.“ Wir brauchen uns mit diesen beiden letzten, in den Rahmen unserer Betrachtung noch hineinfallenden Erlasse nicht näher zu beschäftigen. Abgesehen von der ausgiebigen Wiedereinführung von Nebenstrafen, wie Einziehung der Güter und des Amts- oder Chargenverlustes und von neu erfundenen, zum Teil lächerlichen Modalitäten, wie z. B. daß sich der Beleidiger bei der Abbitte selbst „aufs Maul schlage“, steht ihr fortschrittlicher Neuwert im umgekehrten Verhältnis zu ihrer bis ins Kleinste gehenden, jede mögliche Situation berücksichtigenden Ausführlichkeit. Eines aber soll der Unmoral dieses Selbstherrschers unvergessen bleiben: daß er den Unglücklichen, die aus lauterem Motiv im ehrlichen Kampfe um ihre persönliche Ehre gefallen, oder um dieses Kampfes willen mit dem Schwerte gerichtet waren, das ehrliche Begräbniß wieder verweigerte und sie „außerhalb des Kirchhofs oder an den Ort, wo die Missethäter hingelegt werden, durch den Todten-Gräber in der Stille“ verscharren, oder — war es einer „von geringerer Condition“ — am Galgen aufknüpfen und daselbst „bis zum Abfall“ hängen ließ. Vernahm dieser Fürst schon das Murren seiner Vasallen, als er am Schlusse seines Mandats mit höhennenden Worten verkündete: „Wir wollen auch diejenige, welche, als Leute von einem eiteln und falschen point d'honneur eingenommen und der veritablen Courage meistens ermangeln, sich unterstehen, über dieses Unser Mandat zu critiquiren... mit ernstlichen Straffen ansehen und belegen lassen“ oder kannte dieser Fürst überhaupt noch das alte stolze Wort seines Vorfahren gleichen Namens: „Es haben erbare Leute allewege das Leben und die Ehre gleich geachtet und die

Verletzung oder die Verleumdung an Ehren höher und beschwehrlicher, denn Leibes-Beschädigung gehalten?“

* * *

Diese Gesetze waren, dem Brauche der damaligen Zeit entsprechend, mit viel Gefühl abgefaßt und sind mit ihrem eigentlichen Inhalt immer auch die Motive ihrer Entstehung in eindringlicher und überzeugender Weise verflochten. Deshalb haben wir in ihnen allein schon für sich ein treues Spiegelbild des Fühlens, Denkens und Wollens der damaligen Machthaber in einer Schärfe vor uns, die keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß jene sogenannten Duellmandate auch mit derselben Strenge durchgeführt wurden, mit der sie erlassen waren.

Welch ein himmelweiter Unterschied in der Ehrauffassung des obersten Kriegsherrn und seiner „Wehrhaftigen“ damals und heute! Welch ein Mißton und welch ein Einklang! Wir haben uns zu erinnern, daß der preußische Kriegsminister gelegentlich der kürzlichen Reichstagsverhandlung die Schuld daran, daß Duelle entstehen, nicht zum geringsten Teil unserer heutigen Gesetzgebung selbst beimaß. Das Gesetz, sagte er, beschütze zwar Leben und Vermögen, nicht aber die persönliche Ehre in ausreichender Weise. Er drückte mit diesen dürren Worten dasselbe aus, was Börries von Münchhausen mit dem ihm eigenen Schwünge in die Worte zusammenfaßt: „So lange mir jemand eine Ohrfeige für 5 Mark (oder 5000 oder 50000 Mark) geben kann, so lange ist das Duell eine gesetzgeberisch vorausgesehene, ja gewollte Notwendigkeit für alle, denen nicht lauwärmer Fließertee in den Adern fließt.“



Die Welt als Asien und Europa

Von Moriz Goldstein in Berlin-Friedenau



Als wir noch sehr jung waren, da meinten wir: die Wissenschaft — das sei die Wahrheit, die Beständigkeit, die Objektivität und die Ruhe; die Wissenschaft — das sei das Wissen. Als wir älter wurden, änderten wir unsere Ansicht: die Wissenschaft — entdeckten wir allmählich — das ist die Theorie, der Wechsel, die Parteilichkeit und die Leidenschaft; die Wissenschaft — das ist das Meinen. Die Kenntnisse zwar wachsen, die Erkenntnisse aber wechseln nur; die Wahrheiten lösen einander ab: der arme Wahrheitsucher weiß nicht aus noch ein.

Ich will nicht behaupten, daß solch trübe Charakteristik ganz zutrifft für jene kapriziöse Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, den Stammbaum der Völker

zu entdecken, für die noch so junge, aber schon so schicksalsreiche Rassenforschung. Ich will nicht behaupten, daß sie nicht zu Wahrheiten gelangt ist oder gelangen wird; aber wer sie sich zur Lehrmeisterin erwählt, der steht seine Geduld auf eine harte Probe gestellt, wenn er aus so vielen Widersprüchen den rechten Spruch herausfinden soll. Und gerade hier sind wir so ungeduldig, die Wahrheit zu kennen; denn scheinbar zwar handelt es sich nur um graue Theorie, in Wirklichkeit aber steht ganz etwas anderes und viel Höheres auf dem Spiele als die Verwandtschaft und Abstammung der Rassen und die natürliche Gliederung der Menschheit. Diese Wissenschaft fragt nach der Begabung der Völker, nach ihrer Fähigkeit und Bedeutung als Kulturträger, kurz nach ihrem Werte und folglich nach unserem eigenen Werte. Es handelt sich darum: wer ist unter allen an Größe, Stärke, Schönheit, Klugheit, an Sitten, Macht und Mitteln so verschiedenen Menschenarten der Mensch im höchsten Sinne des Wortes — in der Tat eine Wissenschaft, die geeignet ist, Leidenschaften aufzuregen.

Um die Vielheit der Erscheinungen auf Einheiten zurückzuführen, braucht man bekanntlich ein Einteilungsprinzip, und dies zu finden, ist die große Schwierigkeit und die lockende Aufgabe der Wissenschaft: so erlebte die Botanik ihren Triumph, als Linné — nach vielen vergeblichen Versuchen anderer — die Pflanzen klassifizierte nach den Geschlechtsorganen.

Es ist noch nicht gar so lange her, daß die Rassenforschung einen ähnlichen Triumph zu erleben glaubte, als man in der Sprache das Mittel fand, die Zusammengehörigkeit der Völker zu erkennen. Aus dem Nachweise der Sprachverwandtschaft ergab sich bekanntlich die Völkerfamilie der Indogermanen oder Arier, und damit glaubte man die große Gruppe der Kultur Menschheit bezeichnet zu haben, derjenigen Völker, welche am eigentlichen Fortschritt beteiligt sind. Zwar umfaßte der stolze Begriff Arier ein Gemisch recht verschiedenartiger Völker, als: Inder, Perser, Griechen, Römer, Romanen, Slawen, Germanen und noch einige andere; dafür aber wurde die Grenze der „Menschheit“ im höheren Sinne ziemlich weit und weithergig gezogen; außerhalb und unterhalb dieser Grenze blieben — abgesehen von Indianern, Hottentotten und ähnlichen halbwilden Stämmen — vor allem die Mongolen und die Semiten mit Einschluß der Juden: Rassen, die es zwar zur Zivilisation, nicht aber zur eigentlichen Kultur nach Art der Indogermanen hätten bringen können.

Indessen: die Klassifizierung nach den Sprachen konnte nicht lange vorhalten. Abstammung und Verwandtschaft der Völker ist offenbar eine Angelegenheit der Naturwissenschaft. Wie bei der übrigen Tierheit mußte man auch bei den Menschen die Einteilung nach physiologischen Merkmalen vornehmen, wollte man der Rassenforschung den Rang einer Wissenschaft sichern. Und so trat man mit ganz neuen Methoden an das Material heran: Schädelindex, Körpergröße, Haar- und Augenfarbe hießen jetzt die Kriterien.

Das Ergebnis dieser neuen Orientierung aber ist nun höchst sonderbar: kulturschaffend sind unter allen Menschen nur die Germanen; jedes Volk hat

nur dann und nur soviel zur Kultur beigetragen, wenn und in dem Maße als germanisches Blut eingedrungen ist. Überall auf der Erde glaubt man ihre Spur gefunden zu haben, und überall will man Leistungen und Fortschritt auf die Germanen als auf die einzig Schaffenden zurückführen.

Diese Theorie von der Überlegenheit der germanischen Rasse hat von vornherein den Widerstand aller nichtgermanischen Menschen gegen sich. Denn welches Volk möchte und könnte einer Lehre zustimmen, nach welcher es sich selbst als minderwertig einschätzen müßte? Freilich wird man einwerfen: gegen naturwissenschaftliche Tatsachen lasse sich nicht streiten, und die übrige Menschheit müsse es mit sich abmachen, wie sie die bewiesene Überlegenheit der Germanen tragen wolle, es mag ihr nun angenehm oder unangenehm sein. — Damit hätte man nun freilich recht, wenn es nicht mit den Beweisen haperte. Bekanntlich gelten Theorien nicht deshalb, weil sie bewiesen sind; sondern sie kommen auf, blühen und vergehen, und die Beweise für und wider laufen nebenher. An der Germanentheorie ist nun eins sehr verdächtig: sie schmeichelt den Germanen, und also beweist es nichts für ihre Richtigkeit, wenn sie unter diesen begeisterte Anhänger findet.

Sollte sie, wie alle Theorien, sich eines Tages überlebt haben, so wird sie als eines der merkwürdigsten Beispiele menschlicher Irrtümer gelten müssen. Man bedenke: Bei Indianern, Chinesen, Südseeinsulanern werden blonde Menschen entdeckt. Offenbar sind nun rein logisch zwei Schlüsse möglich: Entweder Germanen sind — in grauer Vorzeit — nach Amerika, Ostasien, Australien gelangt und haben sich mit jenen Völkern vermischt; oder die Blondheit (und welche Kennzeichen man sonst etwa nennt) beweist nichts für germanische Abstammung. Alle Wahrscheinlichkeit liegt auf seiten der letzten Deutung; gegen die erste sträubt sich der gesunde Menschenverstand. Aber das Unglaubliche geschieht: die Forschung entscheidet sich für die unmögliche Annahme, die ihren Anhängern schmeichelt.

Überlassen wir inzwischen die Wissenschaft sich selbst und senden als Laien unseren Blick über die Menschheit hin, so fallen uns als die gegenwärtig herrschende und eigentliche Herrenrasse weder Arier noch Germanen auf, sondern eine ganz andere Völkergruppe, die von der Wissenschaft nicht anerkannt zu sein scheint: die Europäer.

In der Tat: den Begriff Europäer, der uns geographisch und politisch so geläufig ist, hat die Kulturforschung offenbar noch nicht entdeckt. Und doch sollte man meinen, daß er auch in diesem Zusammenhange von Wichtigkeit ist. Sehen wir uns also diesen Europäer einmal aus der Nähe an.

Heutzutage gilt fast nichts mehr für wissenschaftlich, was nicht naturwissenschaftlich ist und nach naturwissenschaftlichen Methoden bearbeitet werden kann. So hat sich auch die Wissenschaft von der Menschheit erst dadurch legitimieren müssen, daß sie ihr Objekt naturwissenschaftlich zu begreifen suchte,

nach entwicklungsgeschichtlichen und anatomisch-physiologischen Merkmalen. Es ist die Lehre Darwins, die hier für die Erkenntnis des Menschen fruchtbar gemacht worden ist.

Dieser Versuch wurde ohne Zweifel mit Fug und Recht unternommen. Indessen soviel Darwinismus und Entwicklungsgeschichte auch geleistet haben, diese Lehre haftet schließlich am Leiblichen; die „Menschheit“ aber ist in mindestens gleichem Maße auch ein geistiges Phänomen, und zu dessen Begreifen reicht die Naturwissenschaft nun einmal nicht aus.

Machen wir uns also von dieser Einseitigkeit los und überblicken nun die ganze uns geschichtlich bekannte Menschheit, so ergibt sich uns als naheliegendes Einteilungsprinzip die Kulturgemeinschaft. Die „Weltgeschichte“, wie wir überrauschend sagen, zeigt uns, daß bald hier, bald da sich auf der Erde Kulturzentren bilden, Höhepunkte der Entwicklung, Komplexe, in denen sich das abspielt, was wir eigentlich Geschichte nennen. Und diese Führerrolle wechselt unter den Nationen, sie geht nach längerer oder kürzerer Dauer von einer Völkergruppe auf die andere, von einem Länderkreis auf den anderen über; der Schwerpunkt der Menschheit wandert.

Die älteste uns genauer bekannte Kulturgemeinschaft ist die in den Euphratländern angesiedelte, deren Träger die Babylonier und Ägypter, später die Meder und Perser sind, und die jüngere, in mancher Hinsicht ähnliche der Ägypter. Beide getrennte und in sich abgeschlossene Kulturzentren stehen in lebhafter teils freundlicher, teils feindlicher Wechselbeziehung zueinander. Beide stellen einen bedeutenden Höhepunkt dar, vielleicht das höchste Niveau, das vor der Gegenwart erreicht worden ist.

Die nächste große Kulturgemeinschaft, welche die alte ablöst und nun ihrerseits die Weltgeschichte repräsentiert, ist die der Mittelmeerländer, an der wieder verschiedene Nationen neben- und nacheinander und mit verschiedenen Leistungen teilnehmen: bis endlich das römische Imperium die Glieder auch zur politischen Einheit zusammenschließt und die kulturellen Hauptströmungen, die jüdische, griechische, römische, zu einem einzigen Strome vereinigt.

Eine Kulturgemeinschaft nach Art der ange deuteten Beispiele ist nun offenbar das, was wir heute Europa nennen. Die Europäer empfinden sich selbst naiv als „Menschheit“ schlechthin. Sie nennen Weltgeschichte die von Europa aus gesehene Geschichte. Sie zweifeln nicht, daß wenn etwa Bewohner des Mars auf die Erde kämen — wie es in dem phantastischen Roman von Kurd Laßwitz angenommen wird — die Martier mit Europäern in Verbindung treten müßten, um den „Menschen“ kennen zu lernen.

Ob dieser Standpunkt berechtigt ist, wird später zu erörtern sein. Zunächst fragen wir: Welches sind die Gemeinsamkeiten, auf Grund deren wir uns als Einheit und im Gegensatz zu den übrigen Bewohnern der Erde fühlen?

Die naheliegende Antwort: diese Gemeinsamkeit ist unsere Überlegenheit, wäre eine oberflächliche Antwort. Wir sind freilich heute die Überlegenen,

nämlich an Macht. Aber diese Art von Überlegenheit Europas über alle anderen Menschen ist viel jünger als die — wenn wir so sagen dürfen — Gründung Europas; sie ist auch etwas verhältnismäßig Äußerliches, im wesentlichen von Kanonen und Kriegsschiffen Abhängiges. Und ob wir, abgesehen von unseren realen Machtmitteln, an Kultur wirklich die Überlegenen sind, ist eben die große Frage.

Fassen wir also das Problem tiefer und stellen wir zunächst fest: Unsere Einheit beruht auf einer verhältnismäßigen Gleichheit der Sitten, der Wohnung, Kleidung, Beschäftigung, der Staats- und Gesellschaftsformen, welche wiederum entstanden ist aus dem für ganz Europa verhältnismäßig gleichartigen Klima und der Leichtigkeit des Verkehrs unter seinen Völkern. Geschichtlich aber gründet sich diese Kulturgemeinschaft wie bekannt darauf, daß wir die unmittelbaren Fortsetzer des römischen Imperiums sind, und zwar teils die politischen Nachfolger, teils die geistigen Erben. „Bildung“, d. h. was wir Europäer einseitig Bildung nennen, ist der bewußte Kulturzusammenhang mit Rom und durch dieses mit Palästina einerseits, mit Griechenland andererseits.

Das Medium dieser Erbschaft, gewissermaßen die Truhe, die den Besitz der Väter barg, war das Christentum, besser die christliche Kirche. Durch sie wurde Europa für immer mit römischen Rechts- und Staatsformen und darüber hinaus mit griechischer Schönheit und Wissenschaftlichkeit und mit jüdischer Ethik verbunden. Zusammen mit dem Christentum gewannen die europäischen Völker das Bewußtsein der Gemeinschaft und das Gefühl, der Mittelpunkt der Menschheit zu sein. Im Mittelalter heißt die Menschheit im eigentlichen Sinne „Christenheit“. „Jeder Christ“ wird geradezu für „jeder“ gebraucht. Was nicht zur Christenheit gehört, ist für den Europäer des Mittelalters und noch weit darüber hinaus dasselbe, was für den Griechen der „Barbar“: ein Mensch, der nur in anatomischem Sinne Mensch ist, sonst aber nicht in Betracht kommt.

Die Christenheit hat noch weitere Kennzeichen, an denen sich ihre Glieder wie die Mitglieder eines Ordens erkennen. Alles gruppiert sich um den Kaiser als den obersten weltlichen Herrscher und Erben des römischen Cäsars und den Papst als sein geistliches Gegenstück. So gering die realen Machtmittel von Kaiser und Papst sind, so ungeheuer ist ihre Bedeutung und ihr Einfluß auf das politische und kulturelle Leben Europas als ideale Verkörperungen der höchsten weltlichen und geistlichen Gewalt. Zu diesen beiden Gipfeln schichtet sich hier die weltliche, dort die geistliche Gesellschaft in genau bestimmten parallelen Abstufungen empor. Neben den Gegensatz der Weltlichen und Geistlichen tritt der Gegensatz der Geschlechter, nicht minder gebunden und vergeistigt durch die Fiktionen des Ritters und der Dame, beides die Grundlage noch des heutigen Verhältnisses von Mann und Weib in Europa. Der Ritter: das ist der Krieger, der seine Kraft bändiget unter dem Gebote der christlichen Tugenden Demut und Gehorsam, und dessen Pflicht es ist, das schwächere Wesen zu beschützen. Die

Dame: das ist das Weib, welches den Mann beherrscht nicht durch die Macht seiner Reize, sondern durch die bloße Idee einer höheren Reinheit und Heiligkeit, eine Vorstellung, welche in der Verehrung der jungfräulichen Muttergottes ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Daß unsere „Dame“ den Orientalen lächerlich vorzukommen würde, hat Schopenhauer hervorgehoben.

Man sieht: das Europa des Mittelalters hat zwar seine reale Grundlage in den geographischen Bedingungen — es ist das „Abendland“ —; zu einer inneren Einheit aber machen es erst die Ideen, die aus der gemeinsamen politischen und geistigen Geschichte erwachsen sind, im äußeren Leben ihren sichtbaren Ausdruck finden und wie ein goldenes Netz die Völker, Stände und Klassen zusammenschließen.

Der Kultus dieser europäisch-christlichen Ideen fand jedoch ein Ende, als die Reformation die Einheit des Bekenntnisses zerstörte und nun der Gegensatz zwischen Katholisch und Protestantisch lebhafter empfunden wurde als die einigenden Momente.

Der beginnende Individualismus, dessen Ausdruck die Reformation bereits war, erhielt durch sie und die parallelen Bewegungen des Humanismus und der Renaissance eine solche Förderung, daß im Zeitalter des großen Krieges die Verschiedenheit der Nationen im Bewußtsein vorherrscht. Das achtzehnte Jahrhundert bringt nun zwar die Tendenz, diese Vereinzelung zugunsten einer großen Gemeinschaft wieder zu überwinden; aber diese Gemeinschaft heißt nicht mehr Christenheit und noch nicht Europa, sondern Menschheit. Wie ein Hauch kam über die Besten jener Generation der Gedanke, daß alle Menschen Brüder seien. Die Schranken der Nationen, ja der Rassen glaubte man niederreißen zu können, und in den neuen Bund sollten selbst die Kanadier und die Juden aufgenommen werden.

Und wiederum erfolgt eine Reaktion. Aber während die Undifferenziertheit des Mittelalters und die nationale Verschiedenheit der folgenden Jahrhunderte naiv und unbewußt waren, entstammte die Humanität des achtzehnten Jahrhunderts der Reflexion und der Philosophie; und so wird nun auch der Individualismus des neunzehnten Jahrhunderts philosophisch. Er will sich wissenschaftlich rechtfertigen und sucht nach Gründen für die Gleichheit der Völker, um die Ungleichheiten desto mehr zu betonen. Und so gelangte man ganz folgerichtig zur naturwissenschaftlichen Rassenforschung.

Über diesen Ideen war von Europa als von einer Einheit nicht die Rede gewesen; aber dieses Europa hatte sich inzwischen als Einheit fortentwickelt, ja es hatte eine ganz neue Einheitlichkeit erreicht: am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gehört ihm die Hegemonie über den Erdbkreis.

Bis um 1830 hat sich das Antlitz der Erde eigentlich nicht sehr verändert, und das Leben ist in allen zivilisierten Ländern zu allen Zeiten ungefähr gleich gewesen. Die Tiefe und Breite des Wissens, Kunsttechnik, Sittlichkeit, Staat, Recht, Verkehr sind — bei allen Verschiedenheiten — im europäischen acht-

zehnten Jahrhundert nicht viel anders, als es in Rom und Athen auch war und in Memphis und Babylon wahrscheinlich gewesen ist. Goethe reist noch, wie die Menschheit seit je reiste. Siegesnachrichten konnte Napoleon nicht schneller befördern, als es der Bote von Marathon getan hat. Skulpturen meißelte man schon einmal besser als im Koloko, das Regieren verstand man im alten Rom auch besser als im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Freilich: Amerika ist jetzt entdeckt, und man weiß auf der Erde einigermaßen Bescheid, die Buchdruckerkunst ist erfunden, die Feuerwaffe hat den Krieg umgewandelt — wichtige Dinge gewiß, aber kein Bruch in der stetigen Entwicklung der Menschheit.

Alein es kommt das neunzehnte Jahrhundert, und nun verändert sich alles auf Erden. Was die Generation von 1900 kann, müßte die von 1800 für pure Zauberei halten. Es gibt keine Entfernung mehr: ich kann jede Nachricht in einem Moment nach fast jedem bewohnten Punkt der Erde senden; ich nehme in meiner Wohnung in Berlin einen kleinen Apparat zur Hand und unterhalte mich mit meinem Freunde in Wien. Ein Kind drückt auf einen Knopf, und die Felsmassen, die den Hafen von New York sperrten, fliegen in die Luft. Ich betrete ein Haus auf Rädern, eine ganze Straße von rollenden Häusern und fahre innerhalb eines Tages nach London, nach Paris, nach Rom. Ich logiere mich in ein Riesenhotel ein, und es bringt mich in sechs Tagen nach Amerika. Kriegsschiffe, wie wir sie bauen, übertreffen gewiß alles, was die ausschweifendste Phantasie sich je hat träumen lassen. Unsere Geschosse tragen sechs Meilen, unsere Schlachten dauern zehn Tage. Und nun gar, daß wir fliegen können! Mit unserer Kenntnis der Krankheitserreger, mit unseren Mitteln, zu desinfizieren, zu operieren, sind wir heilende Götter, verglichen mit den Ärzten vor wenigen Jahrzehnten, die noch die Ursache des Wundfiebers nicht kannten und es dem Zufall überlassen mußten, ob eine Operation glückte oder der Patient nachträglich zugrunde ging. Die Cholera tobt in Hamburg, und wir wissen sie von Berlin fernzuhalten. Gegen die Exaktheit unserer Forschungsmethoden erscheinen eigentlich alle Wissenschaften vor dem neunzehnten Jahrhundert wie Spielereien von Dilettanten.

Das neunzehnte Jahrhundert erst hat die Natur, hat die Erde in die Gewalt der Menschheit gegeben, und der Überwinder heißt Europa. Europa bevölkert die Erde. Der Europäer läßt an Pflanzen und Tieren übrig, was ihm nützlich ist, alles andere rottet er aus. Zu seinem Vergnügen allenfalls konserviert er hier und da ein Stüdchen unberührter Natur wie den Yellowstonepark. Der Europäer vernichtet die Völker, die ihm im Wege sind, wie er es mit den Ureinwohnern Amerikas getan hat, oder macht sie seinen Zwecken dienstbar, wie in Afrika. Es sieht aus, als dauerte es nicht mehr lange und der Erdball ist Eigentum Europas. Amerika ist ganz europäisch; Afrika gehört uns als freilich noch unbequemer Besitz; was an Australien kultiviert ist, ist rein europäisch. An wichtigen Stellen Asiens hat Europa Fuß gefaßt.

* * *

Asiens? — — Auf unserem Siegeszuge durch die Welt wird uns plötzlich Halt geboten. Plötzlich zeigt sich, daß doch nicht die ganze Erde europäisch geworden ist, noch sich europäisch machen läßt: Asien ist übrig geblieben als mächtiger Widerstand, vielleicht als ebenbürtiger Gegner? Dieses Asien hat nicht eine Bevölkerung von „Wilden“ wie Afrika und Australien. Dieses Asien hat sich nicht überrumpeln lassen wie die Eingeborenen Amerikas. Dieses Asien steht da, fest, einheitlich, stolz auf die eigene Kultur, voll Mißtrauen gegen die Fremden, entschlossen, nur soweit europäisch zu werden, als es will und als es ihm nützlich ist. Dieses Asien scheint dieselben Ansprüche an den Besitz der Erde zu machen wie wir.

Wir erinnern uns des Begriffs der Kulturgemeinschaft, den wir anfangs aufgestellt haben. Ist Asien eine Kulturgemeinschaft im selben Sinne wie Europa? Es wird kaum einen Menschen geben, dessen Bildung Europa und Asien umspannt. Aber so viel darf man wohl behaupten: Indien, Tibet, China, Mongolei, Korea, Japan bilden allerdings zusammen eine Kulturgemeinschaft, wenn ich auch nicht zu sagen weiß, wie tief sie reicht.

Bei dieser Gegenüberstellung von Europa und Asien kommt es uns weniger auf den Inhalt der Verschiedenheit an, als vielmehr auf das sozusagen formale Verhältnis der beiden Kulturgruppen. Und dieses formale Verhältnis können wir uns durch folgende Betrachtung noch deutlicher machen: Wir haben Kulturgemeinschaften des Nebeneinander aufgestellt, es gibt aber auch solche des Nacheinander. Der ununterbrochene Zusammenhang nach Rückwärts bildet eine Kulturkette. Für uns Deutsche geht dieser bewußte Zusammenhang rückwärts, wie gesagt, über die gesamte Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nach Rom und durch dieses nach Griechenland und Palästina. Die Verbindung mit der germanischen Vorzeit dagegen verliert sich bald ins Unbewußte und mußte erst durch gelehrte Forschung einigermaßen wieder angeknüpft werden. Unbewußte Kulturketten, d. h. bloßer Kausalzusammenhang, der aber nicht in unserer geschichtlichen Erinnerung lebt, verbinden uns über Griechenland und Palästina mit viel weiter zurückliegenden Kulturgruppen, z. B. Babylonien und Ägypten. Eine jüngere Seitenverbindung reicht in die Welt des Islam. Die sämtlichen bewußten und unbewußten Beziehungen werden besser durch das Bild eines Netz- und Flechtwerkes ausgedrückt. Beschränken wir uns aber auf die bewußten Zusammenhänge, so bietet sich freilich das Gleichnis einer Kette dar oder auch eines Stromes, der Zuflüsse aufnimmt. Solcher Kulturketten gibt und gab es auf Erden offenbar mehrere, die nicht alle miteinander in Verbindung stehen und manchmal zu früh abgerissen sind. Man denke z. B. an die ganz selbständige, von den Europäern vernichtete mittelamerikanische Kultur. Es gab sozusagen mehrere „Weltgeschichten“ nebeneinander. Heute nun bieten sich immer noch wenigstens zwei solcher Ketten dar: die europäische und die asiatische. Gibt es eine der europäischen analoge asiatische Kulturgemeinschaft, so hat sich also das Bewußtsein der zivilisierten Menschheit gespalten.

Man ist versucht zu fragen, ob dieser Zustand natürlich ist, ob es immer so war oder woher gerade diese Scheidung stammt. Könnte und mußte es nicht einen großen Kulturstrom geben, der die ganze Menschheit durchflutet?

Die Spaltung von Europa und Asien scheint mir in der Tat nichts Natürliches zu sein. Sie läßt sich dadurch erklären, daß die Zwischenglieder untergegangen sind. Die älteste Kultur, die der Euphratländer, war so günstig gelegen, daß von ihr aus Europa und Asien gleichmäßig hätten beeinflusst werden können. Denken wir uns, daß die Gegenden des Euphrat und Tigris Mittelpunkt der Kultur geblieben wären, wie sie es zur Zeit der alten Babylonier und Assyrer und schon lange vorher waren, statt daß sie so gut wie ganz aus der Geschichte ausgeschieden sind, so müßte heute die Kultur von Europa und Asien ein einziges ununterbrochenes breites Band darstellen. Aber die Perser des Darius und Xerxes wurden von den Griechen besiegt: im Westen begann eine eigene, dem Orient feindliche Entwicklung emporzusteigen. Alexander der Große versuchte zum letzten Male, den noch jungen Gegensatz auszugleichen und ein Reich zu gründen, das von der Balkanhalbinsel bis zum Indischen Ozean reichte. Es war nur seine Person, die den Kreis zusammenhielt; nach seinem Tode fehlte der Mittelpunkt, um den sich die disparaten Teile gruppiert hätten, und so zerfiel der Bau. Das römische Imperium war zwar durchaus keine europäische Institution; aber der Schwerpunkt der Kultur war doch schon so weit nach Westen gerückt, daß wenigstens Indien und Ostasien dem Einfluß ganz verloren gingen. (Dies ist natürlich einseitig ausgedrückt; man könnte ebenso gut sagen, daß Europa dem asiatischen Einfluß verloren ging.) An Versuchen des Ostens, den Westen zu bezwingen, hat es nicht gefehlt: die Einfälle der Hunnen zu Beginn der Völkerwanderung und der Mongolen im Mittelalter zeigten, welch eine Gefahr Asien durch seine ungezügelter und unererschöpflich Menschenmassen auch in später Zeit noch darstellte. Und der Islam war ja nahe daran, dem Westen arabische Kultur aufzuzwingen. Ja, das russische Reich, mit seinen ungeheuren asiatischen Ländermassen dem heutigen Europa eine terra incognita, erlebt die Fortdauer dieser Angriffe bis in die Gegenwart und darüber hinaus; auf unübersehbarer Wahlstatt tobt stumm ein bitterer Kampf zwischen westlicher und östlicher Kultur — und niemand kennt den Ausgang.

Daß die Gegner einander ebenbürtig sind, daß Asien für Europa dieselbe Gefahr bildet wie Europa für Asien, das ist unsere letzte ziemlich peinliche Entdeckung. Es kommt uns allmählich zum Bewußtsein, daß unsere Welt nicht die Welt ist, und daß wir Europäer nicht die Menschheit bedeuten. Das Phänomen Europa, gemessen an Asien mit seinen größeren Ländermassen, seinen vollreicheren Nationen, seinen viel älteren Kulturen und einheitlicheren Traditionen, ist eine durchaus junge Erscheinung, sprunghaft und zerrissen in seiner Entwicklung, kompliziert in seiner Zusammensetzung, genialisch, ein Blender und Emporkömmling in seinem Gehen. Wir werden lernen müssen, wie dieses Europa entstand, was es ist und wohin es strebt; wir werden begreifen, daß

all unsere Urteile über den „Asiaten“ aus einer beschränkten, europazentrischen Weltanschauung hervorgegangen sind, und daß unsere Werte, weit entfernt, allgemein menschliche Werte, also Werte schlechtweg zu sein, vielmehr einseitig europäische Werte sind.

Ist nicht die Moral, die Nietzsche bekämpft, ebenso wie die Antimoral, für die er streitet, etwas Europäisches? Steht es nicht ebenso mit dem lieben Gott und mit dem, was wir „Natur“ nennen und mit dem mechanischen Kosmos der Atheisten? Europäisch ist die Überschätzung und Vorherrschaft der Arbeit in unserem Leben, europäisch ist die Unfähigkeit zur Ruhe, die doch erst die Frucht unseres Schaffens und Strebens wäre. Europäisch ist, wie gesagt, die „Dame“, europäisch bis zur Karikatur der „Gentleman“ samt seinem überspannten Begriff von Ehre, den auch schon Schopenhauer so bissig verspottet hat. Europäisch ist die Kunst, wie wir sie auffassen und betreiben, mit ihren Stilen und Problemen, mit Schulen und Cliquen, mit Publikum und Kritik; europäisch ist der Bohémien und der Schöngest und der Ästhet, ja europäisch, einseitig europäisch ist wahrscheinlich das „Genie“. Daß die polyphone Musik eine europäische Erfindung der letzten Jahrhunderte ist, gehört ja zu den bekannteren Unbegreiflichkeiten, auch wohl, daß ihre Grundlage, Dur- und Molltonleiter, keineswegs die einzigen oder die natürlichen Tonleitern sind, wofür wir sie durch Gewohnheit halten. Ein Konzert ist etwas für den Nichteuropäer wahrscheinlich lächerlich Europäisches, das Theater seltsamerweise nicht. Zolas Realismus und Dostojewskys Seelenanalysen wird nur der Europäer als Poesie begreifen. Und was ein Feuilleton oder gar ein Feuilletonist bedeutet, dürfte einem Nichteuropäer schwer klarzumachen sein. Aber sogar die Wissenschaft, so wie wir sie betreiben, ist kaum etwas allgemein Menschliches, ist nicht die Wahrheit schlechtweg, sondern eine einseitig bedingte, historisch entstandene, auf gewisse Menschen zugeschnittene, nämlich europäische Konvention. Der Drang nach Wahrheit gilt uns ja als höchstes Gesetz. Aber nicht umsonst hat Nietzsche die tollkühne Frage aufgeworfen, woher die Sittlichkeit der Wahrheit komme, und ob nicht die Unwahrheit, mindestens die Illusion wertvoller sein könne, und hat gezeigt, daß in unserer unbedingten Ehrfurcht vor der Wahrheit die christlich-europäische Moralität stecke. Wir Europäer haben unsere eigenen Methoden der Forschung, die (sozusagen) statistische in den philologisch-historischen Wissenschaften und das Experiment in den Naturwissenschaften. Das kritische Sammeln und Vergleichen, wie wir es organisiert haben, hebt uns an Fülle und Exaktheit der Ergebnisse über alle früheren und außereuropäischen Versuche weit hinaus und überschüttet uns mit einer unübersehbaren Menge gewußter Tatsachen, die wir fast nicht mehr bewältigen können. Das Experiment ist unsere glücklichste Erfindung; sie eigentlich hat die Naturkräfte in unsere Hand gegeben, ihr vor allem verdanken wir die Macht, mit der wir heute die Vorherrschaft auf der Erde ausüben. Aber erfolgreich oder nicht: unsere Mittel sind einseitig; sie machen uns zu Spezialisten, und wer weiß, ob nicht eine

andere Menschheit mit anderen Methoden zu einer ganz anderen Wissenschaft gelangen würde.

Gestehen wir uns ein: wir Europäer, die wir uns so weltbürgerlich vornehmen, bilden nur eine Seite der kultivierten Menschheit, mit ihren Vorzügen, aber auch mit ihren Begrenzungen. Die andere Seite, Asien, steht uns heute noch als unbekannter Rivale gegenüber. Überlegen sind wir ihm durch unsere Kanonen, durch Eisenbahnen, Kriegsschiffe und dergleichen materielle Dinge. Asien ist gegenwärtig unser Schüler. Schon daß er lernen will, beweist, daß er dem Lehrer gewachsen ist. Er wird weniger Zeit brauchen, als wir wünschen, bis er gelernt haben wird, was sich an Europa erlernen läßt. Dann erst beginnt die eigentliche Gegnerschaft, die der Kulturen. Wahrscheinlich geht es nicht ohne den blutigen Kampf mit Waffen ab; der Weltkrieg, von dem so viel gesprochen wird, ist die große Abrechnung zwischen Europa und Asien, sowie einmal Perser und Griechen, Punier und Römer auf Tod und Leben miteinander gekämpft haben. Die Westküste Amerikas und die Südgrenze Rußlands sind die gefährlichen Reibungsflächen. Daß in einem solchen Kampfe zwischen den beiden Hälften der Menschheit die europäische Sieger bleiben wird, wer will es wissen? Aber wie blutig dieser Krieg auch werde und wie er entscheiden möge: Asien ist zugleich unser einziger Verbündeter auf der Welt. Denn wenn der Menschheit im Großen noch ein Fortschritt bevorsteht, so wird er aus dem friedlichen Wettstreit zwischen europäischer und asiatischer Kultur hervorgehen. Eine Synthese von Europa und Asien, eine Verbindung von westlicher und östlicher Kultur — oder nichts sonst ist die Zukunft.

Aus dieser Einsicht erwachsen uns zwei Aufgaben schon für die Gegenwart, nämlich erstens, Asien kennen zu lernen — und zweitens, Europa immer europäischer zu machen. Und so, nachdem wir uns bemüht haben, zu zeigen, daß wir nur-europäisch sind, müssen wir zum Schlusse noch rasch darauf hinweisen, daß wir noch lange nicht europäisch genug sind.

Wir Europäer verstehen unter Kultur den Kampf gegen jede Art von Aberglauben. Aufklärung ist ein echt europäischer Begriff. Immer wieder sehen wir in unserer Geistesgeschichte das Recht der gesunden Vernunft sich durchsetzen gegen Dogmatik und Bevormundung. Ebenso oft aber revoltiert gegen die nüchterne Helligkeit des selbstgewissen Verstandes das Gefühl, die Ahnung des Unbekannten und Unerforschlichen; immer wieder wird die Aufklärung abgelöst von einer Epoche der Romantik. Europäisch also ist zwar die Geistesfreiheit, die Voraussetzungslosigkeit der Forschung, ist jener Wahrheitstrieb, der es wagt, der Wirklichkeit in jeder Gestalt ins Gesicht zu sehen; uneuropäisch dagegen sind alle, in Europa noch so tief wurzelnden Institutionen, die das Wissen aufhalten, Geister und Herzen knebeln und Dogma und Autorität dem menschlichen Verstande zu Zuchtmeistern setzen. Aber ebenso uneuropäisch ist jene Überhebung des bloßen Verstandes, jene Überschätzung exakter Wissenschaft, welche meint, die Welträtsel naturwissenschaftlich lösen zu können, und blind ist gegen das ewig Unbegreif-

liche. Europäisch ist erst das rechte Verhältnis zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Wissenschaft und Religion, europäisch ist der Ausgleich zwischen den widerstrebenden Tendenzen, deren oberste Richterin die Philosophie ist. Nur in Europa, scheint es, hat sich Philosophie entwickeln können. Wenigstens ist reine Philosophie eine ausschließlich europäische Angelegenheit, seit über zweitausend Jahren in ununterbrochener Tradition fortentwickelt. Und so könnte man die Philosophie in ihrer wechselnden Beziehung zum Leben, in ihren Erfolgen und Mißerfolgen, in ihrer Schätzung und Unterschätzung als einen Gradmesser des geistigen Europäismus ansehen.

Europäische Kultur ist der Kampf zwischen den sozialen und den individuellen Tendenzen des Menschen. In den Anfängen jeder Gesellschaft beherrscht das soziale Empfinden den ganzen Organismus. Die Gesellschaft oder der Staat bestimmen Recht, Sitte und Sittlichkeit; der einzelne wird ihnen unbedenklich geopfert. Fortschritt stellt sich immer dar als das Herauswachsen des Individuums aus der Masse. Aber nach der Tyrannei der sozialen Instinkte sind es zunächst nur die Rechte der Persönlichkeit, für die der Kampf unternommen wird. Eine höhere Stufe erst gedenkt auch der Pflichten gegen den einzelnen. Erst sind es nur die Starken, die sich als volle Menschen fühlen und durchsetzen, später wird das Recht des vollen Menschen auch den Schwachen freiwillig zugestanden. Diese typische Entwicklung können wir in der europäischen Geschichte verfolgen: Im Mittelalter scheint der einzelne gebunden von der Gesamtheit, es bietet sich unseren Blicken dar fast als Ebene. In der Renaissance hat sich das Individuum trotzig seiner Rechte bemächtigt; wir sehen Alpengipfel kolossal aufragen. Das achtzehnte Jahrhundert entdeckt auch die Pflichten der Gesamtheit gegenüber dem Individuum. Die Anerkennung der Menschenrechte ist, wie die Aufklärung, ein hocheuropäisches Ereignis. Seitdem ist das untere Niveau der Menschheit fixiert. Unter eine gewisse Grenze darf ein Mensch nicht mehr sinken; zum Sklaven, zur Sache kann er nicht mehr werden. Allein oberhalb dieser Linie hat sich nun im neunzehnten Jahrhundert der Individualismus um so stärker entwickelt. Die Menschenwürde einmal vorausgesetzt, werden die Unterschiede um so schärfer betont. Wieder erblicken wir das Europäische in dem Gleichgewicht beider Tendenzen. Uneuropäisch also ist Kastenwesen, Gottesgnadentum und Feudalismus; uneuropäisch ist es, eine Klasse von Menschen zum Schaden aller anderen mit Vorrechten auszustatten. Uneuropäisch aber ist auch die Gleichmacherei der Sozialisten und alle Konsequenzen dieser Theorien. Echt europäisch wäre eine Gesellschaftsordnung, welche ganz auf der freien Unternehmung beruhte, auf dem Wettkampf aller gegen alle, wenn jeder nur hoffen dürfte, nach dem Maße seiner Kräfte aufwärts und vorwärts zu kommen, von keiner Zunft gestützt, von keiner Kaste gehoben, jeder der Schmied seines Glückes, jeder ein Soldat auf Vorposten, jeder auf nichts als auf die eigene Verantwortung gestellt.

Dieses Gleichgewicht zwischen den Ansprüchen des Individuums und denen der Gesamtheit muß endlich auch die politische Zukunft Europas bestimmen.

Auch die Nationen dürfen wir als Individuen betrachten. Das Selbstbestimmungsrecht des Individuums würde verlangen, daß Nation und Staatsverband sich decken. Dieser natürliche Zustand ist im geschichtlichen Europa wohl nie verwirklicht gewesen, vielmehr haben immer einzelne Nationen verschiedenen Staaten angehört und hat mancher Staat mehrere Nationen umfaßt. Das achtzehnte Jahrhundert ist hierin am weitesten gegangen, da es aus seiner Weltanschauung von der „Menschheit“ gegen die Schranken der Nationalitäten am gleichgültigsten war. Heute erleben wir die entgegengesetzte Bewegung: die Nationen haben, infolge der sich ausbreitenden individualistischen Lebensanschauung, begonnen, sich mehr denn je als Individuen zu empfinden, und die allgemeine Bewegung der Völker geht dahin, sich mit dem Gleichartigen auch politisch zu vereinen und das Fremde auszuschleiden. Das widerstreitet aber dem Machtinteresse der Staaten, es widerstreitet auch dem Gesamtinteresse Europas, welches gerade mit Rücksicht auf Asien die Zersplitterung in lauter einzelne Nationalstaaten nicht wagen darf. Vom kosmopolitischen Standpunkte aus wäre im Gegenteil das Wünschenswerteste ein gesamteuropäischer Staat, den Napoleon Bonaparte wohl gewollt hat. Aber wie soll er zustandekommen, wenn die Völker auf Erhaltung der Nationalität, mit Recht, eifersüchtig sind? Ich meine: was Napoleon nicht gelang und nicht gelingen konnte, weil es die demütigende Gewalttat eines einzelnen war, die den Rückstoß notwendig hervortrieb, das könnte im Laufe natürlicher Entwicklung sich von selbst ergeben und zwar aus der Ausöhnung der beiden sich widersprechenden, aber berechtigten Tendenzen, nämlich eine allmähliche Auflösung der staatlichen Grenzen zu einem europäischen Gesamtstaat bei strenger Wahrung völkischer Eigenart nach Sprache, Sitte, Heimat usw. Schon heute haben wir bei allen Konflikten zwischen europäischen Staaten die Empfindung: eigentlich ist das alles Unsinn! Eigentlich sind die wirtschaftlichen und geistigen Interessen aller europäischen Staaten dieselben, und ein Krieg zwischen ihnen ist nur schädlich, indem es die Gesamtmacht Europas auf Erden herabsetzt. Denken wir uns einmal einen europäischen Staatenbund, ähnlich dem Bundesstaate des deutschen Reiches, welcher alle europäischen Interessen gemeinsam verwaltete, im übrigen aber den durch Sprache, Sitte, Heimat genügend bestimmten Nationen innere Selbstständigkeit gewährte! Der Gewinn wäre in jeder Hinsicht außerordentlich. Vorläufig heben sich z. B. die Seekräfte der europäischen Staaten fast gegenseitig auf, da sie ihre Kriegsmittel immer gegeneinander bereithalten müssen. Denken wir uns sämtliche Flotten vereinigt zu gemein-europäischen Zwecken, so werden kolossale Kräfte nach außen frei und die kosmopolitische Machtstellung Europas wächst plötzlich ins Ungeheure. Heute überwacht jede Nation eifersüchtig den Kolonialbesitz der anderen. Im Grunde ist es ganz gleichgültig, wem diese oder jene Kolonie gehört; wichtig ist, daß Europa im ganzen möglichst viel Kolonien hat und im ganzen Nutzen daraus zieht. Heute — um eine andere Seite zu beleuchten — sind die Polen, an drei Staaten verteilt, unruhige Elemente und für alle drei eine Last. Denkt man sich die

politischen Grenzen ausgelöscht, so bilden die Polen von selbst wieder ein nicht kleines, begabtes Volk, an dem Europa Freude erleben würde. Heute verbietet man ihnen, polnische Schulen zu haben; aber sicherlich hätte Europa im ganzen von echt polnischen Polen mehr Gewinn als von diesen Halbdeutschen und Halbrussen, die ihre Kräfte in unfruchtbarem Haß aufreiben.

Man widersteht schwer dem Reiz, dieses Bild eines Gesamteuropas weiter auszumalen. Nur das sei noch bemerkt: in diesem Europa wäre vielleicht auch ein Platz für das Volk der Juden, wo sie nichts zu sein brauchten als Juden (wie ihre Feinde wollen), und sie zugleich das Recht hätten, Europäer zu sein (wie es ihr eigener Stolz verlangt).

Man spricht so viel vom ewigen Weltfrieden. Mag es damit wie immer bestellt sein: der europäische Friede ist gewiß kein Hirngespinnst, sondern er muß und wird einmal verwirklicht werden. Ob dann diesem Europa ein ebenbürtiges Asien als Freund oder Feind entgegentritt und wem von beiden die Welt gehört, muß die Zukunft lehren.

Inzwischen wird man solche Gedankengänge als Phantasterei abtun wollen. Und freilich, das von uns gezeichnete Europa gibt es nirgends. Es ist weniger, aber auch mehr als Wirklichkeit: nämlich ein Ideal. Aber der Einsichtige weiß längst, daß Ideen lebendiger sind und mehr wirken als alle sogenannten Wirklichkeiten.



Der gegenwärtige Stand der Alkoholforschung

Von Ferdinand Goebel-Berlin



Die Alkoholfrage ist in den letzten Jahren in die erste Reihe der sozialen Fragen eingerückt. Staats-, Provinzial- und Gemeindebehörden, Gesetzgebungs- und Verwaltungsorgane, Vertreter der Wissenschaft und des praktischen Lebens aus allen Parteien, Bekenntnissen und Konfessionen bemühen sich gemeinsam um ihre Lösung. Überall, wo sich der Alkoholismus mit seinen verderblichen Einwirkungen auf Volksgesundheit, Volkswohlstand und Volksittlichkeit zeigt, wird geforscht und gearbeitet, um die Zusammenhänge aufzudecken und die Notstände zu beseitigen.

Diese rüstige Arbeit hat vieles zur Erkenntnis der Alkoholfrage beigetragen und den Alkoholgegnern ein Arsenal von Waffen geliefert, das von diesen bei ihrer Aufklärungsarbeit rege benutzt wird. In erster Linie sind es die großen im Kampfe gegen den Alkoholismus stehenden Organisationen, vor allen wohl der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, die es sich

angelegen sein lassen, die Fortschritte der Wissenschaft im Dienste der Volksaufklärung über die Schäden des Alkoholismus auszunutzen.

Im Gegensatz zu diesen Bestrebungen der Alkoholgegner, den Alkoholgenuß einzudämmen, bemühen sich Interessenverbände, in erster Linie der „Deutsche Brauerbund“ und der „Deutsche Abwehrbund gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung“, seit kurzem durch eine lebhafte Gegenagitation, dieses Bestreben zunichte zu machen.

Es dürfte dem gegenüber eine dankenswerte Aufgabe sein, einmal — wenn auch in aller Kürze — alle neueren Forschungsergebnisse der Alkoholfrage einwandfrei festzustellen.

Ist es ein Vorurteil, daß der Arbeiter seinen Schnaps trinken muß, weil er nährt? Weil der Alkohol Kraft gibt? Es steht heute fest, daß der Alkohol nicht nur ein Genußmittel ist, sondern in der Tat auch für den Menschen eine Energiequelle darstellt.*) Die bei der Verbrennung des Alkohols im Körper erzeugte Energiemenge wird von einem ruhenden Körper in seinem Wärmehaushalte verwertet. Trotzdem ist er kein Nahrungsmittel! Denn einmal ist der Alkohol ein narlotisches Gift, das bereits in kleinen Mengen das Gehirn betäubt und lähmt,**) und ebenso einwandfrei ist auch festgestellt, daß bei einem arbeitenden Körper nur ein Teil der erzeugten Energiemenge zu willkürlicher Muskelarbeit Verwendung findet, da der Alkohol die Wirkung der Übung fast gänzlich ausschaltet.

Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht Untersuchungen von Durig, der durch Bergsteigerversuche feststellte, daß nur etwas mehr als ein Viertel der im gegoffenen Alkohol enthaltenen Energiemengen ausgenutzt wird***).

Zu diesen beiden Faktoren gesellt sich ferner der Umstand, daß man für dasselbe Geld in Kartoffeln 7,5mal, in Getreidemehl etwa 5mal, in Zucker etwa 4mal soviel potenzielle Energie kaufen kann als in Bier oder in 35 vol.-prozentigem Kornbranntwein. Selbst wenn also der Alkohol ein einwandfreies Nahrungsmittel wäre, so wäre es unsinnig, ihn ein Nahrungsmittel zu nennen.

„Wenn der Arbeiter Bier oder Kornbranntwein kauft, um sich bei der Arbeit zu stärken, dann zahlt er die Kalorie nach Maßgabe der Durigschen Versuche nicht 7,5mal, sondern (7,5mal 4) rund 30mal teurer als in Kartoffeln, nicht 5mal, sondern 20mal teurer als in Mehl, nicht 4mal, sondern 16mal teurer als in Zucker! Wer sich in Bier statt in Kartoffeln Muskelkraft kauft, handelt genau so unwirtschaftlich wie jemand, der einen Dampfkessel statt mit Kohle mit Weizenmehl heizen würde.“ So schließt Gruber seine Betrachtungen über den Nährwert des Alkohols.

*) R. von Gruber: „Über den Nährwert des Alkohols.“ In: Alkoholfrage 1911. Jahrg. 8, S. 1, S. 14.

**) Man vergleiche die Arbeiten von Kraepelin und seinen Schülern.

***). Nach Versuchen von A. Durig an sich selbst. („Archiv f. d. ges. Physiologie 113 [1906]. S. 341.)

Die von den Interessenten der Alkoholindustrie verbreitete Anschauung, der Alkohol sei ein Nahrungsmittel — Bier sei flüssiges Brot, Wein nähre Kranke und Gesunde — entspricht demgemäß nicht den Tatsachen. Alkoholische Getränke können ernährungsphysiologisch und volkswirtschaftlich nur als giftige*), unwirtschaftliche Nahrungsmittel angesprochen werden.

In der Tagespresse findet man in den letzten Monaten häufig Hinweise auf die seltsam anmutende Behauptung, der Alkoholgenuß, ja der Mißbrauch des Alkohols verlängere das Leben. Es wird als Unterlage auf eine „kürzlich“ publizierte Statistik der „British Medical Association“ verwiesen, durch welche angeblich bewiesen wird, daß die Trinker die längste Lebensdauer haben, hinter welcher die Totalabstinenten um elf Jahre zurückbleiben, so daß die Abstinenten sogar um ein Jahr kürzer leben, als die ausgesprochenen Trunkenbolde. Zu dieser bereits im Jahre 1888 (!) veröffentlichten Statistik bemerkt Professor von Gruber**):

„Die erwähnten englischen Ergebnisse waren so erzielt worden, daß eine Anzahl von Ärzten bei jedem verstorbenen Patienten das Sterbealter und sein Verhältnis zu den geistigen Getränken notierte und der Berichterstatter Dr. Jamnard Owen danach die Verstorbenen in Gruppen von Abstinenten, Mäßigen, Trinkern usw. einordnete und für jede Gruppe das durchschnittliche Sterbealter berechnete.

Die statistische Wissenschaft ist längst im Klaren darüber, daß das Sterbealter für sich allein ein völlig unbrauchbarer Maßstab für die Beurteilung der Lebensdauer oder der Lebenserwartung einer Bevölkerungsgruppe ist. Im vorliegenden Falle läßt sich dies mit wenigen Worten klarlegen. Die Abstinenzbewegung ist verhältnismäßig jung, sie zählt daher verhältnismäßig viele junge Leute zu ihren Anhängern, das Durchschnittsalter der lebenden Abstinenten ist daher erheblich niedriger als das der lebenden Mäßigen, und daher wird auch das Durchschnittsalter der verstorbenen Abstinenten niedriger sein müssen als das der verstorbenen Mäßigen; geradeso wie das Durchschnittsalter der verstorbenen Studenten niedriger sein muß als das der verstorbenen Ministerialräte. Niemand wird sich darüber wundern und daraus den Schluß ziehen, daß das Studieren gesundheitschädlich sei. Schon Owen selbst hat in seinem Berichte den Schluß aus seinen Zahlen auf die Schädlichkeit der Enthaltksamkeit ausführlich zurückgewiesen, und seitdem ist fast kein Jahr vergangen, in welchem nicht der so einfache Sachverhalt den Freunden des Alkoholkonsums kargelegt worden wäre. Es geschieht daher im Bewußtsein und mit der Absicht der Täuschung, wenn diese Zahlen aufs neue aufgetischt werden. Diese Vorspiegelung ist um so unverantwortlicher, als durch die Veröffentlichungen der

*) Forel und Blassat: Der Alkohol ist ein giftiges Nahrungsmittel. Internationale Monatsschrift zur Erforschung d. Alkoholismus. 1912, Nr. 3, S. 111 ff.

**) „Die Kränklichkeit und Sterblichkeit der Bierbrauer in Berlin und Leipzig und die Kampfweise der Deutschen Brauer-Union.“ Alkoholfrage Heft 4, S. 329—330.

englischen Lebensversicherungsgesellschaften inzwischen bewiesen worden ist, daß die Abstinenten im Mittel länger leben als der Durchschnitt.“

Aber nicht nur aus englischem Zahlenmaterial — Dr. Politzker hat in einem Vortrage auf dem Ofterkurse 1912 des Berliner Zentralverbandes gegen den Alkoholismus erneut nachgewiesen, daß die Abstinenten in England eine um etwa 25 Prozent bessere Lebenserwartung wie die Allgemeinheit aufweisen — läßt sich die Tatsache belegen, sondern auch aus deutschen Untersuchungen. Auf Grund des Zahlenmaterials der Leipziger Ortskrankenliste*) und der Statistik der Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft**) habe ich nachgewiesen,***) daß der freiwillige Abstinente unbedingt als besseres Leben gewertet werden muß, daß also der Alkoholenthaltende größere Aussichten auf ein längeres Leben hat, wie der regelmäßig Alkohol Genießende.

Die Behauptung, der Alkoholismus verlängere das Leben, steht somit vollkommen in der Luft, da alle Untersuchungen zu dem entgegengesetzten Resultate kommen.

Bedenkliche Zahlen haben Untersuchungen zutage gefördert, die versuchen, Klarheit in die Zusammenhänge zwischen Alkoholmißbrauch der Eltern und Schwachsinn der Kinder zu bringen. Sanitätsrat Dr. P. Meyer stellte in dem Bericht über die Tätigkeit der Berliner Schulärzte im Jahre 1909/1910 bei nicht weniger als 202 Knaben und 118 Mädchen, somit 320 Kindern erbliche Belastung durch Alkoholismus des Vaters, bei acht Knaben und fünf Mädchen solche durch die Mutter fest. Dr. med. Rühls führte in einem Vortrage†) aus: „Ein großer Teil der Kinder hat seine geistige Minderwertigkeit als ein trauriges Erbe von den Eltern mit auf den Lebensweg bekommen. Sie stammen vielfach aus Familien, in denen Geistes- und Nervenkrankheiten aller Art, Syphilis und Tuberkulose und nicht zum mindesten der chronische Alkoholismus einen unheilvollen Einfluß ausgeübt haben. In 43,6 Prozent der Familien konnte ich eine mehr oder weniger schwere erbliche Belastung elterlicher resp. großelterlicherseits nachweisen. Von den insgesamt in Betracht kommenden 296 Familien waren 90 (d. h. 30,4 Prozent derselben) sogenannte Trinkerfamilien.“

Zahlreiche Urteile und Untersuchungen mit demselben Ergebnis liegen vor, so daß man mit Sanitätsrat Dr. Lippel††) sagen kann, daß durchschnittlich 50 Prozent der Kinder aus Trinkerfamilien minderwertig sind. Man wird die Zahl der minderwertigen Kinder nicht unterschätzen, wenn man bedenkt, daß die Zahl der in Deutschland lebenden Trinker ungefähr auf 300 000 geschätzt wird.

*) Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in der Ortskrankenliste für Leipzig und Umgebung. Carl Heymanns Verlag, 1910.

**) Zeitschrift für Versicherungsweisen, 5, Heft 8.

***) Masius' Rundschau 1911, Heft 10/11.

†) Zeitschrift des bergischen Vereins für Gemeinwohl. 1911, Nr. 9

††) Zeitschrift des bergischen Vereins für Gemeinwohl. 1912. Nr. 2 und 3, S. 59.

Diese traurigen Zustände werden durch Alkoholgenuß im Kindesalter noch verschlimmert. Trotz der Einmütigkeit in der Behauptung aller Ärzte und Pädagogen, ja sogar der Interessenten der Alkoholindustrie, daß der Alkoholgenuß im Kindesalter unbedingt zu vermeiden ist, erhalten noch sehr viele Kinder Alkohol. Ich nenne aus der Fülle der Enqueten, die fast durchweg dasselbe Resultat aufweisen, nur die folgende*): „Vor kurzem hat der Schularzt eines größeren württembergischen Industriedorfes (im Oberamt Heilbronn) festgestellt, daß fast alle Kinder ab und zu geistige Getränke erhalten und 338 Kinder, d. i. über 50 Prozent, regelmäßig Most (Apfelwein) und Bier trinken. Die Menge wurde gewöhnlich als ein Glas oder $\frac{1}{4}$ Liter täglich angegeben. Von den Mädchen des siebenten Schuljahres trinkt der vierte Teil täglich mehr als einen Schoppen Most. Auch die Kinder der unteren Schulklassen bekommen häufig regelmäßig Most: im ersten Schuljahre 40 Prozent, im zweiten Schuljahre 80 Prozent. Von 171 Kindern des ersten und zweiten Schuljahres haben 78 oder rund 46 Prozent schon Schnaps getrunken.“

Ist es angesichts dieser Zusammenhänge ein Wunder, daß die Irrenhäuser und die Strafanstalten nicht mehr ausreichen, alle Minderwertigen aufzunehmen? Dr. Flaig**) berichtet auf Grund des Medizinalberichtes von Württemberg für das Jahr 1909 (veröffentlicht 1911), daß „bei den Aufnahmen in die württembergischen Staatsirrenanstalten in den Jahren 1905 bis 1909 in 6, 10,7, 12,8, 3, 7,1 Prozent der Fälle Alkoholismus die Ursache der Geisteskrankheit war, also im Durchschnitt bei 8 Prozent. Rechnet man die Fälle zusammen, in welchen entweder der Kranke selbst oder eines der Eltern Trinker waren, Trunksucht in der weiteren Familie noch nicht mitgerechnet, so kommt der Alkohol 1909 in 9 Prozent der Aufnahmen als ursächliches Moment in Betracht, im Durchschnitt der Jahre 1905 bis 1909 bei 13 Prozent. Ähnlich in den Privatirrenanstalten“.

Der Irrenarzt Dr. E. Wittemann schreibt***): „Die schweizerischen Zahlen dürften dem Durchschnitte entsprechen, nach denen 21,2 Prozent der geistigen Erkrankungen der Männer und 3,8 Prozent derjenigen der Frauen rein alkoholischer Natur sind, während bei 48,2 Prozent der Männer und 11,9 Prozent der Frauen der Alkohol als Gelegenheitsursache mitspielt. Außer bei diesen Erkrankungen, die den Alkohol zur direkten Ursache haben, spielt der Alkoholismus noch bei den meisten anderen Geisteskrankheiten eine mehr oder minder große Rolle; indirekt dadurch, daß er eine Reimschädigung verursacht, welche in vielen Fällen als Grundlage zur Entwicklung einer Geisteskrankheit anzusehen ist. Außerdem ist er bei vielen Geisteskrankheiten ein auslösendes Moment, so bei der Epilepsie, Hysterie usw.“ Hefsenbach berichtet†): „Einen neuen Beweis

*) Zeitungskorrespondenz des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. 1912. Nr. 1.

**) Mäßigkeitsblätter 1912, Nr. 6 S. 93.

***) Die Quelle 1912, Nr. 2.

†) Die Alkoholfrage. Korrespondenz. 1912, Nr. 5.

für die Behauptung der alkoholgegnertischen Irrenärzte — wenigstens ein Viertel aller Irren verdanken ihr Los dem Alkohol — liefert die Irrenanstalt Kaufbeuren (Bayern). In vier Jahren 1907 bis 1910 wurden 1330 Personen aufgenommen. Davon waren 692 gleich 52,07 Prozent erblich belastet; bei den Fällen von Alkoholismus lag bei 43,22 Prozent Vererbung vor. Wegen Säuferwahnsinns (*Delirium potatorum*) waren 118 Patienten eingeliefert. Aber auch bei anderen Arten von Geistesstörung ist der Alkohol direkte oder indirekte Ursache, so bei 35 Fällen von Imbezillität. Im ganzen spielt bei 36 Prozent aller in der Heilanstalt aufgenommenen Männer der Alkohol eine ursächliche Rolle. Und nicht weniger als 1526,1 Mark Kostenaufwand erfordert durchschnittlich im Jahr ein Pflegling. (Berechnet nach den Jahresberichten.) Auf Grund der soeben veröffentlichten Jahresberichte städtischer Verwaltungen der Stadt Breslau*) komme ich auf die folgenden Zahlen: „In die städtische Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke zu Breslau wurden nach dem Bericht des Primärarztes Dr. Hahn im ganzen 874 — 586 männliche und 288 weibliche — Kranke aufgenommen. Bei nicht weniger als 286 = 33 Prozent der Kranken und zwar bei 255 = 43 Prozent der männlichen und 31 = 11 Prozent der weiblichen konnte als direkte Ursache Alkoholismus festgestellt werden.“

Einen kurzen Blick müssen wir am Schluß dieses Tatsachenmaterials auf den Zusammenhang von Alkoholismus und Kriminalität werfen. Auch hier einige Urteile. Dr. von Balta**) stellte fest, daß im Jahre 1910 im ganzen 8864 Personen (mit 10042 strafbaren Handlungen) infolge Alkoholgenuß mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen sind. Von diesen 10042 strafbaren Handlungen sind 5006, also fast die Hälfte, gefährliche Körperverletzungen. Da in Bayern rund 63000 Personen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze verurteilt sein dürften — die genaue Zahl steht noch aus, 1909 waren es 63537 Personen, — so sind dementsprechend sicher 14 Prozent der Verurteilten durch den Alkohol vor den Strafrichter gekommen. Rechtsanwalt E. Hotter***) rechnet aus, daß in zehn Jahren 1900 bis 1909 vor dem Schwurgericht Straubing 207 Fälle wegen Totschlag — Körperverletzung mit tödlichem Ausgang — abgeurteilt wurden. Hiervon war die Straftat 175 mal, d. h. in 84 Prozent der Fälle nach Wirtshausbesuch oder sonstigem Biergenuß, 187 mal, d. h. in 90,3 Prozent der Fälle an Sonn- und Festtagen verübt worden. Stubbe†) berichtet, daß auf der Generalversammlung des Gefangenen-Fürsorgevereins zu Rendsburg am 25. Juni 1911 unter anderem erklärt

*) E. Morgensterns Verlag. Breslau 1912, 128 S.

**) „Alkohol und Verbrechen in Bayern.“ In: Zeitschrift für Rechtspflege in Bayern. 1911, Nr. 24.

***) „Alkohol und Verbrechen in Niederbayern.“ In: Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. Juli 1911.

†) Stubbe, „Alkohol und Verbrechen.“ Zeitungsfort. des D. B. g. d. R. g. S. 1911, Nr. 8, 10.

wurde: „Immer wieder ist beobachtet worden, daß der erste Alkoholgenuß nach der Gefängnisentlassung wieder der erste Schritt zur Gesetzesübertretung ist. Von sämtlichen im verfloffenen Jahre in der hiesigen Strafanstalt eingelieferten Gefangenen sind 78 Prozent durch den Alkohol gefallen. Gefangenenfürsorge bedeutet also Kampf gegen den Alkohol.“

Eine Tatsache geht aus diesen Zahlen deutlich hervor. Der Alkoholismus kostet dem Staat Jahr für Jahr eine ganz bedeutende Summe. Erhebungen nach dieser Richtung hat kürzlich eine vom schwedischen Staat eingesetzte Kommission aufgestellt. Sie rechnete z. B. aus, daß von 2403597 Kronen Gefängnislosten im Jahre 1908 71,5 Prozent = 1718572 Kronen allein auf das Konto Alkohol kommen.*) Wilms**) gibt einige Fälle aus der Praxis. „Was einzelne Trinker der Allgemeinheit kosten können.

Für den Trinker H. H. wurden verausgabt in der Zeit von 1900 bis 1911

Barunterstützungen	239,— M.
Pflegelosten für die Frau	8,— „
Kosten für die Unterbringung der Kinder	4951,— „
in elf Jahren	5198,— M.

Für den Trinker F. B. in der Zeit von 1904 bis 1911

Barunterbringung	1247,77 M.
Bekleidung	45,— „
Unterstützung aus einer Stiftung	183,75 „
in sieben Jahren	1476,52 M.

Für den Trinker W. Sch. in der Zeit von 1894 bis 1911

Barunterstützungen	963,39 M.
Unterbringung in einer Heilanstalt	160,50 „
Krankenhauspflegelosten für die Frau	55,90 „
Unterbringung der Kinder	1875,16 „
in sieben Jahren	3054,95 M.

In allen drei Fällen dauert die Unterstützung fort.“

Man schätzt die jährlich in Deutschland durch trunksüchtige Eltern verursachte Armenlast auf insgesamt 20 Millionen.

Zweifelloß ist darum der Ausspruch des Staatssekretärs des Reichsschatz-amtes Kühn — in der 43. Sitzung des Reichstages vom 22. April 1912 Protokoll Seite 1308 B — warm zu begrüßen: „Sollte wirklich der Preis sich dauernd erhöhen oder sollte aus irgendeinem Grunde — es gibt ja deren noch mehrere — Abnahme des Branntweinkonsums eintreten, auf die Gefahr hin, von Ihnen für einen finanzwirtschaftlichen Reper erklärt zu werden, muß

*) Percod, „Wie Schweden seine Staatsfinanzen von den Alkoholeinnahmen unabhängig machen will.“ In: Int.-Mon.-Schr. z. Erforsch. d. Alk. 1912. Nr. 6.

**) Zeitungskorrespondenz des D. B. g. d. M. g. G. 1912. Nr. 3. 2.

ich es Ihnen gestehen, daß ich in dieser Abnahme des Verbrauches an Trinktbranntwein einen so großen Vorteil für die Volkskraft und die Volksgesundheit, einen so hohen Gewinn an ethischen Werten erblicken würde, daß alle finanziellen Wirkungen dagegen in den Hintergrund müssen.“ Zweifellos ist es darum zu begrüßen, daß der Kampf gegen den Alkoholismus, gestützt auf ein umfangreiches Beweismaterial, immer weitere Kreise zieht und von Tag zu Tag bessere Erfolge zeitigt.



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

VI.

Dann war Kirmeßtag mit viel Lärm und Leben. Das Vieh stand zu Haufen angefahren und wurde einzeln abgetrieben, der Wind hauchte die grauen Laten der Buden auf, aber den größten Lärm machte doch das Vergnügen, das Karussell. Es stand auf einem ebenen Rasen hinter der Rolterschlucht und drehte sich zu den Walzern seiner eigenen Musik. Den ganzen Tag spielten diese Melodien, und wenn sie einen Augenblick innehielten, so sang oder piff einer auf der Straße sie nach, daß sie nie ganz schwiegen.

Wieschen hörte sie, sie schloß wohl das Fenster der Nähstube, aber die Melodien drangen durch Rillen und Ritzen, und Wieschen wurde krank davon im Kopfe und wie taub von allem Hören. Sie nähte noch an ihrem Kleid für den Abend; es wurde dann fertig und war aus neuem weißen Stoff, wie es recht war für alle die Feier, auf die es sich freuen sollte. Aber es war ohne Band und Schmuck und sah so totweiß aus, als warte es aufs Sterben.

Der Florentin trat einmal tags herein, besah und lobte das Kleid, er merkte nicht, wie es falsch zugeschnitten und schlecht genäht war, er ließ sich täuschen von dem Duft des Neuen, der aus den Falten stieg, dieser Duft war wie ein Freuversprechen, und der Florentin dachte nicht an Täuschung und Lüge.

„Hast mich auch lieb?“ fragte er sein Mädchen, und sie nickte mit ihrem armen, kranken Kopf ein trauriges, aber festes Ja.

Als Jette die beiden so zusammen sah und der Florentin dann hinaus war, stieß sie das Mädchen mit dem Fuß an, wo sie auf ihrem Plaze dem Wieschen gegenüber saß, sicherte und rückte mit den Schultern hin und her, sagte dann: ihr werde ganz eigen in dieser Zeit, wo so vom Freien die Rede wäre, selber kriegte man zuletzt noch die Lust.

Wieschen rücte von ihr ab, weil die Berührung sie ekelte, dann wieder streckte sie ihr die Hand hin, wie um Verzeihungsbitten. Zette wurde mißtrauisch und Wieschen entschuldigte sich mit einem: „Mir ist ganz wirr im Kopf.“

„Ja,“ meinte Zette, die ein wenig gereizt war durch das Wesen des Mädchens, „anders magst du schon denken jetzt als früher, möchtest sonst ums Leben nicht zum Tanzen ausgehen.“

Nach Mittag war der Florentin zur Stadt hinaus gewesen und kam in heiterer Erregung zurück. Er sei wie in Feststimmung, sagte er zu Wieschen. Er habe Einkauf gemacht in der Stadt, und solches habe er in seinem Leben noch nicht gelaufen, aber er verwahre es bis an den Abend, wo die Braut sich zum Ball geschmückt hätte. — Und ein Kuchenherz habe er ihr auf Kirmes gelaufen.

Er gab ihr das rote Herz, welches wie ein Heimatherz war, es kam keine Kirmes in die stillen Berge, diese Kuchenform und Art war das Herz der Kirmes selber. Wieschen lachte flüchtig, aber glücklich und dankbar. Sie hatte oft als Kind vor den Kirmesbuden gestanden und verlangend nach diesen Herzen gesehen, wie man sich sehnt, ein Herz voll Liebe zum Geschenk zu nehmen. Sie hatte aber eine harte Kindheit gehabt, und der Wunsch war ihr versagt geblieben. So kam ihr eine köstliche Kinderfreude an diesem Tage, wo die Gedanken ihr schwer im Kopf waren wie Steine, welche sich gegen ihre Stirn wälzten, daß es schmerzte.

Abends, als sie sich auf ihrer Stube zum Fest ankleidete, kam Zette ihr nach, klopfte an ihre Thür und ließ sich wie eine Dienerin das Herein sagen, saß dann unterwürfig auf einer Stuhlkante und bat, dem Mädchen das Kleid schließen zu dürfen. Sie wolle nun gut machen von vorhin, sagte sie, sie freue sich, daß das Wieschen einmal ausgehe zum Tanz und sich zeige, es, das Weimädchen der Zette Kamp als des Florentin Braut. Wie sie ihr aber beim Kleiderschließen im Rücken stand, sagte sie heimlich und mit Schärfe: „Sieh nur zu, daß du den Kley heute Nacht mit heimkriegst, sie ist nun mal ein Voh, die Regine —“

Wieschen lachte fremd, aber so siegesfest, daß ihre Gestalt dabei aufwuchs und Zette sich reden mußte, wie sie ihr das Halsbord schloß. „Daß ich ihn auch mit heimkrieg’, den Florentin!“

Wieschen nahm ihr Arbeitskleid und brachte es an den Wandnagel, sie hielt es länger in der Hand als nötig war, so, als trenne sie sich schwer von eben diesem Kleide. Sie trug nun das weiße und sah mit der Blässe ihres Gesichtes und mit dem Totenhaften des Kleides wie entseelt aus. Zette griff nach einer Blume, um das Mädchen freundlicher zu machen, es stand aber heute nur die Geranie auf der Fensterbank, und Wieschen fiel ihr in den Arm: „Sie paßt nicht, sie ist zu weiß —“ Und als Zette abließ, zitterten dem Mädchen die Hände.

Wie schwer waren ihr die Gedanken im Kopf, aber sie war doch ganz bei Sinnen und wußte, die feine weiße Geranie passe nicht zu ihr.

Wieschen glättete noch das Bett, wo sie gegessen und sich die Schuhe zugebunden hatte, dann ging sie mit Zette hinaus. Sie schloß die Kammer zu und zog den Schlüssel ab, nahm ihn mit sich hinunter und versteckte ihn unten im Flur. Der Florentin sah ihr dabei zu und befragte sie um dieses fremde Tun.

„Mir ist,“ antwortete sie klar, aber ohne ihn anzusehen, „du liegest mich nicht heim, so wie ich gegangen bin, und ich möchte dann lieber nie wieder zurück auf meine Mädchenkammer.“

Er nahm sie sacht und mit Scheu, um ihr neues Kleid nicht zu verdrücken. Es umgab sie wie eine Wolke, war mit seinen lockeren Stichen nur wie um sie gelegt und gesteckt, man sah, ein unzarter Griff würde es reißen und verderben können. Er nahm sie mit auf seine Stube, legte die Hand unter ihr Kinn, hob ihren Kopf, daß sie ihn ansehen mußte und antwortete: „Ich will dir was versprechen, Mädchen!“

Sie öffnete die Lippen wie zu einem Freudeschrei, aber da griff er in die Tasche und holte heraus, was er eingekauft und zu schenken sich verspart hatte. Er steckte ihr den schlichten goldenen Trauring an den Finger und sagte: „Die Ehe versprech’ ich dir.“

Er sah sie heiß und begehrend an, so, als wüßte er, sie möge aus ihrer Wolke heraustreten und mit einem Jubel willenlos in seinen Armen sein, aber er gewahrte, wie sie nur enttäuscht auf den Ring blickte und ihm antwortete: „Er ist zu groß für meinen Finger.“

Sie schloß die Hand zur Faust, daß ihr der Ring nicht abfallen konnte, und wie sie so neben dem Burschen zum Fest ausging, sah sie aus, als wolle sie alles niederdrücken, was gespenstisch vor ihr aufstand, wenn sie den Burschen ansah.

Sie war dann mit ihm und allen Mädchen und Burschen auf dem Fest, man sah sie neugierig an, einmal um das an ihr fremde Kleid, einmal um ihren Brautstand, und zuletzt und zumeist darum, daß sie überhaupt da war.

Die Regine sprang an ihnen vorbei und trug die Gläser aus. Sie ließ es an nichts fehlen zu ihrem Amt, obgleich sie selber auch zu keinem Tanz fehlte. Der Florentin trank nicht viel und sprach nur wenig mit der Regine; er sah nur sein Mädchen an und hatte keinen Wunsch mehr daneben, wenn er es bedachte. Aber er hatte einen Wunsch um sein Mädchen.

Als er sie einmal auf seinen Schoß niederziehen wollte und sie sich sträubte mit einem: „Hier doch nicht!“ — kam die Regine danach wie zufällig vorbei, als er allein saß und Wieschen tanzte. Sie trug das weiße Kleid mit den blauen Schleifen, von welchen eine losgerissen war und nur an einem Fädchen hing, daß es aussah, als sitze ihr ein Vogel auf der Schulter und hüpfte auf einem Fuß, ungeduldig, zum Wegfliegen. „Dein Mädchen ist wohl ein Kaltes,“ sagte sie. „Hab’s gesehen, nicht auf deinen Schoß hat es nieder wollen. Magste so ein Kaltes denn gern haben?“

Dem Florentin wurde heiß im Kopf um sein kaltes Mädchen. „Sie ist im Stillen anders,“ antwortete er.

„Du,“ sagte da die Regine, „dann holte ich mir mein Mädchen auch ins Stille, wenn es so wär.“

So ging der Abend um. Dem Florentin war der Kopf klar geblieben von allem Trunk, er vertrug nicht viel und hatte das wenige nur aus Anstand genommen. Er tanzte selber nicht, freute sich aber, wenn er sein Mädchen mit roten Backen unter den Tanzenden sah, um der Regine willen. Der Florentin, von den Burschen angetrieben, tat auch um sein Mädchen eine Runde aus, so war alles recht und zu Ehre gewesen, als es spät wurde. Wieschen hielt sich einmal an seiner Hand, ihr war, sie tanze noch, so drehte sie der Schwindel immerfort um und um.

„Komm,“ sagte da der Florentin; er sah, daß er das Mädchen quälte mit dem, was er um der Regine willen von ihr forderte, und es wurde ihm leid im Augenblick. Er nahm sie zart, doch sie hielt ihn so fest, als fürchte sie, er würde ihr genommen werden in dieser Stunde aller letzten Entscheidung. Sie war warm vom Tanzen, und ihr Blut klopfte so ungestüm, als stehe sie vor verschlossenen Türen und begehre ungeduldig Einlaß. Sie drückte die Hand, an der sie sich hielt, sie sah das Gesicht des Burschen von gutem, mitleidigen Ausdruck um sie, da schüttelte sie ein Nein mit dem Kopf und sagte zu ihm: „Es ist nicht schlimm, Florin, ich habe gern getanzt, weil dir's gefiel. Ich bin dir zu Lieb', Florin.“

Sie sah ihn halb strahlend an aus Glück um den Besitz seiner Hand und doch halb ängstlich aus Furcht, er lasse sie los und sie müsse sich allein zum Ausgang des Saales zurechtfinden.

Langsam sich durch die Menge bringend, strebten sie diesem Ausgange zu. Da trat ihnen die Regine entgegen. Sie ging schlendernd mit anderen Mädchen, kam aber aus der Reihe und stellte sich dem Kley in den Weg, daß er anhalten mußte, auch Wieschen, weil sie seine Hand nicht loslassen mochte.

„Warum hält sie dich so fest?“ fragte Regine den Kley wie zum Scherz. „Hat sie dich nicht sicherer, daß sie dich halten muß?“

Die leichte, lachende Weise, mit der sie sprach, griff ihn fester an als Wieschens Hand. Er ließ das Mädchen augenblicklich von sich, wie sie ihn auch halten mochte und antwortete der Regine: „Du magst denn sehen, wie wir sicher miteinander sind. Geh heim, Wieschen.“

Er sprach so streng er konnte mit seiner weichen und meist schwächernen Stimme, und Wieschen sah zu ihm auf wie in das Glaubenslicht einer brennenden Kerze. Sie wußte, er wollte der Regine zeigen, wie fest sie sich gehörten. Es war gut. Sie wollte den großen blinden Glauben zeigen, den er von ihr verlangte; sie dachte dann, das Spiel sei weniger um die Regine gewagt, als daß sie beide sich selbst die letzte und schwerste Prüfung setzten.

„Ich gehe, Florin,“ sagte sie lächelnd.

Er brachte sie noch bis an die Saaltür und tat ihr das Tuch fest um die Schultern, das sie bei sich hatte. „Halt dich warm,“ empfahl er ihr und sagte ihr heimlich: „Aber wart' bis ich auch da bin. Auf meiner Stube wart'.“

Sie antwortete nicht.

„Du,“ mahnte der Florentin.

Sie hatte die Saaltür schon geöffnet, eine kühle Luft schlug ihr von draußen entgegen, und das Ja, das sie dann zögernd antwortete, wurde noch von dem Winde halb gefaßt und verweht, daß es nur ein schlechtes, zagendes Versprechen gab.

„So wahr wie —“ der Florentin stockte, er fand nicht eben den rechten Vergleich.

Da blickte sich das Mädchen voll nach ihm um und sagte: „So wahr wie ich glaube, daß du gleich kommst, Florin.“

Run traten sie auseinander, und eines wußte vom andern, daß sie sich Wort hielten.

Der Florentin saß im Saal auf der Kante eines Stuhles und wippte unruhig mit der Lehne. „Er soll fester sitzen,“ dachte die Regine und trug ihm Gläser zu; er war erregt, versah sich und trank mehr als ihm gut war. Die Regine umschlich ihn und hatte Acht auf ihn. Er sollte nicht trinken und sinnlos werden. Seine Augen sollten nur Glanz haben, daß die Gegenstände um ihn her, die er mit diesen glänzenden Augen ansah, davon Widerschein bekamen und ihm zuleuchteten; das ohnehin leuchtende Haar der Regine aber sollte ihn blenden, daß er den Weg nach Hause nicht zurückfand um die Stunde und in der Weise, wie er sich dachte.

Als er sich dann auf seinem Stuhl festrückte, saß das Wieschen zu Hause in seiner Stube und wartete auf ihn. Sie war leise eingetreten, um die Schlafenden oben im Hause nicht zu wecken, hatte die Pforte draußen nur angelehnt und schlich über die Tonne hinein, weil die Schelle über der Haustür war. Sie hatte dann die Schelle abgestellt und die Haustür eine Spalte breit geöffnet für den Eintritt des Florentin. Gleich im Flur war ihr ein Bedenken gekommen. Sie hatte nach dem Schlüssel zu ihrer Kammer gesucht, wo sie ihm den Versteck gegeben hatte, dann mit dem Schlüssel in der Hand die Treppe hinauf gesehen, wo oben ihre Kammer lag — und war doch schleichen, wie eine Diebin und Verbrecherin, in die Stube des Kley gegangen. Run saß sie da und wartete, hatte noch den Schlüssel in der Hand, sie wollte ihn wegstecken in die Tasche ihres Kleides, aber das Kleid war locker genäht und die Tasche fehlte ihm ganz. So behielt sie den Schlüssel in der Hand.

Wieschen saß mit Herzklappen, sie war schon oft in dieser Stube gewesen, hatte wohl mit dem Florentin an seinem Tisch gegessen und zugehört, wenn er die Striche zu seinen Zeichnungen machte, hatte mit radirt und geraten. Sie waren so fein und still miteinander gewesen, daß es war, wenn sie aufstanden und aus der Stube gingen, als kämen sie Hand in Hand aus jenen

Gartenanlagen, welche sie gezeichnet hatten. Aber jetzt saß sie mit Angst in der Seele und wartete auf ihn; sie ängstete sich nicht um sein Kommen, sie wußte, er würde kommen und gleich da sein. Aber es fiel ihr ein, wie sie noch nie hier hineingegangen war, einschleichender Weise wie heute — und noch nie um diese Nachtzeit.

Sie hatte beide Hände geballt im Schoß, die eine um den Schlüssel, die andere um den Ring geschlossen. Sie hatte die Hand mit dem Ringe nicht losgelassen, jetzt kam ihr ein Krampf in die Finger, sie stand auf und legte Ring und Schlüssel auf den Tisch. Die beiden Gegenstände glänzten in der Mondhelle der Stube. Wieschen stand und starrte darauf hin, als wolle sie einen dieser Gegenstände wählen und für sich haben, sie wußte, sie verlor den einen, wählte sie den anderen. Aber hatte sie nicht gewählt? Sie hatte heute den Ring genommen und den Schlüssel von sich gegeben.

Wieschen ging auf Zehenspitzen durch die Stube und stand still vor dem Bilde auf der Kommode. Sie reckte und rieb noch ihre Hände, dann nahm sie es auf und sah es an. Es stellte des Florentin Mutter dar, die Mutter von jenen Nächten, die starke, arbeitssame Frau. Zwischen Bild und Glas war ein Gedenkblatt eingeklemmt, eines von ihrem Grab. Das Bild zeigte die Frau in jener letzten Zeit, wo sie sich ausruhte von ihren Nächten, sie saß im Lehnstuhl, war wie weggerückt von ihrem Plaze, wo sie im Leben gestanden. Sie saß, wenn auch von Alter gebückt, steif und groß, die Hände über dem starken Leib gefaltet, ohne die Arme in die Seiten zu legen, ohne sich anzulehnen. Es war, als richtete sie die geradeaus sehenden Augen noch auf die Hände ihrer Kinder und bewache noch ihr Tun von diesem Plaze aus. Aber Wieschen sah neben allem her ein Leuchten in diesen Augen, und ein Lächeln ging durch die groben Züge, wie es alte ernste Leute haben können, wenn sie ihr jüngstes großes Kind ansehen. Es verlor sich fast die Stärke der ganzen Gestalt in diesem Lächeln.

„Sie hat auch nicht stark sein können, ist auch um den Florin schwach gewesen, diese Frau,“ dachte Wieschen und stellte das Bild weg. War sie nicht wie ein Kind dieser Mutter? War sie nicht aufgewachsen in ihrem Geiste, gleichsam nach außen mit Kraft prahlend, aber innen eine Liebe tragend, wunderbar reich und schön und sich selbst vergessend in dieser Liebe?

„Mutter,“ sagte Wieschen. Sie sagte es zum ersten Male im Leben, es klang aus ihrer einsamen Seele wie ein Schrei über ein Stück Ödland, kein Echo kam, sie lauschte, keine Antwort kam. Da schüttelte sie verneinend den Kopf. „Sie ist deine Mutter nicht!“

Sie lauschte noch mal und sagte: „Du bist nicht ihr Kind!“

Sie hörte Schritte draußen und streckte die Hände, wie um gegen etwas anzugehen: „Du willst ihr Kind nicht sein —“

Sie hörte die Schritte näher kommen, leise und unsicher, einmal strauchelnd im Grafe der Anweide neben der Straße.

„Du wilst stärker sein als deine Mutter gewesen ist —“

Der Florentin trat durch die Pforte in den Garten und strauchelte noch mal auf der Treppe zum Haus. Wieschen griff nach dem Schlüssel, der auf dem Tisch lag, sie nahm ihn, war mit einem Sprung an der Tür, wäre mit einem zweiten im Flur und mit einem dritten und ein paar letzten in ihrer Kammer gewesen, aber sie zögerte an der Tür, das Bild seiner Mutter lächelte sie an, und sie wich langsam zurück in die Stube bis gegen das Fenster. Sie wollte sich aufraffen und bewegte die Arme, um sie dem Geliebten um den Hals zu legen, wenn er eintrat und auf sie zukam, doch ihr war, das Eisen des Schlüssels zerfließe in ihrer Hand, bringe in ihre Adern und gehe mit ihrem Blute in ihrem Körper um. Sie war schwer und steif mit dem Kopf, in welchem ihr die Gedanken wie Steine lagen, die, wenn sie sich bewegte, gegen ihre Stirn schlugen, und war schwer und steif mit dem Blut, welches ihr wie Eisen durch die Glieder floß. Der Geliebte würde die Braut nicht so finden wollen mit diesem Blut wie Eisen. Da rührte sie sich, wie um sich von sich selbst zu befreien, aber sie sank nur zurück gegen die Fensterbank und verharrte in dieser Stellung. Sie stand mit ihrem weißen Kleid, dem weißen Gesicht und in kühler ferner Haltung wie eine Eisblume in das Fenster gefroren.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sozialpolitik

Soziale Pathologie. Nachdem Priester und Medizinmann auf einer gewissen Kulturstufe die Personalunion aufgegeben hatten, durch die die Völker angeleitet und beherrscht worden waren, hat sich eine Hegemonie der Priester herausgebildet. Erst allmählich und dann mit argwöhnischem Erstaunen kamen die Oligarchen zur Erkenntnis, wie ihre Werkzeuge Schritt für Schritt sich die Waffen aneigneten, die sie befähigten, den Einfluß des Priesters unbewußt und bewußt zurückzudrängen. Der Kampf, den die Kirche gleichsam als Standesorganisation der Priester gegen den einzelnen unorganisierten Medizinmann als Träger der Aufklärung Jahrhunderte hindurch geführt hat, vermochte sein Vordringen nicht aufzuhalten. Die Versuche kenntnisreicher Kirchenfürsten, die Naturwissenschaft durch Anerkennung ihrer Bedeutung für die Menschheit der Kirche nutzbar zu machen,

vermochten nur vorübergehend den Einfluß der Priesterschaft wieder zu festigen. Die Anerkennung der wissenschaftlichen Forschung ist vor allem dem Medizinmann zugute gekommen und wir stehen heute vor dem erhabenen Schauspiel, ihn, der vor noch gar nicht langer Zeit als Zauberer verbrannt werden konnte, in seiner Eigenschaft als Arzt nach den Zügeln greifen zu sehen, mit denen die Priester, unterstützt von den staatlichen Juristen, noch heute versuchen, die Völker im Zaume zu halten.

Das Bild der eben angedeuteten Entwicklung schiebt sich vor unser geistiges Auge beim Blättern in **Alfred Grotjans „Soziale Pathologie“**. (Berlin 1912, Verlag von August Hirschwald, XI und 691 S. Preis 18.— M.) Es handelt sich in dem Werk, wie der Autor selbst sagt, um den „Versuch einer Lehre von den sozialen Beziehungen der menschlichen Krankheiten als Grundlage der sozialen Medizin und der sozialen

Hygiene", also im Grunde genommen um ein erneutes Vorwärtsdrängen derjenigen, die die Gesundheit des Leibes nicht nur des einzelnen Menschen, sondern der Nationen, ja der Menschheit selbst als das wichtigste Erfordernis menschlichen Seins in die Hand nehmen wollen. Ihr Mittel ist nicht philosophische Spekulation oder grüblerisches Laften nach den letzten Dingen. Sie sind Positivisten im Sinne Müller-Lyers, wenn er in seinem bedeutenden Werke „Der Sinn des Lebens“ (J. F. Lehmanns Verlag, München 1910, Bd. I, S. 37) ausruft: „... in der Menschheit sprudelt hell und klar der Quell der Erkenntnis, die wir überall im Weltall vergeblich gesucht haben; und erst und hier allein spricht die Stimme des Absoluten zu uns in Lauten, die wir zu deuten, die wir zu verstehen vermögen.“ Sie stützen sich einzig auf die Erfahrungen, die von tausenden immer wieder gewonnen und von bienenfleißigen Händen hervorgezogen werden aus Kranken- und Operationssälen, Studier- und Experimentierzimmern unter der Lupe des Bakteriologen und aus der Rechenmaschine des Statistikers.

Grotjahns Werk ist ein praktisches Vordringen in das dicke Gestrüpp von falschen Vorstellungen und bewußten Fälschungen, mit denen der Mythizismus aber auch die Herrschaft der Kirche unser gesellschaftliches Leben umgeben haben. Was er dabei als Arzt und Menschenfreund fand, hat Grotjahn zusammengestellt nach dem Gesichtspunkt der Bedeutung für die *societas*. So unterscheidet er sehr wohl, daß der Grad der Schmerzhaftigkeit einzelner Krankheiten, die unser Mitgefühl mit dem Leidenden besonders herausfordern, durchaus nicht mit der Höhe ihrer Bedeutung für die Gesellschaft zusammen zu fallen braucht, daß vielmehr die Häufigkeit ihres Vorkommens, also die Größe der Zahl der von ein und derselben Krankheit betroffenen Menschen den Ausschlag gibt. Mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen wird sich nicht nur die medizinische, sondern und vielleicht noch in viel höherem Maße die national-ökonomische Wissenschaft auseinanderzusetzen haben. Und schon dieser Umstand mag darauf hindeuten, von welcher außerordentlichen Wichtigkeit sie für den Staatsmann und

wirklichen Politiker sind. Aber erst wenn die wissenschaftliche Kritik gesprochen haben wird, werden auch Politiker und Staatsmann nach dem Buche greifen dürfen, um sich danach ihre Meinungen zu bilden. Hier sei nur auf einen Punkt hingewiesen, der bei der gegenwärtigen Phase des Kampfes zwischen Theologie und Naturwissenschaft für die Kampfstellung der Priester die Bedeutung eines Kernwerkes hat und zugleich die schwächste Stelle in der Angriffslinie der Naturwissenschaftler bedeutet. Grotjahn untersucht nämlich u. a. die Frage: „Wie können wir pathologische Zustände durch soziale Maßnahmen in ihrem Verlaufe beeinflussen oder verhüten!“ Zur Erläuterung dieser Fragestellung schreibt er weiter und bezieht sich dabei auf eine frühere Arbeit (Soziale Hygiene und Entartungsproblem. Jena 1904, Gustav Fischer.).

„Da ... einer wachsenden hygienischen Kultur die für den Volkskörper bedenkliche Wirkung zum Vorwurf gemacht werden kann (mir scheint es, mit Recht gemacht wird! G. L.), daß sie die körperliche Kinderwertigkeit bis zur Fortpflanzung erhält und so deren Kinderwertigkeit im Wege des Erbanges konserviert, anstatt sie einem frühzeitigen Ende zu überlassen, berührt sich die soziale Hygiene auf das engste mit dem Problem der körperlichen Entartung, mit dem sich auseinanderzusetzen die Vertreter der sozialen Hygiene allerdings die Pflicht haben. Denn in der Tat gibt es Krankheiten, die die starken Konstitutionen verschonen, während sie die Schwächlinge dahintrassen, so daß eine weitgehende Prophylaxe dieser Krankheiten den Artprozeß ungünstig beeinflussen würde. Aber dieser Konflikt läßt sich vermeiden, wenn man in das Gebiet der sozialen Hygiene eine sich sowohl auf genaue Kenntnis des Vererbungsvorganges als auch der bevölkerungsstatistischen Gesetzmäßigkeiten stützende sexuelle Hygiene einbegreift. Zwar liegen auf diesem Gebiete gegenwärtig noch keine Leistungen vor, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben können; aber wir dürfen doch hoffen, daß auch dieser Zweig der Hygiene, der nur in enger Verknüpfung mit dem Studium der wirtschaftlichen und kulturellen Zustände ausgebildet werden kann, in Zukunft ein frucht-

bares Gebiet gemeinsamer Tätigkeit der Ärzte und Volkswirte sein wird."

Es sind nicht nur die Volkswirte, die hier mit zugreifen sollten, — in diesem Grenzgebiet trifft sich wieder der Priester, der Seelsorger im weitesten Sinne, mit dem Mediziner.

Doch wird es wohl nicht so bald ein friedvolles Zusammentreffen sein. Gerade weil sich noch so vieles gegen die Vorschläge der Sozial- oder Rassenhygieniker ins Feld führen läßt, und weil die Orthodogie kaum kampfslos die Schanzen räumen wird, obwohl ein großer Teil der deutschen Geistlichkeit schon heute auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge mit Einschluß sozialer Hygiene Schulter an Schulter mit den Ärzten bedeutendes leistet, wird es vor dem Siege der Naturwissenschaften auf diesem Gebiet noch manchen harten Kampf geben. Wenn Grotjahn auf den Vorwurf, die soziale Hygiene bedinge Verschlechterung der Rasse, so freimütig hinweist, wie er es tut, so gibt das seiner Forschung einen ganz besonderen Wert: es zeigt sich darin die absolute Ehrlichkeit seines Strebens, bei festem Glauben an den endlichen Sieg.

Nichtweibliche Humanitätsduselei beherrscht ein Wert bei aller Nächstenliebe, sondern der Wunsch, die Nation für den Kampf ums Dasein zu vervollkommen. Das muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, weil sich hier Wissenschaft und Politik berühren und die Gegner sicher nicht zögern werden, den schwachen Punkt in Grotjahns Vorschlägen auszunutzen, um die ganzen Bestrebungen der Naturwissenschaftler in den Augen des Publikums, sei es als Utopie lächerlich zu machen, sei es als Verbrechen an der Nation zu brandmarken. Die orthodoxe Priesterchaft, die der Betätigung der Geistlichkeit auf sozialem Gebiet außerhalb der Kirche mit gemischten Gefühlen, ja feindlich gegenübersteht, wird gerade von dem bezeichneten Kernwert aus sich auch aus solchen Kreisen der Nation politische Hilfstruppen zu gewinnen suchen, die, obwohl sie der theologischen Philosophie, dem mystischen Jenseitsglauben an sich, recht kritisch gegenüberstehen, doch für die Stärkung der Priester Gewalt eintreten, eben weil eine Erfahrung von Jahrtausenden gelehrt hat,

daß der liebe Gott bei den größten Bataillonen steht, und daß die größten Bataillone sich dort am leichtesten auffüllen ließen, wo das Priestertum einen gewissen Einfluß auf das Volk behalten hat; und wenn kürzlich der Breslauer Nationalökonom Julius Wolff den katholischen Volksteil das Pivot der deutschen Volkskraft nannte, so liegt diese Auffassung im Rahmen jener Beobachtungen, die zur Ablehnung der weitgehenden sozialen Hygiene verleiten.

Bei den großen inneren Kämpfen, die die Priesterchaften aller Kirchen gegenwärtig entzweien, bei dem Eintreten selbst konservativer Kreise in Preußen für eine Trennung der Kirche vom Staat (s. z. B. Kreuzzeitung), das will sagen: für die Entkleidung der Priesterchaft ihrer äußeren Machtmittel, bildet die Sozialpolitik eine letzte Stellung gegen den erneut anstürmenden Positivismus, und der Arzt, ehemals als Mediziner mit dem Priesters alter ego, steigt auf die Schanzen, wohlbereit sich mit jenem von neuem zu verbinden, aber nur zum Dienst in einer Volkswohlfahrt, die Seele und Leib berücksichtigt, und die auf eine wechselseitige Anechtung beider, auf leibliches und geistiges Anechtung verzichtet. *Mens sana in corpore sano!*

G. Cl.

Genealogie

Heute möchte ich mit zwei irrtrümlichen „jüdischen Zuschreibungen“ des „Semigotha“ beginnen, die, wegen ihrer Begründung, ganz besonders eigenartig anmuten. In der ersten wird der große Geschichtsforscher Leopold von Ranke schlankweg zum Judenproffen gemacht. Es heißt: „Ranke aus dem Stamme Ruben“ in der Überschrift; dann aber weiter: „Ranke ist der symbolische Name ganz Judas, der jüdische Esau, der sich an der deutschen Fische emporrankt, sie umklammert und ihr alle Lebensäfte unterbindet, bis sie erstickt und in sich zusammenbricht... Ranke's Weltgeschichte gibt eine Reihe von evangelischen Pfarrervorfahren an, die alle Israel hießen, deren Nachkommen dem Rassenkundigen noch heute danach aussehen... Das Bischen auf Pastorenverwandtschaft ist eben kein untrügliches Zeugnis für echtes Deutschtum, haben sich doch die Semiten bereits stark in das Christ-

liche Vornamen eingemischt. Viele werden nicht gern an die jüdische Herkunft Manles glauben wollen, die auch von beachtenswerter Seite nicht zugegeben wird.“ Nun beginnt der „genealoge“ (wie der „Semigotha“ sagt) Text: „Gottlieb Israel Manle, aus thüringischer einst notorischer Judenfamilie, † Erfurt als Advokat usw. Beider Sohn: Franz Leopold v. Manle usw. — Seine Schriften tragen deutlich das Gepräge semitischer Denks; jede Epoche, meinte er, habe ihren Wert, ihren eigentümlichen Genius für sich, vor Gott erscheinen alle Generationen der Menschheit als gleichberechtigt und so müsse auch der Historiker die Sache ansehen (1864).“ Hier soll also eine anerkannte Leuchte der Wissenschaft, deren Lehren den Männern des „Semigotha“ un bequem sind, in den Augen ihnen nahestehender Kreise dadurch herabgesetzt werden, daß man diesen Mann zum Nachkommen von Juden macht! In Wahrheit ist eine jüdische Abstammung der Manle ganz ausgeschlossen. Der älteste bekannte Stammvater ist Andreas Manle, um 1800 Stadtkämmerer zu Bettin. Der Stadtkämmerer war, mußte auch das Bürgerrecht besitzen. Auch in einem Städtchen wie Bettin konnte zu jener Zeit kein Jude Bürger sein. Das müssen die Gelehrten des „Semigotha“ wissen. Dann kommen im Stammbaum der Manle drei Pastoren vor, Großvater, Vater und Sohn: Israel, Pfarrer zu Bornstedt, gestorben 1694; Israel, Pfarrer zu Wolferode, gestorben 1728, und Johann Heinrich Israel, Pastor zu Mittelsburg, gestorben 1799. Auf diese bezieht sich die ganz törichte Anspielung des „Semigotha“ hinsichtlich des Vornamens Israel. Es muß hiergegen ein für allemal festgestellt werden, daß die altbiblischen, alttestamentlichen Vornamen sich in sehr alten, evangelischen, namentlich reformierten Geschlechtern sehr oft finden, aber auch in lutherischen. Das ist, genau umgekehrt, wie der „Semigotha“ meint, gerade ein Zeichen alter, zäher Zugehörigkeit zum evangelischen, also christlichen Glauben. Diese Vornamen wurden gewählt im Gegensatz zu den neutestamentlichen Vornamen, die, als Heiligennamen, unseren evangelischen Altvordern einen katholischen Beigeschmack hatten. Und nun endlich die Ableugnung der Bedeutung der Reihe evangelischer Pastoren für

die Beurteilung christlicher oder jüdischer Abstammung! Evangelische Pastoren in alter Zeit sind ein ganz untrügliches Zeichen christlicher Abstammung. In diesem Punkte irrt der „Semigotha“ ganz bestimmt. Jene Tatsache ist ihm sehr un bequem. Man merkt es daran, wie das „Redaktionskomitee“ fortwährend auf die Frage zurückkommt und sich nicht genug freuen kann, ein oder ein paar Beispiele gefunden zu haben, wo Juden oder unmittelbare Nachkommen von Juden als Christen, sich dem geistlichen Stande gewidmet haben und in Pastorenämter gelangt sind. Diese Beispiele beweisen aber, gerade wieder umgekehrt, daß der „Semigotha“ nicht Recht hat. Denn von solchen Einzelfällen ist in alten Zeiten ein solches Aufhebens gemacht worden, eine ganze kleine Literatur schloß sich jedesmal an einen solchen „Fall“ an, der „Triumph des Christentums“ erschien den Zeitgenossen des engeren Kreises jedesmal so groß, daß diese Einzelfälle sich genau nachweisen lassen und, wo nichts dergleichen sich nachweisen läßt, deutet der evangelische Pastor als Stammvater, noch mehr eine Reihe von solchen, immer mit Sicherheit auf altchristliche Abstammung.

Auf ähnlichen Wegen ertappt man den „Semigotha“ in einem Artikel: „Wiedermann“ (es sind mehrere über verschiedene Geschlechter dieses Namens in dem Buch!), der im wesentlichen folgendermaßen lautet: „Der freih. Gotha (1911, S. 64) enthält eine, von Gustav Wiedermann usw. abstammende Familie, welche durch undeutsche exotische Vornamen auffällt.“ Es heißt dann weiter, daß der „Semigotha“ nicht an eine auffällige Namensgleichheit mit anderen Adelsgeschlechtern des Namens Wiedermann, die jüdisch sind, glaube, sondern an eine gemeinsame jüdische Abkunft. Für diese gingen ihm „allerdings die Belege ab“. Dann heißt es weiter: „In dieser Anschauung bestärkt uns nebst anderem die undeutsche Agitation des Herrn „Flodoard“ v. Wiedermann, erster Vorsitzender des Berliner Journalisten- und Schriftsteller-Vereins usw. und Dresdner Verlagsbuchhändler usw. gegen die Deutschschrift für die fremde Lateinschrift usw. Es ist ganz merkwürdig, daß jüdisches Blut stets für Fremdländerei und antideutsch ist — der Rückschluß

ist fast zwingend.“ Da hört doch alles auf, möchte man hierzu sagen. Zu erwidern ist allgemein, daß sich Fragen der Abstammung ganz ausschließlich auf dem Wege wissenschaftlicher, familiengeschichtlicher Forschung lösen lassen. Weber kann man aus un deutschen Vornamen oder aus fremdländischem Aussehen oder aus „Ausländerei“ auf nicht-christlich-germanische, sondern jüdisch-semitische Abstammungen schließen, noch auf unwissenschaftlichem Wege, wie die „Semigotha“ ihn eingeschlagen hat, zu richtigen Ergebnissen für die Rassenforschung gelangen. Zu dem Sonderfall Wiedermann habe ich zu erklären, daß mir der familiengeschichtliche Stoff über die Herkunft dieses, im Jahre 1802 in den Reichsfreiherrnstand gelangten Geschlechtes vorliegt, der bis zum Jahre 1588 zurückgeht. Ein in diesem Jahre zum ersten Male urkundlich, und zwar zu Chemnitz, genannter *Blasius Wiedermann* ist darin als Ahnherr des Freiherrn von 1802 nachgewiesen, und dieser Blasius war: Bäcker, und sein Sohn Gregor: Bürger zu Chemnitz, womit mindestens erwiesen ist, daß beide nicht Juden waren. Es folgen dann mehrere Geschlechtsfolgen, immer vom Vater auf den Sohn, von Vätern und Bürgern zu Chemnitz, bis mit dem Magister Joh. Wilhelm Wiedermann, der als Dialonus zu Geyer und „Böhlerrwürdigen Ministerii der Annabergischen Diöcese Senior“ im Jahre 1754 gestorben ist. Die „Gelehrten“ des „Semigotha“ und mit ihnen die deutschen Literaturfreunde können sich also beruhigen: dieses Geschlecht Wiedermann und mit ihm der Freiherr Boldemar, der rühmlichst bekannte Goetheforscher und pietätvolle Sammler von „Goethes Gesprächen“, gestorben 1903, Vater des oben genannten Freiherrn Flodoard, sind sicher im Mannesstamme, und nur um diesen handelt es sich vorläufig hier, rein christlich-germanischer Abstammung.

Könnte man nun bei diesen beiden Artikeln, wenn auch mit einer gewissen Mühe, an einen „guten Glauben“ des „Semigotha“ noch denken, so erscheint dieser bei dem Artikel über *Hansemann* beinahe ganz ausgeschlossen. Zum mindesten ist die Fahrlässigkeit hier so groß, daß sie ebenso schlimm ist, wie bewußte, böse Absicht. Es handelt sich um David Hansemann, geboren 1790, gestorben 1864,

Grenzboten III 1912

den bekannten königlich preussischen inaktiven Finanzminister, Präsidenten der Seehandlung und der Preussischen Bank, Begründer der Disconto-Gesellschaft, dessen Sohn Adolf (Geh. Kommerzienrat, gestorben 1903) im Jahre 1872 und dessen anderer Sohn Gustav im Jahre 1901 den preussischen Erbbel erhielten. Mutig behauptet der „Semigotha“, diese Hansemann stammten: „aus dem Stamme Juda“, und dann wird in bezug auf David dem Leser die alte Mär aufgetischt, die aber dadurch nicht richtiger wird und nie richtig werden wird, genannter David Hansemann sei ein zu Finkenwerder bei Hamburg am 12. Juli 1790 geborener „jüdischer Knabe“ gewesen, den ein „Pastor Hansemann in Aachen adoptiert“ habe! Diese alte Mär ist aber längst widerlegt, der Taufschein ist sogar veröffentlicht: David war der leibliche Sohn seines angeblichen Adoptivvaters Eberhard Ludwig, Pastors zu Finkenwerder, dann zu Heiligenfelde, und letzterer war der Enkel eines Hofanlenmeisters Lorenz Hansemann zu Potsdam, geboren 1733, bei dem nicht der geringste Anhalt dafür vorliegt, daß er jüdischer Abstammung gewesen sei. Der „Semigotha“ hat aber eine andere Logik: David und Adolf Hansemann waren Finanzgenies, also müssen sie semitischer Abstammung gewesen sein!

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz • Berlin

Schöne Literatur

Leidensgedächtnis, das sind die Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein *Leonora Christina*, vermählten Gräfin Ulfeldt, aus ihrer Gefangenschaft im Blauen Turm des Königschlosses zu Kopenhagen 1683 bis 1685. — Bearbeitet und herausgegeben von *Clara Priek*. Leipzig, Inselverlag. M. 5.

Leonora Christina, Tochter König Christians des Vierten von Dänemark und Gattin des gewaltigsten und hochfahrendsten Reichshofmeisters, den das dänische Königreich je besessen, legt in dem vorliegenden Buche ihr Leben und Leiden während einer fast zwei- undzwanzigjährigen Gefangenschaft nach dem Sturze ihres in himmelführender Ehrsucht sich selbst verlierenden Gatten zur Erinnerung für ihre Kinder nieder. Leonora Christina ist ein Tatmensch in des Wortes bester Bedeutung. Ihr Bild zeigt feingeschnittene, ener-

gische Züge, deren Strenge durch seelenvolle, gütige Augen gemildert wird. In Glück und Glanz, in Leid und Schmach ist sie ihrem Gatten und vor allem sich selbst treu geblieben. Sie war ein ganzer Mensch, dessen ruhige, selbstsichere Kraft wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts fast neidvoll bewundern müssen. „Ich leide,“ schrieb sie an ihre Kinder, „weil ich von einem tugendhaften Herrn und Gatten geliebt worden bin, den ich im Unglück nicht verlassen wollte;“ und an einer anderen Stelle sagt sie: „Wohl kann ich mit Hiob reden: Wenn man meinen Jammer wöge und meine Leiden zusammen auf eine Waage legte, so würden sie schwerer sein denn der Sand am Meere.“ Aber immer wieder erhebt sich ihr Herz in unerschütterlichem Gottvertrauen; und als nach der fast ein Menschenalter währenden Fast sich die Tore des Hekters für sie öffnen, in dem sie so lange schuldlos geschmachet, da kann sie in ungebrochener Kraft, ja, mit einem Scherzwort auf den Lippen, die Stätte ihrer uns heute unmenshlich erscheinenden Qualen verlassen. — Aber nicht nur als persönliches Erlebnis einer hochbegabten, edlen Frau, auch als kulturhistorisches Dokument ist das Buch von hohem Werte. Es läßt den Glanz der Höfe zu der Zeit, da in Deutschland der Dreißigjährige Krieg gerade beendet war, sowie die furchtbare Grausamkeit der Gefangenenbehandlung vor uns erstehen. Der Herausgeberin, die zur Charakteristik des Buches treffliche Worte fand, danken wir dafür, daß sie uns das Leidensgedächtnis wieder zugänglich gemacht und durch wohlangebrachte Kürzungen die Darstellung straffer und lesbarer gestaltet hat. H. U.

Richard M. Meyer. Literarhistorische und biographische Aufsätze. (Deutsche Bücherei. Bd. 116 bis 119.) 2 M.

Sicher war es ein vortrefflicher Gedanke des Herausgebers der deutschen Bücherei, in seine Sammlung eine Reihe von Aufsätzen des (auch den Lesern der Grenzboten) bekannten Gelehrten aufzunehmen. Zeigen sie doch gerade die Eigenschaften, die das größere Publikum fast allein reizen, sich mit literaturgeschichtlichen Untersuchungen bekannt zu machen, ohne anderseits dem geschmackvollen Leser durch das Phrasentum und die dilettan-

tische Oberflächlichkeit mancher populärer sogenannten Literarhistoriker lästig zu fallen. Meyers Geschicklichkeit, ein Thema so zu stellen, daß es auch den Fernerstehenden interessiert, seine anregende Art, die Früchte seiner großen Belesenheit wie spielend und ohne im geringsten damit zu prunken, auszubreiten, seine vornehme Zurückhaltung und Objektivität, sowohl den Dingen wie den Persönlichkeiten gegenüber, seine Fähigkeit, überraschende Zusammenhänge zu schaffen und nicht zuletzt die Klarheit und Natürlichkeit seines Stils werden den beiden anspruchlosen Bänden gewiß viele Leser erwerben. Das erste enthält Abhandlungen über allgemeinere Fragen, von denen die interessanten Parodiestudien und die überaus geistreiche Definition des Zufalls im Drama besonders hervorgehoben seien, das zweite behandelt einzelne Persönlichkeiten, und hier verdienen der Aufsatz über Gerh. Hauptmanns Entwicklung und der gut gefüllte über Paul Heyse besondere Erwähnung. —dt.

Tagesfragen

Das Unglück von Bins. Die Erzählung folgt dem Bericht eines Augenzeugen. „Ich stand auf dem oberen Teil der Landungsbrücke und sah hinunter auf die dicht gedrängt stehende Menschenmasse. Da mit einem Male ein Krach: ein Stück der unteren Brücke, etwa in Zimmergröße, senkt sich trichterförmig nach unten, und die Darauftretenden stürzen hinunter in das Wasser. Das Hilferufen, Schreien war fürchterlich; es entstand ein schreckliches Durcheinander, völlige Kopflosigkeit. Endlich kam Hilfe von den Mannschaften der glücklicherweise vor Bins liegenden Kriegsschiffe. Es vergingen natürlich bis dahin kostbare Minuten. Viele waren ertrunken.“

Die Tageszeitungen berichteten alles Nähere. Diese Zeilen sollen einen kleinen Beitrag zur Verhütung derartiger Unglücksfälle bringen.

Wie weit die Erbauer der Brücke und die Aufsichtsbehörden für das Unglück verantwortlich zu machen sind, das wird die Untersuchung klar stellen. Aber eine Ursache des furchtbaren Vorfalls ist jedermann bekannt, an deren Abhilfe allerdings noch niemand gedacht zu haben scheint.

Die „Gertha“ oder ein anderer Ostfreesdampfer kommt an. Lange vorher stehen die Reisenden, die aussteigen wollen, zum Teil mit Gepäck in den engen Gängen des Schiffs und drängen nach der Stelle zu, wo aus- und eingestiegen wird. Die Landungsbrücke wird sichtbar, eine fieberhafte Unruhe bemächtigt sich der Menschen. Endlich wird der Steg angeschoben. Nun aber gilt's! Vorwärts! Und aus dem Schiffsleib quillt die Masse heraus. Draußen aber steht schon die gleiche Masse und will hinein. Daß natürlich der Teil der Brücke, wo dieser Vorgang sich täglich mehrfach abspielt, mehr abgenutzt wird wie jeder andere, ist klar, ebenso daß eine stetig sich wiederholende stärkere Belastung dieser Stelle eintritt. Ob man in Sinn diese Erwägungen außer acht gelassen hat, kann hier nicht festgestellt werden, wohl aber liegt die Möglichkeit vor, daß diese Zeilen die maßgebenden Behörden angesichts des schrecklichen Unglücks zu einer Änderung der an der Ostsee eingebürgerten drangvollen Verkehrsordnung veranlassen. Es könnte bestimmt werden, daß mindestens zwei Stege an das Schiff geschoben würden. Die Entleerung würde schneller vor sich gehen, das Drängen würde vermindert. Es könnte angeordnet werden, daß die Ab- und Zugehenden sich nicht begegneten. Das Abnehmen der Fahrkarten könnte an einer geeigneten Stelle auf dem Schiff selbst — nicht am Landungssteg — erfolgen.

Vielleicht geben diese Vorschläge Veranlassung zu weiterem Durchdenken der so überaus wichtigen Sache und zu baldiger Abstellung der Übelstände. Die an unserer schönen Ostsee oft von schwerer Arbeit Erholung suchenden Menschen würden dankbar sein.

Dr. G.

Adel und Volkspflichten. Die Angriffe auf den Adel haben sich in der Gegenwart sehr gemehrt. Sie sind häufig nicht das Ergebnis von Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern vielmehr oft einer sozialen oder politischen Gegnerschaft entsprungen. Andererseits muß aber auch zugegeben werden, daß die Fälle und Erscheinungen, welche berechtigter Weise Bedenken erregen und Tadel verdienen, zugenommen haben, wenngleich auch teilweise wieder nur

im Rahmen einer ungünstigen Gesamtentwicklung unserer Zeit. Der Adel ist ein Glied des Volkskörpers, dessen Gedeihen davon abhängig ist, daß alle seine Glieder möglichst gesund sind. Deshalb muß der Volkspolitiker und Vaterlandsfreund wie jeden anderen Kreis von Volksgenossen, so auch den Adel abwägend prüfen und bewerten. Geschichte und Herkommen haben dem Adel und seinen einzelnen Gruppen eine gewisse Sonderstellung gewährt, die jedoch in unserer Zeit kein Vorrecht vor den übrigen Volksgenossen darstellen soll. Im Wettbewerb der Leistungen, bei den Ämtern und Stellen, die Staat und Gesellschaft zu vergeben haben, sind alle Angehörige des Volks soweit sie im einzelnen den allgemeinen Voraussetzungen entsprechen, gleichgestellt. Trotzdem ist es ein berechtigtes Streben, wenn der einzelne Mensch oder eine einzelne Familie hervorzuragen suchen. Doch nur dann trägt ein solches Streben eine sittliche Weihe in sich wenn nicht Außerlichkeiten, nicht Prunk und Tand, sondern innere Tüchtigkeit den Menschen in seinem Denken und Handeln emporheben. Das gilt für jeden Volksgenossen, es gilt besonders aber für den, der glaubt, durch Geburt und Namen bereits gehoben zu sein. Ihn treffen von seinem Standpunkt aus auch erhöhte Pflichten. Wenn die Krone, wie die Verleihung des Adels als einer Auszeichnung dardut, in dem Adel ein hervorgehobenes, wenn auch nicht bevorrechtigtes Volksglied erblicken will, so sollte auch jeder Angehörige des Adels als Mensch und Staatsbürger hierin nur den Ansporn zur Betätigung strenger Pflichterfüllung empfinden, die ihn im Dienste für Volk und Vaterland von den anderen Volksgenossen nicht scheidet, sondern enge mit ihnen zusammenführt. Diese Erkenntnis hat die Besten unseres Volks stets befeelt und hat sie Entgleisungen und leere Überhebungen, denen der innere Wert eines höheren Bemühens und Arbeitens fehlt, bekämpfen lassen. Je ernster und schwerer die Zeit, desto maßgebender und sieghafter herrschen solche Anschauungen. Menschen und Zeiten, die die furchtbare Gewalt des Krieges kennen gelernt, die den Tod auf den Schlachtfeldern in tausend Gestalten geschaut, denen kommt der Glaube an höhere geistige Güter, die über die äußeren Nichtigkeiten des Lebens hinausragen. Ihnen sind

Tüchtigkeit und Hingabe an das Vaterland edle wahre Lebenswerte, die gleich zu bemessen sind, ob sie sich nun beim Bauer oder Edelmann vorfinden. Aber Zeiten und Menschen, welche die Not und den Ernst und auch gleichzeitig die Hoheit des feindlichen Völkerringens nicht mehr kennen, welche diesem Kampfe scheu aus dem Wege gehen und nur in einem ungestörten Erwerbsleben das kostbarste Gut erblicken, die lassen eine Überschätzung der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens aufkommen und fördern eine Genußsucht und eine geistige und sittliche Erschlaffung. Da entsteht auch eine Talminoblesse, die in der Gegenwart nicht bloß in Kreise des Adels, sondern in alle Volksschichten einen verstärkten Eingang gefunden hat. Gesellschaftlichen Formen und Genüssen wird eine erhöhte Bedeutung beigemessen, und die Begierde, sich in ihnen zu betätigen und auszuleben, läßt oft das seelische und sittliche Gebiet zu kurz kommen. Man hält es nicht unter seiner Würde, an Stellen zu schwelgen und mitzugenießen, die man sonst meiden würde; man opfert, sogar sich selbst und das eigene Seelenempfinden und kettet sich für das Leben an einen anderen, wenn dieser nur die Mittel zu Prunk und Wohlleben bringt. Das sind Entartungen, die es zu allen Zeiten zwar gegeben hat, aber doch nicht immer im gleichen Um-

fange. Unsere Gegenwart zeigt ein Anschwellen dieser Niedergangsercheinungen in allen Volksschichten, ob Adel oder Bürgertum. Wenn aber der Adel sich eine hervorragende Stellung im Volkstum zuschreiben will, dann soll er vor allem in scharfer Selbstzucht sich von diesen zersetzenden und entwürdigenden Mängeln möglichst frei halten. Wahre Größe und Tüchtigkeit ist nicht an reichen Besitz gebunden; schlichtes pflichttreues Ringen für Ehre und Wohlfahrt des eigenen Menschen, der Familie und des Staats müssen allzeit höher bewertet werden, als äußerer Glanz. Nicht bloß mit Worten, sondern mit der Tat!

Wenn die Stunde der Gefahr an das Vaterland herantritt, wenn Menschen gefordert werden, die sich selbst mit ganzer Hingabe einsetzen, dann tritt Prunk, Land und Genuß zurück, dann gilt die schlichte ernste Tüchtigkeit und Treue. Mögen sie bei uns jederzeit in genügendem Maße vorhanden sein, möge nicht zu viel von ihnen in einem reichen, aufzuehrenden und entnerbenden Genußleben untergegangen sein. Das sind Mahnungen, die heute gebotener Maßen eindringlich an alle Volksschichten zu richten sind. Wer aber eine Führerrolle zu beanspruchen glaubt, soll hier mit gutem Beispiele zum Wohle von Volk und Vaterland vorangehen.

Otto v. Pfister-Darmstadt





Reichs Spiegel

(vom 29. Juli bis 4. August)

Bayern und das Reich

Während das bayerische Heer an der Seite der übrigen deutschen Kontingente, mit gleicher Tapferkeit und Bravour wie sie, im Sommer 1870 für Deutschlands Einheit auf den französischen Schlachtfeldern kämpfte, zerbrachen sich die bayerische Regierung und die bayerische Diplomatie den Kopf über die zukünftige politische und staatsrechtliche Stellung Bayerns. Zehn Tage nach dem Falle von Sedan vertrat Graf Bray, der damalige bayerische Ministerpräsident, in einer an den König Ludwig den Zweiten gerichteten Denkschrift noch den Standpunkt, daß Preußen den bestehenden Bund fallen lassen müsse, falls Bayern in einen neuen Bund eintreten solle. „Aber auch dann — heißt es in der Denkschrift — müßten die Bedingungen reiflich erwogen werden, unter welchen der Beitritt zuzugestehen wäre, und es würde von der Konstituierung des Bundes abhängen, ob und in welchem Maße für den nächst Preußen größten Staat eine Sonder- und Ausnahmestellung zu vindizieren wäre.“ Die langen und schwierigen offiziellen und inoffiziellen Verhandlungen mit den bayerischen Staatsmännern, die schließlich zu dem Vertrage vom 23. November 1870 und damit zu den Eintritt Bayerns in den nord-deutschen Bund führten, sind kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Reichsgründung. Mehr als einmal spitzten sich in den Herbstmonaten 1870 die Dinge in einer Weise zu, daß in eingeweihten Kreisen zeitweilig mit der Unmöglichkeit der Verwirklichung des Reichsgedankens gerechnet wurde. Dieses Schlimmste wandte Bismarck ab; mit unvergleichlicher Langmut und Nachsicht nahm er Stellung zu den Forderungen des Grafen Bray, die schlechtverhaltene Selbstsucht, unangebrachten Ehrgeiz und nicht zu übertreffende partikularistische Gesinnung diktiert hatten. Man hat es Bismarck in manchen Kreisen verargt, daß er Bayerns Großmachtsregungen nachgab und ihm Sonder- und Vorrechte zugestand, die zwar lange nicht soweit gingen wie Graf Bray, der von einer Gleichstellung Bayerns mit Preußen im neuen Bunde träumte, es gehofft, die aber doch eine unverkennbare Ausnahmestellung des größten süddeutschen Staates herbeiführten und so von vornherein auf das helle Licht der kaum gewonnenen nationalen Einheit dunkle Schatten warfen. So weitgehende Zugeständnisse zu machen, wie er es tat, ist Bismarck entschieden schwer genug gefallen, aber wie kaum ein anderer verstand er mit dem Historisch-Gewordenen zu rechnen. In Bayerns Geschichte aber, die mehr als einmal eine Wendung nahm, durch die bei geschickter Ausnutzung der

Umstände den Mittelsbachern die Führung in Deutschland hätte zufallen können, liegt die — vielleicht entscheidende — Macht des Partikularismus, wie ihn die regierenden Kreise Bayerns vertreten. Mußte Bismarck die Auswüchse dieses Partikularismus auch mißbilligen, so konnte er ihn doch verstehen. Und dieses Verstehen hieß ihm, bayerischen Wünschen bis zu einem erträglichen Maße Rechnung zu tragen. Dieses erträgliche Maß schien ihm erschöpft in der Gesamtheit der Sonder- und Vorrechte, die Bayern bei seinem Eintritt in das neue Deutsche Reich mit hinüber nehmen konnte. Eine andere Erwägung mochte hinzukommen. Würden nicht in den regierenden Kreisen Bayerns, nachdem es einmal Mitglied des Reiches und Teilhaber der Reichsgewalt geworden, die ausgesprochen partikularen Regungen durch nationale Ideen zurückgedrängt werden? Sollte nicht der Reichsgedanke und die Freude am Reiche in den regierenden Kreisen wirksam werden, nachdem einmal erkannt war, welche politischen und wirtschaftlichen Vorteile die Reichsmitgliedschaft auch dem größten süddeutschen Staate bot? Eine derartige Gesinnungsänderung würde zwar Zeit erfordern; unter Ludwig dem Zweiten und seiner Regierung konnte sie kaum eintreten. Ludwig der Zweite, ein „Regent von national deutscher Gesinnung, wenn auch mit vorwiegender Sorge für die Erhaltung des föderativen Prinzips der Reichsverfassung und der verfassungsmäßigen Privilegien seines Landes“ (Ich und Er I, S. 352), war es gewesen, der dem Gedanken Ausdruck gab, daß deutsche Kaisertum könne zwischen dem preußischen und bayerischen Königshause erblich alterieren. Daß Ludwigs Minister, insbesondere Graf Bray, anderen Sinnes werden würden, konnte nach allem, was dem Vertrage vom 23. November 1870 vorausging, nicht angenommen werden. Trotzdem blieb die Hoffnung auf eine fernere Zukunft nicht unberechtigt.

Inzwischen sind mehr als vier Jahrzehnte vergangen. Wie steht es heute um Bayern und das Reich? Es ist zu scheiden zwischen den Ansichten des Volkes und seiner Regierung. Die Bayern, soweit sie liberal gesonnen sind, dürfen mit vollem Recht für sich in Anspruch nehmen, Freunde des Reichsgedankens gewesen zu sein und daran mitgearbeitet zu haben, daß die Freude am Reiche wuchs. Sie haben trotz aller doch unverkennbaren Stammesunterschiede zwischen Nord- und Süddeutschen die heilsame Wirkung des Anschlusses Bayerns an das Reich erkannt und haben die Konsequenzen aus der politisch letzten Endes einzig möglichen Lösung der deutschen Frage gezogen. Von der trefflichen Gesinnung, die in ihren Kreisen heimisch ist, hat soeben (Münch. Neueste Nachr. 2. August Nr. 389) der alte Vorkämpfer des bayerischen Liberalismus, Georg Rüd., berebtes Zeugnis abgelegt. — Anders liegen die Verhältnisse bei demjenigen Teile des bayerischen Volkes, das unter der Leitung des Zentrums steht. Es ist oben auf den eigentümlichen Gang der Geschichte Bayerns als eine der Ursachen des bayerischen Partikularismus hingewiesen worden. Eine andere gleich wirksame Ursache liegt in der Herrschaft, die der Ultramontanismus aufgerichtet hat. Nachdem in dieser Zeitschrift erst vor kurzer Zeit in dem Aufsatz: „Föderalistische und unitarische Parteien“ (vgl. Nr. 14 vom 3. April) die Stellung des Zentrums zum Reichsgedanken dargelegt worden ist, erübrigt es sich, hier nochmals eingehend darauf zu sprechen zu kommen. Das Zentrum als föderalistische Partei par excellence war natürlich gar nicht in der Lage bei der großen Zahl seiner Anhänger in Bayern ein

freudiges Bekenntnis zu den neuen staatsrechtlichen Verhältnissen zu weihen. Mit dem von ihm vertretenen föderalistischen Prinzip ist eine Förderung und Pflege des Reichsgedankens, in welcher Form immer, unvereinbar. Wenn daher heute im bayerischen Volke die partikularistische Gesinnung einen so breiten Raum einnimmt, so liegt ein großer Teil der Schuld bei jener Partei, die ihre wirksamste Ob Sorge auf die volle Auswirkung, die Beibehaltung und Behauptung des föderalistischen Grundcharakters des Reiches erstreckt.

Und nun die Regierung! Die Vorgänge der letzten Zeit haben uns die bedauerliche Erkenntnis vermittelt, daß die derzeitige bayerische Regierung kaum einen anderen Standpunkt zum Reichsgedanken einnimmt als ehemals die Regierung des Grafen Bray. Wo bleibt der Reichsgedanke, wenn der Ministerpräsident des zweitgrößten deutschen Gliedstaates den Versuch macht, im Verordnungswege ein ihm unangenehmes, aber auf verfassungsmäßigem Wege zustande gekommenes Reichsgesetz zu umgehen? Wo bleibt die Autorität vor den Reichsgesetzen, wenn der Ministerpräsident des größten süddeutschen Staates das ihm unbequeme Gesetz ein „obiojes Ausnahmengesetz“, das „ohne jede zwingende Veranlassung erlassen sei“, nennt. Freiherr von Hertling hat es abgelehnt Parteiminister und Präsident eines Parteiministeriums zu sein. Seine erste entscheidende Tat und seine Worte, mit denen er sie zu rechtfertigen sucht, beweisen das Gegenteil, beweisen, daß er aus den Anschauungen derjenigen Partei, deren Führer er bis vor kurzem war, nicht hinaus konnte. Was ist es anders als eine Forderung des Zentrums, wenn Herr von Hertling, kaum zur Regierung gelangt, den Jesuiten die Ausübung ihrer Tätigkeit, soweit es in seinen Kräften steht, zu ermöglichen und zu erleichtern versucht? Was ist es anders als der Ausdruck einer unverfälschten föderalistischen Gesinnung wenn Herr von Hertling die Autorität des Reichsgesetzes durch einen ministeriellen Erlaß glaubt beugen zu können? Wenn Herr von Hertling sagte, er habe sich für berechtigt halten müssen, in der Weise vorzugehen, wie er vorgegangen sei, so wird man ihm das aufs Wort glauben; diese Worte sagen aber nichts anders, als daß ihm staatsrechtliche Erwägungen ferner liegen als ultramontane Gedankengänge. Herr von Hertling ist nicht der einzige Vertreter partikularistischer Tendenzen im bayerischen Staatsministerium. Seine Anschauungen werden allem Anscheine nach von seinen Kollegen geteilt. Herr von Soden hat darüber für seine Person keinen Zweifel gelassen. Ihm ist das Anrufen der Reichsregierung durch den Grafen Löring, das „Anrufen einer anderen Hilfe“, ein so unerhörter noch nie dagewesener Vorgang, daß er glaubte, ihn zurückweisen zu müssen. Das Unerhörte dieses Vorganges ist nicht einzusehen, und daß er noch nicht dagewesen sei, kann sich wohl nur auf das Hohe Haus der Reichsräte beziehen. Was Graf Löring tat war nichts anderes als die Ausübung eines Rechtes, das jedem Deutschen zusteht, da jeder Deutsche eben nicht nur Angehöriger seines Einzelstaates, sondern auch des Deutschen Reiches ist. Wenn Herr von Soden derartige unerhörte findet und als Anrufung einer „anderen“ Hilfe bezeichnet, so spricht das dafür, daß in ihm die Erinnerung an den Deutschen Bund, an die Selbständigkeit Bayerns und seine Unabhängigkeit von einer „anderen“ Instanz noch lebendig ist.

Die Vorgänge in Bayern haben uns gezeigt, daß es der bayerischen Regierung trotz mehr als vierzigjährigen Bestehens des Reiches nicht möglich war,

sich dem Reichsgebanken so zu assimilieren, daß Geschehnisse, wie sie in Taten und Worten vor sich gegangen sind, schlechthin ausgeschlossen waren. Diese in nationalem Sinne äußerst bedauerlichen Geschehnisse lediglich als eine momentan vereinzelte Entgleisung zu werten, scheint nicht angezeigt. Sie wiegen schwerer; sie sind das Bekenntnis der heutigen bayerischen Regierung zu den partikularistischen Bestrebungen, mit denen Bayern in das junge Deutsche Reich eintrat.

Monzambano

Bank und Geld

Der Geldmarkt — Günstige Gestaltung im Inland — Der Rückgang der Kreditansprüche — Wechselumlauf — Die Bankbilanzen — Der Konturs Verndt — Mißbräuchliche Finanzierungsmethoden im Baugeschäft — Die Börse

Die Entwicklung, welche die Geldverhältnisse in den letzten Wochen bei uns genommen hat, ist eine überaus glückliche zu nennen und wir haben allen Anlaß, mit derselben zufrieden zu sein. Dies tritt besonders klar hervor, wenn wir die Verhältnisse des Auslands, insbesondere Englands, zum Vergleich heranziehen: dort eine ganz auffällige Versteifung des Geldmarktes, welche den Privatdiskont über die Bankrate steigen läßt, in Deutschland eine verhältnismäßige Flüssigkeit, die selbst durch den Monatswechsel kaum beeinträchtigt wird. Es zeigen sich jetzt die Früchte der dem Markte gewaltsam aufgebrängten, anfänglich mit so viel Widerstreben und Unwillen aufgenommenen Zurückhaltung und Selbstbeschränkung. Während noch im Frühjahr der Geldmarkt Gegenstand schwerer Sorge war, hat sich heute das Bild völlig verschoben. Deutschland ist es nicht mehr, das durch übermäßige Anspannung und hohe Kreditansprüche den internationalen Geldmarkt gefährdet und in Verwirrung bringt. Deutschland hat seine Verschuldung an das Ausland längst gedeckt und sogar die nicht mehr sehr belangreichen Guthaben, welche Amerika hier noch unterhalten hat, sind zum guten Teil jetzt zurückgezahlt worden, nachdem sich in New York ein erhöhtes Geldbedürfnis zu zeigen begann und die Zinssätze eine steigende Richtung eingeschlagen haben. Diese Entwicklung ist ein in die Augen fallender Beweis für die Gesundheit und die Kraft unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Sie widerlegt durch die Tatsachen die geflüstert abgünstige Beurteilung, welcher wir noch vor kurzem seitens des Auslandes ausgesetzt waren. Die Erstarrung unseres Geldmarktes ist um so höher einzuschätzen, als sie sich Hand-in-Hand mit einem von Tag zu Tag schärfer akzentuierten Aufschwung der industriellen Konjunktur vollzogen hat. In der Tat ist diese Erscheinung eigentümlich und ohne Parallele: während zurzeit, als der Geldmarkt sich in kritischer Lage befand, die Konjunktur eine sehr geteilte Beurteilung fand und deutliche Zeichen der Schwäche aufwies, ist gegenwärtig, wo Eisen- und Kohlenindustrie fieberhaft arbeiten, kein direkter Einfluß dieser wirtschaftlichen Kraftanspannung auf den Geldmarkt zu verspüren. Es müssen also retardierende Momente vorhanden sein, welche die an sich unvermeidliche Rückwirkung des industriellen Aufschwungs auf die Geld- und Kreditverhältnisse nicht so unmittelbar in Erscheinung treten lassen wie ehemals.

Besonders auffällig erscheint, daß die mit jeder Hochkonjunktur verbundene Zunahme des Wechselumlaufs diesmal ausgeblieben ist. In den früheren Jahren der Hochkonjunktur, Ende der neunziger Jahre und vor der letzten ameri-

tanischen Krisis, war die Zunahme des Wechselumlaufs während des Anstiegens der Bewegung so ausgeprägt, daß sie von Jahr zu Jahr annähernd 10 Prozent betrug. Gegenwärtig aber hat die Zunahme des Wechselumlaufs, berechnet nach den Erträgnissen des Wechselstempels, im Jahre 1911 nur etwa 3 Prozent, im ersten Semester 1912 sogar nicht einmal 2 Prozent betragen. Es ist also offenbar, daß die Kreditanspannung entweder im Verhältnis eine geringere ist, als in den früheren Perioden, oder sich in andere Formen kleidet. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das erstere der Fall. Einen deutlichen Fingerzeig geben hierfür die Sunibilanzen der Banken, insbesondere der Berliner Großbanken. Durch den Vergleich der Ziffern der Monatsbilanzen erhalten wir in der Tat recht wertvolle Aufschlüsse über wirtschaftliche Verschiebungen, die vor diesen Veröffentlichungen nur vermutet, aber niemals statistisch erfasst werden konnten. Die Sunibilanzen der Berliner Großbanken zeigen nun, daß die Wechselbestände im Vergleich zum Vorjahr um volle 123 Millionen niedriger sind und sich im Laufe des ersten Semesters fast stabil gehalten haben. Zugleich sind die Debitoren im ersten Halbjahr nur unwesentlich (um 28 Millionen) gestiegen, während sie noch vor zwei Jahren die gewaltige Zunahme von 425 Millionen und noch im Vorjahr eine solche von fast 200 Millionen erfahren hatten. Hält man damit noch zusammen die Verminderung der Akzepte um 56 Millionen, so ist ganz offensichtlich, daß die Kreditansprüche im laufenden Jahr eine ganz erhebliche Einschränkung erlitten haben. Die mächtige Entwicklung der Eisen- und Kohlenindustrie hat sich also vollziehen können, ohne eine verderbliche Rückwirkung auf die Bankbilanzen und den Geldmarkt auszuüben, dank der vom Reichsbankpräsidenten erzwungenen Maßhaltung und größeren Umsicht in den Dispositionen. Heute wird angesichts jener ziffernmäßigen Beweise kein Einsichtiger mehr daran zweifeln, daß das Eingreifen der Reichsbank uns vor einer schweren Gefahr bewahrt hat, und die deutsche Geschäftswelt ihr daher zu lebhaftem Dank verpflichtet ist.

Freilich, völlig schmerzlos war die Kur nicht durchzuführen. Faule Glieder mußten amputiert werden. So ist denn nun auch nach monatelangen Sanierungsversuchen das Verhängnis über die Berliner Baufirma Kurt Berndt herein gebrochen. Der Konkurs ist erkannt und damit das Schicksal der zahlreichen Gläubiger — es handelt sich um zwei Millionen ungedeckte Lieferanten schulden — besiegelt. Diese dürften kaum etwas aus der Masse erhalten. Aber auch die zum Teil mit zweifelhaften Hypotheken gedeckten Bankgläubiger, Schaaffhausen und Deutsche Bank, werden kaum ungerupft davontkommen. Zweite Hypotheken sind, wie die Dinge heute liegen, in Berlin keine vollwertige Deckung. Aber nicht in der Höhe der Verluste, welche hier den Gläubigern bevorstehen, liegt das Bemerkenswerte dieses Zusammenbruchs. Dieser verdient Aufmerksamkeit vielmehr deshalb, weil er den ohnehin erschütterten Verhältnissen des Berliner Terrain- und Baumarckts einen neuen Stoß versetzt und die latente Krisis zu einer offenen gestalten dürfte. Es offenbart sich in diesem Falle Berndt klar und deutlich, welcher Mißbrauch unter Beihilfe der Banken in der Finanzierung großer Bauobjekte in Berlin im Schwange war. Dieser Mißbrauch besteht darin, daß die Unternehmerfirma selbst die Finanzierung der ihr übertragenen Millionenbauten unternimmt und sich dabei weit über ihre Kräfte hinaus engagiert. Sie verpflichtet sich, um den Auftrag zu erhalten, zur Beschaffung des Baugeldes oder der Hypotheken-

kapitalien. Dabei verläßt sie sich auf die Hilfe der ihr zur Seite stehenden Bank und auf das Glück, eine der Beleihung geneigte Hypothekenbank zu finden. Solange die Verhältnisse des Geldmarktes günstig sind, die Hypothekenbanken Pfandbriefe verkaufen können und im Gelde schwimmen, geht alles gut. Jeder am Geschäft Beteiligte verdient ausgezeichnet, nicht zum wenigsten die Bank, die für ihre Vorschüsse hohe Zinsen und Provisionen rechnet — denn Baugeldkredit ist teuer auch in normalen Zeiten. Um die erste — oft recht hohe — Hypothek ist keine Sorge; auch Millionenobjekte werden dann von den Hypothekenbanken gern beliehen. Und ist es keine deutsche Bank, so findet man wohl ein ausländisches Institut: die deutschen Beleihungen der Thurgauer Hypothekenbank, die weit über die für deutsche Institute zulässige Grenze hinausgehen, haben erst kürzlich in der Schweiz den Gegenstand heftiger Kritik gebildet. So hat auch Bernbt das Leihkapital für den „Zollernhof“ unter den Linden, mit nicht weniger als 4 Millionen zur ersten Stelle durch die Deutsche Grundkreditbank und mit $1\frac{1}{2}$ Millionen zur zweiten Stelle durch eine französische Gesellschaft beschaffen können. Anders aber gestaltet sich die Sache, sobald eine dauernde Versteifung des Geldmarktes eintritt, die Hypothekenbanken mit Beleihungen zurückhalten und die Banken keine neuen Kredite gewähren oder die alten kündigen. Dann ist bei den vielfachen und ungeheuren Engagements solcher Firmen deren Untergang nicht aufzuhalten. Diesem Schicksal ist früher Anauer und nunmehr auch Bernbt verfallen. Seit sich der Geldmarkt zugespitzt hat, ist der Absatz der Pfandbriefe vollkommen in das Stocken geraten. Die Beschaffung selbst erster Hypotheken in größeren Beträgen ist nahezu eine Unmöglichkeit. Selbstverständlich haben infolge dessen auch die Banken die Kredite restringiert und zwar um so energischer, als die Reichsbank die allgemeine Parole der Kreditbeschränkung ausgegeben hatte. Die Folge ist, daß die zur Fertigstellung der Bauten erforderlichen Mittel fehlen und die Unternehmerfirma ihren Verbindlichkeiten nicht entsprechen kann. Es ist klar, daß eine solche Finanzierungsweise wirtschaftlich durchaus ungesund ist. Sie bedeutet ein gefährliches Wirtschaften mit Kredit und zwar mit einem solchen, der nur durch Zukunftswerte gesichert ist. Die Unterlage des Kredits wird ja gewissermaßen erst durch ihn selbst geschaffen. Bedenkt man nun wie sehr diese Unterlage — also der Wert der Baulichkeiten — durch die daraufgeschlagenen Gewinne des Terrainspekulanten, des Bauunternehmers, der Vermittler, der kreditgebenden Bank — künstlich in die Höhe geschraubt wird, so ist es kein Wunder, daß mit dem Stocken des Baues die bisherige Wertakkumulation mit einem Schlag zusammenbricht. Das ist auch der tiefere Grund für das Scheitern der Versuche, die Firma durch Umwandlung in eine Aktiengesellschaft zu halten. Die in Ausführung begriffenen Bauten können von dritter Seite nicht mehr beliehen werden; sie sind zu teuer. Die Akkumulation erweist sich als falsch; sie ist auf ein Hineinwachsen der Objekte in die Beleihungssummen angelegt. Die Verluste müssen jetzt liquidiert werden und leider sind nunmehr die Hauptbeteiligten die Lieferanten und Handwerker, welche aus der Hypothekenvaluta Zahlung erhoffen. Der Zusammenbruch einer solchen bedeutenden, auf dem Immobilienmarkt im weitesten Maße enragierten Baufirma muß den letzteren noch tiefer als bisher zerrütten. Es zeigt sich, daß auch in einer Stadt mit so phänomenaler Entwicklung und mit einer so unerhörten Steigerung der Bodenrente dem Wachstum

gewisse Grenzen gezogen sind und daß eine künstliche mit den Mitteln der Spekulation und Kreditüberspannung geförderte Werterhöhung keinen Bestand hat und bei ungünstigen allgemeinen Verhältnissen zusammenbrechen muß. In Berlin ist auf dem Grundstücksmarkte viel gesündigt worden, es wird nunmehr hart gebüßt werden, leider haben nun die Böser nicht sowohl für eigene als für fremde Sünden aufzukommen.

Die Börse war unter dem Einfluß der günstigen Gestaltung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse recht angeregt und von fester Tendenz. Namentlich die Montanpapiere rückten in den Vordergrund. Die Quartalsausweise der Kohlenindustrie ergaben für das zweite Vierteljahr ein geradezu überraschendes Resultat. Die durch den Streik hervorgerufene Einbuße des ersten Quartals ist nicht nur eingeholt, sondern einem starken Aufschwollen des Gewinns gewichen. Der Anschluß des preussischen Fiskus an das Kohlen Syndikat fängt jetzt an, seine Folgen zu tragen. Die Herabsetzung der Umlagequote von 12 auf 9 Prozent, welche das Syndikat kürzlich vorgenommen hat, bedeutet eine starke Vermehrung des Reingewinns auch ohne Preissteigerung. Vermutlich wird die letztere aber nicht lange auf sich warten lassen. Unter diesen Umständen ist erklärlich, wenn die Börse plötzlich von einem gewissen Enthusiasmus für Kohlenwerte ergriffen wurde. Doch ist bemerkenswert, daß die Bewegungen sich nur innerhalb der berufsmäßigen Spekulation vollzogen und eine Teilnahme des größeren Publikums ausblieb. Es fehlte der Gausse daher die nachhaltige Kraft. Man müßte auch einer neu inszenierten Aufwärtsbewegung skeptisch gegenüberstehen und könnte nicht

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald kusserst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abturlenten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.

wünschen, daß außenstehende Kreise sich zu den gegenwärtigen Kursen begeistern. Denn das Niveau der letzteren ist reichlich hoch. Bleibt es auch teilweise hinter dem Vorjahre zurück, so ist der Bewertungsfehler doch sicherlich nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit zur Last zu setzen.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.

Bernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Bismarck 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 56/57.



Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfanz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, geförnter Bezug, Schrift in Goldprägung. M. 1.75.

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Prägung in Schwarz mit Gold. M. 1.—.

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1911 sind sofort komplett lieferbar, für 1912 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Einen Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein sendet auf Wunsch der Verlag.

Berlin SW. 11,
Tempelhofer Ufer 35a

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.



Bremen

Von einem Hanseaten



Bremen steht mit einer Viertelmillion Einwohner unter den deutschen Städten an sechzehnter Stelle. Als größter deutscher Seehafen nächst Hamburg, als von Jahr zu Jahr wachsender Industriepfatz besitzt es wirtschaftlich eine über seine Größe weit hinausgehende Bedeutung. Als „freie“ Stadt und deutscher Bundesstaat nimmt es auch politisch eine Sonderstellung ein, die seine wirtschaftliche Entwicklung wesentlich beeinflusst hat.

Bremens Handel hat in den letzten vierzig Jahren, namentlich seit dem im Jahre 1888 erfolgten Zollanschluß und seit der Regulierung der Unterweser, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Daß dieser Aufschwung mit dem Hamburgs und anderer großer Häfen des europäischen Festlandes nicht ganz Schritt gehalten hat, ergibt ein Bericht der Handelskammer zu Antwerpen, dem wir folgende Zahlen über die Ankunft von Seefrachten an den betreffenden Plätzen entnehmen:

	1870	1880	1890	1900	1910
	Reg.-T.	Reg.-T.	Reg.-T.	Reg.-T.	Reg.-T.
Bremen . . .	660 089	1 169 466	1 733 809	2 494 059	4 129 998
Hamburg . . .	1 389 789	2 766 806	5 202 825	8 087 514	12 657 000
Antwerpen . . .	1 362 616	3 063 825	4 506 277	6 720 150	12 654 153
Rotterdam . . .	1 026 348	1 681 650	2 918 425	6 326 901	10 876 507

Bremens Handel hat sich somit in vierzig Jahren verzehnfacht, während der seiner Konkurrenten, unter denen Rotterdam und Antwerpen auffallen, sich im gleichen Zeitraum verzehnfachte. Woran liegt das? Welche Umstände fördern und welche hemmen die Entwicklung Bremens?

Als förderndes Moment wird man, wenn man von hanseatischem Unternehmungsgeist, von der Zähigkeit und Ausdauer abieht, welche einer Bevölkerung

eigen werden muß, die seit Jahrhunderten im Kampfe mit den Gefahren der Seefahrt gestählt ist, nur die Seennähe schlechtweg in die Rechnung einsetzen dürfen, und auch dies nicht ganz ohne Vorbehalt. Mit den früher gebräuchlichen kleinen Fahrzeugen konnte man auch auf der seichten, in unregelmäßigem Lauf dahinfließenden, von zahllosen Sandbänken durchsetzten Weser Bremen erreichen. Der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzende Eisenschiffbau, welcher die Herstellung von Schiffsgefäßen in bedeutend größeren Abmessungen und damit erhöhtem Tiefgang erlaubte, drohte Bremen die Verbindung mit der See zu nehmen, und seinen Seehandel in solchem Umfange zu schädigen, daß dies einer Vernichtung fast gleich kam. Gerade der Umstand also, welcher neben der Erfindung der Dampfmaschine den einer ungewohnten Entwicklung entgegengehenden Welthandel mit Massengütern erst möglich machte, der Bau von Schiffsgefäßen hoher Seefestigkeit und außerordentlicher Größe, drohte dem Handel Bremens verhängnisvoll zu werden. Nur das entschlossene Eingreifen, die Voraussicht und Tüchtigkeit Bremer Männer, die Opferbereitschaft der Bevölkerung vermochten das Unheil abzuwenden. Oberbaudirektor Franzius, dessen Name weit über die Grenzen Bremens hinaus bekannt ist, hat sich durch sein geniales Lebenswerk, die 1887 begonnene und 1894 vollendete Korrektur der Unterweser und durch die Schaffung der Hafenanlagen in Bremen, unvergängliche Verdienste um Bremen erworben. Sein Werk bildet die notwendige Ergänzung der Arbeit des Bremer Bürgermeisters Smidt, der durch die Anlage der 70 Kilometer unterhalb Bremens und 50 Kilometer von der offenen See gelegenen Stadt Bremerhaven Bremen einen eigenen Seehafen verschafft hatte.

Zu den gewissermaßen natürlichen Schwierigkeiten kamen und kommen für Bremen politische und wirtschaftliche. Schon die Durchführung der Korrektur hatte neben der Lösung technischer Fragen die Aufwendung bedeutender Kosten und die Beseitigung des im wesentlichen wirtschaftspolitischen Widerstandes der Nachbarstaaten Preußen und Oldenburg erfordert. Wir sehen hier wohl zum ersten Male, wie die eigenartige politische Lage Bremens als selbständiger deutscher Bundesstaat seine Entwicklung hindert, es zum Teil von dem Wohlwollen der Nachbarn abhängig macht, ihm allein Kosten auferlegt für Arbeiten und Anlagen, welche auch der Allgemeinheit, insbesondere eben diesen Nachbarn, zugute kommen. Die Bremer Staatsschuld ist infolge der gewaltigen Aufwendungen, die Bremen für die Sicherstellung seines Seeverkehrs machen mußte, außerordentlich angeschwollen; sie hat sich in den letzten dreizehn Jahren verdoppelt und betrug am 1. April 1911 rund 263 Millionen Mark. Dabei erfordern der weitere Ausbau der Hafenanlagen, Baggerarbeiten auf der Weser usw. auch in Zukunft die Bereitstellung großer Mittel, und der noch immer wachsende Tiefgang auch der reinen Frachtschiffe macht eine weitere Vertiefung der Weser nötig.

Im Jahre 1910 verteilten sich die auf der Unterweser für bremische Rechnung angekommenen Schiffe auf die einzelnen Plätze wie folgt:

		Schiffe	%	Reg.-T.	%
Bremer Staat	Bremen	3256	= 58,41	1 666 414	= 40,35
	Begeßad	29	= 0,52	8 733	= 0,09
	Bremerhaven	1613	= 28,98	1 798 510	= 43,55
	zusammen	4898	= 87,86	3 468 657	= 83,99
		Schiffe	%	Reg.-T.	%
Preußen und Oldenburg	Geestemünde	112	= 2	191 119	= 4,68
	Brake	112	= 2	202 594	= 4,90
	Rordenham	259	= 4,66	253 557	= 6,14
	andere Weserplätze	195	= 3,48	14 071	= 0,34
	zusammen	5576	= 100	4 129 998	= 100

Nur etwa 40 Prozent der Tonnage gelangte also weseraufwärts bis nach Bremen. Der Bremer Handel ist daher einer schädlichen Dezentralisation ausgesetzt und wird zum Teil einem verteuernenden Umschlagverkehr unterworfen. Eine baldige befriedigende Einigung zwischen Bremen einerseits, sowie Preußen und Oldenburg anderseits wegen weiterer Vertiefung der Weser ist deshalb für Bremen von eminenter Bedeutung. Mit dem Anwachsen des Bremer Handels würde auch für die Unterweserorte, die mit und durch Bremen aufgeblüht sind, bald wieder ein Ausgleich geschaffen werden für den Ausfall, den sie vielleicht vorübergehend erleiden könnten. Man darf nicht vergessen, daß sie nur durch die Erfolge bremischen Wagemuts entwicklungsfähig geworden sind.

Außer wirtschaftlichen Gegensätzen einzelner Bundesstaaten kommen hier auch Reichsinteressen in Frage. Vor einigen Jahren kam wegen ungenügender Tiefe der Fahrwinne ein auf einer großen Bremer Werft erbautes Kriegsschiff bei der Weserabwärtsfahrt auf Grund und konnte erst einige Wochen später bei Springflut zur Wesermündung geschleppt werden. Die betreffende Werft besitzt hohe technische Leistungsfähigkeit und lieferte in vierzig Jahren der deutschen Marine viele gute und starke Schiffe. Ihre unge störte Entwicklung ist auch deshalb von Bedeutung, weil es wichtig ist, im Falle eines Krieges an der Unterweser eine Werft zu besitzen, die Schäden schnell und sachgemäß ausbessern kann. Die übrigen Weserwerften betreiben keinen Kriegsschiffbau und kommen selbst für Reparaturarbeiten an Kriegsschiffen kaum in Frage.

Bremen, das mit außerordentlicher Zähigkeit bedacht ist, seinen Platz an der Sonne zu sichern, hat die staatlichen Förderungsmöglichkeiten nicht vollkommen genossen. Wir deuteten schon an, daß es bei seinen auf Vertiefung der Unterweser gerichteten Bestrebungen statt Förderung Widerstand erfahren hat. Auch das inzwischen in der Ausführung begriffene Mittellandkanalprojekt hat bisher keine Bremen befriedigende Lösung gefunden. Mit der Fertigstellung des Kanals vom Rhein nach Hannover und der Fortsetzung der Mainkanalisierung wird auch das Einflußgebiet der ausländischen Rheinhäfen wesentlich erweitert, während der Rhein-Hannover-Kanal in der Weser keine vollwertige Fortsetzung findet. Bremen hat trotzdem im Interesse des Zustandekommens

dieses Kulturwerkes erhebliche Opfer gebracht. Es gehört zu den Lebensbedingungen eines Seehandelshafens, ein aufnahmefähiges, auf Wasserwegen leicht und billig erreichbares Hinterland zu besitzen, und gerade Bremen ist von der Natur auch in dieser Beziehung wenig begünstigt. Die Weser ist wasserarm, sie durchfließt schwachbevölkerte, industriearme Gegenden, und ihr Stromgebiet hat von Rassel bis Bremerhaven nur eine Länge von 462 Kilometern, während z. B. die Elbe 970 Kilometer stromauf schiffbar ist. Die Weiterleitung der eingehenden, die Zufuhr der ausgehenden Waren geschieht zum sehr großen Teile auf dem verteuerten Bahnwege. Das zeigt folgende Aufstellung, welche zugleich auch ein Bild von der Entwicklung des Bremer Handels in den letzten vierzig Jahren gibt:

Warenverkehr Bremens nach den Transportwegen, Gewicht in Doppelzentnern:

E i n f u h r :				
Jahr	Seewärts	Landwärts	Flußwärts Oberweser	zusammen
1869 . .	5 036 000	4 015 000	1 175 000	10 226 000
1879 . .	10 287 000	5 472 000	824 000	16 583 000
1889 . .	13 832 000	7 725 000	1 362 000	22 919 000
1899 . .	23 818 000	11 541 000	3 534 000	38 893 000
1909 . .	30 795 000	18 501 000	7 249 000	56 545 000
A u s f u h r :				
Jahr	Seewärts	Landwärts	Flußwärts Oberweser	zusammen
1869 . .	2 873 000	2 144 000	254 000	5 271 000
1879 . .	4 730 000	7 298 000	547 000	12 575 000
1889 . .	7 750 000	6 979 000	927 000	15 656 000
1899 . .	13 217 000	13 142 000	2 446 000	28 805 000
1909 . .	22 546 000	16 585 000	3 393 000	42 524 000

Man sieht, daß die Beförderung auf dem Flußwege eine verhältnismäßig sehr geringe ist. Die Erscheinung, daß die überseeische Einfuhr die Ausfuhr im Verhältnis von 3 zu 2 übertrifft, findet in der Hauptsache ihre Erklärung in dem Umstande, daß das industrietätige Deutschland in großem Umfange Rohstoffe einführt und dafür hochwertige, aber leichtere Fertigfabrikate ausführt. Leider bewirkt der Mengenunterschied zwischen Einfuhr und Ausfuhr eine unvorteilhafte Ausnutzung der Transportmittel.

Bremens größter Rivale ist Hamburg, dem die Elbe in Verbindung mit einem verzweigten Kanalnetz weite Strecken des Reiches erschließt. Ein anderer bedeutender Mitbewerber ist Rotterdam, das im Stromgebiet des Rheins ein reiches Hinterland besitzt. Ein weiterer Konkurrent droht ihm in Emden zu erwachsen. Preußen, das an der Nordsee keinen bedeutenden Handelshafen besitzt, ist seit Jahren bestrebt, Emden zu einem solchen zu machen.*) Es hat durch Aufwendung von 80 Millionen Mark vorzügliche Hafenanlagen geschaffen

*) Es sei hierzu auf die beiden vielfach beachteten Aufsätze „Emden“ und „Die deutsche Rheinmündung“ in den Heften 21 und 28 der Grenzboten hingewiesen.

und durch Erbauung des Dortmund-Ems-Kanals Emden der westfälischen Industrie nahe gebracht. Trotzdem vermochte dieser Hafenplatz bisher nicht die gewünschte Entwicklung zu finden. Das wird u. a. auf das Fehlen von Emden ausgehender, direkter Dampferlinien zurückgeführt. Bekannt sind die Bestrebungen der sogenannten Hohenlohegruppe, in Emden eine Dampfschiffahrtsgesellschaft zu gründen und sie durch Übernahme der Auswandererbeförderung lebensfähig zu gestalten. Der Erteilung einer Konzession an die Hohenlohegruppe ist aus den Hansestädten lebhaft widersprochen worden. Der Bundesrat hat der Hohenlohegruppe die nachgesuchte Konzession auch nicht erteilt, weil er die Bedürfnisfrage nicht anerkannte. Es werden aber in Zukunft die Schiffe des Lloyd und der Hapag Emden anlaufen, um seinen Warenverkehr zu heben und den Auswandererdienst zu versehen. Dadurch wird aller Voraussicht nach den Hansestädten allerdings ein Teil des Auswandererverkehrs entzogen werden.

Bremen ist der Sitz verschiedener, leistungsfähiger Schiffahrtsgesellschaften. Da ist die deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa“, die unter den deutschen Schiffahrtsgesellschaften an dritter Stelle steht, mit ihrem reichen Verkehr nach Ostindien, Argentinien usw. Ihre Schiffe fahren allerdings zum großen Teil von Hamburg aus. Ferner die Dampfschiffahrtsgesellschaft „Argo“, deren Schiffe u. a. Bremens Verkehr mit England vermitteln, die Rolandlinie, deren Schiffe nach Chile reisen, und die Dampfschiffahrtsgesellschaft „Neptun“, die mit ihren Schiffen die Nord- und Ostseehäfen besucht und den Rhein befährt, schließlich noch die Hamburg-Bremer Afrikalinie mit ihren Fahrten nach dem schwarzen Erdteil von Hamburg und Bremerhaven aus. Sie alle verschwinden neben der machtvollen Organisation des Lloyd. Der Lloyd ist es vor allen, der mit Passagieren und Ladung den Namen Bremens über die Meere trägt. Neben der Frachtschiffahrt pflegt der Lloyd besonders das Auswanderergeschäft. Die Auswandererbeförderung ist ein sehr unsicheres Unternehmen, das starken Schwankungen unterworfen ist. Für Bremen stellen sich die Zahlen der in den letzten zehn Jahren beförderten Auswanderer wie folgt:

1902 . .	143 329 Personen	1907 . .	234 013 Personen
1903 . .	175 320 "	1908 . .	74 626 "
1904 . .	133 681 "	1909 . .	144 417 "
1905 . .	186 856 "	1910 . .	157 896 "
1906 . .	208 343 "	1911 . .	115 044 "

Man sieht, es sind große und außerordentlich schwankende Ziffern, die an die Elastizität der Organisation große Anforderungen stellen und das Abschlußergebnis stark beeinflussen.

Allein die Aktien von Hapag und Lloyd stellen zusammen 275 Millionen Mark deutschen Nationalvermögens dar, das durch die Anleihebeträge noch um 144 Millionen auf 419 Millionen Mark vermehrt wird. Der Verkehr auf dem Dortmund-Ems-Kanal nimmt eine jährlich steigende Entwicklung, und auch die 80 Millionen für die Emdener Hafenanlagen werden sich für Preußen mit

der Zeit verzinsen. Auch der Handel besitzt eine Tradition und sucht seine Wege, wo altgewohnte Beziehungen ihn hinweisen. Der Handelsverkehr Embens, dessen Lage durch Kanal und Hafenbauten heute äußerst günstig ist, kann sich daher nur allmählich entwickeln.

Die Schifffahrt ist nicht auf Rosen gebettet, wie man im Inlande vielfach anzunehmen pflegt. Ein Blick auf die Kurszettel der Börse belehrt, daß die Industrie ohne Schiffbau weit bessere Geschäfte macht, als die der Schifffahrt verwandte Schiffbauindustrie.

Wir geben hier die Dividenden der sieben größten deutschen Schifffahrtsgesellschaften mit einem Aktienkapitale von 10 Millionen Mark und darüber für die letzten Jahre.

	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	Durchschnitt
	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%
1. Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg	4½	6	9	11	10	6	0	6	8	9	6,95
2. Norddeutscher Lloyd, Bremen	0	6	2	7½	8½	4½	0	0	3	5	3,65
3. Deutsche D.-G. „Panja“, Bremen	6	6	9	9	6	8	6	10	10	15	8,50
4. Deutsch-Austr. D.-G., Hamburg	5	6	7	8	8	8	7	7	9	11	7,60
5. Hamburg-Südamerik. D.-G., Hamburg	0	6	8	10	10	9	4	8	8	10	7,30
6. Deutsche D.-G. „Rossmos“, Hamburg	9	8	10	14	14	9	3	5	10	12	9,40
7. Deutsch-Ostaf. Linie, Hamburg	2½	0	0	4	0	0	3	6	8	8	3,15

Hierbei ist zu beachten, daß Hapag und Lloyd heute ein Aktienkapital von $150 + 125 = 275$ Millionen Mark, die übrigen Gesellschaften zusammen nur ein solches von 80 Millionen Mark vorstellen. Die noch verbleibenden über sechzig kleinen und mittleren deutschen Schifffahrtsgesellschaften umfassen dann noch ein Aktienkapital von insgesamt noch nicht 100 Millionen Mark. Sie verteilen fast durchweg schlechtere Dividenden als die obigen großen Gesellschaften. Ein verbleibender, statistisch nicht zu erfassender kleiner Rest von Privatreedereien fällt nicht ins Gewicht.

Man sieht, daß die Erträge der Schifffahrt außerordentlich wechselnd und auch ohne die vielen Gefahren und Schädigungen, welche ihr drohen, mäßig und allenfalls normal sind. Das wissen die vielen deutschen Kapitalisten, welche die Aktien der Schifffahrtsgesellschaften kaufen und damit das Interesse der Reeder auch zu ihrem, die Angelegenheiten der Hansestädte zu solchen des ganzen Reiches machen. Und der Reichtum, der in deutsche Lande eingezogen ist, ihn danken wir Handel und Schifffahrt, die durch vorteilhaften Warenaustausch mit den

Erzeugnissen und Schätzen ferner Länder Wohlhabenheit und Reichtum ins Reich tragen, der Industrie Rohstoffe gegen fertige Erzeugnisse vermitteln, dem Landmann Salpeter bieten, den Ertrag seiner Scholle zu mehren. Daß der Kaufmann hierbei selbst seine Rechnung findet, wer darf es ihm verargen?

Da Wohlfahrt von Handel und Gewerbe Bedingung und Grundlage für das Wohlergehen des gesamten deutschen Volkes ist, dürfen auch ihre vornehmsten Vertreter im Deutschen Reiche, Hamburg und Bremen, nur von allgemeinen Gesichtspunkten aus behandelt werden.



Das Epos in der Gegenwart*)

Von Dr. Richard Meszlény-Genf



ie poetischen Gattungen wechseln und lösen sich ab in der Herrschaft, so gut wie Könige, die sterben, und Weltreiche, die vergehen. Lange Jahrhunderte hindurch, von der Renaissance bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein, galt das Epos als höchster Gipfel der Dichtkunst. Dante, Tasso, Milton und Voltaire bedeuteten einst für die Welt, Klopstock für Deutschland lebendige Offenbarungen der Dichtung, nicht literarhistorische Götzen, die man viel lieber ungeprüft anerkennt, als zur Hand nimmt. Lessing vertreibt erst das Epos von seinem Ehrensitz und erobert ihn für das Drama, die gute Wehr: Shakespeare, in der Hand. Dennoch bleibt das Epos für Goethe und Schiller die heiß umworbene, einsame Höhe „objektivierter Poesie“, wonach alle reife Kunst, die auf Kraftwirkung verzichten darf, allezeit streben wird. Die Romantiker haben das Epos, wie alles andere, versucht; es ist ihnen, wie vieles andere, mißglückt, worauf die Jungdeutschen die Epopöe einfach totgesagt haben. Zur Begründung der Unfähigkeit fand sich inzwischen ein reichlicher theoretischer Stoff zusammen: aus der Entstehungshypothese des Epos nach Friedrich August Wolf und aus Hegels Geschichtskonstruktion hat Friedrich Theodor Fischer jene Auffassung und Wertschätzung der Epopöe abgeleitet, die, oft wiederholt und wenig geprüft, sich ungefähr bis vor die Tore der Gegenwart hindurchgeschleppt hat.

Das Epos, so hieß es, wäre ein Produkt der Volksseele; es könne nur in dem einzigartigen „Weltmoment“ völklicher Jugendzeit entstehen. Alle Kunststücken seien zwecklose Neubelebungsversuche eines abgestorbenen Vorbildes

*) Vgl.: „Erzählung und erzählende Dichtung“ von demselben Verfasser, Heft 19 der Grenzboten.

und ohne jegliche Lebensberechtigung, zumindest ohne jegliche Bedeutung für die Gegenwart, reiner Philologenschmaus. In unserer modernen Zeit gar wäre das Epos ein Ding der Unmöglichkeit. Es ward ein Dogma, daß das Epos einem unwiederbringlich verschwundenen Zeitalter angehöre und nur von historischem Interesse sein könne. „Es gibt kaum einen zweiten Satz — so klagt Wilhelm Jordan 1876 in seinen Epischen Briefen —, über den sämtliche neuere Ästhetiker und Geschichtschreiber der Literatur so zweifellos einstimmig gewesen wären.“ Mit ganz unberechtigter Selbstzuversicht fügt er hinzu: „— bis zu meiner tatsächlichen Widerlegung durch meine Nibelungen und ihren Erfolg bei den Deutschen zweier Hemisphären.“ Ach, der wackere Rhapsode hat sich und seine Erfolge überschätzt: der Bann wurde vom Epos noch nicht gelöst, es blieb noch eine ziemliche Weile als „Oberlehrerpoesie“ gebrandmarkt und alle Welt schauderte bei dem Gedanken eines modernen Epos. Noch 1895 konnte Friedrich Spielhagen seine Anschauung der Dinge mit Fug und Recht für die allgemeine, für die herrschende halten; er durfte in seiner Festrede der Goethegesellschaft mit Jordan und Hamerling die Gattung selber verwerfen. „Denn heute gibt es keine wahrhaftige und ernsthaft zu nehmende epische Poesie außer der Form des Romans.“ Eine Reihe von Argumenten nahm er aus aller Leute Mund. Mythos und Sage sind verfliegt, das Volk dichte nicht mehr mit seinem Sänger, die Kultur hat uns längst aller epischen Primitivität beraubt; die vielfach gegliederte Gesellschaft, die Arbeitsteilung, der Weltverkehr, die Kompliziertheit des Lebens bietet keinem einzelnen Dichter die Möglichkeit mehr, die Gesamtheit des nationalen Daseins mit einheitlichem Blick zu erfassen und in symbolischer Größe zu gestalten. Glücklich, wer als Romancier, befreit von der unnatürlichen Fessel des Verses, die Einzelercheinung erschöpft. Der Roman wurde zum Erben des Epos ausgerufen, ja er gilt heute noch als die moderne Form des Epos.

Raum haben wir's aber mit der Theorie so herrlich weit gebracht, da stürmte es von drei Seiten ein auf das Gebäude. Die ausübende Dichtkunst, die historische Forschung und die bildende Kunst warfen der Reihe nach Erscheinungen auf die Oberfläche, die sich in den schönen Rahmen gar nicht fügen wollten.

Seitens der Dichtkunst war's mit dem komischen Epos immer ein Haden. Diese ward ihrer Volkstümlichkeit eigentlich nie verlustig wie ihre ältere, würdigere Schwester. Plötzlich wurde sie sogar Mode: der „Renommist“ von Zacharia, noch mehr die „Johstade“ von Kortum erlebten Neuauflagen, Neubearbeitungen die Unzahl, Busch und sein Gefolge wurden mit komischen Epen die Lieblinge des ganzen Volkes. Doch dies nur beiläufig, da man ja das komische Epos mit einer leichten Handbewegung in den Bereich der Groteske verweisen konnte, außerhalb der Grenzen „großer“ Literatur. Da blieb der Roman tatsächlich Alleinherrscher. Immerhin tauchten auch Epen großen Stils auf, die sich trotz allen Mißtrauens, trotz aller Abneigung gegen die Gattung durchgesetzt haben. Spitteler's „Prometheus und Epimetheus“, sein „Olympischer Frühling“ werden

aus dem Halbbunkel eines kleinen schweizerischen Verlages ans Licht gebracht und erleben bei Diederich stets neue Auflagen. Zwar finden sich noch alljährlich strebsame Literaturhistoriker, die nach bewährtem Weingartnerischen Muster Spitteler immer wieder neu entdecken. Die Zeit der Entdeckung aber ist für den Dichter des „Olympischen Frühlings“ wahrlich vorbei, vielmehr steht seine genetische Erklärung, wie er scheinbar in eine unepische Zeit vom Himmel regnet, und die ästhetische Durchdringung seiner gewaltigen Leistung noch aus. Neben Spitteler dürften auch Richard Dehmels „Zwei Menschen“, Eilienrons „Bogfred“ der Ablehnungstheorie ernste Sorgen machen. Noch ein Menetekel: ein neuer Eifer ergreift formale Talente, die Sprachgewaltigen unserer Tage, Stefan George, Poschammer, Rudolf A. Schröder, die „Divina Comoedia“ und die „Ilias“ — ein kühnes Unternehmen neben dem lieben alten Boß — im neuen, teils treuerem, teils frischerem Sprachgewand erscheinen zu lassen. Mag daran immer buchhändlerische Regsamkeit einen gewissen Anteil haben, der künstlerische wie der geschäftliche Erfolg bleibt ein Symptom dafür, daß Wandlungen im Anzug sind. So haben vorerst die Schaffenden selbst die Theorie vom toten Epos unterwühlt.

Ohne im geringsten das Wohl und Wehe irgendeiner poetischen Gattung im Auge zu haben, hat die neuere Altertumsforschung die gesamte Grundlage der geschilderten Auffassung des Epos gelockert, jener Auffassung, die auf Vischer, Hegel und wesentlich auf F. A. Wolf zurückgeht und der das Epos nur als Produkt der naiven, unbewußten Volkspheantasie erklärlich schien.

Schliermanns und Dörpfelds Ausgrabungen, Erwin Rhodes Untersuchungen und neuerdings die fruchtbaren Zusammenfassungen der gewonnenen Gesichtspunkte durch Eduard Meyer und Robert Pöhlmann haben uns das homerische Epos als das Erzeugnis einer hochentwickelten, ständisch gegliederten Kultur enthüllt, das vielmehr den Geist der kleinasiatischen Dekadenz als den der jugendlichen Jonier verkörpert. Ferner haben die völkerpsychologischen Entdeckungen von Lazarus und Steinthal und die Wundtsche Systematik den Glauben erschüttert, das Epos gehöre ausschließlich der völkischen Jugendzeit. Bei dem heutigen Stand der Frage kann die Wolf-Lachmannsche Auffassung kaum mehr vollgültig verteidigt werden. In Niese („Die Entwicklung der homerischen Poesie“) hat sich auch bereits der Anti-Lachmann, der Verteidiger des einheitlichen Homer gefunden. Er bestreitet (S. 235) die Existenz einer historischen, epischen Volkspoesie bei den Griechen vor Homer und schreibt die gesamte Stoffentfaltung der individuell schaffenden Dichterphantasie zu, beschränkt die Rolle der Volkstradition auf die Veränderung von Einzelheiten und meint, „es habe bei den Griechen überhaupt keinen allgemein bekannten Sagenstoff, den der Dichter voraussetzen konnte und daher auch vor unserer heutigen Ilias und Odyssee keine volkstümliche Sage vom trojanischen Kriege gegeben!“

Sowohl Wolf wie Niese haben einen bloß abgrenzenden Wert: die Wahrheit kann sich nur innerhalb dieser Pole befinden und ihnen verdanken wir die Klarheit der Problemstellung im einzelnen.

Die moderne Homerforschung steht dem Begriff „Volksepos“ vielfach mißtrauisch und ablehnend gegenüber. Es sind statt des dunklen Begriffs vier verschiedene Höhenschichten kultureller Entwicklung, zugleich vier Höhenschichten epischer Entfaltung zu beachten (Robert Böhmann: „Aus Altertum und Gegenwart“, München 1911).

I. „Alle Psychologie der Volksdichtung muß von der bekannten Tatsache ausgehen, daß bei den Naturvölkern die Fähigkeit der Improvisation eine weitverbreitete ist.“ Sind die Voraussetzungen epischer Volkspoesie: poetische Veranlagung des Volkes und eine kriegerische Vergangenheit erfüllt, — so kann die weitere Entwicklung nicht ausbleiben. Diese Voraussetzung ist bei den Griechen erfüllt und somit ist die Existenz historischer Volkspoesie vor Homer eine psychologisch erwiesene, historische Tatsache (Odyssee VIII, 190).

II. Durch ihr besonderes Talent hierzu bestimmt, übernehmen einzelne Volksgenossen die Rolle des Sängers (Runonidat der Finnen). An diesem Punkt angelangt, trennt uns nur noch ein kleiner Schritt vom Erwerbsstand der Sänger, von der Sängerkaste. Die stets fortschreitende Arbeitsteilung erzwingt diese Wandlung in dem Augenblick, da sie vom Materiellen auf das Geistige hinübergreift.

III. Der unaufhaltsame Siegeslauf der Arbeitsteilung hat die gesellschaftliche Differenzierung zur Folge: es entsteht der Adel, der mit allen anderen Annehmlichkeiten des Lebens auch den Volksänger für sich in Anspruch nimmt und ihn zunächst zum höfischen Sänger umgestaltet, den er in dem Maße für seine Zwecke erzieht, in welchem er selber das Singen verlernt. Das homerische Epos ist inhaltlich durchaus ein Ergebnis dieser und nicht der früheren Höhestufen.

IV. Die vierte Phase leitet von dieser Möbil zur eigentlichen Epik: dem Mythos und der Historie entstammt die Einheitlichkeit. Dem Wesen der traditionellen Gedächtnispoesie, die in aller Sinn lebt, getreu, erfolgt nun in der Volksepik durch die stets latend wirkende soziale Tendenz und durch die Vortragstechnik das Hervorheben einzelner, besonders beliebter, günstiger Sagenstoffe: es entstehen epische Zentren, um die sich der übrige Inhalt einer breiten Möbil gruppieren kann. (Sampo in der Kalewala, Achill und Odysseus bei Homer.)

Ein Ergebnis der Wechselwirkung, zwischen Gesamtheit und Dichter, erscheint uns in der modernen Beleuchtung der Frage das Epos. Daß die Gesamtheit als solche niemals selbst schöpferisch tätig sein kann, gibt selbst Mundt zu, dessen Auffassung von der Volksseele eigentlich der Individualpsychologie feindlich gegenübersteht. Und auch Steinthal bezeugt: „Jedes Lied muß zuerst irgend einmal von irgendeinem Sänger geschaffen sein; aber so wie es gesungen ist, gehört es jedem im Volke, weil es aus dem Volksgeist heraus gesungen ist.“

Was folgt aus alledem für das Epos in der Gegenwart? Schlechtweg dies: die Möglichkeit einer großen Epopöe aus dem Geiste unserer Zeit heraus kann auf Grund der berichtigten Entwicklungsgeschichte der bisherigen Epen nicht mehr, wie bisher, bestritten oder geleugnet werden. Die Gemeinschaft vererbt dem Dichter, als ihrem angeborenen Mitglied, eine Summe von geistigem Erbgut, einen Schatz mythologischen und historischen Geschehens, der örtlich und

kausal mit dem ihn von Kindesbeinen an umgebenden Leben verwachsen ist. Der Epiker hat den Erinnerungstoff der Gesamtheit künstlerisch zu gestalten. Er erinnert sich ganz persönlich der ganzen völkischen oder gar menschheitlichen Vergangenheit. Dieser Vorgang ist heute so gut möglich wie zu Homers Zeiten, heute so selten wie damals. Der ganze Unterschied zwischen den beiden „Weltmomenten“, um Hegelisch zu sprechen, bewirkt nur eine Ausdehnung des Rahmens: die Gesamtheit ist eine größere geworden. Nicht nur, weil eine Nation viele Millionen zählt, nicht nur, weil das nationale Erbgut über die politische Grenze hinaus stammverwandten Völkern eignen kann, sondern weil wir bereits ein internationales Erbgut kennen. So umfaßt die klassisch-christliche Mythologie, die Sagen von den Kreuzzügen, von der Reformation alle abendländischen Völker. Das Erbe, das den Epiker ermöglicht, ist nicht ärmer heut als je. Er darf die Gesamtvergangenheit so gut wie Dante mit dem Gefühlsinhalt eigener Erinnerung füllen, so weit, daß ihm die Menschheit, oder nur sein Volk oder auch nur ein Teil desselben, seine Rasse, folgen könne. So wenig wie für den Dramatiker oder für den Lyriker besteht für ihn die dogmatische Forderung, stets der Gesamtheit seines Volkes zugänglich zu sein. Wozu auch? Der eine mag doch nur den oberen Zehntausend, der andere den Millionen genügen, eine „Kunst für alle“ gab es nie, kann es nie geben. Auch Homer war ein Kasten-Sänger und höfischer Epiker. Der künstlerische Wert seines Werkes wird sich erst recht nie bloß nach der Größe seines Leserkreises bestimmen lassen. Übrigens kann ein Epos — so gut wie Drama und Lyrik — auch andere, nicht künstlerische Werte haben. Jedenfalls besteht in der Entstehungsart des Epos keinerlei Hindernis, weshalb ein einzelner, ein Moderner, — vorausgesetzt daß er in irgendeinem geistigen Erbgut, irgendeiner menschlichen Gemeinschaft erblich wurzelt, kein echtes, großes und modernes Epos schaffen könnte oder durfte.

Die Fähigkeit des großepischen Genusses, das Gehör für das große, monotone Rauschen des Weltenrhythmus mußte im heutigen Geschlecht erst geweckt, vielleicht gar erzeugt werden, denn der psychologische Roman des neunzehnten Jahrhunderts hat die Sinne in der entgegengesetzten Richtung entwickelt. Der Zug der Monumentalität im wirtschaftlichen Leben hat dies bewerkstelligt.

Vorerst hat uns der Amerikanismus eine äußerliche, rein zahlenmäßige Monumentalität beschert. Ungeheure, unerhörte Zahlen der Entfernung, der Schnelligkeit, des Erwerbs, der Preise, der Größen aller Art traten erzieherisch in die Wirklichkeit. Die kleinen Betriebe wurden in Riesenorganisationen zusammengefaßt. Der Trakt, das Weizenfeld, daran der Schnellzug stundenlang vorbeifährt, das mit dem Dampfpflug befahren wird, — das alles bedeutet monumentale Bewegung, Entfernung vom Idyll. Gemeinschaftliche Reisen, die jährlich zweimal von Tausenden mit rhythmischer Regelmäßigkeit unternommen werden, um ferne Arbeitsstätten aufzusuchen, der Vorortzug, der Tag für Tag dieselben Menschen zur selben Stunde, zur selben Arbeit führt, das alles ist eposhaft, weil groß und rhythmisch-monoton bewegt.



Kann die Sozialdemokratie den sittlichen Einfluß der Religion ersetzen?

Eine kriminalstatistische Untersuchung



Im Gegensatz zu der Anschauung, daß die Religion ein Kulturgut von höchstem Werte für das ganze Volk sei, daß der Staat also Grund und Pflicht habe, sie zu schützen und zu pflegen, lautet der Grundsatz der Sozialdemokratie: Religion ist Privatsache. Das soll nicht nur im Sinne der Gewissensfreiheit bedeuten, daß der Staat es der persönlichen Überzeugung jedes einzelnen zu überlassen habe, ob und zu welcher Religion er sich bekennen wolle, und daß der Staat keiner Religionsübung hemmend in den Weg treten solle, sofern sie nicht gegen die Staatsgesetze verstößt; vielmehr soll der Grundsatz auch besagen, daß der Staat den Religionsgesellschaften keinerlei Förderung angeeignen lassen dürfe, ihnen vor allem keinerlei besondere Rechte einräumen und keinerlei Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln für sie machen solle, wie er dies für Schule, Kunst, Wissenschaft usw. doch tut. In der Praxis bedeutet der Grundsatz tatsächlich sehr oft Feindschaft gegen alle Religion, Kampf gegen alle bestehenden Religionsgemeinschaften. Religions- oder mindestens Konfessionslosigkeit ist Parteisache. Die marxistische Sozialdemokratie erblickt in der Religion nur eine Illusion, eine transzendente Widerspiegelung der jeweiligen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die mit diesen selbst verschwinden werde. Sie sieht die Religion für überflüssig an und behauptet, einen vollkommenen Ersatz für sie zu bieten; denn einerseits werde das, was sie auf der Erde verwirklichen werde, die Sehnsucht nach einer anderen Welt aufheben, andererseits sei sie selbst in der Lage, auch die sittlichen Wirkungen, um deren willen der Staat die Religion für notwendig halte, viel besser hervorzurufen als die Religion dies vermag.

Diese letztere Behauptung sucht man auch mit statistischen Beweisen zu erhärten, wie es in der Sitzung der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages am 16. November 1911 ein sozialdemokratischer Abgeordneter unternahm. Er äußerte dort: „Den Gesetzentwurf, die Hinterbliebenen von Geistlichen betreffend, lehnen wir aus prinzipiellen Gründen ab. Sie wissen, nach unseren Grundsätzen ist Religion Privatsache. Wer das Bedürfnis nach religiösen Übungen hat, den

soll man daran nicht hindern. Man muß es ihm aber auch selbst überlassen, dafür die Kosten aufzubringen.“

Von einem anderen Abgeordneten wurde darauf entgegnet: „Welche Aufgabe hat im gegenwärtigen Staatsleben unsere Kirche? Doch wohl in Ermangelung einer anderen Institution — ich will die Sache rein intellektuell behandeln — die Aufgabe, die ethische Bildung und Entwicklung unseres Volkes zu gewährleisten, soweit nicht unter gewissen Umständen die Schulen das tun. Das ist eine ganz bedeutende, hohe Aufgabe, die die Kirche dem Staate gegenüber erfüllt. Und erst, wenn die Sozialdemokratie die Fähigkeit bewiesen hat, daß sie an Stelle dieser Institution, die die ethische Entwicklung unseres Volkes fördern soll, eine andere zu setzen imstande ist, wäre die Stellungnahme der sozialdemokratischen Fraktion diskutabel.“

Demgegenüber führte der sozialdemokratische Redner weiter aus: „Die Sozialdemokratie setzt wohl an Stelle der Religion etwas, was sie nach unserer Überzeugung völlig ersetzt. . . . Ich möchte den Herrn Abgeordneten Dr. B. ersuchen, sich einmal die Kriminalstatistik des Reiches anzusehen, da wird er finden, daß gerade in den Bezirken des Reiches, wo die Sozialdemokratie dominiert und die sozialdemokratischen Anschauungen am weitesten Verbreitung gefunden haben, die groben Delikte weit seltener sind als in den Bezirken, wo die Religion noch heute dominiert. Ich brauche nur zu verweisen auf den Gegensatz zwischen Berlin und Bayern, zwischen Hamburg und Posen, zwischen Sachsen und Oberschlesien. Wenn Sie das vergleichen wollen, dann werden Sie den wohlthätigen Einfluß der sozialdemokratischen Tätigkeit empfinden.“ Daß diese Anschauung, die der Sozialdemokratie selber ist, bewies das „Sehr richtig!“, das links erschallte, im Gegensatz zu dem „Lachen rechts“.

Es liegt auf der Hand, daß nicht nur für Sachsen die Frage von hoher grundsätzlicher wie praktisch-politischer Bedeutung ist, ob tatsächlich durch die Statistik die sozialdemokratische Behauptung, die für weite Volkskreise als Dogma gilt und ihre Stellung zur Kirche beeinflusst, sich beweisen läßt. Ist doch damit die ganze ethische Wirksamkeit der Religion bzw. der Kirche und ihre Existenzberechtigung dem Staate gegenüber in Frage gestellt. Dadurch, daß als Beispiele von schwerer kriminalstatistischer Belastung römisch-katholische Landesteile genannt werden, wird wenig daran geändert, denn das geringschätzige Urteil trifft beide Kirchen, so verschieden sie auch sind. Und so gerechtfertigt ein Lachen sein mag, so ist es doch kein Beweis. Daß in der sächsischen Kammer der Gegenbeweis nur andeutungsweise, nicht zahlenmäßig geführt werden konnte, versteht sich von selbst. So erscheint denn eine statistische Untersuchung der Frage nicht nur am Platze, sondern dringend geboten.

Freilich läßt sich eine Behauptung leichter aufstellen, als beweisen oder widerlegen, zumal da die Reichsstatistik nicht alle wünschenswerten Aufschlüsse ohne weiteres an die Hand gibt, und da die ganze Frage viel verwickelter ist, als sie zunächst scheinen mag.

Die folgende Untersuchung soll, das sei ausdrücklich betont, keineswegs allseitig die Frage erörtern, ob und inwieweit die Sozialdemokratie etwa durch die Ideale, die sie aufstellt und für die sie Begeisterung und Opferwilligkeit weckt, durch die Disziplin, die sie erzwingt, einen sittlich hebenden Einfluß ausübt oder ob sie umgekehrt durch Bekämpfung der christlichen Religion und Sittlichkeit, durch Untergrabung aller Autorität, durch verheerende und erbitternde Kampfesweise das sittliche Niveau erniedrigt; ob überhaupt ihre Ideale berechtigt oder Zerrbilder von wahren Idealen sind. Es sollen auch nicht die sittlichen Grundsätze, die sie als maßgebend ansieht, gegenüber den christlichen auf ihren Wert oder Minderwert geprüft werden. Sondern es handelt sich hier lediglich um eine Untersuchung der Frage, ob auf dem Gebiete nicht der Moralstatistik überhaupt, sondern nur der Kriminalstatistik sich ein günstiger Einfluß der Sozialdemokratie behaupten oder beweisen läßt.

Es muß zu diesem Zwecke das Wachstum der sozialdemokratischen Stimmenzahl bei den Reichstagswahlen mit dem Wachsen und Sinken der Straffälligkeit in den einzelnen Teilen des Reiches verglichen werden. Dabei können wir nicht über den Zeitpunkt zurückgehen, von dem ab es eine einheitliche deutsche Kriminalstatistik gibt, und zum Vergleiche nicht die Ergebnisse einzelner Jahre heranziehen, die gerade in den wichtigen kleinen Bezirken naturgemäß sehr schwanken, sondern die Durchschnittszahlen von Jahrfünften. Von vornherein sei dabei bemerkt, daß die kleinen Bezirke deshalb besonders wichtig sind, weil sie einheitlichere Verhältnisse darbieten als größere Länder und Provinzen, für deren sehr verschiedene Teile sowohl in bezug auf die Ausbreitung der Sozialdemokratie wie in kriminalstatistischer Hinsicht, eine gesonderte Statistik aufzustellen kaum möglich erscheint.

Die erste Tabelle soll zunächst die auf sozialdemokratische Kandidaten abgegebenen Stimmen bei den Reichstagshauptwahlen der Jahre 1884, 1903 und 1907 in Prozenten aller abgegebenen gültigen Stimmen aufzeigen und daneben die allgemeine Straffälligkeit, berechnet auf 100 000 der strafmündigen Zivilbevölkerung, der entsprechenden Länder und Provinzen in den Jahrfünften 1883 bis 1887 und 1903 bis 1907. Die Wahlergebnisse vom Jahre 1903 sind deswegen mit aufgeführt, weil 1907 prozentmäßig ein Rückgang stattfand; die Ergebnisse von 1912 sind zwar offiziell veröffentlicht, würden aber, da die entsprechenden Zahlen der Kriminalstatistik noch fehlen, nicht maßgebend sein. Die angeführten kriminalstatistischen Zahlen sind die ersten und letzten, für die die Berechnung nach Jahrfünften durchgeführt ist.

	Prozente der sozialdemokratischen Stimmen bei der Hauptwahl			Allgemeine Straffälligkeit	
	1884	1903	1907	1883/87	1903/07
Deutschland	9,7	31,7	29,0	1001	1195
Preußen	7,5	28,7	26,4	1023	1215
Ostpreußen	3,6	20,0	13,5	1655	1523
Westpreußen	1,0	8,1	7,0	1538	1437

	Prozente der sozialdemokratischen Stimmen bei der Hauptwahl			Allgemeine Straffälligkeit	
	1884	1903	1907	1883/87	1903/07
Berlin	34,8	66,8	66,2	1216	1522
Brandenburg	7,2	43,1	40,6	1022 mit Berlin	1102 ohne Berlin
Pommern	1,2	21,4	19,9	953	1157
Posen	0,04	2,7	1,9	1679	1449
Schlesien	4,9	24,6	20,6	1291	1411
Sachsen	9,6	39,3	35,7	868	981
Schl.-Holstein	17,9	44,3	38,9	602	943
Hannover	7,2	29,0	26,5	765	965
Westfalen	2,7	24,7	23,7	633	1091
Heffen-Rassau	12,4	30,5	28,7	851	925
Rheinland	7,0	20,9	19,5	673	1270
Hohenzollern	0,0	3,8	2,1	541	530
Bayern	5,5	21,7	20,9	1217	1417
Bfalz	5,3	24,9	24,7	1440	1816
Sachsen	35,3	58,8	48,5	928	960
Württemberg	3,8	27,5	27,9	878	1125
Baden	5,3	21,9	23,9	850	1174
Heffen	15,9	35,5	32,7	743	1002
S.-Weimar	7,1	43,1	38,2	822	1016
Medl.-Schwerin	3,1	41,3	34,3	643	1042
Medl.-Strelitz	0,4	34,1	29,9	690	956
S.-Altenburg	9,8	51,6	45,3	869	848
S.-Meiningen	10,9	40,4	36,1	1054	1250
S.-Kob.-Gotha	31,5	46,4	42,5	855	834
Oldenburg	3,3	31,4	27,1	635	1016
Braunschweig	21,8	46,0	40,1	898	1195
Anhalt	3,1	45,3	42,1	1016	1227
Schw.-Rudolstadt	8,6	53,6	43,8	1540	1201
Schw.-Sondersh.	6,8	35,7	35,1	1350	945
Waldeck	0,0	20,2	10,0	518	446
Neuß a. L.	56,6	50,5	42,5	962	827
Neuß j. L.	43,3	55,1	45,1	917	1085
Schaumburg-L.	0,0	31,7	31,3	426	427
Lippe	2,0	25,3	21,2	510	626
Lübbeck	22,6	55,1	50,6	856	982
Bremen	23,3	51,1	48,4	1295	2101
Hamburg	51,7	62,1	60,6	1059	1405
Elb.-Lothr.	1,8	24,2	23,7	771	938

Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen stieg also von 1884 bis 1903 bzw. 1907 im ganzen Reiche von 9,7 auf 31,7 bzw. 29,0 Prozent, die allgemeine Straffälligkeit stieg von 1001 auf 1195, also um fast 20 Prozent. Außerordentlich verschieden war die zuerst genannte Zahl in den einzelnen Reichsteilen. Während es 1884 in Waldeck, Schaumburg-Lippe und Hohenzollern überhaupt noch keine sozialdemokratischen Stimmen gab, und in Posen nur 0,04, in Westpreußen 1,0, in Pommern 1,2, in Elb.-Lothringen 1,08, in Lippe 2,0 Prozent, hatten diese

in Neuß a. L. mit 56,6 und Hamburg mit 51,7 Prozent schon die Mehrheit, während sie in Neuß j. L. mit 43,3 Prozent, Sachsen mit 35,3 Prozent, Berlin mit 34,8 Prozent, Sachsen-Roburg-Gotha mit 31,5 Prozent sehr stark vertreten waren. Auch 1907 zeigten Posen nur 1,9, Hohenzollern 2,1, Westpreußen 7,0, Waldeck 10,0, Ostpreußen 13,5, Rheinland 19,5, Pommern 19,9 Prozent, (allerdings waren 1903 diese Zahlen höher); alle anderen Reichsteile weisen mehr als 20 Prozent, nicht wenige über 40, ja Lübeck und (1903) Sachsen, Altenburg, die beiden Neuß und Schwarzburg-Rudolstadt und Bremen über 50 Prozent, Berlin und Hamburg über 60 Prozent auf.

Auch die Straffälligkeit war 1883/87 bereits sehr verschieden, am höchsten in Posen (1679), Ostpreußen (1655), Westpreußen (1538), Schwarzburg-Rudolstadt (1540), Pfalz (1440), Schwarzburg-Sondershausen (1350), Bremen (1295). Am niedrigsten war sie in Schaumburg-Lippe mit 426, Lippe mit 510, Waldeck mit 518, Hohenzollern mit 541, Westfalen mit 633, Mecklenburg-Schwerin mit 643, Oldenburg mit 635, Mecklenburg-Strelitz mit 690, also gerade in denjenigen Gegenden, wo die Sozialdemokratie überhaupt noch keine oder sehr wenig Stimmen zählte. Nur in Rheinland mit 673 und Schleswig-Holstein mit 602 Straffälligen war die Sozialdemokratie schon mit 7,0 bzw. 17,9 Prozent vertreten. Ihre geringe Straffälligkeitsziffer verdankten also damals diese Gegenden der Sozialdemokratie zweifellos nicht. Dadurch schon erscheint es höchst zweifelhaft, ob die hohe Strafzahl der vorher genannten Gegenden auf den Mangel an sozialdemokratischen Anschauungen und das „Dominieren der Religion“ geschoben werden könne.

Nun hat sich die Straffälligkeit bis 1903/07 sehr ungleichmäßig geändert. In einzelnen Ländern und Provinzen stieg sie viel stärker, als im Reichsdurchschnitt, in anderen dagegen ging sie zurück. Zeigt diese Veränderung nun einen günstigen Einfluß der Sozialdemokratie, das heißt ein Sinken der Straffälligkeit bei stark steigender Verbreitung des sozialdemokratischen Einflusses? Man könnte hierfür anführen als Beispiele

	Prozente der sozial- demokratischen Stimmen		Straffälligkeit	
	1884	1907	1883/87	1903/07
S.-Altenburg	9,8	45,3	869	848
S.-Rob.-Gotha	31,5	42,5	855	834
Schw.-Rudolstadt	8,6	43,8	1540	1201
Schw.-Sondersh.	6,8	35,1	1350	945

Das Königreich Sachsen zeigt bei sehr starker Sozialdemokratie nur geringes Steigen der Straffälligkeit von 928 auf 960 (1882/83 war sie höher). Sogar zeigen andere Länder neben starkem Steigen der Sozialdemokratie auch sehr starkes Steigen der Straffälligkeit, z. B.

	Prozente der sozial- demokratischen Stimmen		Straffälligkeit	
	1884	1907	1883/87	1903/07
Bremen	23,3	48,4	1295	2101
Hamburg	51,7	60,6	1059	1405

	Prozente der sozial- demokratischen Stimmen		Straffälligkeit	
Pfalz	5,8	24,7	1440	1816
Westfalen	2,7	23,7	698	1091
Rheinland	7,0	19,5	673	1270
Berlin	34,8	66,2	1216	1522
Schl.-Holstein	17,9	38,9	602	943
Medl.-Schwerin	3,1	34,3	643	1042
Odenburg	8,3	27,1	635	1016
Medl.-Strelitz	0,4	29,9	690	956

Und endlich zeigen Gegenden mit geringer Verbreitung der Sozialdemokratie sinkende Straffälligkeit, wie Ostpreußen, wo letztere von 1655 auf 1523, Westpreußen, wo sie von 1538 auf 1437, Posen, wo sie von 1679 auf 1449, Hohenzollern (541 bis 530) fiel. Es ergibt sich also unzweifelhaft, daß zunächst die allgemeine Straffälligkeit mit dem Wachsen der Sozialdemokratie keineswegs allgemein, sondern nur in wenigen Bezirken gesunken ist, in viel mehr Bezirken dagegen ist sie zugleich stark angewachsen, so daß überhaupt ein Einfluß der Sozialdemokratie auf die Straffälligkeit nicht festzustellen ist. Hierbei ist auf die Art und Schwere der Straftaten zunächst keine Rücksicht genommen.

Aber es wird ja gesagt, die „groben Delikte“ seien weit seltener in den Bezirken, wo die sozialdemokratischen Anschauungen am meisten Verbreitung gefunden haben. Nicht für alle, sondern nur für eine sehr beschränkte Zahl wichtiger, häufig vorkommender Straftaten gibt es nun eine für alle Teile des Reiches gleichmäßige Berechnung. Auch diese zeigt aber den Mangel auf, daß für 1883/87 zwischen einfachen und schweren Diebstählen nicht unterschieden wird. Die folgende Tabelle kann diesen Unterschied also nur für die Jahre 1903/07 angeben. Es kamen auf je hunderttausend strafmündige Personen Verurteilte wegen

[illegible]

in	Gewalt u. Drohung gefährlicher				einf. u. schwer.	Diebstahl		Betrug	
	gegen Beamte		Körperverletzung			einf.	schwer.		
	1883/87	1903/07	1883/87	1903/07					
Rheinland	29	55	139	257	141	185	38	18	53
Hohenzollern	13	18	278	129	281	61	8	60	27
Bayern	32	82	278	400	281	216	32	60	113
Wfalz	36	37	401	591	232	220	33	57	82
Sachsen	54	52	78	80	311	200	32	56	69
Württemberg	40	51	122	242	222	156	20	64	76
Baden	25	28	144	330	236	170	24	65	70
Heffen	22	26	153	240	163	130	27	34	61
E.-Weimar	27	27	56	124	303	225	34	58	92
Medl.-Schwerin	23	27	105	186	185	207	28	32	55
Medl.-Strelitz	29	26	82	192	232	204	21	19	42
E.-Altenburg	14	27	76	75	373	215	34	73	62
E.-Meiningen	36	34	165	234	237	184	23	38	59
E.-Rothburg-Gotha	30	20	110	154	274	137	29	47	44
Oldenburg	12	16	98	166	165	180	24	41	70
Braunschweig	19	18	108	153	279	220	36	39	72
Anhalt	34	38	149	179	332	236	42	37	58
Schw.-Rudolstadt	76	28	203	196	507	221	25	70	71
Schw.-Sondersh.	37	18	107	166	594	186	33	45	53
Waldeck	11	14	58	67	152	70	7	18	22
Neuß ä. L.	46	28	125	82	243	186	26	51	64
Neuß j. L.	27	24	80	98	375	240	45	66	99
Schaumburg-L.	15	13	54	70	112	79	6	23	28
Lippe	16	10	43	88	180	123	13	25	62
Lübeck	33	30	91	78	288	214	44	52	64
Bremen	46	128	154	291	380	333	57	89	143
Hamburg	73	124	89	67	309	255	57	72	74
Eif.-Lothr.	23	30	180	233	171	120	18	27	40

Was ergibt nun die Einzelbetrachtung dieser Zahlen? Die Zahl der wegen Gewalt und Drohung gegen Beamte Bestraften ist im ganzen Reiche etwas gestiegen, von 39 auf 41. Sehr stark gefallen ist sie in Berlin (68—36), Schwarzburg-Rudolstadt (76—28), Schwarzburg-Sondershausen (37—18), Brandenburg (51—33), Meuß a. L. (46—28); das könnte der stark verbreiteten Sozialdemokratie zum Teil zugute gerechnet werden. Aber umgekehrt stieg sie in Hamburg von 73 auf 124, in Bremen von 46 auf 128, in Altenburg von 14 auf 27, in Rheinland von 29 auf 55. Ist daran die starke Verbreitung der Sozialdemokratie schuld? Das Sinken in Westpreußen von 63 auf 51, in Posen von 46 auf 38, in Lippe von 16 auf 10 kann jedenfalls, da sie hier nur schwach vertreten ist, nicht auf ihr Konto gesetzt werden. Das Sinken und Steigen der Strafzahlen zeigt keine nachweisbare Beziehung zur Sozialdemokratie auf.

Vielleicht ist es anders bei der Strafzahl wegen schwerer Körperverletzung? Hier ist für das ganze Reich in 20 bzw. 25 Jahren eine starke Steigerung

von 153 auf 228, also fast um 50 Prozent zu verzeichnen. Die einzelnen Teile des Reiches zeigen in den beiden Jahrzehnten sehr verschiedene Zahlen, einige auch ein Fallen, trotz dem allgemeinen sonstigen Steigen der Zahl. Sehr günstig steht Sachsen da (78 und 80), Sachsen-Altenburg (76 und 75), Waldeck (58 und 67), Schaumburg-Lippe (54 und 70), Lippe (43 und 88), Lübeck (91 und 78), Hamburg (89 und 67); starkes Steigen weisen aber dabei schon die beiden Lippe auf, ferner Schleswig-Holstein (61—107), Berlin (78—131), Brandenburg (102—180), Sachsen-Weimar (56—124), Baden (144—330), Bremen (154—291), Württemberg (122—242), Mecklenburg-Strelitz (82—192), Mecklenburg-Schwerin (105—186), also ein Steigen bis über 100 Prozent. Wenn man die Verbreitung der Sozialdemokratie in den einzelnen Teilen damit vergleicht, wird man schwerlich eine Beziehung nachweisen können. Dem Fallen in Hamburg und Lübeck steht ein starkes Steigen in Berlin, Brandenburg, Bremen usw. gegenüber, wo überall die Sozialdemokratie „dominiert“. Am schwersten ist Bayern belastet (278—400), aber gerade die verhältnismäßig stark sozialdemokratische Pfalz weitaus am höchsten (401—591); die schwer belasteten Ostprovinzen sind von Württemberg überholt worden, und Hohenzollern zeigt ein Sinken um mehr als 100 Prozent. Von einer Regel ist keine Spur zu entdecken. Das Ergebnis bezüglich eines Einflusses der Sozialdemokratie ist wiederum ganz negativ.

Und nicht anders ist es betreffs des Diebstahls. Hier zeigt sich im allgemeinen ein Sinken von 282 auf 206 + 33, d. h. um 18 Prozent. Dieses ist aber am stärksten in den Ostprovinzen, die von der Sozialdemokratie wenig berührt sind. In Ostpreußen sank die Zahl von 565 auf 284 + 35, in Westpreußen von 557 auf 317 + 36, in Posen von 624 auf 306 + 32, in Schlesiens von 383 auf 257 + 38, ebenso freilich in den stark sozialdemokratischen beiden Schwarzburg von 507 bzw. 594 auf 221 + 25 bzw. 186 + 33, in Sachsen von 311 auf 200 + 32, aber auch in Waldeck von der niedrigen Zahl 152 auf 70 + 7 usw. Dagegen stieg umgekehrt die Zahl zugleich mit der „dominierenden“ oder erstarkenden Sozialdemokratie in Berlin etwas (von 329 auf 283 + 52), stärker in Schleswig-Holstein (von 171 auf 177 + 32), Westfalen (von 135 auf 174 + 32), Rheinland (von 141 auf 185 + 38), Mecklenburg-Schwerin (von 185 auf 207 + 28), Oldenburg (von 165 auf 180 + 24), Bremen (von 380 auf 383 + 57). Und Hohenzollern zeigt ein Sinken von 281 auf 61 + 8.

Die Schwere der Diebstahlsfälle ist in der Statistik nur 1903 bis 1907 unterschieden, und da zeigen Hamburg und Bremen die höchsten Zahlen der schweren Fälle (je 57), Berlin 52, Meckl. j. L. 45, Lübeck 44, Anhalt 42, also gerade sozialdemokratisch stark beeinflusste Gebiete; sehr niedrige Zahlen dagegen Schaumburg-Lippe (6), Waldeck (7), Hohenzollern (8), Lippe (13), Elsaß-Lothringen (18), also fast lauter Gebiete, wo die Religion, sei es evangelische oder katholische, „dominierte“.

Endlich die Rubrik Betrug, die ein Anwachsen der Bestraften von 41 auf 61, also um fast 50 Prozent für das ganze Reich ergibt. Die höchsten Zahlen

und zugleich sehr starkes Steigen weist hier Bremen auf (89—143), Bayern (60—113), Meuß i. L. (66—99), Sachsen-Weimar (58—92), ferner niedrigere Zahlen, aber sehr starkes Steigen Braunschweig (39—72), Oldenburg (41—70), Rheinland (18—53), Westfalen (21—44), Hessen (34—61), Lippe (25—62), Pfalz (57—82), Ostpreußen (29—47), also unterschiedslos Bezirke teils hoher, teils niedriger Zahl von Sozialdemokraten. Fast stillstehende oder selbst sinkende Zahlen weisen dagegen auf Posen (33—34), Brandenburg (39—42), Baden (65—70), Waldeck (18—22), Hamburg (72—74), Schwarzburg-Rudolstadt (70—71), Sachsen-Roburg-Gotha (47—44), Sachsen-Altenburg (73—62) und Hohenzollern (60—27), also wiederum unterschiedslos teils stark, teils wenig sozialdemokratisch beeinflusste Bezirke.

Die Möglichkeit, die Schwere der begangenen Straftaten aller Arten zu ermitteln, bietet nur ein Vergleich der verhängten Strafen. Kürze halber sollen alle Geld- und Haftstrafen hier übergangen werden, die vielfach nicht wegen Vergehen gegen Reichsstrafgesetze, sondern gegen Gewerbeordnung, Arbeiterschutzbestimmungen usw. erlassen wurden und die Höhe der Strafzahlen recht ungleichmäßig beeinflussen. Eine Vergleichung der verhängten Zuchthaus- und Gefängnisstrafen mit der Verbreitung der Sozialdemokratie stößt freilich auf Schwierigkeiten, weil die Reichskriminalstatistik für diese Strafen nur die absoluten Zahlen, und zwar nach Oberlandesgerichtsbezirken angibt, deren Grenzen sich aber mit den oben angeführten Ländern und Provinzen vielfach durchaus nicht decken. Immerhin ist auch in diesen Fällen die Verbreitung der Sozialdemokratie annähernd zu schätzen. Die folgende Tabelle bietet nun ein Verzeichnis der Oberlandesgerichte mit kurzer Angabe ihres Umfanges, ferner die Zahlen der Gefängnisstrafen überhaupt, sowie nach ihrer Dauer, ferner der Zuchthausstrafen ohne Rücksicht auf ihre Länge, und der letzteren mit den schwereren Gefängnisstrafen zusammen. Diese Zahlen konnten aber nur für das Jahr 1909 und die gesamte Zivilbevölkerungszahl nach der Zählung vom 1. Dezember 1905 berechnet werden.*) Da die Großstädte arm an Kindern und Greisen sind, daher mehr Strafmündige, und zwar gerade im straffälligen Alter aufweisen, als ländliche, besonders östliche, kinderreiche Gegenden, so würde eine Berechnung nur für die straffällige Bevölkerung für großstadtreiche Bezirke ein etwas günstigeres Ergebnis zeitigen, als die Tabelle aufweist; dieser Mangel ist aber unvermeidlich, anderseits aber nicht so groß, daß der Wert der Tabelle dadurch wesentlich beeinträchtigt würde. Nicht berücksichtigt ist dabei auch der Unterschied im Prozentsatz der Geschlechter, den die Berechnungen der Reichskriminalstatistik aber gleichfalls außer Betracht lassen. Trotz diesen Vorbehalten wird man die Ergebnisse der folgenden Tabelle zum Teil überraschend finden.

Es wurden im Jahre 1909 verhängt in den Oberlandesgerichtsbezirken auf 100 000 Einwohner zu

*) Vgl. Statistik des Deutschen Reichs, Band 237.

	über- haupt	Gefängnisstrafe von 3 bis 12 Monate	über 1 Jahr	Zucht- haus- strafe	Zuchthausstrafe und Gefängnis über 3 Monate zusammen
Augsburg (Reg.-Bez. Schwaben, Teile von Oberbayern und Mittelfranken)	573	81,1	18,7	12,7	112,5
Bamberg (Reg.-Bez. Unterfranken, fast ganz Oberfranken) . .	411	51,6	13,3	6,5	71,5
Berlin (mit Prov. Brandenburg)	504	108,7	31,4	15,2	155,3
Braunschweig (Herzogtum) . .	363	66,9	11,8	12,8	91,5
Breslau (Prov. Schlesiens) . .	508	100,3	25,0	22,0	147,3
Cassel (Reg.-Bez. Cassel fast ganz, Waldeck, Teile vom Reg.-Bez. Wiesbaden)	244	47,8	12,9	5,4	66,1
Celle (Prov. Hannover fast ganz, Lippe, Pyrmont, 1 Kreis vom Bez. Cassel)	325	63,8	17,8	9,5	91,1
Cöln (Rheinprovinz außer Reg.- Bez. Düsseldorf, Wirtensfeld).	380	79,8	19,7	11,6	111,1
Colmar (Els.-Lothringen) . . .	299	54,1	19,0	8,3	81,4
Darmstadt (Großh. Hessen) . .	301	65,9	16,9	9,9	92,7
Dresden (Königr. Sachsen) . .	365	72,4	21,0	13,1	106,5
Düsseldorf (Reg.-Bez. Düsseldorf, außer Essen usw.)	473	106,3	28,9	11,6	146,8
Frankfurt a. M. (Reg.-Bez. Wies- baden fast ganz, Hohen- zollern usw.)	367	80,7	27,5	13,7	121,9
Hamburg (3 Hansestädte) . . .	571	133,7	31,5	23,9	189,1
Hamm (Pr. Westfalen, Essen usw.)	397	93,0	27,9	11,4	132,3
Jena (fast alle thüring. Staaten)	341	61,4	12,4	12,2	86,0
Karlsruhe (Großh. Baden) . . .	392	75,0	19,5	10,1	104,6
Kiel (Prov. Schleswig-Holstein)	381	82,0	25,8	18,6	126,4
Königsberg (Ostpreußen) . . .	464	74,5	21,8	10,8	107,1
Marienwerder (Westpreußen, auß. 1 Kreis)	494	83,5	27,3	11,9	122,7
München (fast ganz Ober- und Niederbayern)	629	106,7	32,7	15,8	155,2
Raumburg (Pr. Sachsen, Anhalt, Schwarzb.-Sondersh. usw.) . .	353	67,2	18,7	10,9	96,8
Nürnberg (fast ganz Mittelfranken und Oberpfalz usw.)	527	69,8	20,4	8,7	98,9
Oldenburg (Großh. Oldenburg, Schaumburg-Lippe)	362	77,2	17,3	14,8	109,3
Posen (Prov. Posen und 1. Kreis von Westpreußen)	425	61,8	13,3	10,2	85,3
Rostock (beide Mecklenburg) . .	434	65,2	11,7	12,3	89,2
Stettin (Prov. Pommern) . . .	344	67,4	16,4	10,2	94,0
Stuttgart (Württemberg) . . .	407	62,0	12,6	10,6	85,2
Zweibrücken (Pfalz)	466	76,3	22,2	10,6	109,6

In der Tat überraschende Zahlen! In Gefängnisstrafen ohne Unterschied steht München mit 629 voran, dann folgen Augsburg (573), Hamburg (571), Nürnberg (527), Breslau (508), Berlin (504), dann erst Marienwerder mit 494, Düsseldorf mit 473, Zweibrücken mit 466, Königsberg mit 464, Rostock mit 434, Posen mit 425. Am besten steht Rassel mit 244, Kolmar mit 299, Darmstadt mit 301 usw. Die Reihenfolge ist aber ganz anders, wenn wir nach der Schwere der Strafen unterscheiden. Wenn man als schwere Strafen, die „grobe Delikte“ treffen, die Gefängnisstrafen von über drei Monaten und die Zuchthausstrafen bezeichnet, so steht weit voran Hamburg mit 189,1, dann folgt Berlin mit 155,3, München mit 155,2, Breslau mit 147,3, Düsseldorf mit 146,8, Hamm mit 132,3, Kiel mit 126,4, dann erst kommt Marienwerder mit 122,7, Frankfurt mit 121,9, Augsburg mit 112,5, Köln mit 111,1; Zweibrücken mit 109,6, Oldenburg mit 109,3 und Königsberg mit 107,1 stehen unmittelbar neben Dresden mit 106,5. Am besten steht wiederum Rassel mit 66,1, dann folgt gleich Bamberg (71,5), Kolmar (81,4), Stuttgart (85,2) und Posen mit 85,3, dann erst Jena mit 86,0, Rostock mit 89,2, Celle mit 91,1 und Darmstadt mit 92,7. Bemerkenswert ist, daß Regierungsbezirk Düsseldorf in der Rheinprovinz die weitaus höchste Zahl von Sozialdemokraten aufweist (03 bzw. 07: 32,0 bzw. 30,1 Prozent), während die Bezirke Aachen nur 7,8 bzw. 6,6, Koblenz 6,8 bzw. 5,5, Köln 23,3 bzw. 21,3 und Trier 2,2 bzw. 2,8 Prozent, die ganze Provinz 20,9 bzw. 19,5 Prozent hatten. Zugleich aber steht in bezug auf die schweren Strafen der Bezirk Düsseldorf weit schlechter, als die übrige Rheinprovinz (146,8 gegen 111,1). Vergleicht man nun bezüglich der „groben Delikte“ Berlin mit Bayern, so steht der Ober-Landesbezirk Berlin (155,3) ebenso schlecht wie der Bezirk München (155,2), etwas besser wahrscheinlich unter Berücksichtigung seines Kinder- und Greisenmangels, aber viel schlechter als Augsburg (112,5), Nürnberg (98,9) oder gar Bamberg (71,5). Vergleicht man weiter Hamburg mit Posen, so steht Hamburg bzw. die drei Hansastädte mit 189,1 am aller schlechtesten, Posen (Marienwerder) mit 122,7 immerhin beträchtlich besser. Der Vergleich zwischen Sachsen und Oberschlesien läßt sich leider nicht ziehen, da Oberschlesien zum Bezirke Breslau gehört, der ganz verschiedenartige Verhältnisse aufweist. Da dieser 147,3 zählt, muß man für Oberschlesien allein allerdings eine noch höhere Zahl annehmen; es steht zweifellos viel schlechter, als Sachsen mit 106,5. Aber der ganze Vergleich der Oberlandesgerichtsbezirke mit den Strafen wegen „grober Delikte“ läßt doch von dem „wohlthätigen Einfluß der sozialdemokratischen Tätigkeit“ so wenig empfinden, daß man ihn durchaus bezweifeln, ja bestreiten muß.

Wir wollen nun nicht den Spieß umdrehen und behaupten, an der großen und zum Teil schweren, steigenden kriminellen Belastung mancher Bezirke trage die Sozialdemokratie die Schuld, obwohl manche Ausschreitungen, wie Auf-
ruhr usw., gewiß nicht nur in vorhandenen Übelständen, sondern ebenso in der durch maßlose Presse usw. verschuldeten Erregung und Erbitterung weiter Volks-

kreise wurzeln. Es ließe sich das statistisch mit demselben Scheine des Rechtes beweisen, wie das Gegenteil. Z. B. weist innerhalb Sachsens die Kreishauptmannschaft Bauzen sowohl die geringste Strafziffer auf (1903 bis 1907 622, gegen 960 für das ganze Land, und zugleich die niedrigste sozialdemokratische Stimmenzahl 1907: 43,0, 42,0 und 28,5 Prozent gegen 48,5 Prozent im ganzen Lande). Es soll nur kurz noch auf die wichtigsten wirklichen, statistisch nachweisbaren Ursachen der sehr verschiedenen kriminellen Belastung einzelner Bezirke hingewiesen werden, wobei klar zu Tage tritt, wie verwickelt die Frage ist, und wie wenig man aus einigen rohen Zahlen ohne Rücksicht auf sonstige Verhältnisse vergleichende Schlüsse ziehen darf.

Von größtem Einfluß auf die Höhe der Straffälligkeit ist zunächst der Beruf. Im Jahre 1908 kamen z. B. auf hunderttausend strafmündige Erwerbstätige in der Landwirtschaft 925,7 (Selbständige 741, Gehilfen 988), in Industrie, Bergbau, Baugewerbe usw. 2070,0 (Selbständige 1866, Gehilfen 2109), in Handel, Verkehr, Gastwirtschaft aber 2777,1 (Selbständige 4402, Gehilfen 2109), Tagelöhner (wechselnde Arbeit) 10229, Diensthboten 618,2, öffentlichen Dienst und freie Berufe 682,2, darunter Beamte 330,3. Eine Klarheit über die Veränderung der Belastung der einzelnen Berufsclassen im Laufe der Jahre läßt sich leider nicht gewinnen.

Wesentlich verschieden ist ferner die kriminelle Belastung von Stadt und Land. Großstädte weisen sämtlich viel höhere Strafzahlen auf, oft die drei- und vierfachen von ländlichen Kreisen. Die Großstadt bietet ja nicht nur gesteigerte sittliche Gefahren und vermehrte Möglichkeit, auch ohne bösen Willen gegen das Gesetz zu verstoßen, sondern ist auch der Sammelpunkt gewohnheits- und gewerbmäßigen Verbrechertums und Lasters und sittlich haltloser Elemente.

Nicht bestreitbar erscheint auch der Einfluß nicht nur der Religion, sondern auch der Konfession, wenn man bedenkt, daß stets die Strafzahlen der Katholiken beträchtlich höher sind, als die der Protestanten (1908: 1043 gegen 819), obwohl die Protestanten in viel höherem Grade an großstädtischem Wohnsitz und an industrieller und Handelstätigkeit beteiligt sind, und daß mit Ausnahme von Ostpreußen und Baden und wenigen Bezirken, wo Beruf und Nationalität die Abweichung von der Regel erklären, die Protestanten überall im Deutschen Reich günstigeren Zahlen aufweisen, als die Katholiken, die besonders da, wo sie in der Minderheit sind, außerordentlich schwer kriminell belastet sind. Daran wird auch durch die vorstehenden Ausführungen, die die Belastung der genannten katholischen Gegenden in milderem Lichte erscheinen lassen, durchaus nichts geändert, wie gegenüber etwaigem Mißbrauch derselben ausdrücklich bemerkt sein mag. Wenn da die Konfession schon Einfluß auf die Strafzahlen hat, wie vielmehr die Religion, unter deren Einwirkung auch die Sozialdemokraten erzogen worden sind und großenteils heute noch stehen.

Unzweifelhaft ist endlich, daß Stammescharakter und Volksitte die Höhe der Straffälligkeit wesentlich beeinflussen. Sie allein vermögen oft eine Erklärung

zu bieten, zum Beispiel für die günstige Lage der Gegend von Lippe oder die ungünstige der Pfalz oder der Slawen, oder für die Häufigkeit von Körperverletzungen in Süddeutschland und deren Seltenheit in Sachsen. Jene auf das Schuldkonto der Kirche zu setzen und diese der Sozialdemokratie als Verdienst anrechnen zu wollen, beweist eine außerordentliche Naivetät und völlige Unwissenheit auf dem Gebiete der Moralstatistik. Wie die Sozialdemokratie auf die Häufigkeit der Ehescheidungen und andere moralstatistische Erscheinungen durch ihre sittlichen Anschauungen einwirkt, die hier den christlichen völlig widersprechen, soll hier unerörtert bleiben.

Die Fabel von der Minderung der Straffälligkeit durch die Sozialdemokratie sollte endlich zum alten Eisen geworfen werden. Der statistische Beweis, daß die Sozialdemokratie einen vollwertigen Ersatz für die ethischen Wirkungen der Religion zu bieten vermöge, ist nicht zu erbringen, und Volk und Staat wird gut tun, auf die Arbeit der Kirche auch ferner Gewicht zu legen. Religion ist nicht bloß eine Privatsache, ihre Pflege darf nicht dem Zufall überlassen werden; sondern sie ist und bleibt Grundlage aller Volkswohlfaht, also eine öffentliche Angelegenheit von höchster Bedeutung, ein Kulturfaktor, dessen Verkümmern eine Verstümmelung und Gefährdung der gesamten Kultur zur Folge haben müßte.



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

VII.

Der Florentin trat ein und fand sie so. Er legte mit hastigem Griff seinen Hut auf die Tischdecke, maß den Raum aber zu kurz ab, und der Hut entfiel seiner Hand. Es kümmerte ihn nicht. Er war hochrot im Gesicht, mit verwirrtem Haar und vorstehenden glänzenden Augen und kam mit solchen Schritten wie jäh aufgesprungen und weggerannt von einem Plaze, wo man ihn hatte halten wollen.

„Jetzt bin ich da,“ sagte er, als wolle er das Wieschen aus aller Erstarrung wecken, und war mit einem lezten Schritt bei ihr, faßte und hielt sie, aber sie wehrte sich, und wie er ihre Hüften umspannte und sie an sich zog, behielt sie den Arm frei. Sie war von seiner Hand gewedt und lebendig geworden, aber anders als er sie haben wollte.

„Laß mich los,“ drohte sie mit gehobener Stimme, eine feine Rühle war in ihrem Atem, die ihn fremd anwehte, daß es ihm einen Augenblick klar und nüchtern im Kopf wurde.

Sie solle nun nicht wieder mit den alten Geschichten kommen, mit dem ewigen Unfinn, sagte er. Sie sei sein Mädchen, seines, in Himmel und Welt nur seines! Je toller sich eben die Regine um ihn gedreht habe, je wilder habe er nur an sein Wieschen gedacht. Die Unruhe habe ihn hin und her auf dem Stuhle gerückt, wie ihn die Regine habe festleimen wollen mit Trunk um Trunk.

„Ja,“ antwortete Wieschen, „und hast auch getrunken.“ Ein steigender Gekel war in dem Wort, sie legte den Kopf mehr zurück, um seinen Atem nicht zu bekommen.

Er sprach weiter auf sie ein, und sie hörte ihn an. Sie verargte ihm nichts, hatte gewußt, daß er noch trinken würde, und daß er die Glut, die er in sich hatte, auch über sein Mädchen bringen wollte — sie hatte das alles erwartet und gewußt und es aus Liebe für ihn dulden wollen — aber der Gekel vor allem, was er mit sich brachte, sagte sie so an, daß sie wie geschüttelt stand und wach wurde aus dem Rausch aller letzten Zeit.

„Laß mich los!“ befahl sie mit einer Stimme, so schneidend, als wolle sie damit durchschneiden, was zwischen ihr und dem Burschen bestand.

Als er sie nicht ließ, nahm sie sich zu der Kraft auf, von welcher der Bursche wußte, und um die er sich wunderte, daß sie in ihren feinen Händen war, ihr ganzer Körper wuchs in dieser Kraft. Die Kraft wurde größer, als ihre Liebe je gewesen war. Einmal schien es, als wäre die Mannesstärke in dem Burschen sieghafter und er überwände das Mädchen, doch sie hatte die Hände frei, streckte die rechte, sie mußte mit dem Arm eine Bewegung rückwärts gemacht haben, stieß an eine der Vasen, die mit Blumen gefüllt auf dem Fensterbrett standen und riß sie nieder. Das Glas zersprang mit einem feinen Klingen und überschüttete die Dielen.

Es war aber noch etwas anderes in die Stube gefallen, die Hand des Mädchens über des Florentin Gesicht. Er taumelte zurück und trat auf welche von den Glascherben. Wieschen sagte sich mit der Hand, womit sie ihn geschlagen hatte, an die Stirn und besann sich. Sie hörte das Knacken und Klingen des Glases unter seinen Füßen, da fiel ihr ein, daß etwas zerbrochen sei, mit einem einzigen Schläge niedergerissen, das würde kein Leim und keine Liebe je wieder zusammen treiben.

Wieschen ließ die Hand von der Stirn, stützte sich am Tisch und ging still an dem Burschen vorbei. Er stand wie jäh und ganz ernüchtert, nur mit Fäusten, als wolle er den Schlag dem Mädchen rächen. Sie ließ ihn ruhig an sich kommen und war so groß und kühl, daß dem Burschen die Fäuste an den Seiten niederfielen. Sie nahm ihr Tuch, welches ihr abgeglitten war, neu über den Arm und sah, daß sie in aller Zeit den Schlüssel zu ihrer Kammer in der einen Hand gehalten hatte. Da kam ein Freudeschimmer über ihr Gesicht.

„Der Ring,“ sagte sie, mit dem Schlüssel auf den Tisch zeigend. „Magst ihn einer andern bringen, Florentin, er ist mir zu weit gewesen.“

Dann ging sie hinaus, über die Treppe nach oben und schloß ihre Kammer auf. Sie war hell vom Monde, wie die Stube unten, und die Gegenstände unterschieden sich. Als Wieschen eintrat, war ihr, es komme ihr etwas Altes, Liebes entgegen, das ihr lange fern gewesen und nun wieder da war, als komme die eigene feine, reine Seele zurück und fände sich neu und enger mit ihr zusammen. Sie sah ihr Arbeitskleid hängen, und es fiel ihr ein, daß sie noch angetan ging mit dem Kirmeßkleid, mit dem sie sich behangen hatte wie mit einer gemeinen Lüge. Sie warf es ab, die lose genähten Haken sprangen heraus, wie sie daran riß, und sie vertauschte es mit dem Arbeitskleid und machte sich neu auf für den Tag. Unter dem Bett standen ihre alten täglichen Schuhe, sie hob sie an den Schnüren auf und lächelte, als sie sie anzog. Sie ging dann durch die Stube mit so gleichmäßigen freudigen Schritten, als hätte sie einen alten verlorenen Weg wieder gefunden.

Einmal hielt sie inne mit ihrem Eifer. Unten war eine Tür auf und zu getan worden und die Haustür ging. Wieschen trat an das Fenster und sah den Florentin den Weg zurückgehen, den er vor kaum ein paar Minuten hergenommen hatte. Sie wartete eine Weile, bis sie wußte, er würde in der Vulkerschlucht sein. Da nickte sie mit dem Kopfe, als heiße sie den Weg des Burschen gut.

Sie nahm dann von dem Fenster den Blumentopf der Geranie mit und saß auf ihrem Bettstuhl nieder. So wartete sie auf den Tag. Ihre Gedanken wurden ruhiger, je länger sie saß, verloren ihr Steingewicht, und einer schmiegte sich an den andern. Ein kleines glückliches Lachen kam um ihren Mund, wie sie einmal auf das Geranium in ihrem Schoß nieder sah, und sie sagte halblaut, als spreche sie zu der weißen Blüte: „Er hat sich doch in mir erkannt, wie in der Blume auch, der Florin.“

Die kleine freundliche Schelle über der Haustür war noch abgestellt, und die nächsten Tage traten still und klanglos in das Haus des Gärtners Kley. Die Herbsttage selbst waren wie zögernd in ihrer unter trübem Himmel nur matten Lichtelle, kamen mit einem späten Morgen und gingen mit frühen Abenden. Es war, als laure eine tödliche Krankheit hinter den Bergen und Häuserreden, wo der Wind lag und zuweilen seine Stimme hören ließ, die wie ein hohles, heiseres Husten war.

Wieschen hatte in diesen Tagen noch ein paar schwere Worte zu sagen, ein paar harte Wege unter die Füße zu nehmen. So hatte sie gleich andern Tages nach jener Kirmeßnacht zum Kley gemeint: „Ich wollt' mich noch heute außer Haus bringen, egal wohin, es würde schon einer eine Magd brauchen können. Es ist nur wegen Fette, daß ich noch da bin, meine Nähzeit ist noch nicht um. Wenn du mich aber nicht mehr sehen magst —“

Er lachte spöttisch, ohne sie anzublicken. Gesicht und Augen waren verschwollen und rot vom Nachtfeiern, er ging mit troziger Miene und mit in die Taschen eingepropften Händen, vermied aber, einen einzelnen anzusehen.

„Bleib meinetwegen,“ sagte er in eben der Weise, wie er gelacht hatte. „Kannst mich nicht in meinem Haus verunruhigen. Kümmerst mich so wenig, daß ich nicht einmal spüre, ob du da bist oder nicht.“

„Ich nehme zum Oktoberersten einen Dienst an,“ antwortete sie.

„Weinst, wenn die junge Frau hier in das Haus kommt, dann müßtest weg sein?“

Er wollte sie jetzt ansehen, mit Augen, die so spöttisch wie Gesicht und Sachen waren, aber sie gab ihre bejahende Antwort so klar und stand so groß da, daß er sich nicht dagegen aufzuheben vermochte, sich abkehrte und von ihr weg ging, indem er die Hände eingepfropft ließ, die Tür mit dem Fuß auf und wieder zu stieß und draußen seine Arbeit aufnahm.

In den Tagen danach trat Wieschen bei Zette ein und sagte ihr, was zu sagen war. Wie zu einer traurigen, in ihrem Ende ergreifenden, schmerzlich-glücklichen Erzählung leuchtete ihr Gesicht. Sie sprach langsam, daß Zette auf einmal nicht zuviel bekam, wie man Garn sinnig von der Hand läßt und wartet, bis es der andere genommen und gewickelt hat, immer mit der Obacht, daß es sich nicht verwickelt und in Knoten geht. Alles, was je gewesen war, erzählte sie, selbst das Verschwiegene zeigte sie offen. Sie schonte den Burtschen nicht und noch weniger sich selbst.

„Er ist so, der Florin,“ sagte sie verlegen. „Er kann einem kein Opfer bringen. Er nimmt alle Liebe hin wie den Sonnenschein, für den man nicht groß dankt, wenn man darin steht, weil man meint, es müsse so sein. Darum liebt er einen aber nicht weniger als andere lieben, der Florin. Und ich — ganz verkommen bin ich in mir selbst, bis zu dem Augenblick . . .“

Wieschen faßte sich an die Stirn, lächelte und sprach das Ende ihrer Rede: „Weißt, Zette, wenn man eine Blumenknospe hat und schwört: Ich kenn’ ihre Blüte, sie wird rot werden — und wenn sie dann aufbricht, so wird sie doch weiß, wenn es in ihr gefessen hat.“

Zette hatte während dieser Erzählung ihre Augen weit und wieder klein werden lassen, sie räusperte sich, als wolle sie ausspuhen, warf dann aber ein paar Worte des Lobes hin, wie sie dem Mädchen zulamen. Erst mit den Tagen lehrte sie ihre eigentliche Meinung aus, sie sah den äußeren Wert nicht mehr an dem Mädchen, und Wieschen wurde wieder das Spiel ihrer Laune. Sie quälte sie mit Vorwürfen, wie sie sich und anderen das ganze Leben verderbe. So machte sie sie da gering, wo Wieschen meinte die Krone zu bekommen.

Wieschen mußte zu Zettes verkehrtem Wort noch das Gespött der Leute auf sich nehmen. Regine ging als die Braut des Kley, ging so, als hätte sie allen Sieg gewonnen, nicht, als wäre er ihr nur gelassen worden. „Sich versprochen haben ist noch kein Verheiratetsein,“ erklärte sie den Bruch des ersten Verlöbnisses des Kley. Und als ein Dreister sie mahnte, sie möge nur sorgen, daß das Wort nicht am Ende auch auf sie anzuwenden sei, lachte sie unbekümmert und zwinkerte heimlich mit den Augen. Und als ein anderer sie

fragte, warum sie den Verlobungsring gleich an die rechte Hand gesteckt habe und nicht nach Sitte bis zum Hochzeitstag an die linke, da zwinkerte sie wieder und meinte heimlich: „Es hat's der Kley gewollt, und es hält auch besser so, das Verlöbniß.“

Wieschen war einsam und fremd im Heimatdorf. Die Berge und Bäume verloren das Laub, und es war, als solle keine Freude mehr bleiben, mit der sie sich hätte zusammenfinden und zu zweien hätte sein können. „Bräut' ein Unwetter aus, und ich ginge unversehens draußen,“ dachte sie, „ich wüßte nicht, wem ich mich unter den Schirm stellen könnte. Nicht ein Baum gibt bald mehr Schutz.“

Sie war aber aufgewachsen als ein Waisenarmes und hatte gelernt, andern Strohhocken in die Holzschuhe zu flechten, während sie selber barfuß ging. So, wie sie nach außen einsam war, war sie innen mit sich selbst zusammen, inniger und reicher als je.

So aufgerichtet ging sie an einem Tage zum Arzt in die Kreisstadt, nahm den mehrstündigen Weg östlich über den Hügelkamm der Berge und kam mit roten frischen Waden in die Stadt. „Warum kommst du,“ erzählte sie sich unterwegs, würde der Arzt fragen. „Bloß wegen der Verführung?“ Sie trug sich leicht mit dem, was als schlimmer Keim in ihr lag. So schüttelte sie unglaublich und immer wieder wie töricht den Kopf, als sie ein in ein knisterndes rotes Papier gehülltes Fläschchen in der Hand die Stadt wieder verließ. Ihre Wadenrosen waren verblaßt, sie hatte staubige Schuhe und müde Schritte, so ging sie die Landstraße entlang, die unter den Bergen her leichter und schneller heim führte als der Weg, den sie in mutigem Ansteigen vorher genommen hatte.

Sie kam heim um die Mittagszeit, als eben der Tisch aufgetragen war und der Kley mit den Ramps zum Essen niedersaß. Sie nahm ihren Platz, stand wieder auf und holte das Fläschchen aus dem Papier, schüttelte die Medizin und trank davon. Sie sah feierlich dabei aus, und die anderen blickten zu ihr auf mit furchtsamen Gesichtern und schweigend, auch der Kley. Die Mutter Johanne band ihr Häubchen los, um gleich zu hören und verstehen zu können, wenn Wieschen sprach. Zette schlug verlegen die Augen nieder, als habe ihr das Mädchen gesagt: „Die Stiche in meiner Brust sind von deinen feinen und heimlichen Nadelstichen, Zette.“ Dem Florentin stieg das Blut zu Kopf, wie ihm wohl geschah, wenn um sein Versehen eine Blume Schaden genommen hatte.

„Ja,“ sagte Wieschen und nickte. „Ich habe es für leichter gehalten als es ist, aber es ist so schwer noch nicht, daß es mich unterkriegt. Ich muß weg von hier, wohl so weit als man in einem Tage kommen kann, oder weiter, wenn es angeht. Alles, was gewesen ist, muß hinter mir bleiben. Es ist rauh bei uns in den Bergen um Winterzeit, und ich muß die Luft haben, die anders und besser für meine Brust ist. Auch in der Sommerzeit ist die Luft nicht recht. Das stille Sitzen beim Nähen hätte es getan.“

Sie sprach mit gesenkten Blicken, jetzt sah sie den Florentin an und lächelte.

„Die großen giftigen Glockenblumen haben immer vor dem Fenster gestanden, wenn ich genächt habe, da ist mir mit dem Atmen vielleicht Gift in die Lunge gekommen.“ Es klang, als sage sie: „Vielleicht um alle die Liebe wurde ich krank.“

Sie spielte mit dem Löffel, aus dem sie eben die Medizin getrunken hatte und stand so ungeschlüssig, als könne sie sich nicht losreißen von einer Erinnerung. Plötzlich war sie wie aufgeweckt und neu hingestellt. „Wenn einem der Doktor sagt: es kann dir die Medizin nicht nützen, wenn du nicht mithilfst gesund zu werden — und: werde gesund, oder du mußt in den Sarg — dagegen ist alles nichts, was man meint Schlimmes erlebt zu haben. Es kann kein Herz ganz krank sein in einem gesunden Leib, darum will ich nun sehen, daß ich gesund werde am Körper, und mit dem anderen wird es sich dann helfen.“

Sie setzte sich und aß ihre Suppe. —

Später meinte Zette mit neuem Anlauf gegen das Mädchen: „Hast nicht viel Scham, daß du vor uns allen so von dir gesprochen hast, von deiner Unglücksiebe, mein' ich, wie der Bursche dabei war.“

„Zettchen,“ antwortete Wieschen ruhig, „wenn eine Wunde heil ist, dann kann man sich wieder dran stoßen. Und wenn man in ein Taschentuch greint — solange es naß ist, läßt man es keinen berühren und versteckt es; aber später, wenn es trocken ist, dann kann man es jedem einen zeigen und sagen: dahinein hab' ich einmal gegreint.“

Wieschen sprach nach außen sicherer, als sie innen eigentlich war. Noch würde viel Wind wehen müssen, der ihr großes buntes Sacktuch, in das sie noch manche Träne kommen ließ, ganz trocknete. Aber mit der Sicherheit, die sie nach außen gab, erzwang sie sich mehr und mehr die innere.

* * *

Der Dienst, in den Wieschen sich versagt hatte, war draußen in der Ebene des Baderhorner Heidelandes und so weit vom bergischen Heimatdorf entfernt, wie man in ein und dem anderen Tage bei gutem Ausstreiten gehen konnte. Wieschen wußte nicht, wohinaus der Weg ging, und die Menschen, zu denen sie kommen sollte, waren ihr fremd wie die Heide selbst, in der sie wohnten.

Die Bauern in den Bergen hielten nicht viel von der ganz flachen Ebene. Ein Ochse, wußten sie, zöge dort den Pflug ebensogut über den Morgen Land wie zwei Gäule bei ihnen, das Feld werfe nicht so schwere Steine, aber auch nicht so schwere Frucht aus. Ein Feld, wußten sie weiter, mußte seinen Rücken krümmen, ein gerader Rücken konnte jetzt und nimmer einen vollen Sack Ernte tragen und abwerfen.

Aber Wieschen dachte, es würde ein leichtes Hinauswandern sein, wo sich einem kein Berg in den Weg stellte, und wo man die Biegungen der Wege übersehen konnte bis in Stundenweite. Des Bauern Hof, wo sie bedientet werden sollte und wo jetzt Sommertags die goldenen Felder wogten, war Heide

und Ödland gewesen in des Bauern jüngster Zeit. Dort hatte er sich mit dem Spaten Heimat und Leben geschaffen. Es war Wieschen zumut, wenn sie aller Zeit voraus dachte, als ginge sie hinaus, sich nach jenes Bauern Vorbild Heimat und Leben zu schaffen. Was sie zurückließ, schien ihr jetzt wie das Erleben einer späten Kindheit gewesen zu sein, aus der sie nun heraustrat. Ernst und eifern nahm sie den Kampf um ihr Gefunden auf. Und sie fühlte schon jetzt ihre Glieder erstarken in der Sehnsucht nach jener Bauernarbeit, die ihrer wartete.

Es kam dann im Hause des Kley zum Abschied, zum letzten und allerletzten. Am Abend vor dem Oktoberersten wurde Wieschens Kommode hinunter gebracht und dem Latenwagen eines Fuhrmanns aufgeladen, in dessen Hof sie nachten sollte; Wieschen würde in der Herrgottsfrühe des nächsten Tages sich zu ihrer Kommode einfinden und sich wegbringen lassen, landein, wo ein leichtes Fahren war, daß sie zum Nachmittag des Ziehtages ihren Dienst antreten konnte. Der Florentin hatte die Kommode mit angefaßt, Zette und die Mutter Johanne hatten dabei gestanden und zugeesehen, es war gewesen, als trage man einen Toten hinaus.

Es ist eigen, wenn aus einem neuen Hause der erste Tote weggebracht wird, das Haus ist gleichsam durch den Tod in den vollen Lebenskreis gerückt. Der Florentin sah sich um in seinem neuen Hause, und ihm war, als fehle ihm etwas. Das Treppengeländer hatte vom Hinuntertragen des Möbels eine Schramme bekommen und ein Holzsplitter stand heraus; als Wieschen das sah, dachte sie, das Splitterchen würde vielleicht dem Florentin, wenn er es nächster Tage sah, in das Herz fahren. Er würde das tote Wieschen nicht vergessen können. —

(Schluß folgt)



Einiges aus dem englischen Rechtsleben

Von Dr. Julius Hirschfeld, Barrister-at-law, London



s scheint, als ob in der extremen Unähnlichkeit zwischen deutschen und englischen Rechtseinrichtungen ein eigenartiger Reiz läge, der immer und immer wieder zu ausgesprochenen oder stillschweigenden Vergleichen anregt, mit dem regelmäßig wiederkehrenden Ergebnis, daß der nach brauchbaren Analogien Suchende nichts als unüberbrückbare Gegensätze findet. Die Phase, in welcher deutschen Juristen der Gedanke einer annähernden Nachbildung englischer Verhältnisse, wenn auch in nebelhafter Gestalt, vorschwebte, ist wohl vorüber, aber ich hoffe doch, daß kurze Erörterungen einiger Punkte englischen

Rechtswesens, trotz der vorhandenen umfangreichen Bücher über diese Materie, immerhin einige Anregungen bieten dürften.

Um beim Anfang anzufangen, sei zuerst von der Erziehungsfrage gesprochen. Wenn man deutsche Fachliteratur sieht, so erstaunt man über die Fülle und Intensität, mit der das Ausbildungsthema der jungen Juristen beständig zum Gegenstand der Besprechung gemacht wird; und was für Ergebnisse auch schließlich aus solchen vorbereitenden Arbeiten hervorgehen mögen, stets legen sie von einem strebenden Bemühen und Vorwärtsdringen unzweifelhaftes Zeugnis ab. In den englischen Zeitschriften findet man darüber so gut wie nichts. Es ist richtig, daß seit dem Jahre 1875, vor welchem Zeitpunkte Prüfungen für die Bar überhaupt nicht verlangt wurden, die Anforderungen zur Erlangung der Qualifikation von Zeit zu Zeit verschärft worden sind, so daß die Prüfungen gegenwärtig eine sehr erhebliche Menge von Gedächtnisstoff voraussetzen. Die vier Rechtsinnungen, welche Studenten zur Bar berufen, haben gemeinschaftlich eine Lehr- und Prüfungsbehörde geschaffen. Während der vier Gerichtsstigungsperioden, in die das Geschäftsjahr eingeteilt ist, werden Vorträge gehalten. Nach dem letzten Bericht sind für diesen Zweck sechs „Readers“, vier „Assistant Readers“ und ein „Lecturer“ (für indisches Recht) angestellt, die von Jahr zu Jahr ernannt werden. Die „Readers“ sind zugleich Examinatoren, und dieser Umstand wirkt wohl unvermeidlich und meines Erachtens ungünstig auf den Charakter des Examens ein. Die Fragebogen (die Prüfungen sind der Hauptsache nach schriftlich) behandeln teils ganz elementare Begriffsbestimmungen, teils höchst komplizierte Rechtsverhältnisse, die man ohne Zuhilfenahme und Studium von Präjudizien kaum in annähernd sicherer Weise klar legen kann. Dadurch wird unabweisbar der Eindruck hervorgerufen, daß solche Fragen auf spezielle Erörterungen in den Vorlesungen Bezug nehmen. Abgesehen davon ist kaum ein Anzeichen dafür gegeben, daß von dem Kandidaten selbständiges juristisches Denken in Anwendung auf konkrete Verhältnisse erwartet wird. Nach bestandnem Examen in den verschiedenen Fächern werden die Kandidaten zur Bar berufen.

Ihr weiterer Werdegang ist sehr verschieden. Statistik und tatsächliche Feststellungen gibt es darüber nicht. Doch kann im ganzen und großen folgendes gesagt werden: ein nicht unbedeutender Prozentsatz von diesen Barristers sind Indier. Diese gehen bald nach ihrer Berufung in ihr Land zurück, um dort als Advokaten oder Richter in indischen Sachen zu wirken. Andere gehen in ihre heimatliche Grafschaft, wo sie sich als „country gentlemen“ niederlassen, an „Sports“ und „Games“ teilnehmen und bald als Friedensrichter in Frage kommen, für welches Amt sie auf Grund ihrer „juristischen Bildung“ als besonders qualifiziert erachtet werden, obgleich bekanntlich der ständige „Clerc“ der Friedensgerichte (ein Solicitor) das Jus liefert und man nicht recht einzusehen vermag, warum für diese niedere Laien - Strafgerichtsbarkeit theoretische Juristenbildung besonders wünschenswert sein sollte. Manche von den so

bestallten Barristers gehen auch, je nach ihren Beziehungen und Neigungen, in Geschäfte, Fabriken, auf die Börse usw. Für alle ist ihre Berufung als Barrister ein Cachet für gesellschaftliche Stellung und Intelligenz.

Die hier hauptsächlich interessierende Gruppe der Barristers bleibt in London und bereitet sich mehr oder weniger ernstlich für die Praxis vor, meist in der Art, daß die jungen Leute in das Bureau eines älteren Barristers eintreten. Die Art der Beschäftigung ist sehr verschieden, was bei der hier unvermeidlichen Spezialisierung in den Arbeitszweigen natürlich ist. Ist der Kandidat in das Bureau eines in der Kings Bench praktizierenden Barristers eingetreten, so wird seine Tätigkeit hauptsächlich in der Abfassung von Schriftsätzen, im Auffuchen von Präzedenzfällen, Beisohnen von Gerichtsverhandlungen, Studium der Advokatur mit ihren Regeln und Künsten, und in der Teilnahme an den richterlichen Rundreisen (Circuits) bestehen. Bei Gelegenheit der letzteren mag er wohl hin und wieder vom Richter die Verteidigung eines „armen“ Angeklagten zugewiesen erhalten. Arbeitet er dagegen in dem Bureau eines Kollegen von der Chancery-Bar, so wird der Schwerpunkt seiner Beschäftigung nicht sowohl in Streitsachen liegen als in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit (Conveyancing) und gutachtlichen Arbeiten. Das praktische Studium der Advokatur, das in der Kings Bench von so eminenter Wichtigkeit ist, fällt hier beinahe ganz fort und wird von den Barristers der Chancery-Bar so wenig geübt, daß, wenn in ihren Sachen ein erhebliches Zeugenverhör nötig wird, in den meisten Fällen ein Barrister von der Kings Bench zur Übernahme eines solchen Verhörs speziell instruiert wird.

Natürlich geht das Streben aller dahin, aus diesem Zustande der Unselbstständigkeit herauszutreten und eigene Praxis zu erlangen. Und darin liegt die Crux des ganzen Systems. Wie gelangen die Barristers zu dem ersehnten Ziel? Ein unverhältnismäßig großer Prozentsatz gelangt eben nie dazu. Die Fähigkeiten allein genügen nicht. Sie bleiben der Regel nach latent im Bureau des Kollegen stecken. Für die anderen aber mag folgendes ungefähr von regelmäßiger Geltung sein. Als der wesentlichste Faktor für ihr Vorwärtkommen müssen zweifellos „Connexionen“ gelten, und zwar nicht solche zu Ministern oder anderen hohen Beamten, sondern intime (vorzugsweise verwandtschaftliche) Beziehungen zu Solicitors in gut fundierter Praxis. Diese als die Vertrauensmänner des Publikums sind die eigentlichen „makers“ von Barristers. Sie schaffen ihnen die Gelegenheiten, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, darzutun und sich bekannt zu machen. Nun taucht folgerichtig die Frage auf: wie steht es mit der Verantwortlichkeit der Solicitors ihren Klienten gegenüber, deren Angelegenheiten sie auf diese Art ungeübten Händen anvertrauen? Die Antwort ist: erstens können nur Solicitors in ganz gesicherter Stellung, von denen die Klientel mehr abhängig ist als sie von ihr, sich diesen Luxus der Protektion gestatten, und zweitens ist das Risiko in der Tat sachlich nicht bedeutend. Denn einmal sind die Solicitors selbst erfahrene Juristen und in der Lage, eine

Kontrolle auszuüben; sodann finden die jungen Barristers in Sachen, die im Bureau erlebt werden (*Chamber-work*), stets bereite Hilfe bei älteren Kollegen. Dazu kommt, daß es viele umfassende praktische Anleitungs- und Formularbücher gibt, in denen man fast für alle Fälle und Kombinationen geeignete Muster finden kann. In Sachen, die in das Gerichtsverhandlungsstadium geheißen, wird, wenn sie nicht ganz einfach sind, der Regel nach ein älterer Barrister neben dem jüngeren bestellt, so daß dieser dann nur eine untergeordnete (und stumme) Rolle zu spielen hat.

Solche auf Gunst und Hilfe beruhende Praxis kann selbstredend nicht ewig dauern, und diejenigen, welche nicht reiten können, nachdem sie so in einen guten Sattel gehoben sind, fallen natürlich und unvermeidlich ab. Für solche aber, die Fähigkeiten und Ausdauer besitzen, ist der Weg ziemlich gesichert.

Außerhalb dieser so begünstigten Gruppe bleibt es mehr oder weniger dem Zufall überlassen, ob ein Barrister eine regelmäßige Praxis bekommt oder nur gelegentliche Aufträge. Und zwar kommt es hier der Regel nach wenig in Betracht, ob Leute hervorragend begabt sind oder nur Durchschnittsfähigkeit besitzen. Wir haben es erlebt, daß Männer wie Herschell (später Lord Chancellor), Russell (später Lord Chief Justice), Gully (später Sprecher des House of Commons) und Asquith (der Premierminister) eine ganze Reihe von Jahren völlig unbeachtet in den Gerichtshöfen und ihren Büreaus vegetierten, und daß die drei ersteren notorisch schon auf dem Punkte standen, nach den Kolonien auszuwandern, als ihnen plötzlich ihr Stern aufging. Vielen anderen, vielleicht ebenso Befähigten ist er nie aufgegangen, und man hat sehr wenig von ihnen gehört.

In deutschen Schriften haben wir sehr viel von dem „Imperium“ des englischen Richters gehört. Aber das Wort bezieht sich doch in seiner rezipierten Bedeutung, soviel mir bekannt ist, nur auf die territoriale Gerichtsbarkeit. Es gilt mit demselben begrifflichen Inhalt in Deutschland wie in England und braucht deshalb bei einem Vergleich der Rechtsverhältnisse beider Länder nicht besonders betont werden. Wenn jedoch der Sinn einer besonderen Herrschgewalt der Richter hineingelegt wird, was ich bei einem historisch rechtlichen Begriff kaum für zulässig halte, so muß ich sagen, daß eine derartig vage Erweiterung der Auffassung des Richteramts, wie sie darin läge, bedenklich ist. Es wäre ferner zu bemerken, daß dieses „Imperium“ hier doch hauptsächlich nur bei der niederen Gerichtsbarkeit — analog vielleicht der alten preußischen Patrimonialgerichtsbarkeit — zur Geltung kommt, und daß dafür das Wort zu groß ist. Wenn aber die durch die *lex non scripta* gegebenen, in manchen Beziehungen erhöhten Machtbefugnisse der englischen Richter tatsächlich bestehen, so hat diese Medaille jedenfalls, was sie auch immer wert sein mag, ihre Rehrseite darin, daß diese Richter nicht überall der Aufgabe gewachsen sind, in ihrem Wirken potenzierten common sense mit richtigem Takt zu vereinigen. Wir wissen ja auch von Salomo, von Harun al Raschid und dem Prätor nicht, ob sie nicht

oft an der wahren Justiz vorbeijudiziert haben. Solche Fälle sind nicht registriert worden. So kommen denn auch in England sehr häufig bedenkliche Entscheidungen vor, die in vielen Fällen auf die in Folge der Aktionsfreiheit entwickelte Tendenz, an dem Edictum perpetuum souverän vorbeizugehen, zurückzuführen sind. Auch Richter des High Court sind, beiläufig gesagt, von dieser Schwäche der Stärke nicht frei, und das oft zum Schaden des Ansehens oder wenigstens des Prestiges der Richterbank.

Der hohe Gerichtshof erster Instanz besteht aus drei Abteilungen, nämlich der Chancery-Division, außer dem Lord Chancellor mit sechs Richtern besetzt; der Kings Bench-Division, außer dem Lord Chief Justice mit sieben Richtern besetzt; und der Probate (Probatum in Testamentsachen) Divorce und Admiralty Division mit zwei Richtern besetzt. Die Chancery-Division ist unter anderen zuständig für Immobilien-, Erb-, Treuhänder-, eheliches Güter-, Vormundschafts- und Gesellschaftsrecht; die Kings Bench-Division für Straf-, Vertrags- und Deliktssachen; die dritte Division für die sich aus ihren Namen ergebenden Sachen. Nun werden die Richter der verschiedenen Abteilungen aus dem Kreise solcher Barristers ernannt, welche eine lange Reihe von Jahren innerhalb einer solchen Abteilung praktiziert haben, so daß sie Spezialisten in ihrem Fache sind. Anders liegt aber die Sache mit der zweiten Instanz. Diese ist zusammengesetzt aus drei Richtern, die aus der Kings Bench, und drei Richtern, die aus der Chancery Division hervorgegangen sind. Sie sitzen gemischt in den beiden Senaten des Appellhofes, so daß bisweilen zwei Chancery- und ein Kings Bench-Jurist oder ein Chancery- und zwei Kings Bench-Juristen ein Kollegium bilden. In dem einen Senat sitzt jetzt ein Chancery-, in dem anderen ein Kings Bench-Jurist vor. Im vorigen Jahre waren etwa hundertundachtzig Berufungen eingelegt gegen Erkenntnisse der Kings Bench- (achtzehn Richter*); aber etwa fünf- undneunzig gegen solche der Chancery-Division (sechs Richter**) — ein ganz unverhältnismäßig hoher Prozentsatz in Anbetracht der geringen Richterzahl. Die Erklärung hierfür liegt darin, daß die Rechtsmaterien, mit denen sich die Chancery-Division zu befassen hat, unendlich kompliziert sind im Vergleich mit denen der Kings Bench-Division. Juristen, die ihre Laufbahn in letzterer gemacht haben, stehen daher der Terminologie, den Begriffen, den vielfach noch immer grotesk archaischen Institutionen und den Interpretationsregeln des Chancery-Rechts fast ganz fremd gegenüber, und den Kings Bench-Richtern zweiter Instanz muß daher von ihren Kollegen und den Barristers Verständnis für solche Sachen oft erst eingepaukt werden. Da sie unzweifelhaft sehr intelligent sind, so ist anzunehmen, daß sie im allgemeinen zu einer entsprechenden Auffassung durchdringen. Von einer Beherrschung des Stoffes jedoch kann kaum die Rede sein, und doch liegt der Schwerpunkt der Berufungsentscheidungen bei nur zwei Richtern.

*) Der Lord Chief Justice sitzt der Regel nach in erster Instanz.

**) Der Lord Chancellor sitzt nur ausnahmsweise in erster Instanz.

Die Berufungssachen an das House of Lords bezifferten sich 1910 auf achtundsechzig Fälle. In den „offiziellen“ Entscheidungsberichten erscheinen davon (einschließlich der schottischen) dreißig. Von letzteren wurde verhandelt eine Sache vor sechs Richtern, fünfzehn Sachen vor fünf Richtern, zwölf Sachen vor vier Richtern, zwei Sachen vor drei Richtern. Wenn man auch nicht auf dem Standpunkt des „je mehr je besser“ steht, so muß man doch annehmen, daß ein Kollegium von drei Richtern der großen Aufgabe solcher Recht erzeugenden Berufungen vor einem Appellhof kaum genügt und daß ein Kollegium von vier Richtern, dessen Meinung bisweilen geteilt ist, so daß das Urteil zweiter Instanz Geltung behält, dem gesunden Menschenverstand nicht recht einleuchten will. In Anbetracht der außerordentlich hohen Kosten kann der unterliegende Teil in solchen Fällen sagen: „Ein großer Aufwand schmächtig ist vertan“, und Jurisprudencia stimmt ihm wohl bei.



Sommerabend im Schwarzwald

Im Haserfeld die Grillen geigen,
Der Hirte treibt zum Pferd die Herde,
Aus dunklem Lann die Sterne steigen,
Und leise atmend ruht die Erde.

Es ist so still — fern auf der Halde
Klingt eines Hundes heis'res Bellen —
Das Schweigen bettet sich im Walde,
Und heimlich rauschen Wind und Quellen.

Wie dunkle Rätsel steh'n die Berge,
Am Himmel hoch die Sterne gleiten,
Den Silbernachen führt der Ferge
Zu uferlosen Ewigkeiten.

Karl Berner





Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philosophie

Toma con variazione. In den Anfängen des menschlichen Denkens war die Mathematik eine Wissenschaft, die es als ihre Aufgabe erkannte, die Beziehungen und Größen der von uns sinnlich wahrnehmbaren Figuren auszumessen. Allmählich emanzipierte man sich von der Sichtbarkeit der einzig von unseren Sinnesorganen zu perzipierenden Körper und erkannte oder einigte sich darüber, daß der Gehalt des mathematischen Begriffs nicht begründet sei in isolierten Vorstellungsinhalten, sondern in der Operation des Geistes und den idealen Beziehungen, die durch sie erfasst waren. So überwand man die Unzulänglichkeiten der Empirie, ja schreckte auch nicht mehr zurück, mit ihr nötigenfalls in Konflikt zu geraten, unterstanden doch nun die Gebilde des mathematischen Denkens keinem anderen Gesetz als demjenigen, das unser eigener Geist ihnen vorschreibt.

Ein anderes Beispiel der Befinnung unserer Seele auf ihr Recht der Eigengesetzlichkeit bietet die Kantische Ethik — im wesentlichen das Plaidoyer der radikalen Loslösung des sittlichen Bewußtseins von allen das Gewissen trübenden, aus anderen Provinzen des Geistes hereinschneidenden Gewohnheiten und Traditionen, ein leidenschaftliches Ringen — wie oben im Bereich der Mathematik — um freieste Selbstbestimmbarkeit, Autonomie des Willens, der im Sittlichen, allen Gewohnungen zum Trotz, nichts anerkennen darf, kann, als was aus dem Einzigkeitspunkt der individuellsten Seele quillt.

Auch aus unseren neuesten Tanzmanieren spricht eine solche Tendenz nach Überwindung konventioneller Bestimmungen und Einflüsse, ein Abweisen dessen, was nicht voll und ganz von der Nuance des eigenen Wesens gefärbt ist. Wie wir es in den Anfängen der Mathe-

matik gewiß naheliegend finden, das durch die Sinne unmittelbar Gegebene, das Gesehene, das mit ihnen, an ihnen zu Kontrollierende zum Kriterium der Wahrheit zu machen, — wie wir verstehen, daß die Menschen ursprünglich auch in der Musik nur Themen von ihrer primitiven Seele wohlthuender Simplizität goutierten, — so wiegte man sich auch im Laufe einzig im Rhythmus der gespielten Musik, oder besser: in einer unmittelbar auf der Oberfläche schwimmenden Rhythmik. In unserer Zeit neigen wir dazu, das Synkopenhafte, das man innerhalb des rein Akustischen, im Quattrocento als etwas Störendes empfunden hat, selbst in unseren Bewegungen zu realisieren.

Wer den „Boston“ in seinen ersten Entstellungen beobachtet hat, weiß, wie man mit geradezu mathematischer Exaktheit, in reaktionärer Abhängigkeit der ersten Opposition, regelmäßig einige Sekunden nach der von der Musik markierten Cäsur niederglitt, bis endlich das naive Oppositionelle völlig schwand und damit die Regelmäßigkeit — die mit negativen Vorzeichen gleichsam die Intentionen des Ballorchesters anerkannte, — einer absoluten, in sich ausschwingenden Eigengesetzlichkeit wich.

„Alles was ist, ist Geist“, er ist es, der die Welt der Tatsachen begreift, der die Tatsachen in der Geordnetheit, in der wir sie als Tatsachen bezeichnen, aus sich schafft, so daß er mit ihnen nie in einen ernstlichen Konflikt geraten kann. Und wo immer der Geist sie nicht umgreifen zu können scheint, — „um so schlimmer für die Tatsachen.“

Mit der gleichen Kühnheit (ich sage nicht ebenso imposant, aber aus der gleichen Kühnheit heraus) ist auch für uns der Rhythmus des Komponisten und seiner Interpreten — als etwas, was nicht ganz wir sind —, eine quantité négligeable.

Tema con variazione: die Autonomie der Mathematik, die Ethik Kants und der „Boston“-Rhythmus sind nichts als Paraphrasen über den einen gleichen Gedanken, dargestellt in drei Stadien verschiedenster Entfaltung, vielleicht — — Entwicklung!

Denn was uns das Rein-auf-den-Geist-gestellt-sein des mathematischen Erkennens als so wenig befriedigend, infolge der jeder Analogie mit den seelischen Tatsachen entrückten Leblosigkeit ihrer Objekte als so blutleer empfinden läßt, was uns die Ethik Kants den Fluktuationen des Lebens gegenüber so unzureichend erscheinen macht, ist hier verschwunden und gibt einer auf das ganz Persönliche gestimmten Ruancierungsmöglichkeit Raum. Denn aus dem Leitmotiv Kants: „Handle so, daß die Maxime deiner Handlungen jederzeit zum Grundsatz einer allgemeinen Gesetzgebung erhoben werden kann“, spricht für uns ein wirklichkeitsfremder Schematismus. Wir, die wir staunen, wie unendlich die Erfüllung eines Wunsches den Charakter ändert, den er in der bloßen Gerichtigkeit auf jenes ferne Ziel gelebt, wissen wohl, daß eine Handlung in ihrer Einmaligkeit nicht zu messen ist an dem Wert, den sie — als Beispiel — durch die Tat ganz anders gearteter Seelen gemänne.

Der „Boston“ ist von jeder Verallgemeinerungstendenz erlöst. Hier sind wir in jedem Augenblick ermächtigt, den Komponisten, das Orchester, die anderen Paare, die ganze Umwelt zu vergessen, zu mißachten, zu verneinen, um nichts zu folgen als dem eigenen, die Persönlichkeit am adäquatesten repräsentierenden Gefühl.

Wer genießt die Freiheit des mathematischen Denkens? — Der Mathematiker. — Wer realisiert die Ethik Kants? — Vielleicht niemand, da, was Kantisch daran, auf das Leben unanwendbar ist; (aber wir anerkennen mit Kant die Autonomie des Willens im Moralischen).

Wer realisiert die Autonomie des Willens auf unseren Vätern? — Der Bostontänzer; vielleicht kann man sagen: der moralische Konventionalist. — So gesehen bietet der moderne Ball ein Bild, das in der Divergenz der in ihm sich realisierenden Inhalte zu den

merkwürdigsten Analogien mit der Wirklichkeit des Geisteslebens verführt.

Felix Goldner-Berlin

Literaturgeschichte

Goethe und Ilmenau. Nicht lange nach Goethes Hinscheiden erschien ein von Stahlstichen reich illustriertes Sammelwerk, „Das malerische und romantische Deutschland“ betitelt. Ludwig Beschtein schrieb hierzu den Text des Bandes „Thüringen“ und bemerkte bei Ilmenau: „Auch noch vorhandene Briefe Goethes in den damaligen Bergbauangelegenheiten (d. h. 1784 bis 1796) wurden erwähnt und vorgezeigt, sie trugen aber alle den gleichen Typus des formellen Geschäftstils, den der große Dichter sich angeeignet hatte, so daß nichts Erfreuliches aus ihrer Lektüre gewonnen wurde.“ Das romantische Empfinden Beschsteins, dem ein Stich ins Philistritze eigen war, vermischte hier augenscheinlich Theodor Körners poetische Ader bei Behandlung bergmännischer Stoffe. Wie Julius Voigt jetzt in seiner umfassenden Monographie „Goethe und Ilmenau“ (Leipzig, Xenien-Verlag; mit 7 Handzeichnungen Goethes, Karte, Faksimile und 22 Bildbeigaben. Preis broch. 5 M.) auf Grund eines vielfach noch unveröffentlichten Materials dartun kann, hat es sich damals um ein streng amtliches Wirken Goethes gehandelt. Wir empfangen endlich ein Bild der lebhaften und an Verständnis für den Betrieb nach außen wie nach innen rasch wachsenden Tätigkeit Goethes, die geeignet ist, seine Arbeitsfreude und kluge Art, Menschen zu behandeln, ganz besonders deutlich zu machen. Voigt bemerkt gegen Schluß der fleißig und in vortrefflicher Gesamthaltung durchgeführten Studie: „Im ganzen Bereich der ausgedehnten Amtstätigkeit Goethes finden wir kaum ein Gebiet, welches er mit gleicher Begeisterung ergriff, mit gleicher Stärke persönlicher Hingabe betrieb wie die Geschäfte, an die er jahzehntelang zu Wohl und Gedeihen Ilmenaus seine besten Kräfte setzte. Und auch als die persönlichen und amtlichen Beziehungen wieder gelöst waren, blieben ihm noch die Wissenschaften, deren Licht sich ihm auf den Bergeshöhen Ilmenaus und in der Tiefe seiner Schächte entzündet hatte,“ nämlich Geologie und

Mineralogie. Es scheint in der Tat, als sollten die Voigtischen Veröffentlichungen zur Genesiss dieser Seite Goethe'scher Naturkunde von Bedeutung werden. Ob der — nicht glückliche — Verlauf des Ilmenauer Unternehmens, das den „Schatzgräber“ hervorrief, auch die „Solidbegrenztheorie“ Goethes ihrer ganzen Idee nach beeinflusste? Völlig unbekannt aber ist bisher wohl Goethes Verdienst um die Gesundung des Ilmenauer Steuerwirtschaffs gewesen; er hat hier einen echt goßzeitlichen Rattenkönig von betterschaftlicher Unredlichkeit ausgehoben, was die Geduld vieler Jahre brauchte und zuletzt nicht ohne kriminales Durchgreifen abging. Neben diesen beiden forschertischen Leistungen Jul. Voigts besteht sein Kapitel über „Goethes Schützlinge in Ilmenau“ weniger glänzend. Es lehnt sich allzusehr an das leider obwaltende Schema der zuvielen an, die heute bei uns von Goethe leben. Namentlich der Fall des Schweizerknaben Peter im Baumgarten — Goethe suchte die erzieherische Marotte eines verstorbenen Freundes, deren Objekt jener Unglücksjunge war, ehrlich ins Gleis zu bringen — leidet Adiphsora im Text, die sich dort gar zu kümmerlich ausnehmen. Dabei geht natürlich auch das Lehrreiche dieser Episode in die Brüche. Sie gewährt einen bemerkenswerten Beitrag zu der seitdem erhärteten Erfahrung, daß hervorstehend typische Exemplare des Allemannenschlages für die Verpflanzung in den Norden ganz besonders ungeeignet zu sein pflegen. C. N.

E. G. Kolbenheyer: „Montsalvasch.“ Ein Roman für Individualisten. München 1911, Georg Müller.

Die Würdigung deutsch-böhmischer Schriftsteller, die Wilhelm Rosch in Heft 48 des Jahrgangs 1911 der Grenzboten veröffentlicht hat, möge ergänzt werden durch den Hinweis auf den neuen Roman E. G. Kolbenheyers, „Montsalvasch“, der kürzlich bei Georg Müller in München erschienen ist. Der früheren Bücher dieses Autors, die Spinoza und Jakob Böhme zu Helden haben, wurde dort mit Anerkennung gedacht; das neue Werk stellt das innere Werden eines jungen Menschen unserer Zeit dar, der in der Philosophie seinen Lebensberuf zu finden glaubt, der Philosophie, die

im Wesen „unumschreiblich und unerlautbar“ ist, deren Herz ihm Kunst im höchsten Sinne bleibt, oder, wie der junge Ulrich Böhander in naturnahen berauschten Stunden empfindet: Mittlerin und Botin zu einer großen Schlichtheit des Lebens. Der Lebensernst, mit dem dieser junge Mann aus einem kleinen böhmischen Kurort in die Weltstadt, an die Alma mater kommt, von dem sein ganzes Werden, Lernen und Lieben erfüllt ist, wird sein Glück und seine Tragik. Eine solche Natur kann ihr Liebesgeschick nur in einem Mädchen finden, das seine Schönheit selbst von einem ähnlich planvollen Lebenswillen empfängt; aber in der Betonung, welche sie auf diese ihre persönliche Unabhängigkeit, auf die Verfechtung der Sache legt, der sie sich gewidmet hat, den Frauen Gleichberechtigung mit den Männern zu erringen, wird auch der Konflikt verborgen liegen. Sie will nicht Verräterin an ihrer Sache werden, will nicht durch die Ehe der Banalität und Geistesarmut des Alltags verfallen, will nicht Mutter seines Kindes werden. Darin wird der Lebensernst des jungen Mannes am tiefsten verwundet, so daß er auf sein Glück verzichten lernen muß. Die ganze Darstellung dieses Lebens um eines inneren Zieles willen gibt dem Buch seinen Wert. Sein Beginn ist nicht eben geschmackvoll, die Darstellung der Katastrophe etwas kraß, und die ganze Handlung eigentlich die einer Novelle, die nur durch Schilderungen und durch Wiedergabe umfangreicher Gespräche zum Volumen eines Romans gediehen ist. Allein die Schilderungen sind voll feinen Empfindens, und wahr und tief sinnig ist fast alles, was jene Gespräche ausführen. Die wenigen Figuren sind scharf umrissen und liebevoll ins Kleine ausgemalt. Wunderbar dieser Zug der Mutter, die in ihrer betreuenden, gutherzigen Beschränktheit bei dem Bekenntnis ihres Sohnes, er wäre mit dem geliebten Weibe nicht getraut, nicht anders empfindet, als ob ihr Bub wieder einmal bei einer Prüfung durchgefallen wäre! Das ist Poesie: wenn sich zu so einem Zug die Wahrheiten eines ganzen Lebens verdichten. Und an solcher Poesie ist dieses breitspurige, deutsche, geistreich-schwerfällige Buch nicht arm.

Max Mell-Wien

Tagesfragen

Wandern. Man kann sich heute keine Landschaft mehr ohne Wanderbögel denken. Überall, wo es schön ist, ziehen sie in Scharen und kleinen Schwärmen durch die grüne Baldestwelt. Eine oft wiederholte Erscheinung, gleichmäßige Formen, zumal wenn sie mit einigem Anspruch des Neuen auftreten, wirken auf einen großen Teil des deutschen Publikums aufreizend und locken den Widerspruch hervor. Man erboht sich, findet nichts Neues, nichts Besonderes daran, man klammert seine Vorwürfe an kleine Auswüchse und bedenkt nicht, wie man durch kleinliche Ausstellungen einer großen lebendig quellenden Bewegung, einem Jungbrunnen der muffigen, in Schulfram und Alkoholprokerei stagnierenden Pennälerchaft schadet. Die Jugend hat hier einmal selbst den Anstoß gegeben, hat etwas von dem regsamsten Geist, von dem Tatendrang, der oft genug zu üblen Kräftäuerungen treibt, umgelegt in gesundes, harmloses, poesievolles Sonntags- und Ferienvergnügen, und nun, da es endlich einmal gegangen ist, wie wir es theoretisch wünschten, steht schon ein Teil der Lehrerschaft am Ufer wie ängstliche Gluden, wenn die jungen Entchen aufs Wasser gehen.

Wie verständnislos selbst gebildete Jugend-erzieher dem Wandervogel gegenüberstehen, bewies mir ein Oberlehrer, der einer Schar unserer jungen Kameraden begegnet war. Vor der Tür eines Hotels hätten sie — nicht einmal vierstimmig! — zur Zupfgeige gesungen und sich sicherlich ein Viatikum ersehten wollen! Nun, derartige Mißverständnisse kommen selten vor. Unsere Gegner oder Rörgler machen vielmehr meistens geltend, das Wandern sei in Deutschland nicht neu, sie selbst wären in ihrer Jugend tagelang allein gewandert oder mit ein paar guten Freunden zusammen, sie hätten keinen Kochtopf gebraucht, keine Federn auf malerischen Hüten, keine Zupfgeige, um ihre Wanderlust anzufrischen. Das alles seien Außerlichkeiten, die von dem eigentlichen Zweck des Wanderns immer weiter abführten. Zugegeben, bei eintägigen Touren kann man ohne Kochtopf fertig werden, aber nicht bei mehrtägigen oder gar längeren Ferienwanderungen, und

das Kochen will gelernt sein. Deswegen nehmen wir fast jedesmal den Kochtopf mit auf die Wanderschaft. Da gibt es viele praktische Handgriffe, die nicht beim ersten Male gelingen. Lodenhüte mit Federn, Kniehosen und Zupfgeigen sollen auch keine Uniform, kein Dogma sein, niemand wird abgewiesen, der ohne sie erscheint; aber jede Erscheinung hat ihre Form. Hätte der Alkoholismus nicht durch Trinksitten eine Höheres vorgebende Form gefunden, so hätte er unter Studenten, Offizieren und Pennälern nicht seine Orgien feiern können. Die Form stellt sich von selbst ein; ist sie so praktisch und zwanglos, wie die der Wandervogel, so ist nichts gegen sie zu sagen.

Aber wir haben einen schlimmen ernsthaften Gegner: viel unberufenes Volk, das sich in Wanderschlacht hüllt, um die Gastfreiheit, die wandernden Schülern gern gewährt wird, zu „schinden“. Man hat schon böse Erfahrungen gemacht mit Eßeln, die sich in unsere Haut kleiden, um Rüben, Kartoffeln, Birnen, Zwetschen und Äpfel zu stehlen und ihren Biß an fremdem Eigentum auszulassen; sie heißen bei uns „Kohlrabiapostel“ und sind unsere ärgsten Feinde, weil sie unsere gute Sache in argen Verruf bringen können. Zum Ausweis führen die Wandervogel vom „Bund Deutscher Wandervereine“ Karten bei sich, die polizeilich abgestempelt sind und nur durch Fälschung oder Betrug in unrechte Hände gelangen können.

Es ist ausgeschlossen, daß unsere Wanderer unter geschulten Führern fremdes Eigentum angreifen oder auch nur schädigen. Denn die Freude an der Natur, die wir den jungen Kameraden einzuflößen suchen, bewahrt vor Verschandelungen. Wir setzen unseren Stolz darein, daß unser Kochplatz sauber aussieht, wenn wir weiterziehen, kein Fegchen Papier, keine Eierschale darf liegen bleiben; nur die ausgegossenen Kohlen oder die Stelle, an der sie vergraben sind, wenn nicht genug Wasser zum Ausgießen vorhanden war, bleiben Zeugen unseres Aufenthalts.

In fast jeder Stadt steht ein Eltern- und Freundesrat (Euftrat) den jungen Wanderern zur Seite, unterstützt sie mit Geldbeiträgen zum Anschaffen der Kochtöpfe u. dgl. In dieser Stellung pflegen auch die Lehrer, als „Eufträge“,

Einfluß auf die wandernden Schüler auszuüben, aber sie mögen sich wohl hüten, zu viel regieren zu wollen. Es bildet sich in der Jugend von selbst ein neues Ideal freierer deutscher Manneszucht, was seinen hervorragendsten Ausdruck wohl darin findet, daß die Mitglieder der Berliner Wandervereine sich verpflichten müssen, die „Kientöpfe“ zu meiden. Nach den ausgezeichneten Auffäßen des Herrn Dr. Warstat in den Grenzboten Nr. 6 und 28 des Jg8. 1912 brauche ich hier wohl nicht hervorzuheben, wie segensreich diese Bestimmung für die Berliner Jugend sein wird.

Ich kann auch darin nicht mit den Segnern oder „halben Freunden“ des Wanderns übereinstimmen, daß die Wissenschaft am Montag unter der Müdigkeit litten. Ist dies der Fall, so hat man die Sache umgekehrt aufzufassen: wenn die Schule nicht einmal zur Sonntagswanderung Zeit läßt, so wird zu viel Zeit mit dem Lernen zugebracht!

Bei allen Wanderungen, die ich als Euftrat mitgemacht habe, ist's mir immer wieder klar geworden:

Wo man zupft, laß die Bedenken schweigen,
Böse Wandrer zupfen nicht auf Geigen.

Wie natürlich klingen die wieder auflebenden Volkslieder aus unserem Zupfgeigenhansl zum bescheidenen Surren der Klampfe! Wie schmeckt das selbstgekochte Essen mitten auf freiem Felde oder an schattiger Waldquelle und in heimlicher Fessengrotte! Und dann liegen wir um das verglühende Feuer und jeder sucht die Freude, wie er sie findet. Wer klampfen kann, zupft neue und alte Weisen, andere hören ihm zu, singen mit und dichten neue Strophen zu alten Liedern. Was da manchmal im Übermut des Augenblicksersonnen wird, klingt wohl zu Hause allzu toll, allzu wild. Aber wer weiß, was das richtige Gefühl war: der Übermut des Waldes oder die Besonnenheit der Stubenluft? Überhaupt an Übermut darf es nicht fehlen. „Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Mutes, der sich leicht zu Übermut steigert“, sagt Goethe, der auch zu wandern wußte. Erlebnisse, kleine Gefahren, tapferer Überwindung, das braucht unsere Schuljugend so nötig wie die Wissenschaft, und wir wollen froh sein, daß sie sich selbst neue Wege in der neuen Wanderform gefunden hat.

Wer allein wandern will, hat jetzt wie früher Gelegenheit. Wer sich an anderer Frohsinn laben, von anderen lernen will, mag sich uns getrost anschließen. Wir lernen alle viel voneinander. Der eine hat neue Lieder, der andere neue Suppen; einer zeigt uns Pflanzen und Vögel und alles andere Getier und Gewürm, ein anderer schätzt Entfernungen mit unübertroffener Genauigkeit; der hat zu Hause am Rektischblatt den Weg genau studiert und weiß über jeden Baum und jeden Stein, jede Quelle und jedes Dorf Bescheid; einer erzählt lustige Schwänke und Schnurren und ein anderer ist weiter nichts als ein guter Kamerad.

Ein freier Ton herrscht wie von selbst, da alles auf Einfachheit und Selbständigkeit gestimmt ist. Mancher Euftrat zog schon mit uns aus, der jahrelang nicht aus dem Berufs- und Gesellschaftsleben hinaus gekommen war. Der freie Verkehr zog ihn an und die langvergeffene Lust am Wandern kam ihm wieder; manch seines Herrchen lernte ruffige Töpfe mit Papier und Sand ausschauern und viele blaßerte und verwöhnte Mutterjöhnchen verkniffen sich den üppigen Sonntagsbraten und nahmen vorlieb mit Erbsuppe und Kartoffeln.

Und mancher deutsche Wandersmann

Hat dort den Trunk sich abgetan.

Wenn nur „die Scham nicht weiter gebeut“, wenn man sich nur mal herausgerissen fühlt aus den Fesseln gesellschaftlicher Vorurteile, wie leicht und frei ist da plötzlich der Verkehr, wie ungezwungen der Ton der Unterhaltung, wie erhebend die gemeinsame Begeisterung an der Schönheit unseres Landes!

Dürfen wir nicht hoffen, unsere Jugend mit einer unvergeßlichen, tief wurzelnden Liebe zur deutschen Erde zu erfüllen, wenn wir sie hinausführen in Wald und Sonne, in Wind und Regen, auf hohe Felsen und graue Burgen, in alte Städte und stille Dörfer! Aus der Heimatsliebe stammt die Vaterlandsliebe, die wir so dringend nötig haben. Unaufbringlich aber bereiteter als alles andere drückt das deutsche Land uns die bewußte Liebe zur Eigenart und zum Volke ins Herz.

Drum laßt sie spotten, junge Wanderkameraden, laßt sie uns unsere Freude beneiden! Aber laßt euch nicht eitel machen von der kritiklosen Bewunderung alter und

junger Damen, die alles Lockere „himmlisch“ und „wonnig“ finden. Haltet die Lust am Wandern fest und kümmert euch nicht um andere. Euer Gewissen sei so leicht wie euer Schritt, wenn ihr in aller Frühe auszieht, um neue Schönheit zu atmen und neue Sträuße der Wanderlust zu pflücken. Tragt nur die winkenden Federn an den grünen Hüten und tobt euch aus in der harmlosen Freiheit, die ihr bei uns gefunden habt! Tragt frischen Baldesdust mit heim in eure Schulstuben; dies Jahr soll wieder ein Wanderjahr sein wie das vorige, und noch manches liebe Mal soll es heißen:

Wir sind von Baldeszauber voll,
Sind sommertrunken, sind wandertoll!
Frig Tychow-Einbeck.

Das ausgelochte Ehrenwort. Vor nicht langer Zeit suchte eine kaufmännische Firma auf dem Inseratenwege einen „ausgelochten“ Reisenden für ihre Artikel. Diesmal ermannte sich ein Teil der Tagespresse. Sie gab einer Darlegung Raum, worin der elke Begriff gebührend analysiert wurde, — besagt er doch die gleichsam kannibalische Abgefotttheit eines Menschen gegen die Interessen anderer. So wurde der nicht schöne, aber offenerzige Ausdruck wieder in seine heimatlische Kontorsprache verwiesen, wo er vermutlich weiterblüht. Aber die Wortbildung bedeutet ein Symptom; von welcher Art, hat jetzt ein Spruch der dritten Kammer des Berliner Kaufmannsgerichts ersichtlich gemacht. Hier lag der Fall einer Buchhalterin vor, deren Anstellungsvertrag ausdrücklich bestimmte, daß sie für Tage ihres etwaigen Fehlens im Geschäft kein Gehalt beanspruche. Noch mehr: man hatte sie ehrenwörtlich erklären lassen, daß sie auch später ihre Einwilligung in diesem Punkte niemals zurückziehen werde. Eine ernstliche Erkrankung führte dann der Dame zu Gemüt, wie es um diese ehrliche Ragregel beschaffen war; sie klagte, und das Kaufmannsgericht machte dem Beklagten deutlich, daß die Ehre als ideales Gut nicht ohne weiteres zu solchen Zwecken eingespannt werden dürfe. Diese Bindung durch Ehrenwort stelle sich vielmehr als persönlicher Zwang dar, dessen Vorhandensein die so „verstärkte“ Willenserklärung überhaupt hinsichtlich

Grenzboten III 1912

make. Man sieht jedoch, daß die nicht-juristische Seite des Vorkommnisses noch inhaltreicher ist. Die Haltung des Arbeitgebers setzte voraus, daß dieser sich der s. v. Ausgelochtheit seines grundsätzlichen Standpunktes bewußt war. Nur hat der Brabe nicht gewußt, daß die Männerwelt weder Handhabe noch Befugnis besitzt, mit einem weiblichen Ehrenwort zu operieren, denn die Ehre der Frau schließt ihrer Natur nach jede aktive Demonstration eigenen freien Entschlusses aus. Kann aber einem Manne solch ein grotesker Irrtum begegnen, dann hat er schon den schlagenden Beweis geliefert, daß er unmöglich über eine feste Vorstellung vom männlichen Ehrbegriff verfügt, weder von den Grenzen noch vom Kern. Der Ratsfuf jenes Beklagten lautete: „Was tue ich mit dem Ehrenwort? Heureka: ich lasse mir eins geben!“ Und er nahm es, wo er es kriegen konnte, d. h. er benutzte eine beim Nächsten als funktionierend vermutete Fommung zur geschäftlichen Rückversicherung für den eigenen Vorteil. Da hätten wir also ein geradezu unschätzbbares Beispiel derjenigen Anschauungsweise, die bei ihrem Träger die eventuelle Abgabe eines innerlich vollwichtigen Ehrenwortes ausschließt. Er treibt Handel damit, hat den Begriff regelrecht „ausgelocht“, und wenn er eines Tages für seine Person zu fremdem Behuf eine bessere Qualität liefern würde, so wäre er ein Narr, sogar im objektiven Sinne. — Über die ernste Seite der Sache ließe sich ein Band schreiben; wer eine größere oder kleinere Sammlung von charakteristischen Entscheidungen deutscher Kaufmannsgerichte angelegt hat, wird wissen, was alles hineingehören würde. Jedenfalls sind die hehren Wendungen vom „königlichen Kaufmann“, auch wenn sie beim Einzelfall im ganzen zutreffen, doch ein Opiat, und Herrn Carnegies famoseres Buch „Kaufmanns Herrschgewalt“ war noch mehr, nämlich eine unedle Dreistigkeit. So gewiß es ist, daß die Denker einer Nation immer der Regel nach auf wirtschaftliche Glanzeffekte verzichten müssen, so nötig bleibt es, daß die Erwerbsstände ihre ethischen Grundsätze stets aus zweiter Hand nehmen, die eigene aber davon lassen.

C. U.

Reichs Spiegel

(vom 5. August bis 11. August)

Nach den Ferien

So gegen Ende des Sommers, wenn man sich fern der Tagespolitik an der Natur und bei guten Büchern für die bevorstehende politische Arbeit erfrischend vorbereiten konnte, kommt einem recht zum Bewußtsein, welchen Wert doch des fünften Kanzlers Prinzip, die bürgerlichen Parteien durch den Zwang praktischer Arbeit zusammenführen zu wollen, hat. Über intensiver Arbeit an praktischen Aufgaben vergessen sich leicht persönliche Mißstimmungen und Feindschaften, beim gewissenhaften Hineinsteigen in die Materien fallen Illusionen, Unwahrheiten, Einseitigkeiten wie Schladen von selbst ab und das wachsende oder gar gelungene Werk dankt seinen Bildnern, indem es läuternd ihre Seele bestrahlt. Solche Läuterung gibt philosophische Ruhe und jene geistige und moralische Überlegenheit, die die feindseligen Ausfälle des politischen Gegners am eigenen Wesen abprallen lassen. Wer gewissenhaft arbeitet wird daher auch den inneren Gleichmut persönlichen Angriffen gegenüber bewahren können und leichter eine Stimmung finden, die es ihm ermöglicht, mit den Gegnern von gestern heute einträchtig zusammenzuwirken.

In diesem Sommer hat nun ein Teil der Presse dem gegenwärtig amtierenden Reichskanzler einige Betrachtungen gewidmet, da gerade drei Jahre vergangen sind, seit Herr von Bethmann, den sie einen Philosophen nennen, das schwierige Amt aus den Händen des fürstlichen Diplomaten von Bülow übernahm. Man sagt, philosophische Ausgeglichenheit bilde den Grundzug des Charakters des fünften Kanzlers. Man hat im allgemeinen dies Urteil dazu benutzt um von ihm zu dem Schluß zu gelangen, daß ein Mann mit anderen, mehr aggressiven Eigenschaften, daß ein Tatmensch, wie Bismarck es gewesen, an die Spitze des heutigen deutschen Reiches gehöre.

Braucht das heutige Deutschland an seiner Spitze eine treibende oder eine bremsende Kraft?

Da wir auf den Boden der Physik geraten sind, sei die Technik zum Vergleich herbeigerufen. Das Dampfschiff trägt seine bewegenden Kräfte in sich, in den Maschinen, in der Güte der Kohlen, in der Gewissenhaftigkeit des Maschinenpersonals; die Abmessungen und Formen des Schiffes begrenzen den Nutzeffekt der Maschinenleistung; aber die praktische Leistung des Schiffes hängt ab von den Aufgaben, die ihm gestellt werden und von den Eigenschaften des Führers. Verschieden sind die Aufgaben des Kauffahrers, des Piratenschiffes, des Luxusbootes oder des Panzerkreuzers. Man wird das Deutsche Reich nicht gern mit einem Piratenschiff oder Luxusboot vergleichen wollen, denn weder zu Raub noch zu Wohlleben wurde es geschaffen. Aber einen Kauffahrer, mit wertvollen Gütern beladen und darum auch aufs beste gerüstet sie zu verteidigen, so darf man wohl das Deutsche Reich nennen.

Der Vergleich läßt sich weiter spinnen: auf vierzigjähriger friedlicher Fahrt ist das Personal so vertraut mit der Behandlung der Maschinen und des Heizmaterials geworden, daß deren Leistungsfähigkeit sich erheblich vergrößert hat. Dennoch hat der Kapitän die Geschwindigkeit nur in dem Maße gesteigert, als auch die Sicherheitsvorrichtungen verbessert werden konnten, damit die Lenkbarkeit nicht lütte und das Reichsschiff nicht mit anderen kollidierte oder gar auf Grund geriete. Immerhin hat die Fahrt des Schiffes Deutsches Reich eine Geschwindigkeit erreicht, die die Aufmerksamkeit der anderen Schiffe erregen mußte. Aufgeschreckt aus ihrer Ruhe, bedroht im Alleinbesitz des Welthandels glaubte man am deutschen Reichsschiff gewisse Merkmale zu entdecken, die auf freibeuterische Absichten hindeuteten: die Fixigkeit, das schnelle Handeln, die Plöblichkeit des Auftauchens bei allen möglichen unerwünschten Gelegenheiten und nicht zuletzt das stetige Ausgleichen der Stärke der Bestückung mit dem steigenden Wert der geführten Güter! Noch mehr: die kriegsbereite Mannschaft Deutschlands begehrt gegen den langen Frieden auf und gereizt durch die dreisten Unterstellungen der anderen Schiffsbesatzungen glauben sie in der abwägenden Vorsicht des Kapitäns Mangel an Mut und gar zaghaftes Zurückweichen vor unberechtigten Ansprüchen der anderen zu erkennen. Doch auch der Wagemut der Schiffsherren, das ist die Nation, ist gewachsen und so gleicht heute das Deutsche Reich einem riesigen Schiff, dessen Eigner und dessen Besatzung eine Beschleunigung der Fahrt fordern und murrend den Kapitän bestürmen.

Bei solchem Drängen kann der fünfte Kapitän nur darin seinen Trost finden, daß auch seine vier Vorgänger dauernd mit den gleichen Vorwürfen bedroht wurden und daß selbst der Erbauer des Reichsschiffes, der es doch in allen seinen Teilen mit seinen Vorzügen und Fehlern gekannt haben sollte, daß Bismarck sich ins Gesicht sagen lassen mußte: es gelingt auch nichts mehr! nichts kommt zustande!

Immerhin ist das ein schwacher Trost, mit dem man der frei und stark gewordenen Kräfte nicht Herr wird. Das Drängen der Schiffseigner und der Besatzung ist zu einem Problem der inneren Politik herangereift und Herr von Bethmann ist dazu berufen, dies Problem zwar nicht zu lösen aber doch seine Lösung vorzubereiten. Ist er der Mann dazu? Seine drei Jahre währende Kanzlerschaft gibt darauf keine klare Antwort. Aber man findet in ihr doch einige Anhaltspunkte, von denen sich Schlüsse auf die Zukunft ziehen lassen: Die preußische Wahlrechtsreform, die Verfassung der Reichslande, die Behandlung der Polenfrage; ferner das Eingreifen in die auswärtige Politik gelegentlich der Bagdadbahn- und Marokkofrage sowie die erneute Verständigung mit Rußland. Herr von Bethmann ist zweifellos gesonnen das Reichsschiff einer Reparatur im Innern zu unterwerfen, um seine Leistungsfähigkeit auf der stürmischen See der Weltpolitik zu steigern. Daß er sich fürchtete selbst an die heikelsten Dinge zu rühren, darf man ihm dabei nicht nachsagen; ob er im

einzelnen glücklich gewesen ist, ist eine Frage, deren Beantwortung je nach dem Parteistandpunkte verschieden ausfallen wird.

Im Kurs des Reichsschiffes in der auswärtigen Politik des fünften Kanzlers erkennen wir ohne Zweifel den festen Willen, den Weltfrieden zu erhalten, ohne Deutschland in seiner Entwicklung behindern zu lassen. Da diese Entwicklung nirgends mit der Rußlands kollidiert, die russische Regierung aber den Frieden aus Gründen der inneren Politik gleichfalls zu erhalten wünscht, so ward eine Verständigung mit dem Zarenreich um so mehr der gegebene Ausgangspunkt für alle weiteren Maßnahmen, als England sich dem freimütigen Entgegenkommen Bethmanns versagte. Im übrigen galt es das System der Versicherungen und Rückversicherungen, das vorübergehend durch die englische Einkreisungspolitik gestört worden war, wieder in Ordnung zu bringen. Die Haltung Deutschlands im Marokkostreit hat seine Friedensliebe ebenso dargetan, wie sie dazu führen konnte England vor aller Welt als den Friedensstörer zu entlarven. Seine Haltung in der Tripolisfrage hat den Dreibund gefestigt und die Türkei vor dem Untergange bewahrt; denn ohne sie wäre Rußland nicht zur Verständigung auch mit Österreich-Ungarn gekommen und das Pulverfaß auf dem Balkan wäre, durch Nikola oder Ferdinand in Brand gesteckt, in die Luft geflogen. Eine sinngemäße Fortbildung des Ententensystems bedeutet auch die neueste Flottenkonvention Frankreichs mit Rußland, von deren Tragweite noch gar nicht ausgemacht ist, daß sie sich gegen Deutschland richten muß. Jedenfalls sollte die französische Regierung nun endlich davon überzeugt sein, daß die deutsche Marokkopolitik von ihren ersten Anfängen an ohne Hintergedanken betrieben wurde. Der wirkliche Gegner unseres gallischen Nachbarn ist stets das in seiner Herrschaft am Mittelmeer beeinträchtigte England gewesen. Die neuerlichen Schwierigkeiten mit Spanien sind nur erklärlich durch das Intrigenspiel der englischen Diplomatie. So wird denn wohl die Zeit einmal kommen, wo man auch in Frankreich die Wahrheit der Worte Riberlens erkennen wird, die dieser zu Riffingen an den Vertreter des Figaro gerichtet hat: „Das schmollende Frankreich bedeutet eine ständige Kriegsgefahr.“ Das mag für ein seiner westlichen Nachbarn unsicheres Rußland eine ganz willkommene Erscheinung sein, nicht aber für ein Rußland, daß sich mit Österreich-Ungarn und Deutschland verständigt hat und den Frieden auf dem Kontinent benötigt, um seine Pläne in Asien ungestört durchführen zu können.

So dürfen wir mit dem Ergebnis der dreijährigen Kanzlerschaft Bethmanns wenigstens auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zufrieden sein. Durch die Verständigung der drei Kaiserstaaten ist eine neue starke Grundlage geschaffen worden, von der aus die Einzelfragen der Weltpolitik, die meist Wirtschaftsfragen sind, erörtert werden können, ohne gleich wie im vergangenen Jahr den Weltfrieden zu bedrohen. Eine gewisse Feuerprobe hat die neue Ordnung der Dinge bereits überstanden, indem der türkisch-montenegrische Grenzstreit, der kürzlich auftauchte, in wenigen Tagen ohne Schwierigkeiten beigelegt werden

konnte. Eine weitere Probe bildet der italienisch-türkische Krieg. Auch sie wird allem Anschein nach günstig verlaufen, da bei den drei Hauptmächten Einigkeit darüber besteht, die beiden Gegner zu isolieren und sich selbst zu überlassen. Unter solchen Voraussetzungen dürfte es auch der türkischen Regierung gelingen, das Osmanenreich durch die Klippen der jüngsten inneren Krise zu geleiten.

* * *

Wir kommen zu den Eignern und zur Besetzung des Reichsschiffs, zu den Fragen der inneren Politik. Was der Kanzler hier in drei Jahren schaffen konnte, war nicht viel und ob sich zu einem näheren Zeitpunkt überhaupt etwas erreichen läßt, ist nicht erkennbar. Die deutsche Nation befindet sich im Zustande einer Zersplitterung, die an die bösesten Zeiten vor der Reichsgründung gemahnt. Diese liegt begründet in dem wachsenden Reichtum und in den unzähligen, seit der Reichsgründung geschaffenen Möglichkeiten zu Reichtum zu gelangen. Man braucht sich nur der Namen der zahlreichen gewerblichen Verbände und Vereine und ihres Einflusses auf die letzten Reichstagswahlen zu erinnern, um die Verechtigung obigen Satzes zu begreifen. Der Staat mit allen seinen Einrichtungen gilt bei einer Mehrzahl als das Werkzeug, den Erwerb von Reichtümern zu vermitteln oder wenigstens zu erleichtern. Solche einseitige Auffassung von den Rechten des Staatsbürgers und den Pflichten des Staates beziehungsweise der Regierung kann naturgemäß nicht ohne einschneidende Wirkung auf die Organisationen bleiben, die von der Nation selbst geschaffen werden, um ihre Forderungen bei der Exekutive durchzusetzen, auf die politischen Parteien.

Nun wird eine Regierung, die von allen geäußerten Wünschen nur wenige ganz erfüllen kann, alle übrigen aber unter Hinweis auf allgemeine Staatsnotwendigkeiten, Nationalbewußtsein und Patriotismus beschneiden oder ganz zurückweisen muß, unter den obwaltenden Verhältnissen sich nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen so starke Gefolgschaften sichern können, wie sie deren für den glatten Fortgang der innerpolitischen Entwicklung bedarf. Von der glatten Annahme aller Armee- und Marineforderungen wollen wir nicht Schlüsse auf die Einmütigkeit der Nation ziehen, von der wenigstens auf den Gebieten der inneren Politik nicht die Rede sein kann. In weiteren Kreisen, auch in solchen, die jeder Armeevermehrung zustimmen, gilt die Armee selbst als ein notwendiges Übel, nicht als Kulturfaktor, der sie tatsächlich ist.

Unter diesen Umständen ist es möglich geworden, daß jene „ganz bestimmten Voraussetzungen“, die es der Regierung trotz allem ermöglichen, einen Ausweg aus dem allgemeinen Dilemma zu finden, in Umständen liegen, deren Vorhandensein wir nur aufs tiefste beklagen können, da sie zu allen übrigen Gegenständen auch noch konfessionelle in die Nation tragen: das Vorhandensein einer starken, einflußreichen Zentrumspartei. Während nämlich alle anderen politischen Parteien, ohne Ausnahme, von den Wirtschaftsverbänden usw. soweit aufgezogen sind, daß ihre Vertreter sich in den Parlamenten fast aus-

schließlich mit Wirtschaftsfragen oder solchen der Sozialpolitik plagen müssen, während für kulturelle immer weniger Zeit und Kraft übrig bleibt, hat die Zentrumsparlei dank ihrer Stärke und glücklichen Zusammensetzung unter Innehaltung eines gesunden Mittelweges bei wirtschaftlichen Maßnahmen — was übrigens ihr häufiges Zusammenarbeiten mit den Nationalliberalen in solchen Fragen erklärt — doch immer die kulturellen Weltanschauungsfragen, wenn auch von einem katholischen ultramontanen Standpunkt aus, in den Vordergrund rücken können und damit dem Vordringen des nackten materiellen Individualismus oftmals Halt geboten. Die Entwicklung lehrt, daß, während die liberalen Parteien durch ihre Presse und in privaten Organisationen als Hüter der deutschen Kultur kämpfen, praktische Kulturpolitik in den Parlamenten erfolgreich nur von der Zentrumsparlei getrieben werden kann, da diese, von den evangelischen Konservativen unterstützt, wenigstens in den beiden größten Bundesstaaten die Macht in den Händen hat und sie auch rücksichtslos zu gebrauchen versteht. Zieht man als erklärendes Moment noch die Tatsache in Betracht, daß sich die Zentrumsparlei in großen Gebieten auf die bäuerliche Bevölkerung stützen kann, so wird man sie als das beharrliche Moment in der Entwicklung der neudeutschen Geschichte auffassen dürfen, das einen gewissen ruhigen Fortschritt im Staat ermöglicht, freilich auf Kosten aller liberalen Errungenschaften.

Es scheint mir notwendig, die habenden Gegner des Ultramontanismus auf die Gefahr hinzuweisen, die allen unseren Kulturidealen infolge der entsetzlichen Zersplitterung drohen, die vom Wirtschaftsleben ausgehend, sich unserer bemächtigt hat, und die die Regierung zwingt, in erster Linie mit dieser bürgerlichen Partei zu rechnen, die sich als die größte und am besten organisierte auch befähigt zu erweisen scheint, Staat erschütternde Tendenzen zuzubringen.

In Erkenntnis seiner Unentbehrlichkeit für die Politik des fünften Reichskanzlers hat denn das Zentrum auch nicht gezögert, seine Gegenrechnungen vorzulegen: die jüngsten Jesuitendebatten in Bayern, die Propaganda für die Zulassung der Jesuiten in Deutschland auf dem am Sonntag eröffneten Katholikentage zu Aachen, die Angriffe auf den preußischen Kriegsminister, die Versuche im preußischen Abgeordnetenhaus, die Ostmarkenpolitik im ultramontanen Sinne zu beeinflussen, mögen meine Behauptung bekräftigen.

Wie aber findet der fünfte Kanzler sich mit dieser verzwickten Sachlage ab? „Eine Politik ohne das Zentrum treibe ich nicht!“ hat er einmal im Reichstage erklärt und dennoch im preußischen Abgeordnetenhaus durch den Mund des Landwirtschaftsministers, der selbst Katholik, sagen lassen, Katholiken könnten in der Ostmark nur mit äußerster Vorsicht angesiedelt werden, da sie gegen die Gefahr der Polonisierung nicht genügend gesiegt seien. Seine Haltung in der Jesuitenfrage kennen wir nicht; ein Festhalten am Jesuitengesetz würde zweifellos zum Konflikt mit Bayern führen. Herr von Bethmann scheut sich davor, Kon-

flitte heraufzubeschwören, deren Konsequenzen er nicht zu überschauen vermag. Das führt leicht zu einer Politik des *laissez faire, laissez aller*, deren Folgen nicht klarer zu erkennen sind wie die der Konflikte und die darum nicht weniger schwer zu sein brauchen. Die Furcht vor Konflikten tritt uns auch in der Ostmarkenpolitik entgegen. Durchaus zustimmen muß man dem Kanzler, wenn er den Kampf um den Boden aus dem Dunst nationaler Leidenschaften hervorgezogen hat und ihn lediglich als eine Äußerung des wirtschaftlichen Lebens anerkennen will. Soll aber dieser Wechsel nicht gleichbedeutend mit Preisgabe der Ostmark an die Polen sein, dann bedarf es auch entsprechender wirtschaftlicher Maßnahmen, die die deutsche Bevölkerung in den Osten zu ziehen vermögen. Wir haben davon nichts bemerkt und empfinden die Haltung der Regierung als einen Mangel an Initiative, der uns bedenklich stimmt. Denn die bescheidenen Ansätze innerer Kolonisation, denen wir hier und da begegnen, zeigen nur, daß der Herr Reichskanzler die Gefahr erkannt hat, sie beweisen noch nicht, daß er ihr ernstlich zu Leibe gehen will.

Die Frage der inneren Kolonisation sollte auch von rein politischen Gesichtspunkten aus schärfer ins Auge gefaßt werden. Sie umfaßt ein so umfangreiches Gebiet der Wirtschaft und der Politik, daß ihre ernsthafte und allseitige Erörterung und politische Behandlung sehr wohl geeignet erscheint, der Zersplitterung innerhalb der bürgerlichen Parteien Einhalt zu gebieten. Man soll nur zweierlei nicht tun: die Förderer der inneren Kolonisation als Feinde einer zielbewußten Kolonialpolitik und als erklärte Feinde des Großgrundbesitzes hinstellen. Unsere Kolonialpolitik kann mit der inneren Kolonisation sehr wohl parallel laufen, denn sie kommt in erster Linie für ganz andere Kreise unseres Volkes in Frage wie die innere Kolonisation. Diese hat die Aufgabe: Menschenmassen zu produzieren, jene soll die Tätigkeit des Handels erleichtern, die Brücke zum Weltmarkt befestigen helfen und — Herrenmenschen züchten, die das heimische Bauernvolk vor Stagnation, Chinesierung bewahren können. Kolonialpolitik kann aber nur auf den Schultern eines fruchtbaren Heimatvolkes gesund und kräftig bleiben, das immer neue Ströme von tatkräftigen Menschen über das Meer hinauszuenden vermag und eine entsprechende Macht ausüben kann. Wollen wir weiter Kolonialpolitik ohne planmäßige innere Kolonisation treiben, so muß die Arbeit von dreißig Jahren den Angelsachsen wieder zufallen, da wir nicht das Menschenmaterial heranschaffen könnten, das zur Bewirtschaftung der Kolonien notwendig sein wird. Nicht nur das Land östlich der Elbe, das heute noch deutsche Leute in die Kolonien entsendet, wird den Polen gehören, auch die Industrie am deutschen Rhein. Die sogenannte Feindschaft gegen den Großgrundbesitzer widerlegt sich bei einigem Nachdenken von selbst. Wir erkennen freimütig an, daß die Bewirtschafter der großen landwirtschaftlichen Betriebe zu den idealsten Früchten deutschen Stammes gehören; wir bestreiten nur, daß zu ihrer Züchtung der Aufwand nötig ist, den die nationale Wirtschaft um ihretwillen treibt. . . .

Doch zurück zum Kanzler. Wir wissen heute von ihm aus seinen Taten, daß er die Nöte der Nation kennt, wissen, daß für ihn, unter dessen Kanzlerschaft das Reichsangehörigengesetz endlich zustande gekommen ist, der Begriff nationaler Sammlungspolitik mehr bedeutet als die Ausöhnung der politischen Parteien, und wir hoffen, daß er, nachdem es ihm mit Hilfe seines tatensfrohen Staatssekretärs in der auswärtigen Politik gelang, sicheres Fahrwasser für das Reichsschiff zu gewinnen, nun auch die Zeit für gekommen erachtet, ordnend in unsere innerpolitischen Verhältnisse einzugreifen.

Braucht das heutige Deutschland an seiner Spitze eine treibende oder eine bremsende Kraft?

G. Cl.

Druckfehler. Im Reichs Spiegel des letzten Hestes, Nr. 32, Seite 286, hat uns der Druckfehlerteufel einen üblen Streich gespielt. Auf Zeile 19 von oben muß es statt „Ich und Er“ heißen: „Ged. und Erinn.“ und weiter in der 11. Zeile von unten statt „Georg Rid“, „Georg Rirth“

Die Schriftleitung

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Schwibstr. 1a.
 Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Halzburg 5719, des Verlags: Amt Köpen 6610.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Defenzer Straße 34/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald ausserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.



Innere Kolonisation!



Die verschiedenen Aufsätze in den Grenzboten über innere Kolonisation, Landflucht, ländliche Arbeiterfrage, Ansiedlungskommission und verwandte Fragen haben in der Presse Ostdeutschlands in wachsendem Maße Beachtung gefunden und mir eine große Anzahl von Zuschriften zustimmenden und ablehnenden Inhalts eingetragen. Besonders aber hat der Aufsatz des Raumburger Arztes Schiele „Die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft“ die Aufmerksamkeit erregt, die der Fortentwicklung des Ostmarkenproblems nur förderlich sein kann. Die Frage der inneren Kolonisation kann keine Parteifrage sein. Sie ist eine nationale Frage von der ernstesten und weittragendsten Bedeutung. Sie berührt alle unsere wirtschaftlichen und kulturellen Gebiete auf das empfindlichste, mögen sie sich hinter Welt- oder Kolonialpolitik, Agrar- oder Industriepolitik verstecken oder in sozialen Fragen oder solchen der Nationalität zum Vorschein kommen. Die Frage der inneren Kolonisation nähert sich in ihrer Entwicklung dem Stadium, in dem man sie als das brennendste Problem für das deutsche Volk bezeichnen wird.

Im Mittelpunkt des Problems steht die Frage: Wie schaffen wir eine genügend zahlreiche deutsche Bevölkerung, um uns im Kampfe der Völker um die Existenz nicht etwa über See sondern auf dem Kontinent über die kurze Spanne von drei oder vier Generationen hinaus erhalten zu können?

Allein schon durch die Fragestellung wird es klar, um welche große Aufgabe es sich hier handelt. Es ist in der Tat eine Aufgabe, die sehr wohl geeignet sein könnte, Einzelinteressen der verschiedenen Bevölkerungsschichten und der einzelnen Gewerbe zugunsten eines allgemeinen großen Volksinteresses zurücktreten zu lassen. Angesichts dieser Tatsache kann ich mir daher nicht denken, daß die konservative Partei sich mit den Äußerungen solcher Organe identifiziert, die eine ernsthafte Behandlung des Problems als eine Ausgeburt liberalen Parteihaßes gegen die Konservativen bezeichnen. Die Frage auf den Parteifarren laden zu wollen, bedeutete ihre Preisgabe. Keine Partei wäre allein imstande,

sie praktisch zu fördern, es sei denn im Wege des Umsturzes. Dabei gibt es im Reiche keine zweite Aufgabe, deren Durchführung so sehr geeignet wäre, der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben, wie eben die der inneren Kolonisation. Von solchen großen Gesichtspunkten aus wird sie in den Grenzboten seit Jahren behandelt.

Für die praktische Lösung muß die Frage naturgemäß erheblich enger gefaßt werden als es oben geschieht; es genügt, sie unter dem Gesichtspunkt der Entvölkerung des Ostens zu betrachten, um uns auf den richtigen Weg zu führen.

* * *

Ich weiß nicht, wer das Wort „Landflucht“ aufgebracht hat; doch glaube ich, daß es die Landwirte gewesen sind, als sie sich plötzlich der Tatsache des massenhaften Abzuges von Landarbeitern gegenüberfanden. Und doch ist es seiner inneren Bedeutung nach nur ein gutes Schlagwort für die Gegner der Landwirtschaft. Wer „flieht“, fürchtet sich vor etwas, den treibt etwas fort; er stürzt planlos davon. Darum liegt auch in dem Wort „Landflucht“ alles das vereinigt, was gegen die Landwirte und besonders gegen den Großgrundbesitz an Vorwürfen zusammengetragen worden ist, wegen schlechter Behandlung der Leute, schlechter Wohnungseinrichtungen, schlechter Bezahlung, schlechter sanitärer Verhältnisse usw. Tatsächlich bezeichnet das Wort „Landflucht“ die Bewegung, die wir aus den Dörfern der Ostmark nach dem Westen hin beobachten, nicht. Denn wenn auch in der Zeit, als unsere Auswanderung die größte Zahl erreichte, die Erwerbsverhältnisse auf dem platten Lande so mangelhaft waren, daß das Land zahlreiche Familien nicht zu erhalten vermochte, so war es doch in erster Linie die Hoffnung auf Verbesserung der Lage, die die Leute fortlockte. Sie flohen nicht, sie wurden gezogen! Besonders, nachdem die ersten Auswanderer in Rußland und Amerika zu leidlichen Verdiensten gekommen waren und ihren Angehörigen daheim von ihrem Wohlstand erzählen konnten, hat sich auch bei den Zurückgebliebenen die Sehnsucht herausgebildet, die geschilderten Vorteile selbst genießen zu können. Als dann die Industrie in Deutschland entwickelt wurde, um der Auswanderung zu steuern und als in leicht erreichbarer Nähe, wenn nicht amerikanische Verhältnisse so doch wenigstens auf dem Lande unbekannte Verdienste und Freiheiten möglich wurden, da wandelte sich die geheime Sehnsucht in Sucht, und angezogen von den neuen großen Erwerbsaussichten, verlassen die Landbewohner auch heute noch ihre Heimstätten, wo sich die Verhältnisse doch schon längst recht ins Gegenteil verschoben haben.

Einmal in Bewegung gesetzt, konnte der gewaltige Strom, der sich von Osten nach Westen hin ergoß, nicht dadurch aufgehalten werden, daß die Landwirtschaft, die selbst infolge der Industrialisierung bessere Absatzmöglichkeiten für ihre Produkte erhielt und nun emporblühte, erhebliche Aufwendungen und Anstrengungen machte, um die soziale Lage ihrer Arbeiter zu heben. Die Wohnungen wurden verbessert, das Deputat wurde vergrößert, hier und dort

richteten weitfichtige Gutsherren Möglichkeiten für die Schaffung von Pachtstellen ein. Mit einem Wort, der intelligentere und weitfichtigere Teil des Großgrundbesitzes, der selbst mit dem Boden eng verwachsen war, suchte auch bei sich die Faktoren zu beseitigen, die die Stadtsucht der Landbevölkerung fördern konnte.

Aber er kam zu spät.

Die junge Generation, die in den Jahren der Hochkonjunktur der Industrie in den Städten ein leichteres Fortkommen fand, war für das Land verloren. Jene ersten und ihre Kinder sind vielfach längst in bürgerliche Verhältnisse aufgerückt und mancher von ihnen ist vielleicht von der Welle der Hochkonjunktur so hoch getragen, daß sein Einkommen größer ist als der Wert des Besitzes seines früheren Herrn. So etwas spricht sich herum in der Heimat und die Geschichte eines besonders Begünstigten wird zur treu bewahrten Legende und zum Anreiz für die Nachfahren.

Als die industrielle Entwicklung bald eine Industriearbeiterfrage schuf, verbot eine weise staatliche Sozialpolitik die sonst unvermeidlichen Folgen und ließ den Wunsch aufs Land zurückzukehren beim jüngeren Geschlecht nicht erst aufkommen. Die Städte, deren Steuerfädel durch das Wachstum von Industrie, Handel und Verkehr gleichfalls profitierte, sahen sich genötigt, ihre sanitären Anlagen zu verbessern und solche Wohngelegenheiten zu schaffen, die den ländlichen aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts doch sehr erheblich überlegen waren. (Ich verweise hierzu auf Photographien, die ich im Jahre 1909 in der Leipziger Illustrierten Zeitung veröffentlicht habe und die die Arbeiterwohnungen aus der Mitte der neunziger Jahre mit denen von 1908 in der Gegend von Gnesen in Vergleich stellen.) Hinzu traten dann die schier unbegrenzten Möglichkeiten, sich zu amüsieren, Freundschaften zu schließen und sonstigen Anschluß zu finden, was auf dem Lande doch recht erschwert ist, wenn nicht zufällig sehr günstige Verbindungswege den Verkehr der Dörfer und Güter untereinander erleichtern.

So hat die Sucht der niederen Landbevölkerung, in die Städte zu ziehen, vielfach auch dieselben Gründe, die den Gutsbesitzersohn hindern, in Wreschen oder Stallupönen in Garnison zu gehen und ihn lieber veranlassen, wenn er es in pekuniärer Hinsicht irgendwie ermöglichen kann, sich in die Großstädte, nach Berlin, Potsdam, Königsberg oder Breslau zu begeben, und dann nach einigen frohverlebten Militärjahren auf die väterliche Klitsche zurückzukehren. Es sind dieselben Gründe, die den reichen Bauernsohn der Weichselniederung veranlassen, lieber drei Jahre bei der Totenkopfbrigade in Danzig als zwei Jahre bei den Jägern in Kulm zu dienen. Die Gemeinsamkeit dieses Zuges, der sich auch noch in mancher anderen Erscheinung unseres gesellschaftlichen Lebens wieder spiegelt, wollen wir nicht unberücksichtigt lassen, weil er uns die Möglichkeit gibt, ein Argument zurückzuweisen, mit dem gegen die sogenannte „Landflucht“, die tatsächliche Stadtsucht, zu Felde gezogen wird.

Die Ostpreussische Zeitung nennt in ihrer Nummer 198 vom 21. Juli d. J. den „Hang zum möglichst mühelosen Sichbereichern“ als einen der wesentlichsten Gründe für die sogenannte Landflucht. Dieser „Hang“ ist nicht nur der Landarbeiterchaft eigen. Er hat alle Kreise und zwar nicht etwa nur die sogenannten gewerblichen erfaßt. Es ist der Zug des aufgeklärten Zeitalters, wenn wir danach streben, unter Aufwand möglichst geringer Kräfte möglichst große Leistungen zu erzielen, und daß der Wertmesser für diese Leistungen das Geld geworden ist, liegt nicht an einzelnen Klassen der Bevölkerung oder an einzelnen Personen. Ich glaube, Schmoller ist es, der dieses Prinzip als den gesundensten Grundsatz des Wirtschaftens bezeichnet, und ich meine, daß gerade die am besten geleiteten Landgüter diesem Grundsatz in erster Linie ihren Aufschwung verdanken. Auch auf dem Lande denkt man heute in erster Linie an pekuniäre Beengtheit, wenn man von jemanden sagt, er sei nicht recht vorangekommen. So wird man denn auch mit einem solchen Argument gegen die Stadtsucht nicht viel ausrichten und infolgedessen auch nicht mit allen den Vorschlägen, die Rückkehr zur Frömmigkeit, zum Gottesglauben, zur Kirche und zur Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit verlangen, um auf diesem Wege den Wert der schweren Arbeit wieder zu Ehren zu bringen. Die Nation ist von ihrem äußersten sozialistischen bis zu ihrem äußersten konservativen Flügel über diese Anschauungsweise hinaus. Ob zu ihrem Heile oder nicht, ist eine Frage für sich. Religiosität und Wirtschaftlichkeit schließen einander zwar nicht aus, aber jedes von ihnen ist vom anderen unabhängig. Wirtschaften heißt, mit den geringsten Mitteln die größten Leistungen vollbringen, und zwar nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die Gesamtheit, für den Staat. Zu den Mitteln, die wir in die Wirtschaft einsetzen, gehören ebenso die Sehnen und Muskeln des menschlichen Körpers und der menschliche Geist, wie die Verkehrsmittel, und unter ihnen das Geld.

Haben wir somit zugegeben, daß die Industrialisierung die wichtigste Ursache für die Stadtsucht ist, so geben wir weiter im Sinne der agrarischen Blätter und auch im Sinne des Herrn Treichel zu Goslar, der sich in Nummer 355 der Deutschen Tageszeitung äußert, zu, daß es die Großstädte sind, von denen aus der Ruin unseres Volkes zu befürchten ist. Die Ostpreussische Zeitung und mit ihr die preussischen Konservativen mögen aus diesem Zugeständnis ersehen, daß wir durchaus nicht gewillt sind, irgendeiner Partei zuliebe unsere Ansichten einzurichten, sondern daß es uns lediglich darauf ankommt, das große nationale Problem zur Erörterung zu bringen und an seiner Lösung mitzuarbeiten.

* * *

Daß die Großstädte, wenigstens so wie sie heute sind, die Nation ruinieren, wird in den Städten selbst am meisten empfunden. Die unparteiische Bewegung der Bodenreformer ist das beste Zeichen dafür, daß man sich in den Städten nicht mehr wohl fühlt, und ein ernstes Symptom dafür, daß die Stadt-

verwaltungen den an sie gestellten Aufgaben in bezug auf eine im volksgesundheitlichen Sinne rationelle Unterbringung ihrer Bewohner nicht mehr gewachsen sind. Noch umfaßt diese Bewegung nicht die große Masse, und zwar deshalb, weil sie, von bürgerlichen Kreisen ausgehend, zuerst das Mißbehagen der „reinen Konsumenten“, der Staats- und Kommunalbeamten ebenso wie der Privatangestellten widerspiegelt. Nur in Berlin hat sie einen größeren Umfang erreicht durch die Agitation des Zweckverbandes unter Leitung des früheren Kolonialstaatssekretärs Exzellenz Dernburg. Die Schärfe dieser Agitation ist aber ein Symptom dafür, daß der städtische Mittelstand sich bereits nach Bundesgenossen in der Masse umsieht; ich persönlich halte z. B. die mehr und mehr bei den Liberalen sich zeigende Hinneigung zur Sozialdemokratie, von der übrigens auch sonst ganz konservative Männer in den Städten nicht ganz frei sind, vielmehr für ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dem freisinnigen Stadtregiment, als für Haß gegen das sogenannte Junkertum und ich glaube, daß heute die Parole gegen das in den Städten herrschende Wahlrecht, den Kampfzug gegen das preußische erheblich verstummen ließe.

Mit einem Wort: gegen die Stadtsucht beginnt die natürliche Reaktion einzusetzen.

Nun wird man theoretisch folgern dürfen, daß diese Reaktion eine „Stadtsucht“ zur Folge haben könnte. Leider sind wir aber nicht so weit. Ein Sehnen nach dem Lande ist freilich vorhanden. Das läßt sich nicht mehr bestreiten. Nicht nur in unsern oberen Schichten, nicht nur bei unsern Bankiers, die sich Herrensitze kaufen können, nicht nur bei unsern geistigen Arbeitern, die sich bescheidene Eigenheime an den Peripherien der Großstädte bauen, nicht nur bei unsern Pensionären. Dies Sehnen nach dem Lande tritt uns entgegen in den stundenweit von den Städten entfernt liegenden Laubenkolonien, in denen die Fabrikarbeiter mit ihren Familien den ganzen Sommer zubringen. Man blicke nur von Osten oder Norden kommend zum Fenster des eilenden Schnellzuges heraus, so wird man schon vierzig, fünfzig Kilometer von Berlin entfernt die ersten charakteristischen Merkmale solcher sommerlicher Arbeiterfiedlungen bemerken.

Doch dem Sehnen der breiten Masse kommen die Verhältnisse nicht entgegen. Die Stadtsucht wurde, wie oben erklärt worden ist, entwickelt durch die größere Erwerbsmöglichkeit und Bewegungsfreiheit, die die Industrie mit allen ihren Folgeerscheinungen, wie der zentralisierenden Tendenz der Verkehrspolitik, schaffte. Die Sehnsucht, auf das Land zurückzukehren, wird gedämpft durch die Tatsache, daß man sich mit dem Auszug auf das Land die Erwerbsbedingungen erschwert und sich mancher persönlicher Freiheiten begibt. Wie stark aber muß die Sehnsucht, aufs Land zu kommen, sein, wenn unsere Fabrikarbeiter und niederen Angestellten sich nicht scheuen, täglich zwei, drei Stunden auf der Eisenbahn zuzubringen, und dann vielleicht noch einen einständigen Fußmarsch zurückzulegen, lediglich um aus dem Staube der Großstadt heraus sich an der ländlichen Natur erfreuen zu können!

Das sind kurz zusammengefaßt die Beobachtungen der Gegenwart und die Lehren der Geschichte. Sie sollten die Grundlage und den Ausgang für alle praktischen Vorschläge zur Bewältigung des Problems der inneren Kolonisation bilden, wenn sie gleich den für die Landwirtschaft brennendsten Teil der Frage, die Landarbeiterfrage, nicht zu berühren scheinen.

* * *

In der Landarbeiterfrage vermag ich den Wegen Schiele's und anderer hochgeschätzter Mitarbeiter nicht bis zu Ende zu folgen. Wir stehen ihr gewissermaßen mit gebundenen Händen gegenüber. So betrübend die Erscheinung tatsächlich ist, daß wir einer Million Fremder zur Bewältigung unserer wirtschaftlichen Aufgaben bedürfen, hieße es das Land einer gefährlichen Krise zuführen, wollte man den Zuzug von ausländischen Arbeitern erschweren oder gar unterbinden. Wir brauchen die Fremden, weil wir nicht genug eigne haben, und wenn auch in der Folge dieses Bedürfnisses Verhältnisse entstehen, die zur Unterbietung der Einheimischen durch Fremde führen, so wäre es doch unmöglich, den Hebel an diesem Punkte anzufassen, weil damit unsere gesamte Wirtschaft gefährdet, unsere Weltstellung in Frage gestellt würde. Vielleicht ließe sich der Zuzug Fremder in Zeiten einer wirtschaftlichen Depression verbieten, unter keinen Umständen jetzt, wo alle Industriezweige durch gute Ernten, allgemeine Steigerung des Weltverkehrs und durch Verstärkung der Rüstungen in allen Staaten einen mächtigen Impuls bekommen haben. Mit den fremden Arbeitern müssen wir zunächst rechnen wie mit einem notwendigen Übel. An diesem Teil der ganzen Frage kann einstweilen nur mit kleinen, den örtlichen Verhältnissen angepaßten Mitteln gearbeitet werden. Das geschieht ja auch. Die große Aufgabe ist, die fremden Arbeiter in Zukunft überflüssig zu machen, indem ihnen eine genügende Zahl eigener Volksgenossen entgegengestellt wird. Darauf muß das Ziel der inneren Kolonisation gerichtet sein und in dieser Richtung kann auch etwas geleistet werden, wenn man dem Sehnen der Städter, wieder aufs Land herauszukommen, möglichst Rechnung trägt und alle die Schranken beseitigt, die heute noch das Sehnen dämpfen. Oder anders ausgedrückt: wenn man sich nicht begnügt, die Frage nur an einem Punkte anzufassen, vielmehr alle Verhältnisse in Land und Stadt und Staat, die sich mit dem Problem berühren, auch zur freien Lösung heranzieht.

* * *

Hiermit komme ich zu praktischen Vorschlägen. Sie liegen in zwei Richtungen: 1. Steigerung der Erwerbsmöglichkeiten auf dem platten Lande und 2. möglichste Beseitigung aller in der Gesetzgebung und Verwaltung vorhandenen Hemmungen, die die Ansiedlung von Städtern auf dem Lande ohne Rücksicht auf ihre soziale Stellung und Profession beeinträchtigen.

Die Steigerung der Erwerbsmöglichkeiten auf dem Lande liegt zum großen Teil in dem Machtbereich der Großgrundbesitzer. Sie wird auch von

konserverativer und von agrarischer Seite anerkannt. Punkt 4 der Vorschläge der Ostpreussischen Zeitung lautet ausdrücklich: „Man fördere die Heimarbeit nach Kräften“; in Punkt 5 heißt es: „Man fördere die Stellenvermittlung vor den Reservistenentlassungen“. Punkt 6 fordert: „Jeder Gutsbesitzer begnüge sich nicht mit der jetzt meist üblichen Tarifierung seiner Löhne auf Insulte, Knechte, Scharwerker usw., sondern er gewähre staffelmäßig Lohnerhöhungen, vielleicht alle drei Jahre. Dies Verfahren bewährt sich überall, wird auf dem Lande aber noch fast gar nicht angewandt. Die geringe Mehrausgabe an Deputat oder auch Bargeld trägt hundertfältige Zinsen.“ Wer könnte gegen solche Vorschläge etwas einzuwenden haben! Es ist mir ferner bekannt, daß einige, leider nur sehr wenige Großgrundbesitzer sich gegenwärtig mit der Durcharbeitung der Frage befassen, wie sie auf ihren Gütern eine sogenannte Winterindustrie schaffen könnten, die geeignet wäre, einer bestimmten Anzahl von Sommerarbeitern genügenden Erwerb auch im Winter zu sichern. Die hiermit verbundenen Schwierigkeiten sind zweifellos groß, aber, besonders bei weitester Anwendung des Genossenschaftsprinzips, doch nicht unüberwindbar. Aber damit nicht genug. Soll etwas ersprießliches geleistet werden, so müssen die Landwirte mit der städtischen Industrie in Verbindung treten und dieser gewisse Zweige der Güterproduktion abnehmen. Weiter sollten die die Landwirtschaft vertretenden politischen Parteien sich nicht damit aufhalten, in den Städten den Mittelstand zu gewinnen, sondern sollten lieber auf den ländlichen Grundbesitz wirken, daß er sich eigene Absatzorganisationen in den Städten schafft, was wieder zahlreiche Familien des Kleinbürgertums zwingen würde, aus den Gemüse- und Kohlenkellern der Großstadt aufs Land hinaus zu gehen.

Schwieriger liegen die Dinge aber noch beim Landerwerb durch die Städter selbst; da herrscht gar keine Einigkeit bezüglich des Möglichen. Dieser Teil der Frage ist wohl auch noch nie im Zusammenhang dargestellt worden. Das Thema ist auch heikel genug. Wer dem Problem energisch zu Leibe geht, kann leicht in den Verdacht geraten, Umstürzler und Aufrührer zu sein, da er von den Großgrundbesitzern als prinzipieller Feind des Großgrundbesitzes und von den städtischen Hausbesitzern als prinzipieller Feind dieses Standes bezeichnet werden dürfte. — Selbstverständlich ohne es sein zu müssen. Daß ich über diesen Vorwurf erhaben bin, wird der nicht voreingenommene Grenzbotenleser vielleicht schon herausgefunden haben; wenn nicht, möchte ich auf den Artikel des Herrn Regierungsrats von Gottberg aufmerksam machen, der in einem der nächsten Hefte erscheinen soll und der das Märchen zerstört, das sich an den Satz klammert: „Latifundia Romam perdidere“.

Die befreienden Maßnahmen — wie ich die Gesamtheit der im zweiten Punkt genannten nennen möchte — berühren in der Tat sowohl die Stadt wie die Landwirtschaft. Sie fordern Sicherheitsmaßregeln gegen das Überhandnehmen der Konzentration des Landbesitzes in einer Hand, möge diese Konzentration nun durch Fideikommissstatute oder durch die Aktien- und die G. m. b. H.-

Gesetzgebung ermöglicht werden. Fruchtbare, zum Gemüsebau und zur Gartenkultur besonders geeignete Gegenden sollten durch den Städtebau und die Industrie ebenso wenig in Steinwüsten umgewandelt, wie durch den reichen Grundbesitzer für Jagdliebhabereien mit Beschlag belegt werden dürfen. Dorthin gehört der Bauer und der städtische Kleinbürger, der Kohl bauen und Obst und Gemüse ziehen will. Umgekehrt soll man nicht unfruchtbare Gegenden, wie die Lucheler Heide, Lüneburger Heide, Gebirge, den kleinen Stellenbesitzern überlassen, die auf ihnen nicht leben und nicht sterben können, weil sie nicht das Kapital und die großen kapitalistischen Organisationen zur Verfügung haben, die notwendig sind, um Heideland nach großen Gesichtspunkten zu bewässern, die Moorgebiete systematisch zu entwässern und die Gebirge gangbar zu machen. Der Moorkultur hat sich bei uns der Staat bemächtigt. Das ist erfreulich. Ob er aber glücklich handelt, wenn er schon bald an die Aufteilung der Moore an Bauern schreitet, vermag ich nicht zu entscheiden. Immerhin scheint es mir wirtschaftlicher zu sein, und es hätte wohl auch manche Enttäuschung erspart, wenn die großen Moorgebiete zunächst einmal durch den landwirtschaftlichen Großbetrieb für die Gras- und Viehwirtschaft bearbeitet würden. Zum mindesten wäre den Gesundheitsverhältnissen der Bevölkerung besser Rechnung getragen. Der Wald bildet unzweifelhaft die Domäne des Großgrundbesitzes, und man soll auch nicht versuchen, daran etwas ändern zu wollen, obwohl der Städter sich im Sommer dadurch gekränkt fühlt, wenn man ihn aus den großen Privatforsten mit reichen Wildbeständen ausweist. Die Gelbensander Forsten, oder die des Grafen Schaffgotsch und noch manche andere, bergen so viel Kulturfaktoren, daß man schon das Opfer bringen muß, das in der Entsagung liegt, in solchen Wäldern nicht streifen zu dürfen.

Im übrigen müßte es Prinzip sein und dafür können alle Parteien ohne Unterschied der Weltanschauung eintreten, daß jeder Städter, der sich ein paar hundert Mark erspart hat, in den Stand gesetzt werden könnte, sich ein Gütchen, und seien es zwei Morgen, zu kaufen, und daß man alle Verhältnisse daraufhin prüfen sollte, ob sie dem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis der Städter, aus dem Land herauszukommen, Fesseln auferlegen oder nicht. Wer sich einmal der Mühe unterziehen wollte, die preussische Verwaltungsgesetzgebung und die Baupolizeivorschriften daraufhin durchzusehen, würde finden, wie viel bei einigem guten Willen erleichtert werden könnte, ohne auch nur ein Titelchen von seinem Parteistandpunkte abweichen zu brauchen. Haben wir erst deutsche Menschen draußen, dann wird sich auch die Landarbeiterfrage regeln und zwar ohne unser Zutun!

G. C.





Schaffen und Genießen

Die Tendenz zur reinen Konsumtion und ihre Bekämpfung

Von Professor Dr. Alfred Vierkandt-Berlin

Alles im Menschen ist Organisation. Was in ihm gedeihen soll, muß in ihn gesäet werden.
Wilhelm v. Humboldt

I.



eit etwa einem Jahrzehnt scheint sich in der ganzen Art unseres geistigen Lebens ein einschneidender Umschwung vollziehen zu wollen: die Zeit zu einer großen Synthese scheint heranzukommen. Das vorige Jahrhundert hat gerade wegen seiner gewaltigen technischen, wirtschaftlichen, sozialen und wissenschaftlichen Fortschritte sehr viel niedergegriffen und zerstört. Aber bei der atemlosen Hast der Neugestaltungen hat man sich kaum die Zeit genommen, diese Schäden zu beachten. Jetzt fangen wir an uns ihrer und ihrer gewaltigen Tragweite bewußt zu werden. Wir beginnen uns gegen sie zur Wehr zu setzen, für das Verlorene nach Ersatz zu suchen und an dem Neubau zu arbeiten. Unser Leben gewinnt damit einen erhöhten dramatischen Reiz: überall kämpfen wir gegen die entstandenen Übel an und suchen neue Güter zu schaffen; und über all das einzelne hinaus erhebt sich das Streben nach einer neuen Lebensauffassung, einer neuen Weltanschauung, einem neuen Stil des Lebens. Von einer jener zerstörenden Tendenzen und ihrer Bekämpfung soll im folgenden die Rede sein; und wir beabsichtigen damit zugleich an einem Beispiel die Natur der großen sittlichen Aufgabe zu zeigen, vor die unsere Zeit gestellt, und die Art, wie ihre Lösung anzustreben ist.

* * *

Am klarsten ist die Tendenz, von der wir sprechen, auf dem Gebiete der häuslichen Wirtschaft. Goethe wußte in seinen Episteln noch für eine ganze Anzahl erwachsener Töchter für jede eine andere Art häuslicher Tätigkeit, die ihre Kräfte voll in Anspruch nahm. Damals gehörten Tätigkeiten wie das Schlachten, Baden, Spinnen und Schneidern, der Anbau von Gemüse und Obst im Garten und das Einmachen des Gemüses und manches andere noch zu den regelmäßigen häuslichen Tätigkeiten. Heute finden wir Anklänge an diese

Zustände nur noch in abgelegenen Gegenden auf dem Lande. Neuerdings sehen wir auch die produzierende Tätigkeit für Beleuchtung und Heizung aus dem Haushalte herausverlegt. Ähnlich hat sich das Waschen vielfach losgelöst, und für das Schneidern ist dieselbe Verschiebung eingetreten. Wie sinnig wußten unsere Altvordern ihre Wohnung mit selbstgezo-genem Grün und blühenden Pflanzen zu schmücken. Heute ist diese Tätigkeit in der Hauptsache auf den kleinen Mann beschränkt; der Wohlhabende bezieht seine Pflanzen fertig vom Gärtner; er nimmt vielleicht sogar ein Abonnement auf blühende Pflanzen, oder er läßt sie sich in seinem eigenen Treibhause vom eigenen Gärtner herrichten. Die Fülle und Pracht des Gebotenen erweckt dann wohl Bewunderung und Stolz; nur jene stille Freude, die aus der engen und tätigen Zugehörigkeit zu den Dingen erwächst, will sich nicht einstellen. — Einen weiteren Schritt in derselben Richtung bedeuten dann die Einküchenhäuser, die auch mit der eigentlichen Küche brechen. Neuerdings plant man sogar Willen folgen zu lassen, von denen in ähnlicher Weise eine größere Anzahl eine gemeinsame Wirtschaftszentrale besitzen sollen; in derselben Linie liegen ferner die namentlich in Amerika so beliebten möblierten Wohnungen, bei denen auch die Mühe des eigenen Einrichtens wegfällt. Ein letzter Schritt in dieser Richtung besteht endlich darin, die Kinder, um die mit ihnen verknüpfte Arbeit zu ersparen, aus dem Hause zu geben oder gar eben deswegen auf den Nachwuchs überhaupt zu verzichten.

Der Wandel, der hier vorliegt, ist klar: die erzeugenden Tätigkeiten schwinden immer mehr aus dem Haushalt, und es bleibt nur die unmittelbare Herrichtung zum Genuß für ihn übrig. Der Umschwung vollzieht sich zunächst auf dem wirtschaftlichen Gebiet, greift dann aber auch weiter über: auch jene schaffende Tätigkeit schwindet, die ein Heim im eigentlichen Sinne des Wortes, die einen Geist des Hauses erschafft, mag sich ihre Mühe dem Hausgestühl oder dem Einswerden der Ehegatten oder der Erziehung der Kinder zuwenden. Klar ist aber auch, daß es sich hier keineswegs um bloße Laune, Mode oder ähnliche Zufälligkeiten handelt. Vielmehr haben wir es mit einer übermächtigen Tendenz zu tun, deren Wucht eng zusammenhängt mit dem ganzen Wandel unserer Zustände, nämlich dem Zurückweichen des patriarchalischen und dem Vordringen des industriellen Geistes. Die Industrie schafft fortwährend für das Haus neue Möglichkeiten der Entlastung, die eine Ersparnis nicht nur an Geld, sondern auch an Kraft und Zeit und einen Gewinn an Bequemlichkeit versprechen. Ist für eine derartige Neuerung erst ein Teil der Bevölkerung gewonnen, so wird der Rest bald nachgezogen: teils treibt ihn die Furcht vorwärts, als rückständig zu erscheinen, teils die sachlichen Schwierigkeiten, die sich für die Befriedigung von Bedürfnissen ergeben, wenn diese nicht mehr von der Gesamtheit geteilt werden. Eine besondere und in der Regel auch besonders betonte Rolle bei dem Aufkommen derartiger Neuerungen spielt die Rücksicht auf die Bequemlichkeit. Es hat gewiß niemals eine Zeit gegeben, die ein solches Gewicht wie die unserige darauf gelegt hat, sich das Leben möglichst bequem einzurichten: die Bequemlichkeit ist in der Tat der große

Göthe der Gegenwart. Aber auch das ist wiederum kein Zufall. Eine Zeit, die so intensiv arbeitet und sich so sehr anstrengt wie die unsrige, bedarf ihrer in besonders hohem Maße. Wer z. B. viel auf Reisen ist und dabei fortwährend anstrengende und verantwortliche Arbeiten zu erledigen hat, für den ist ein gewisses Maß von Bequemlichkeit auf der Eisenbahn von größter Wichtigkeit. Ebenso kann die Anbringung einer neuen Vorrichtung, die eine halbe Minute Zeit zu sparen ermöglicht, für eine Fabrik, in der eben diese Vorrichtung zu immer wiederholten Malen täglich von einer großen Menschenmenge benutzt werden muß, eine Lebensfrage sein. Für das Haus freilich würde eine derartige eine minimale Zeiterparnis gewährende Neuerung, wie sie etwa durch die Einführung eines Selbstzünders bei Gasbeleuchtung oder durch diejenige des ebenso bequem zu bedienenden elektrischen Lichts dargestellt wird, keine erhebliche zeitökonomische Wichtigkeit besitzen. Aber es liegt in der Natur unserer Gefühle, sich durch derartige Analogien in die Irre führen zu lassen und von berechtigten auf unberechtigte Fälle überzustrahlen. Und so schätzen wir tatsächlich manche Neuerung und nehmen sie an, weil sie uns eine gewisse Bequemlichkeit gewährt, die in Wirklichkeit für die Ökonomie unserer Kraft und Zeit ohne jede Bedeutung ist und lediglich eine gewisse Erschlaffung und Verweichlichung begünstigt. In demselben Sinne wirkt auch die Verwandtschaft der Bequemlichkeit mit dem allgemeineren Begriff des Komforts: im eigentlichen Sinne verstehen wir unter diesem alle Einrichtungen, die für die Gesundheit nützlich oder für unsere Zeit, Kraft oder unser Geld ökonomisch wichtig sind; tatsächlich wenden wir das Wort jedoch auch auf viele ähnliche Fälle an, in denen von einem derartigen Nutzen nicht die Rede sein kann; und die Bewertung, die die Vorstellung des Komforts im eigentlichen Sinne mit Recht von uns erfährt, kommt dann auch jenen anderen Neuerungen zugute, die sich so unter ihrem Deckmantel bei uns einschleichen. Ebenso wird der in Rede stehende Wandel des häuslichen Lebens durch die absteigende Entwicklung unseres Diensthofenwesens begünstigt. Das Gefindewesen ist auf dem Boden patriarchalischer Verhältnisse entstanden und kann nur auf ihm gedeihen. Neue Formen, wie sie von den veränderten Verhältnissen gefordert werden, hat die häusliche Wirtschaft bis jetzt nicht zu entwickeln vermocht. Daher wohl auch der Rückgang, den die Anzahl der dienenden Personen nach der Statistik in den letzten Jahren trotz des Wachstums der Bevölkerung und des Wohlstandes erfahren hat. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen jede Entlastung des Haushaltes sowohl von der Hausfrau wie von den Diensthofen geschätzt wird.

* * *

Es ist etwas Wunderbares um diese Tendenzen, wie wir sie hier an einem Beispiele kennen lernen. Einen unheimlichen Zug gewinnen sie durch die Fremdartigkeit, in der sie dem Menschen gegenüberstehen: obwohl von ihm geschaffen, gleichsam Fleisch von seinem Fleisch, scheinen sie doch ihren Ursprung völlig zu

verleugnen und treten dem Menschen wie ein Schicksal mitleidlos und zermalmend entgegen. Sie werden getragen ebenso von niederen wie von höheren Interessen, entspringen ebenso banalen wie edlen Motiven. Eben in dieser Vereinigung von Trivialität, innerem Gehalt und Allmacht liegt ihre Eigentümlichkeit. Ihre Wirkung besitzt demgemäß neben ihrer schöpferischen Kraft oft einen tragischen Zug: der einzelne, der sich wegen ihrer schlimmen Wirkungen ihnen widersetzen will, wird von ihnen zur Isolierung und Verkümmern verurteilt, indem sie ihn der Verbindung mit den Kräften der Zeit berauben; so wird der Mensch genötigt, ihrem Zuge auch da zu folgen, wo er klar erkennt, wie viel an edlen Werten er ihnen opfern muß. Zwei verschiedene Verhaltensweisen kennt unsere Zeit ihnen gegenüber. Die eine davon ist uralte, auf allen anderen Kulturstufen allein entwickelt und auch bei uns bis vor kurzem ausschließlich vorhanden. Es ist der Fatalismus: der Mensch, der in seinem Banne steht, läßt sich von den Wogen der Zeit treiben; und selbst wenn er sich zur Reflektion über ihre Tendenzen erhebt, nimmt er sie als etwas Unentrinnbares und Unvermeidliches hin, mag er sie nun als ein Schicksal oder als einen Ausfluß des göttlichen Willens betrachten. Erst unsere Zeit hat daneben ein Verhalten von völlig entgegengesetzter Art ausgebildet — ein Verhalten von durchaus aktivistischem Charakter. Freilich, das ist klar: mit schönen Worten und schönen Gefühlen, mit Eigenbrödeleien, mit bloßem Ablehnen und Meiden kann man diesen Gewalten nicht beikommen. Man muß sie vielmehr wie einen übermächtigen Feind behandeln, den man nur zu besiegen hoffen kann, wenn man ihn entweder für sich gewinnt oder ihm einen ebenbürtigen Gegner entgegenstellt. Die von uns gemeinte Verhaltensweise besteht demgemäß darin, daß man jene Tendenzen auf ihrem eigenen Boden bekämpft, indem man sie entweder innerlich umbiegt oder ihnen andere von gleicher Stärke entgegenstellt. Doch bevor wir auf diese Bekämpfung eingehen, müssen wir zunächst den Siegeszug unserer Tendenz auf den übrigen Gebieten des modernen Lebens verfolgen.

Zunächst macht sie sich auch in der persönlichen Seite des Familienlebens bemerkbar in dem Sinne, daß sie Ehe und Familienleben innerlich und äußerlich lockert. Auch hier handelt es sich wiederum nicht um zufällige Veränderungen. Ein großer Teil des Wandels entspringt aus der Frauenbewegung, die ihrerseits wieder in den stärksten Kräften der Zeit wurzelt. Diese hat die Frau im Prinzip ebenbürtig neben den Mann gestellt, während sie sich ihm bisher unterordnete. Für die Kinder und insbesondere für die erwachsenen Kinder ergeben sich daraus ähnliche Verschiedenheiten des ganzen Verhaltens. Die Kräfte der Unterordnung und Autorität, die früher das ganze Familienleben durchdrangen und beherrschten, haben an Macht verloren. Das alte patriarchalische Gefüge der Familie wird zunehmend durch ein demokratisches ersetzt. Ferner greift die wachsende Berufstätigkeit der Frau ein, soweit sie innerhalb der Ehe ausgeübt wird. Sie wirkt in demselben Sinne wie das Zurücktreten der häuslichen Produktion: die Frau steckt weniger in die Familie hinein und wächst deswegen

in ihrem innersten Gefühlsleben weniger mit ihr zusammen. Die Folgen aller dieser Änderungen ordnen sich dem allgemeinen Wandel unter, von dem hier die Rede ist. Die alte Familie mit ihrem autoritativ gebundenen Wesen hatte einen objektiven Charakter: die Familie bedeutete eine Einheit, die sich über die einzelnen Personen erhob und ihnen gleichsam als ein substantielles Gebilde gegenüberstand. Die Gefühle der Verehrung, die den Familienhäuptern entgegengebracht wurden, gingen dabei gleichzeitig über sie hinaus und gewannen ihre stärksten Kräfte eben durch ihren Bezug auf jene überpersönliche Einheit. Denn es liegt in der Natur des Menschen einer solchen sich williger unterzuordnen, sich stärker von ihr gebunden zu fühlen, als es persönlichen Autoritäten gegenüber der Fall ist. Die stärksten Gefühle verknüpften so den einzelnen mit dieser Einheit, der er zugleich seine besten Kräfte widmete. Heute ist die Familie zu einer von den vielen Organisationen geworden, durch die der Mensch seine wesentlichen Bedürfnisse in planvoller Weise befriedigt. Sie ist eine Veranstellung geworden, in die die Menschen teils durch freie Wahl hineintreten, teils durch die Natur hineingestellt sind — immer aber mit dem stillschweigenden Vorbehalte, daß man aus ihr ausscheiden kann, sobald sie ihren eigentlichen Zweck nicht mehr hinreichend erfüllt. Bei den letzten Worten denken wir an die Erleichterung der Ehescheidung, wie sie heute durch das Gesetz und die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse gegeben ist. Dazu kommt die Verengung des Kreises, innerhalb dessen sich das Familienleben abspielt: die patriarchalische Zugehörigkeit des Gesindes zu ihm hat gänzlich aufgehört, und ebenso werden Verwandte nur selten noch vom Familienleben mit umschlossen; und dasselbe beginnt bereits zum Teil für die erwachsenen Söhne zu gelten. Diese Verengung aber rückt besonders den Kindern die Gefahr nahe, die Familie lediglich im Lichte einer ihrem Egoismus dienenden Institution zu erblicken. Wer vollends ehelos, wer ohne im Hause lebende Kinder verwitwet ist, der ist vom Schicksal der Atomisierung bedroht. Die Gesamtwirkung aller dieser Wandlungen ist klar. Dem Familienleben wird heute weniger innere und äußere Arbeit zugewendet, es werden in die Familie weniger Gemütswerte hineingesteckt als in früheren Zeiten: sie ist eine Stätte geworden, in der mehr als früher die Güter des Lebens lediglich genossen werden.

* * *

Daß ein ähnlicher Wandel sich vielfach mit unserer Geselligkeit vollzogen hat, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. In der vorindustriellen Epoche nahmen die Bildungsinteressen in ihr einen viel größeren Raum ein als heute. Der Kreis der Interessen war geringer, die Gemeinsamkeit in ihnen demgemäß größer, die persönlichen Beziehungen infolge der engeren äußeren Dimensionen des Lebens wärmer. So ging man in die Gesellschaft mit der Erwartung, aus ihr etwas mit nach Hause zu nehmen und gab sich demgemäß. Heute herrscht zumal in der Großstadt überwiegend das entgegengesetzte Verhalten.

Die Gemeinsamkeit der Interessen geht nicht über die Oberfläche hinaus; man betritt den Salon mit dem Gedanken, mit Menschen einige Stunden zusammengeklappelt zu sein, die man vorher niemals gesehen hat und hinterher niemals wieder sehen wird. Wozu sich also anstrengen? Man beschränkt sich demgemäß nach Möglichkeit auf die bloße Konsumtion im wörtlichsten Sinne, was auf deren Dualität eine Rückwirkung auszuüben nicht umhinlann.

Ähnlich ist es um das moderne Reisen bestellt. Wie herrlich einfach ist es damit heute. Der Bäderer, der treue und unentbehrliche Ratgeber, sorgt für alles und erspart uns selbst die kleinste Mühe der Selbstständigkeit: Ziel und Route, Hotels, Tagespläne und Gegenstand des Interesses — alles liefert er uns. Wer Zeit hat, besieht sich alles in den Museen und Kirchen; wer eilig ist, beschränkt sich auf das, was durch Sterne ausgezeichnet ist. Man kehrt dann von dem Genuße heim mit dem erhebenden Bewußtsein, dem der französische Sergeant, von dem Plöz unserer Jugend erzählt, einen klassischen Ausdruck verliehen hat: ist das Bild in dem Museum gesehen, so habe ich es auch gesehen. Immerhin hat dieses Verfahren noch den Übelstand, daß man sich im Bäderer orientieren und selbständig in die Droschke und Straßenbahn steigen muß. Auch diesem wird abgeholfen durch die Gesellschaftsreisen, die die Methoden der geistigen Massenspeisung auf ihren Gipfel erhoben haben. Wie altväterisch erscheint demgegenüber das Verlangen, man solle Land und Leute auf Reisen kennen lernen. Man verbringt seine Zeit unterwegs im Schlaf- oder Speisewagen und begnügt sich mit dem Gedanken, einige bekannte Knotenpunkte passiert zu haben; und hinsichtlich der Menschen kehrt man mit dem befriedigenden Bewußtsein heim, aufs neue erfahren zu haben, daß es überall auf der Welt Oberkellner, reisende Engländer und deutsche Regierungsräte gibt.

Wir haben damit den modernen Kunstgenuß bereits gestreift. Die Segnungen, die eine national abgeschlossene Kultur enthält, sind uns auch auf diesem Gebiete verloren gegangen. Der Stoff drängt sich unabsehbar aus allen Zeiten und Ländern heran: er erdrückt jeden, der sich nicht dagegen zu wehren vermag. Heute schwelgen wir in der japanischen Kunst, morgen in Rembrandt, ohne uns durch die Tatsache beschwert zu fühlen, daß beide sich in ihrem innersten Wesen widersprechen. Wir sind längst über jene Einfachheit der Kultur hinaus, in der die Menschen einander alle so gleich sind, daß der Gehalt des Kunstwerks sich ohne weiteres der Seele des Genießenden mitteilt. Selbst wenn wir uns auf unsere eigene Zeit beschränken, bedarf es überall erst besonderer Bemühungen, um den vollen Gehalt des Kunstwerks in sich erfassen und verarbeiten zu können. Es bedarf dazu einer allgemeinen Übung im künstlerischen Hören oder Sehen und einer Vertiefung in die besondere Welt des einzelnen Künstlers. Damit vergleiche man das Verhalten des Durchschnittspublikums in einer Galerie: vor jedem Bilde wird an der Hand des Kataloges der Urheber und die Benennung festgestellt, daran reiht sich vielleicht eine Bemerkung oder

Frage stofflichen Inhaltes; nach einer Minute geht es weiter: das nächste Bild wird in derselben Weise beglöst. Ähnlich ist es mit der Dichtkunst: heute Shakespeare, morgen Sophokles und übermorgen Goethe. Die wechselnden Genüsse werden mit demselben Gleichmut hingenommen wie die kulinarischen Abwechselungen eines üppigen Mahles, bei denen man sich sagt: laß den Magen sehen, wie er mit dem Vielerlei fertig wird.

Unwillkürlich denkt man dabei an das moderne Ausstattungswesen unserer Theater, an die rücksichtslose Grausamkeit, mit der hier die Phantasie der Zuschauer täglich gemordet wird. Die Erwerbsinteressen lassen den Unternehmer hier mit Erfolg auf die gröberen Instinkte des Publikums spekulieren, nämlich auf eine stumpfe und dumpfe und eben durch die Art des Dargebotenen noch mehr abgestumpfte Schaulust. Die Walküre darf nicht ohne ihr Pferd auftreten, weil es offenbar über die Phantasiekraft des Zuschauers hinausgeht, sich ein so seltenes Geschöpf wie ein Pferd zu vergegenwärtigen. Es ist dasselbe Glend wie mit jenem Kinderspielzeug, das unsere Industrie gar nicht fertig genug liefern kann: in allem muß möglichst getreu die Welt der Wirklichkeit nachgebildet sein bis auf Schrauben und Räder, Dampfkessel und Steuerung. Die von solchen Leistungen der Industrie hochbeglückten Eltern können es den lieben Kleinen gar nicht bequem genug machen: die vollendeten Werke werden auch gebührend bewundert — von den Erwachsenen. Daß die Phantasie, diese gewaltigste Kraft der kindlichen Entwicklung, dabei in der Wurzel zerstört wird, wer wird sich darum kümmern?

Für die Kunstbildung sorgt auch das moderne Vortragswesen. Leider bleibt auch hier der Hörer zu einem unerwünschten Grad von Passivität verurteilt. Die dabei vielfach verwendeten Lichtbilder können wegen des Mangels der Farbe und der Veränderung der Dimensionen keine erhebliche ästhetische Wirkung ausüben: das Original kann an ihnen nicht nacherlebt werden. Außerdem schreitet der Vortrag für eine wirkliche Vertiefung zu schnell vorwärts. Auch hier wird also nur passives Wissen, besser gesagt, es werden nur einzelne Kenntnisse verbreitet. Freilich macht sich bereits gerade auf diesem Gebiete der Wandel besonders deutlich bemerkbar; doch ehe wir davon sprechen, müssen wir unser Sündenregister noch fortsetzen. Das Vortragswesen spielt in unserem Leben überhaupt eine außerordentliche Rolle. Keine Zeit hat so sehr nach Bildung und Verbreitung von Bildung gestrebt wie die unsrige. In jeder einigermaßen großen Stadt gibt es Vortragsserien, die sich über alles Mögliche und Unmögliche verbreiten. Nur wenige entgehen dieser allgemeinen Flut; die meisten lassen sie mit stoischem Gleichmut über sich ergehen und huldigen dabei dem Prinzip der mechanischen Nahrungsaufnahme, bei dem es heißt: was ich konsumiere, das wird mir einverleibt. Wie viele Spuren hinterläßt wohl im allgemeinen dieses Durcheinander der verschiedensten Mitteilungen? Für die meisten Hörer fehlt die Möglichkeit organischer Anknüpfung und Verarbeitung, fehlt es an Kristallisationspunkten, an die das Dargebotene sich anschließen und dadurch zu einem

dauernden Besitz werden könnte. Die Vorträge selbst können solche Mittelpunkte im allgemeinen nicht schaffen, schon weil ihrer und der verwandten Eindrücke zu viele sind. Noch schlimmer ist ein zweiter Fehler. Die Ergebnisse der Wissenschaft werden uns fertig dargeboten, sie brauchen nicht selbst erarbeitet zu werden. Die Hörer erhalten keinen Einblick in die Verfahren, durch die sie gewonnen wurden, in die Mühen, unter denen sie entstanden sind, geschweige denn, daß sie bei ihren Lehrern diese Mühen im kleinen selbst mit- und nachlebten. Sie werden nicht in die Methoden und die Arbeiten der Wissenschaft, sondern nur in deren fertige Ergebnisse eingeführt; und selbst deren passives Verständnis wird ihnen oft schwierig sein, denn der Stoff muß schon aus Zeitmangel zu sehr verdichtet und zusammengebrängt werden, als daß eine tiefere Begründung für den Lehrer und ein wirkliches Durchdenken schwierigerer Begriffe und Probleme für den Hörenden möglich wäre. Auch das Vielerlei der Interessen und Eindrücke wirkt nachteilig, indem es die Konzentration und die verfügbare Kraft des Gedächtnisses beeinträchtigt. Man frage sich einmal, ob wohl für die meisten die beliebten physikalischen Experimentalvorträge etwas anderes bedeuten als in früheren Zeiten und für einen Teil der Hörer noch heute vielfach die Mitteilungen eines Afrika- oder Polarreisenden: nämlich ein Darbieten von Kuriositäten, die man mit blödem Staunen hinnimmt. Die heute ebenfalls außerordentlich verbreitete populäre wissenschaftliche Literatur leidet an demselben Übel, alles fertig auf dem Präsentierteller darzubieten. In wahren Strömen ergießen heute bekanntlich die Verleger Serien populärer Darstellungen, die sich über alles Wissenswerte verbreiten. Ein wesentliches Erfordernis aber für den Absatz ist die Kürze des einzelnen Bandes: der Verfasser wird dazu gebrängt, den Stoff möglichst zusammenzupressen und daraus eine Art von Extrakt für den geistigen Konsum zu bereiten, natürlich unter sorgfamer Vermeidung alles dessen, was in die Tiefe führen würde. Hauptsache ist, daß dem Leser alles recht bequem gemacht wird; daß sein Geist unter der entnervenden Kost erschlafft, wird nicht beachtet.

Endlich wirkt in demselben Sinne unsere Tagespresse und der breite immer wachsende Raum, den sie in unserem geistigen Leben einnimmt. Auch sie liefert dem Leser den Stoff nach dem Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes zugeschnitten. Vom neuesten Straßenplan und Lustspiel bis zur Steuerreform und Abstinenzbewegung werden ihm nicht nur die Tatsachen, sondern auch ihre Werte und Gegenwerte bündig mitgeteilt; der Stoff ist gleichsam mit der Sauce der Werturteile bereits übergossen. Was der Leser über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit von Reformbewegungen, über neue künstlerische Strömungen und umstrittene sittliche Anschauungen zu denken habe, das sagt ihm in der Regel in Zusammenhang mit der Parteischablone seine Zeitung klipp und klar. Er würde ja auch gar keine Zeit zu eigener Stellungnahme haben; soll er doch in einer halben Stunde einige Duzende von Materien in sich aufnehmen und danach nicht etwa die Eindrücke verdauen, sondern an die Tagesarbeit gehen.

Das Übel ist heute so viel größer als früher, weil der Stoff der Zeitungslektüre außerordentlich gewachsen und das ganze Tempo des Lebens sich so sehr beschleunigt hat.

Selbst unser Schulwesen zeigt sich von dieser Tendenz zur reinen Konsumtion bedroht. An sich herrscht in ihm freilich ein Streben, die Schüler zur eigenen Arbeit anzuleiten. Es gilt in ihm überall als anerkannter Grundsatz, daß nur der Besitz wertvoll ist, der erarbeitet ist. Aber für seine Verwirklichung fehlt es auch hier vielfach an der erforderlichen Zeit. Die Fülle des Stoffes tritt ihm hindernd in den Weg, die man von den verschiedenen Seiten her immer noch um ein neues Fach vermehrt wissen möchte. Von dem Lehrer wird verlangt, daß er in bestimmter Zeit mit einem gewissen, nicht gering bemessenen Pensum fertig werde; er wird dadurch seinerseits dazu gedrängt, dem Schüler das Lernen leicht und bequem zu machen. Und was bedeuten die viel gerühmten Fortschritte in der Methode vielfach mehr als eine solche Erleichterung, die die Selbständigkeit des Schülers herabsetzt und ihm weniger Gelegenheit gibt, seine geistigen Kräfte zu entfalten und sie auszuarbeiten? Auch unsere Schulen zeigen so eine Tendenz geistige Speiseanstalten zu werden, in denen das Verfahren nach möglichst großer Nahrungszufuhr sich bis zur virtuosenhaften Vollenbung entwickelt hat.

(Fortsetzung folgt)



Deutschlands Handelschiffahrt in Kriegszeiten

Von Kapitänleutnant Walther Frobenius-Wilhelmshaven



„Bereit sein ist alles!“ Dieser Satz wird wohl am häufigsten benutzt mit bezug auf die Wehrkräfte eines Landes, auf Heer, Flotte und neuerdings auch auf die Geldwirtschaft. Bei seiner Anführung denkt jeder Mensch unwillkürlich an das „Bereit sein“ für kriegsrische Ereignisse. Während nun aber die Allgemeinheit, dank unserer militärischen Erziehung dem Gedanken eines Krieges nicht fremd ist, kann man sich doch nicht verhehlen, daß die Idee des „Bereit seins“ längst nicht genügend ein Allgemeingut aller Berufsarten und aller Volksschichten ist. Ein jeder Wehrfähige ist sich bei uns klar, welche Pflichten er mit dem Ausspruch der Mobilmachung in seinen Eigenschaften als Heeres- oder Marineangehöriger zu erfüllen hat. Es sind sich aber wohl nicht viele darüber klar, daß sie auch in ihrem bürgerlichen Beruf „bereit sein“ müssen, daß sie auch den Krisen gegenüber, die im Wirtschaftsleben bei Kriegsausbruch eintreten werden,

Vorbereitungen treffen können, zum mindesten indem sie vorher Art und Tragweite dieser Schwierigkeiten zu ermessen versuchen. Eine künftige Gefahr, über deren Wesen man sich im voraus klar ist, hat die Hälfte ihrer Schrecknisse eingebüßt. Daß wir in Deutschland, trotz unserer militärischen Erziehung, diesen Standpunkt noch nicht genügend würdigen, zeigt das Gerede von einer finanziellen Krisis im Sommer 1912. Daß Frankreichs Wirtschaftsmarkt zurzeit stärker gelitten hatte als der unserige, ist jetzt nachgewiesen, aber ein daraus hervorgehender Einfluß auf die Volkstimmung ist nur bei uns zu verspüren gewesen.

Wir müssen uns darüber klar sein: Die Zeiten sind vorüber, da ein kriegerischer Konflikt lediglich mit den Waffen ausgefochten wurde und sein Ausgang lediglich von den Streitkräften und den Geldmitteln der Fürsten abhing. Heutzutage kämpft nicht nur das bare Geld der Regierung, sondern der Kredit des ganzen Volkes, des einzelnen Bürgers mit. Ein Kaufmann, der es versteht, seine durch den Krieg unterbrochenen geschäftlichen Verbindungen anderweitig wieder gewinnbringend anzuknüpfen und hierdurch den Kredit der heimischen Volkswirtschaft aufrecht zu erhalten, gewinnt hiermit für sein Volk eine Schlacht; eine Banl, die einem plötzlichen Ansturm auf ihre Varmittel erliegt, ist ein geschlagenes Heer. Schwierigkeiten werden sich bei Kriegsausbruch für jede Erwerbstätigkeit einstellen. Um ihrer Herr werden zu können, ist es nicht allein nötig, daß die zunächst mit dieser Geschäftstätigkeit betrauten Personen sich über die zu ergreifenden Maßnahmen im klaren sind, sondern auch alle mit ihnen in Berührung stehenden Berufsschichten müssen wissen, welche eine Gestaltung das betreffende Interessengebiet annehmen wird, so daß nicht unberechtigte Anforderungen und Erwartungen und, hiermit verknüpft, geschäftliche Beunruhigungen auftreten.

Es sei nun in diesen Zeilen desjenigen Zweiges unserer Volkswirtschaft gedacht, der in einem Seekriege von allen Berufen am meisten in Mitleidenschaft gezogen wird, der Handelschiffahrt.

Es würden Golen nach Athen getragen, wenn hier erörtert würde, welcher weitgehenden Einfluß für das Deutsche Reich die Lahmlegung seiner überseeischen Schiffahrt haben würde. Wohl kaum ein Beruf würde ihre Folgen nicht auf das Schmerzlichste verspüren.

Wie hemmend der Seekrieg auf das gesamte Wirtschaftsleben wirkt, hat Europa bereits erleben müssen zuzeiten der Kontinentalsperre, die, beantwortet durch die englische Blockade, zu einer nahezu kompletten Erstickung des überseeischen Güterauslaufes führte. Daß ähnliche Maßnahmen heutzutage bei der gänzlich veränderten Art unseres Erwerbslebens ganz unvergleichlich viel schwerwiegendere Folgen haben würden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Es kann nun nicht der Zweck dieses Aufsatzes sein, die unmittelbaren Folgen eines Seekrieges ändern zu wollen. Es kann nur versucht werden auf eine Schwächung der mittelbaren Gefahren hinzuwirken, indem kurz dem

Leser die voraussichtliche Gestaltung unserer Handelschiffahrt während eines Seekrieges dargestellt wird.

Für die Schädigung der gegnerischen Volkswirtschaft stehen nun einer Seemacht im Kriege folgende zwei Mittel zur Verfügung: Das Kaperrecht und die Blockade. Es können also im Gegensatz zum Landkriege, in dem das Privateigentum gesichert wird, solange das Kaperrecht besteht, Handelschiffe feindlicher Flagge, sowie das auf ihnen zu verfrachtende Gut, soweit es der feindlichen Nation angehört, von Kreuzern genommen werden. Und weiter kann, wenn über einen Hafen eine rechtsgültige Blockade verhängt wird, diesem ein jeglicher Seeverkehr abgeschnitten werden.

Der Seekrieg birgt demnach hieraus folgend drei Gefahren: 1. Durch den Krieg kann der überseeische Import und Export in größerem oder geringerem Umfange verhindert werden. 2. Die bedeutenden Werte, welche in den Handelschiffen und in kurzzeit verfrachteten Gütern verkörpert sind, können vom Feinde genommen werden. 3. Jede Behinderung der Schiffahrt bringt für die Aktionäre hohe Kurs- und Zinsverluste.

Um die Wahrscheinlichkeit dieser Schädigungen zu beurteilen und die Mittel zu ihrer Verhütung bzw. Abschwächung zu erkennen, sind die Kriegsmöglichkeiten für zwei Fälle zu betrachten: I. der Krieg gegen einen übermächtigen, II. gegen einen schwächeren Gegner.*)

* *

Der einzige, uns zur See in jeder Beziehung überlegene Gegner ist Großbritannien. Nicht genug damit, daß es uns an jedem Plaz des Erdballs stärkere Streitkräfte gegenüberstellen kann als wir aufzubringen vermögen, vermag es, dank seiner Lage, den Eingang zu unseren Gewässern hermetisch zu verschließen. Rein geographisch ist ein ähnlicher Kriegsfall, wie der zu betrachtende bereits mehrmals durchkämpft worden, in den englisch-holländischen Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts. Aber damals war die Lage für die Kontinentalmacht wesentlich günstiger, als sie heutzutage für uns sein würde. Damals war zum Schutze der Handelsflotte das Zusammenfassen in Konvoys allgemein üblich und wohl durchführbar. Jetzt würde ein Konvoy aus verschiedenen Gründen sich wohl nur schwer bilden lassen. Damals liefen zum Schutze des Konvoys bei seiner Annäherung an die heimischen Gewässer starke Flotten aus, die imstande waren, den Gegner im Schach zu halten und die ihm gerade bei solchen Gelegenheiten einige der blutigsten Schlachten jener Kriege lieferten. Heutzutage könnte die gesamte deutsche Kriegsmarine nicht in offener Schlacht die englische Übermacht hindern, die etwa in der Nähe befindlichen deutschen Handelschiffe zu nehmen. Und trotz jener noch verhältnismäßig günstigen Umstände wurde in jenen Kriegen der holländische Handel völlig lahmgelegt.

*) Wir verweisen auf den Artikel in Heft 3 der Grenzboten, der den Schutz der Nordseeküste behandelt.

Man kann also ohne weiteres annehmen, daß die überseeische Schiffahrt von deutschen Häfen aus gänzlich zur Unmöglichkeit werden würde.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht einige kühne Blockadebrecher dem Feinde ein Schnippchen schlagen könnten. Im Gegenteil. Blockadebrüche sind in allen Seekriegen und zu allen Zeiten an der Tagesordnung gewesen und sie werden sich auch heutzutage bewerkstelligen lassen, wo eine so enge Blockade, wie sie beispielsweise in den englischen Kriegen gegen die erste französische Republik und das Kaisertum möglich war, wegen der Entwicklung der Torpedowaffe nicht mehr durchführbar ist. Was machen aber, sagen wir, täglich zwei durchbrechende Dampfer aus, gegenüber den Gütermengen, die im Frieden von unseren Hafenstädten aus zu befördern sind!

Die Schiffahrt von unseren eigenen Häfen aus muß also als gänzlich undurchführbar betrachtet werden.

Man trifft nun häufig auf die Anschauung, daß diese Behinderung des Güteraustausches auf dem Wege über deutsche Seehäfen zwar bedauerlich und verlustbringend sei, daß aber dieser selbst dadurch nicht abgesperrt werden, sondern auch mit Leichtigkeit über fremde Häfen geleitet werden könne. Es werden dann holländische, belgische, österreichische und russische Plätze hierfür namhaft gemacht.

Dieser Gedanke ist gut, doch stehen seiner Durchführung große Schwierigkeiten entgegen. Die gewinnbringende Verwendbarkeit ausländischer Rohstoffe für unsere heimische Industrie und die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Waren auf dem Weltmarkt steht und fällt mit der Billigkeit ihrer Verfrachtung. Es ist aber anzunehmen, daß der Transport sich ohne weiteres verteuert, wenn er neue Wege über fremde Häfen einschlägt. Ferner ist fraglich, ob er sich überhaupt bewerkstelligen ließe. Die Verfrachtung nach belgischen oder holländischen Häfen würde wohl auf große Hindernisse stoßen, da voraussichtlich die Bahnen nach unserer Westgrenze durch Armeetransporte ohnehin bis zur äußersten Höhe ihrer Leistungsfähigkeit belastet wären. Die seinerzeit vorgeschlagene Durchführung des preussischen Mittellandkanals hätte in seiner ursprünglichen Ausdehnung hierfür ein günstiges Auskunftsmittel gegeben. Ferner ist fraglich, ob für die Verladung der endlich in jenen neutralen Plätzen angelangten Warenmengen die Hafeneinrichtungen genügen würden. Auch scheint es nicht sicher zu sein, ob nach Ausfall der gesamten deutschen Handelsflotte die Schiffahrt neutraler Nationen den ihr so zufallenden Güterverkehr bewältigen könnte. Wahrscheinlich ist, daß beides nicht im entferntesten dem Warenandrang entsprechen würde. Schließlich ist eine wichtige Frage, ob die uns zunächst liegenden Häfen fremder Staaten überhaupt neutral sein würden. Sollten diese Staaten tatsächlich nicht von Anfang an in den Krieg mit hineingezogen werden, so ist doch wahrscheinlich, daß England sich nicht scheuen würde, auch neutralen Staaten gegenüber zu jedem Mittel zu greifen, um dem deutschen Handel auch diese Wege zu sperren.

Man kann also ohne Übertreibung damit rechnen, daß der deutsche Überseehandel, soweit er im Export und Import des Deutschen Reiches selbst besteht, mit Beginn eines deutsch-englischen Krieges erdroffelt werden wird. Anders verhält es sich mit einem anderen Gebiet der Überseeinteressen. Zahlreiche deutsche Firmen befinden sich im Auslande und befassen sich in hohem Maße mit dem Vertrieb fremder Landesprodukte. Dieser Handel bietet nun ebensogute Erwerbsmöglichkeiten wie der auf heimischen Boden und heimische Bedürfnisse gestützte. Er kann aber unter keinem Vorwand durch die kriegsführenden Mächte angegriffen werden, solange er sich in streng neutralen Bahnen bewegt. Er bietet zwar der deutschen Industrie keinen Vorteil, wohl aber den Handelshäusern eine, wenn auch nicht allzukräftige Stütze. Der Ausbau dieses Handelszweiges erscheint daher im nationalen Interesse durchaus wünschenswert.

Schließlich ist noch der Küstenschiffahrt zu gedenken. Wenn sie auch stets gefährdet sein wird, ist es doch nicht wahrscheinlich, daß der Gegner sie lahmlegen kann, solange er sich nicht zum Herrn unserer Küstenplätze gemacht hat. Und zwar dürfte in das Gebiet dieses Schiffahrtszweiges die ganze Ostsee eingeschlossen werden. Es ist kaum anzunehmen, daß feindliche Streitkräfte allzu häufig in diesen engen Gewässern auftreten werden, da sie zu hohen Gefahren seitens der deutschen Torpedowaffe ausgesetzt sind.

Die weitere Gefahr des Seekrieges liegt in dem Kaperrecht der feindlichen Kriegsschiffe. Im großen und ganzen genommen ist mit Ausbruch des Krieges das Schiff einer kriegsführenden Macht sowie seine Ladung, soweit sie der gleichen Nation gehört, der Wegnahme durch den Gegner ausgesetzt. Während nun die Waren durch neutrale Flagge gedeckt werden können, d. h. auf Schiffen neutraler Flagge vor Beschlagnahme gesichert sind, soweit sie nicht als Konterbande betrachtet werden können, oder das Schiff beim Versuch des Blockadebruchs angehalten wird, ist dieses bei dem Schiff selbst nur in beschränkter Weise der Fall. Es ist nicht, wie häufig angenommen wird, möglich, dem Schiff bei Kriegsausbruch durch Verkauf an eine Firma neutraler Nation den Schutz der neutralen Flagge ohne weiteres zu sichern. In der Londoner Seekriegsrechtskonferenz sind in Artikel 55 und 56 der Deklaration verschiedene Regeln aufgestellt, die dem Flaggenwechsel Rechtsgültigkeit geben, sofern er bona fide geschehen ist, d. h. wenn er nicht in der Absicht vor sich gegangen ist, das Schiff den Kriegsgefahren zu entziehen. Die Voraussetzungen für die Zulässigkeit des Flaggenwechsels sind entsprechend dem Zeitpunkt seiner Ausführung verschieden. Diese im einzelnen zu erörtern, würde zu weit führen. Es genügt, festzustellen, daß dieses Mittel nur eine sehr beschränkte Rechtsgültigkeit hat, die bei strenger Handhabung der Regeln seitens der kriegsführenden nur in den seltensten Fällen eintreten wird. Also die Handelsschiffe deutscher Flagge können in See nicht durch gesetzliche Bestimmungen gegen feindliche Kreuzer geschützt werden.

Demgegenüber käme der Schutz der Handelschiffe durch unsere Kriegsmarine in Frage. Die Friedensverteilung unserer sowie der fremden Kriegsflootten ist im großen und ganzen der Öffentlichkeit bekannt. Man weiß, daß das Gros unserer sowie der in Betracht kommenden feindlichen Streitkräfte in den heimischen Gewässern stationiert ist und daß im Ausland dauernd Kreuzer einzeln oder in Verbänden in Dienst gehalten werden. Das zahlenmäßige Verhältnis ist nun überall derart, daß auf englischer Seite eine bedeutende Übermacht besteht, so daß ein Erfolg unserer Schiffe bei Berücksichtigung dieser Stärkeverhältnisse nicht zu erwarten ist. Sollte es etwa in der Absicht unserer Kriegsleitung liegen, bei Ausbruch des Krieges diese Auslandskreuzer von der Heimat aus zu verstärken, so kann man sicher damit rechnen, daß auch der Gegner nicht zögern würde, seine Übermacht durch Nachsendung von Schiffen binnen kürzester Zeit wieder herzustellen. Also auch der Schutz durch unsere Kriegsmarine wird für den Überseehandel nur wenig ins Gewicht fallen.

Der Reeder sieht also auf See seinen wertvollen Schiffspark schutzlos den feindlichen Kreuzern preisgegeben. Es bleibt ihm nichts übrig, als die Schifffahrt einzustellen und seine Schiffe in dem Schutz sicherer Häfen zurückzuhalten. Doch auch in der Wahl der Häfen, in denen er seine Schiffe auslegt, muß er vorsichtig sein. Am ungünstigsten sind jedenfalls unbefestigte Plätze an der deutschen Küste und in deutschen Kolonien, da die Schiffe dort der Wegnahme ebenso ausgesetzt sind, wie auf See. Einen höheren Grad von Sicherheit findet er in unseren befestigten Häfen; aber auch hier können sich selbstverständlich im Laufe der kriegerischen Handlungen bedeutende Gefahren einstellen. Jedenfalls hat die Unterbringung in diesen Plätzen für die Gesamtheit den Vorteil, daß die Vorräte und Schiffskörper selbst den Zwecken der Kriegsmarine eventuell zugute kommen können. Falls die Neutralität einer fremden Großmacht sichergestellt ist, werden deren Häfen jedenfalls den besten Schutz gegen Fortnahme durch fremde Kreuzer bieten. In der Praxis wird sich wohl für jedes Handelsschiff die Notwendigkeit herausstellen, mit größter Beschleunigung den nächsten Hafen des deutschen Reiches, soweit er befestigt ist, oder einer neutralen Macht aufzusuchen. Auf jeden Fall würde bei einem Kriege gegen England eine Fortführung der Schifffahrt den sicheren Verlust der betreffenden Schiffe nach sich ziehen. Nur schnelligste Einstellung der Schifffahrt kann dem Verlust von Schiff und Ladung vorbeugen.

Es ist klar, daß jede gewinnbringende Tätigkeit der Reedereien hiermit ein Ende findet. Es kann sich nur darum handeln, die eintretenden Verluste möglichst niedrig zu halten. Jedoch stellen sich durch das Auslegen der Schiffe glücklicherweise auch Umstände ein, die in dieser Richtung günstig wirken. Das Personal wird zum großen Teil für die Landesverteidigung in Anspruch genommen, so daß Löhne nur noch in geringem Umfange zu zahlen sein werden. Die Beschaffung von Betriebsmaterialien, für die Schiffe, wie Kohlen, Proviant usw. wird sich in sehr engen Grenzen halten. Schließlich wird ein Teil der Schiffe

wahrscheinlich von der Landesverteidigung zu kriegerischen Zwecken angelauft werden, so daß ein Teil brachliegenden Kapitals flüssig werden wird. Immerhin wird es nicht ausbleiben, daß eine Verzinsung der gewaltigen, in der Schifffahrt angelegten Gelder unmöglich wird.

Aus diesen Erörterungen ist zu ersehen, daß ein Krieg gegen England für die deutsche Handelsflotte und damit für die deutsche Industrie gar harte Zeiten bringen würde. Gewinn wird dabei nicht zu erwarten sein, sondern nur Verlust. Und nur darauf kann sich in diesem Fall die Vorbereitung erstrecken, wie diese Verluste möglichst niedrig zu halten sind. Wenn sich hierüber alle beteiligten Kreise im Klaren sind, dann wird das Unglück auch nicht allzuschwer zu ertragen sein.

* * *

Anders liegen die Verhältnisse in allen sonstigen Kriegsfällen. Legen wir auch diesem Abschnitt den Konflikt zugrunde, der für uns am schwierigsten ist, den Krieg mit Frankreich, selbst wenn er, was so gut wie ausgeschlossen erscheint, ohne Englands Mitwirkung als unser Gegner geführt werden sollte. Auch dieses Land ist für uns sehr ungünstig gelegen, da es unsere Schifffahrtswege, soweit sie durch den Armellanal führen, flankiert und weiterhin sehr vorteilhafte Stützpunkte im Mittelmeer besitzt, von denen aus unser dieses Gewässer passierender Verkehr stark gestört werden kann. Frankreich verfügt ferner über zahlreiche, für den Kreuzerkrieg gut geeignete Streitkräfte, aber nur über eine verhältnismäßig schwache Linienchiffslotte.

Hieraus folgt, daß es uns gegenüber auf die Maßregel der Blockade verzichten muß, da ihm das hierzu nötige Mittel, die überlegene Schlachtflotte fehlt. Es würde voraussichtlich den Handelskrieg mit seinen Kreuzern hauptsächlich im Kanal und im Mittelmeer betreiben. Demgegenüber aber könnten wahrscheinlich wir die Maßregel mit Vorteil ergreifen, die England in seinen früheren Kriegen mit gutem Erfolg angewendet hat: Aufsuchen der Linienchiffsgeschwader zwecks eines entscheidenden Kampfes oder ihre Blockierung in ihren Häfen. Die feindlichen Panzerkreuzer wären ebenfalls, soweit unsere Streitkräfte noch ausreichen, durch Blockade festzulegen. Unsere Armee hätte, reiches Vordringen vorausgesetzt, darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie allmählich die Küstenplätze und Kriegshäfen in ihre Gewalt bekäme, so daß unsere, daselbst für die Blockade benutzten Fahrzeuge für die Absperrung der bisher aus Mangel an Streitkräften unberücksichtigt gebliebenen Häfen frei würden. Da die sämtlichen französischen Kreuzer verhältnismäßig alt sind, würden sie, wenn einmal zum Kampfe gestellt, auch nicht allzuschwer zur Strede zu bringen sein.

Bis auf diese Weise der Armellanal von feindlichen Kreuzern gesäubert wäre, könnte unser Handel den zwar weiteren, aber weniger bedrohten Weg nördlich um Schottland herum benutzen; und so lange die Gefährzone im Mittelmeer nicht beseitigt ist, nach dem Stillen und Indischen Ozean den Weg

um das Kap der Guten Hoffnung einschlagen, der ebenfalls weiter ist als die Friedensroute durch den Suezkanal, aber neben der größeren Sicherheit noch den, allerdings nicht allzuschwer ins Gewicht fallenden, Vorteil der ersparten Kanalgebühren hat.

Da auf den ausländischen Stationen unsere Kreuzerverbände den französischen überlegen sind, ist zu hoffen, daß auch dort wir uns bald zu Herren der Situation würden machen können.

Es wäre also allgemein zu erwarten, daß unsere Kriegsmarine einen weitgehenden Schutz auszuüben imstande ist. Es muß aber doch darauf hingewiesen werden, daß er erst allmählich voll in Kraft treten kann, nämlich vornehmlich erst dann, wenn die feindliche Schlachtflotte vernichtet ist. Auf dieses Ziel muß zunächst alle Aufmerksamkeit und alle verfügbaren Mittel verwendet werden, und der Handelschutz demgegenüber in den Hintergrund treten. Denn die Überlegenheit unserer Kriegsflotte über die französische ist noch keine so bedeutende, daß wir durch zu weitgehende Abgabe von Streitkräften für den zweiten Zweck nicht die Durchführung des ersten in Frage stellen würden. Bei Beginn des Krieges sind also Verluste für die Reedereien durch Wegnahme von Schiffen zu erwarten. Es ist Sache der Öffentlichkeit, diese Tatsache als unvermeidlich anzusehen und die nötige Kaltblütigkeit zu bewahren.

Ähnlich gestalten sich die Verhältnisse menschlichem Ermessen nach auch in den anderen Kriegsfällen. Schwere Verluste werden immer eintreten; irgendwelche Gebiete stehen jedem Gegner zur Verfügung, wo er dank seiner geographischen Lage der Meister ist. Beispielsweise würde Japan zunächst unseren Ostasienhandel, die Vereinigten Staaten ebenfalls diesen und unsere amerikanischen Interessen schwer schädigen können. Der Krieg ist nun einmal, vom Geldstandpunkt aus betrachtet, als nationales Unglück zu erachten und pekuniäre Vorteile werden sich erst dann einstellen, wenn es gelungen ist, den Gegner zur See völlig niederzuwerfen. Dann kann allerdings die Jagd auf seine Handelsschiffe zu einer ergiebigen Geldquelle werden, aus der besonders Frankreich und England in früheren Zeiten reichlich zu schöpfen gewußt haben.





Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

(Schluß)

Das Wieschen war nicht tot. Für die, die vom einen Leben ausscheiden, geht das andere, das rechte Leben erst an. Man sagt es — glaubt es — vielen ist es nicht gewiß. Wieschen war gläubig. Ihr stiller starker Glaube an ihr neues Leben gab ihr die Kraft, mit festen Schritten ihre leere Kammer zu durchmessen. Sie wischte den Staub von der Fußleiste, wo die Kommode gestanden hatte und sah sich um, ob sie nichts vergessen hatte, um Ordnung zurück zu lassen, wenn sie morgen ging. Und sie lächelte, als sie das Geranium fand.

Sie nahm es auf die Hand und trug es in die Gärtnerei hinunter, wo der Florentin bei seiner Arbeit war. Sie kam auf diesem Wege an der Aschengrube vorbei, ein zerbrochenes Blumenglas war jüngst hinein gebracht, ein paar Scherben waren vorbei getroffen, und Wieschen rührte mit dem Fuß daran. Sie nahm sie auf und legte sie so, als wolle sie die Form des Glases noch mal zusammen bringen, stieß sie aber wieder auseinander und ging mit gehobenem Kopf in die Gärtnerei.

Als der Florentin sie sah, fragte er mürrisch: „Was soll's noch sein?“ Er dehnte die Glieder, als habe die Last der Kommode ihn gedrückt und er fränkte noch daran. Seine Stimmung war verdrücklich, und er fragte wie eben: „Was soll's mit der Gratulationsblume auf einen Tag wie heute?“

„Damit soll es nichts,“ antwortete Wieschen ruhig. „Ich wollte sie dir bloß heimbringen, darum komme ich eben.“ Sie bedachte sich. „Ich komme auch, um dir Lebewohl zu sagen, Florin.“

„Die Blume ist nicht meine, ich habe die weißen nicht,“ redete er verdrückt.

„Sie ist doch deine,“ sagte Wieschen bestimmt, und ihr Gesicht leuchtete. „Hast dich eben verkannt in der Blume, es ist nicht schlimm darum, es kann doch immer kommen, daß man sich in was verkennt. Hast mir das Geranium geschenkt zu Sommers Anfang — wann ist es gewesen? Weißt es noch? Nicht einmal lange ist her damit. Was geht auch die Zeit! Aber das Geranium hat nicht rot blühen können, wenn's dir auch lieber gewesen wäre, weil du das Rote gern hast. Es hat nichts anderes aus ihm heraus können, als was in ihm gewesen ist.“

„Es ist aber nicht wahr, ich verkenne mich nicht,“ sagte der Florentin eigenfinnig.

„Man kann sich doch täuschen, Florin. Zuletzt ist es mit uns zweien auch nicht anders gewesen wie mit dem Geranium, haben uns verkannt ineinander.“ Sie lächelte immer wie glücklich und gab die Blume in seine Hand. Er nahm sie nur zögernd, aber als er sie hielt und ansah, war ihm, er sähe dem Wieschen in das Gesicht, fände Mitgekanntes wieder, und er wandelte sich innen und blickte anders als eben zu dem Mädchen auf.

Wieschen stand nahe dem Laubenausgang und blickte in die Gärtnerei. Das Landschaftsstück, das der türähnliche Eingang mit seinem Laub umrandet hatte, stand in der herbstlichen Verödung wie ein ausgerahmtes Bild. Draußen flog ein Vogel über den Garten, es war abendlich still, und die einsamen Lockrufe des Vogels oben in den Hecken, wo zur Sommerzeit sein Nest gewesen war, klangen wie ein Ruf nach Verlorenem. Der Florentin in aller Unsicherheit fing von alten Geschichten an zu sprechen, von dem, was zwischen ihm und dem Wieschen je gewesen war.

Wieschen, als sie den Burschen reden hörte, zuckte zusammen, ihr war, sie müsse sich ihm entgegenstürzen, seine Worte aufhalten und aufschreien: warum trittst du auf Scherben?

Der Florentin rebete dennoch, als wolle er Zerbrochenes wieder heil machen. Ihm war selbst dabei, als erkennte er erst jetzt das Wieschen und sähe den Irrtum, den er an ihr begangen, zu Unrecht ein. Wenn es nun wäre, daß sie sich noch fänden — er wolle sie heiliger halten als Altarblumen, sagte er. Er bedachte sich, sagte sie jäh an und schüttelte sie am Arm. „Wenn es anginge mit uns, jetzt noch — ich könnte die Regine abfinden — wenn es — nötig wäre —“

Das Mädchen stand so starr unter seinen Händen, daß dem Kley unheimlich wurde bei ihrer Stille und er ihren Arm von selbst frei gab. Sie legte diesen selben Arm über die Stirn und sagte langsam, als würde ihr bei den einzelnen Worten erst die Erkenntnis klar: „Das ist das Gemeinste, was du je von mir gewollt hast.“

Sie wandte sich ab, als brächen ihr Tränen aus, stützte die Hände wie kraftlos auf den Tisch und starrte vor sich hin. Das Gemeine kam ihr so, daß sie nicht wußte, wie sie sich davor schützen sollte. Kein Zweifel, keine Versuchung klopfte bei ihr an, nur das Erbärmliche stand vor ihr, größer als sie es fassen konnte. Dann fuhr sie auf, als hätte sie sich vor Ekel geschüttelt.

„Du bist nicht wert,“ sagte sie, „du bist nicht wert —“ sie fand vor der Größe des Gemeinen keinen Vergleich niedrig genug, ihr Blick fiel auf das Geranium, die Erregung raubte ihr die klare Überlegung ihrer Handlung. Sie ergriff die Blume, verknickte sie, schleuderte den Topf an die Erde, wo er zersprang und sagte: „Du bist nicht wert, daß noch eine reine weiße Blume in deinem Garten steht.“

Sie lachte hell auf in lauter Verwirrung. Wie sie ihn aber sah in der halben Dämmerung der Abendstunde, undeutlich, ungewiß, wie sie ihn da erkannte, daß seine Erbärmlichkeit mehr Schwäche als gemeine Sünde war, wie sie in eben der Haltung, die nicht wohl in sich selber wußte, den Florentin erkannte, denselben, den sie geliebt hatte und immer liebte, da fiel sie auf die Bank, barg den Kopf in den Armen auf dem Tisch und hielt ihr Weinen nicht mehr auf.

„Ich habe es so nicht gemeint,“ sagte der Florentin jetzt. „Ich wollte dir nichts damit antun. Ich wußte nur nicht aus und ein mit mir selbst, darum sagte ich es.“ Er zupfte sie scheu am Ärmel. „Komm,“ drängte er, als fürchte er, die Tränen schwemmen sie weg. Er ging in die Knie und suchte die Scherben des Blumentopfes und die verknickte Blume auf.

„Laß doch,“ sagte sie, „damit ist es nun auch vorbei wie mit allem anderen.“

Sie mußte zu ihm niedersehen, weil er in den Knien lag. „Wie kann er was Festes im Kopf haben, wenn sein Kopf außen so weich ist,“ dachte sie. Warum hatte sie sich von ihrer Erregung hinreißen lassen? Mußte sie ihn nicht verstehen und kennen, wie er war? Er band Blumen an kleinen Blumenstäben auf, um ihnen Halt zu geben, das konnte er, das war sein Arbeiten, dabei hatte er selber keinen Halt. Während andere Burschen an Knotenstöcken gingen, trieb er es mit Blumenstäben. Das war's! Er hatte sie nicht beleidigen wollen, jetzt nicht und nie! Sieh, wie gut er war! Er bückte sich über das verknickte Geranium, als wäre das für den Augenblick die größte Sorge. Wie in aller Welt sollte sie den Blick ertragen, mit dem er sie jetzt ansah! Sie streckte die Hand aus und strich ihm über das Haar; die feinen goldenen Fäden, in denen eine laue weiche Wärme war, glitten ihr durch die kühlen Finger; so mögen Sonnenstrahlen, wenn die Sonne scheidet, durch die Zweige von Bäumen spielen. Es ist eine sachte Vermählung von Wärme und Kühle um die Stunde solchen Scheidens.

Er stand dann auf, wie sie es ihm vormachte und es auch von ihm forderte. Sie schluckte noch mal und überwand damit alles Weinen und sich selbst. In dem Aufstehen ihrer Gestalt fand sie ihre Sicherheit wieder. Dann gab sie ihm die Hand hin und sagte: „Wir müssen uns trennen — Florin — diesesmal um — der Regine willen. Ich will aber an dich denken Zeit meines Lebens. Nicht mit Greinen. Wenn ich arbeite, Florin, wenn ich gesund und stark werde, will ich am meisten an dich denken, so, als könne ich dir dann was von mir mitgeben.“

Er nahm und ließ ihre Hand. Er fühlte noch einmal die Kraft ihres Händedrucks, aber ihm war unheimlich vor ihrer Überstärke.

Wieschen hatte andern Tages früh die Kammer schon zurecht, als bei den Ramps die Weckuhr abließ. Ihr Bett war rein überzogen für das neue Mädchen der Zette, welches heute zuging und noch so lange hier wohnen sollte

in Wieschens Stube, bis die Kamps halb ausräumen mußten in eine andere Behausung. Wieschen spülte mit dem Aufnehmer die Dielen naß und säuberte und wusch die Kammer, bis kein Stäubchen mehr lag. Als sie fertig war und eben den Schrubbeimer hinaus trug, kam Zette über den Flur, gesellte sich zu dem Mädchen und warf einen Blick in die Stube.

„Zettchen,“ sagte Wieschen, sich aufrichtend von ihrer Arbeit, den Rücken und die Gestalt aufstreckend. „Kann einer seine Kammer reiner halten, als ich es getan habe?“

Sie saßen dann noch einmal um den Tisch in der Küche und auf den Pläßen, die sie gewohnt waren, wo sie so hin gehörten, daß man sich nicht denken konnte, wie eines würde aufstehen und weggehen können. Sie saßen denn auch beisammen mit solchen Gesichtern, wie jeder einzelne seine Alltagsmiene zu tragen pflegte. Nur der Florentin war zerstreut und fuhr sich ein paarmal mit den gespreizten Fingern durch das Haar, so langsam und sinnend, als löse er mit den goldenen Fäden. Ihn hätte wunderbarlich geträumt in der Nacht, sagte er.

Wieschen zog ein Bastband, welches auf dem Tische lag, um den Finger, daß es sich ringelte, legte den Faden aber jäh und wie erschrocken aus der Hand, wie ihr einfiel, es habe nun ein Ende mit aller feinen und halb spielenden Blumenbinderei, wenn sie aus dem Garten des Florentin Kley in ein Bauernland zur ernststen und gesunden Arbeit trete.

Zette fragte und erinnerte damit an den Ausbruch: „Kommst einmal wieder her auf Besuch?“

„Ich glaube — nein,“ antwortete Wieschen. Sie stand auf, nahm ihr Tuch um und war fertig. Sie räumte noch in der Stube, schob die Stühle zurecht und riß das Kalenderblatt ab. Die Mutter Johanne gab ihr ein paar Brotscheiben mit Speck belegt und ein paar gute Worte mit auf den Weg, die so leise gesprochen, wie sie unbedeutend waren. Ehe noch das Wieschen fort war, ging sie auf die Tenne, wo die Ferkel grunzten und der Fütterung warteten. Sie hatte schon manch' einen aus dem Leben weggehen sehen und der Abschied, wie sie das Wieschen auch gern gemocht, hatte nicht so Ungeheuerliches für sie. Alte Leute stumpfen gegen das Scheiden ab wie alte Messer gegen das Schneiden.

Wieschen streckte einem wie dem andern die Hand hin und sagte das: „Adieu zusammen.“ Zette stichelte noch mal: ob der Kley das Mädchen nicht eine Strecke Weges hinunter bringen möge, bis zum Fuhrmann, wo sie aufsäße?

Er könne nicht, antwortete der Kley. Er bekomme den Spann aufs Feld. Und er schob sich vor dem Wieschen her durch die Tür, unbeholten, wie durch ein Drehkreuz.

Wieschen zögerte noch im Flur und wartete auf Zette, ihr war, es müsse noch ein letztes liebes Wort gesagt werden, ehe sie ging. Während sie wartete, stellte sie die Schelle über der Haustür wieder zurecht, die bis da vergessen war.

Dann kam Zette, zog mit dem Handrücken unter der Nase her, als schnupfe sie an einer Prieße und fühle ihr Brideln im Kopf. Das Wort des Mädchens, die Absage eines nächsten Besuches, den sie aus mancherlei Neugier gern gesehen, hatte sie eben geärgert. „Gib einmal Acht,“ sagte sie, „beim Vorsteher Vinhoff, da wartet was auf dich, kannst dir's ansehen und dich daran freuen.“

Wieschens Gesicht leuchtete auf. „Ich wußte, du hattest zuletzt noch was Liebes für mich,“ sagte sie dankbar.

Sie tat dann, als treibe sie das Erwarten zu eiligen Schritten an, während ihr die Schuhsohlen hängen bleiben wollten an der Scholle, welche sie lieb hatte. So schritt sie laut und mutig den gepflasterten Pfad vom Hause zum Tor; hier und da lag vom Wege daneben Sand auf den Steinen, und wenn sie dahin trat auf die trockenen, braungelben Körner, war's als schrien sie auf, als schreie die Heimat Erde die Menschen an um das, was sie einem einzelnen Verwaisten taten.

Als Wieschen dann neben dem Fuhrmann und mit ihrer Kommode die Straße hinunter fuhr und am Vinhofshof vorbeikam, fiel ihr Zettes letztes Wort ein, sie beugte sich vor und spähte hinüber. Da sah sie im Vorsteherkasten eine Schrift aushängen, sie mußte irgendwelche Hochzeit angehen; denn es war nach Sitte ein Kranz aus Lannengrün mit bunten Papierfchleifen und einzelnen roten und weißen gemachten Rosen darum getan; die Rosen waren in Form und Farbe ähnlich denen aus dem Garten des Florentin Kley. Wieschen zuckte zusammen, als hätte sie sich an einem Dorn gerissen. Warum hatte ihr Zette das noch antun müssen, zu sehen, wie der Florentin mit der Regine ausging? Keiner von Zettes heimlichen Nadelstichen waren so scharf hingehalten wie dieser Dorn.

Die Straße ging aus den Bergen nieder in die Ebene, und der Fuhrmann trieb den Gaul an. Es war dem Mädchen, als seien welche hinter ihr und vertrieben sie aus dem Dorf. Sie war wie ein junges, edles Wild, hinter dem die kläffenden und angeknüppelten Hunde sind, die es wohl heßen, ihm aber nicht beikommen können, und vor denen das fliehende Wild mit seinen ängstlichen Sprüngen am schönsten seine große Haltung zeigt.

Der dörfische Fuhrmann war derselbe, welcher die Früchte und Blumen des Kley allwöchentlich in die Städte hinaus und zu Markte brachte. Wieschen saß bei ihm und war selbst wie eine Blume, hervorgegangen aus jenem Garten und gezogen von der Hand desselben Gärtners, wenn sie dessen Pflege auch anders genossen hatte, so, als habe es einer herben Frostnacht gebraucht, die Wurzelart dieser seltenen Blume zu prüfen.

Sie fuhr in die Ebene hinaus. Es war ein heller Tag, und wenn man aus den Bergen kam, konnte man meinen, die Sonne wolle alle ihre Liebe zumest über die Ebene ausschütten. Aus den Feldern grüßten die Strohdienmen wie die blonden Köpfe von Landsmännern. Man hörte das Erntefingen der Dreschmaschinen und über den weiten Feldern lag noch ein Hauch

vom Qualm der gestrigen Kartoffelfeuer, wie ein Zurückdenken an köstlich gewesene Arbeit.

Wieschen blickte noch einmal um und sah die Berge wie brennend in ihrer Herbstfärbung. Als sie wieder gerade hinaus in die Ebene blickte, meinte sie zu wissen, die Berge hinter ihr seien zu Asche verbrannt. Das Dampfen der Kartoffelfeuer und das Erntesingen war auch in den Felsern zwischen den Bergen gewesen. So blieb das Mutterland dasselbe, nur die Menschen würden andere sein. Wieviel Freunde können einem aus fremden Menschen werden! Wieschen streckte die Finger, als wolle sie die neuen Freunde daran abzählen. Sie hätte neben dem Wagen hergehen und wandern mögen, um mit starken, schallenden Schritten allen Mut zu zeigen, der in ihr war. Als sie einmal, sich frei fühlend, hoch aufatmete und nicht mehr, wie sonst schon, ins Husten kam, meinte sie kräftig und gesund zu sein.

Die Herbstsonne, die in den Mittag rückte und der sie schräg entgegenfuhren, spann feine Fäden durch des Mädchens jetzt im Schoß gefaltete Hände. Matt wie ihre Wärme, zag und zart wie einer dieser leuchtenden hellen Sonnenfäden war auch das Leben des Wieschen. Aber ihre Hände waren stark und gefaltet, als hielten sie die lockeren Fäden fest. Es schien, als könne keiner entgleiten. So faßte sie ihr eigenes Leben an, mit solcher gleichen Stärke, so arbeitete sie mit der Innenkraft ihrer Seele an dem Gesunden ihres Leibes. Und so fuhr sie in die Ebene wie in ein neues Leben hinaus.



Emil Rosenow

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg



Ust es wirklich ein Naturgesetz, daß der dramatische Genius sich rascher verzehrt als jeder andere? Von allen großen deutschen Dramatikern ist nur Grillparzer ins hohe Alter gekommen, die anderen sind alle auf der Höhe ihrer Bahn abgeschieden, und mehr als ein verheißungsvoller Schöpfer hat kaum die ersten Schritte auf dem Wege zum Siege zurückgelegt. Verzehrt das leidenschaftliche Zusammenschauen der Dinge, das vor anderen Dichtern der Dramatiker braucht, zu rasch die inneren Kräfte? Spannt die immer wieder plastisch arbeitende Einbildungskraft die Seele bis zu so unerträglicher Dehnung, daß immer wieder allzu früh der endgültige Riß aufklafft?

Die Literaturgeschichte der Gegenwart scheint diese Fragen zum mindesten nicht mit einem Nein beantworten zu lassen — denn zwei so ganz und gar dramatische Begabungen wie Stavenhagen und Rosenow sind mitten in der Jugendfülle dahingegangen, nach einem leidenschaftlich innerlich empfunden Leben, und sie haben in der triebhaften Erfassung dessen, was der dramatische Dichter vor allem braucht, in unserer neueren Dichtung seit Gerhart Hauptmann nicht ihresgleichen. Gewiß haben wir feinere Künstler, reichere Geister, aber keine Dramatiker mehr von so stark angeborenem, dramatischen Instinkt. Denn darauf kommt es an, ob der dramatische Dichter von vornherein in dramatischer Handlung gedacht und empfunden hat. Die übergroße Zahl aller Dramen, und auch der heutigen deutschen, läßt gerade dieses Zwangsgefühl vermissen, und immer wieder findet man begabte Erzähler, die glauben, sich dramatisch ausdrücken zu sollen. Bei dem geborenen Dramatiker muß auch ein mißlungenes Drama noch deutlich erkennbar machen, daß es nicht ein in Gesprächsform gebrachter Romanstoff, sondern ein in unmittelbarer Handlung, im dramatischen Gegeneinander empfangener und dann ausgeführter dramatischer Gedanke war. Es gibt keine Art der Dichtung, die so anzieht und reizt wie diese — und ich spreche dabei ausdrücklich nicht von dem äußeren Erfolg und von dem Glanz und Schimmer der Bühne; ich rede nur künstlerisch davon, wie lochend es für jeden Dichter ist, sich seine Gestalten in unmittelbarer Aussprache mit- und gegeneinander vorzustellen. Und dieser Lockruf verführt dann nur allzu oft den geborenen Erzähler zur dramatischen Bearbeitung, für die ihm weder der Stoff noch die angeborene Kraft zur Verfügung steht. Dem Lyriker ist es immer wieder ebenso ergangen.

Bei Fritz Stavenhagen aber kommt dem Leser auf keiner Seite ein ähnliches Gefühl der mangelnden Übereinstimmung von Stoff und Form, von Trieb und Wille. Auch da, wo er noch nicht reifste Kunst bietet, von seinen besten Werken ganz zu schweigen, schauen wir immer: hier handelt es sich nicht um einen Rotbau, um das Werk eines Zimmermanns, der eigentlich ein Gärtner ist, sondern hier schafft immer jemand, der gar nicht anders als im dramatischen Bilde sehen, keine andere als dramatische Sprache hören kann.

Und vollkommen das nämliche gilt von Emil Rosenow, dessen äußeres Schicksal auch manche Verwandtschaft mit dem Stavenhagens hat. Auch er ging aus sehr kleinen Verhältnissen hervor — er war der Sohn eines Schuhmachermeisters. Am 9. März 1871 wurde er zu Köln geboren; seine Eltern stammten jedoch aus dem Kreise Neu-Stettin, so daß seine Abkunft nach Niederdeutschland hinweist. Die Familie verarmte, und Emil Rosenow kam aus der Mittelschule in die Volksschule, verließ diese vierzehnjährig und trat, nach kurzer Lehrzeit bei einem Buchhändler, beim Schaaffhausenschen Bankverein zu Köln ein. Nun erfaßte ihn der bei all solchen Gestalten immer wiederkehrende ungeheure Bildungsdrang, der sich vor allem in einer fruchtbaren Leseut auslebt. Achtzehnjährig schreibt Rosenow für Zeitungen, bunt durcheinander Zeitaufsätze,

Erzählungen, Gedichte, und schon sehen wir ihn in der sozialdemokratischen Bewegung. Das kostet ihn seine gut ausgefüllte Stellung, und er wird Redakteur an der sozialdemokratischen Zeitung in Chemnitz, heiratet die Tochter seines Verlegers und zieht im Jahre 1898 als Abgeordneter des 20. Sächsischen Kreises in den Reichstag. Ein glänzender Redner, ein warmherziger Freund und Vertrauter der erzgebirgischen Arbeiterbevölkerung, hat er nun in zwei Gesetzgebungsabschnitten des Reichstags mitgewirkt, dazwischen noch eine Dortmunder Tageszeitung geleitet, schließlich ganz in Berlin gelebt, bis ihn am 7. Februar 1904 (in Schöneberg) ein heftiger Gelenkrheumatismus aus diesem Leben abberief. Er hat keines seiner Dramen selbst auf der Bühne gesehen, aber noch den Erfolg des „Roter Lampe“ erleben dürfen.

Das dramatische Werk Rosenows besteht aus vier fertigen Dichtungen und zwei großen Bruchstücken (sie alle sind jetzt als „Gesammelte Dramen“ mit einer Einleitung von Christian Gachbe bei Hermann Gffig in Berlin erschienen). Die älteste dieser Dichtungen, der Einakter „Daheim“, ist in den ersten neunziger Jahren entstanden und trägt die Zeichen der Zeit deutlich im Gesicht; es war die Zeit der naturalistischen Hochflut, Gerhart Hauptmann und Max Halbe waren durchgedrungen, Arno Holz und Johannes Schlaf hatten unter Fontanes skeptischem Beifall und des Publikums wütender Gegnerschaft die „Familie Selicke“ zur Aufführung gebracht, Georg Hirschfeld seinen Berliner Einakter „Zu Hause“. Man versteht nicht recht, warum Rosenows Werk damals nicht auf die Bühne gelangte. Das kleine Werk ist, wie so viele seiner Art, nichts als die Darstellung der Katastrophe einer vorangegangenen längeren Entwicklung, aber es gelingt Rosenow vollkommen, alle Fäden bloßzulegen, die wir zum Verständnis der Handlung brauchen, und zwar in dramatischer Form, ohne langwierige Erklärungen und Erzählungen. Eine proletarische Familie sitzt im großen Elend im Hintergebäude einer Mieterkaserne. Die eine Tochter ist krank, todkrank, die andere leichtsinnig, noch schwankend, der Sohn wird eben aus dem Gefängnis zurückerwartet. Langsam entwirren sich die Fäden: die jüngere Tochter, doppelt bedrückt durch die Rückkehr des Bruders, die der Familie das letzte Restchen bürgerlicher Achtung zu nehmen scheint, gleitet in den Abgrund. Die andere, endlich rücksichtslos über ihr Leiden aufgeklärt, gibt jede Hoffnung auf — wir wohnen zwar nicht ihrem Tode, aber dem letzten Aufzucken höherer Lebenskraft in dem kranken Körper bei; der Sohn, den nicht Verderbtheit, sondern heißes Blut zum Vergehen getrieben haben, rafft sich neu empor und wird mit dem für sie jetzt wertlosen Sparsfennig der kranken Schwester ein neues und, wie wir gewiß sind, reineres Leben beginnen.

Es handelt sich also in diesem Einakter keineswegs nur um eine Zustands- schilderung, die sich auch erzählerisch hätte bewältigen lassen, sondern um dramatische Vorgänge. Der Prüfling dafür ist immer die Untersuchung, ob die handelnden Menschen am Schluß auf ihrer Linie weitergerückt sind oder nicht. Eine bleibt ohne Zweifel stehen: die Mutter; aber das ist auch dramatisch völlig

richtig; ihr Leben ist vorbei, und sie erwartet nichts mehr von eigenen Handlungen, sondern nur noch von den durch die Kinder und die Menschen überhaupt auf sie hereinbrechenden Geschicken. Die Kinder aber sind um ein gut Stück weitergerückt, und zwar so weit, daß wir an einem schlüssigen Ende stehen. Jeder hat sich bis zu dem Punkte entwickelt, bis zu dem allein er uns dramatisch fesseln kann. Die Sprache ist echt, ohne jede Blässe, und selbst die einzige schwächere Gestalt, der Verführer der zweiten Tochter, ist künstlerisch erträglich. Die eigentlichen naturalistischen Außerlichkeiten fehlen nicht (wie in allen diesen Stücken wird eine Kranke im Stuhl hereingefahren), aber selbst innerhalb der Durchschnittsleistungen der Zeit fällt „Daheim“ durch seine besondere Gebrungenheit auf. Würde es allein geblieben sein, so würde man sich mit der Erwähnung begnügen — als Anfang von Rosenows Lebenswerk erheischt es durchaus Aufmerksamkeit und Teilnahme. Der Einfluß Gerhart Hauptmanns und auch Henrik Ibsens ist deutlich, deutlicher noch eine ausgezeichnete Kenntnis des Lebens in den unteren Schichten.

Daß diese Lebenskenntnis Emil Rosenows jenseits dieser Schichten einigermaßen aufhörte, beweist sein vieraktiges Schauspiel „Der halzende Auerhahn“, das wahrscheinlich 1897/98 entstanden ist. Auch hier sind Zeitgedanken spürbar, insbesondere das, was man die Bestrebungen der „neuen Frau“ genannt hat, und es ist kein Zufall, daß 1899 auch „Thella Lübeckind“ von Wilhelm von Polenz erschienen ist, ein Buch, das sich mit demselben Gedanken beschäftigt. Aber man weiß bei Rosenow nicht recht, worauf er eigentlich hinaus will. Es hat sich bei ihm wohl vor allem darum gehandelt, eine Frau zu zeigen, die aus kleinen Verhältnissen ins Wohlleben geraten ist und ihren Mann wesentlich um des Wohlstandes willen geheiratet hat. Über die Leere ihres Daseins bringt sie sich durch gesellschaftlichen Ehrgeiz, den aber ihr Mann nicht teilt, hinweg; sie bricht aber zusammen, als sie in einem anderen, jüngeren Mann eine heiße Leidenschaft erweckt. Ob und wie weit sie diese erwidert, soll nicht ganz klar werden; der Kampf zwischen dem Gang zum Wohlleben und dem zur Wahrheit und Reinheit wird ihr durch dieses Erlebnis aufgedrängt, und sie entscheidet sich gegenüber dem schwerbeleidigten, aber zur Verzeihung geneigten Manne zum Gehen, zum Alleinsein.

Daß alles kommt nicht schlüssig heraus. Helene Hellbrungen fesselt uns nicht genügend, wir sind fast erstaunt, sie so in den Vordergrund geschoben zu sehen; ja nicht eine einzige der Gestalten haftet, wird uns deutlich und lieb in dem Sinne, daß wir ihre Handlungen mit lebendiger Anteilnahme am Dramatischen verfolgen. Darin und nicht zuerst in jener mangelnden Kenntnis dieser Lebenskreise scheint mir der wesentliche Grund für dieses Versagen Rosenows zu liegen. Aber freilich geht er nun, im Bereich der sogenannten Gesellschaft, zwischen Gutsbesitzern, Fabrikanten, Offizieren unsicher. Er beherrscht die Außerlichkeiten nicht, verfehlt es in Bewegung und Wort, im ganzen Zuschnitt des dargestellten Lebens.

In jedem Sinne stärker war Rosenows drittes Stück „Die im Schatten leben“, eine äußere Frucht seiner Dortmunder Tätigkeit; freilich mochte er schon in seinen früheren Jahren am Rhein Stoff genug gesammelt haben. Das Drama spielt nach Rosenows eigener Bezeichnung „auf der roten Erde“, inmitten der Arbeiterkolonie eines Berg- und Hüttenwerks der Dortmunder Gegend. Ein Teil der dramatischen Vorzeichnung ist aus „Daheim“ herübergenommen; zwei Töchter der Witwe Büchel, in deren Haus sich alles abspielt, entsprechen den beiden Töchtern in jenem ersten Werk: die Leichtsinnsige und die nach Höherem strebende, hier aber nicht durch Krankheit gehemmte. Neben ihnen aber stehen noch andere Gestalten. Die Witwe selbst, deren Mann im Schacht verunglückt ist, eine dritte Tochter, jung verheiratet, ein junger Sohn. Und um sie lebt das ganze Werk vom Direktor und Pfarrer und Arzt bis zu den Steigern und Arbeitern und Werksinvaliden hinab. Ein Unglück raubt der Witwe den Schwiegersohn und macht den Sohn zum Krüppel. Aber nicht wie eine rohe Naturgewalt bricht es herein, sondern wir sehen es, echt dramatisch, sich vorbereiten; wir hören von der schlechten Verzimmerung, die um gewinnreichen, raschen Abbaus willen geschieht, die der Steiger zuläßt, der Direktor hinterher verdammt und die die später Verunglückten nicht melden wollen, um nicht scheel angesehen, gar ihres Brotes beraubt zu werden. Also echteste, schuldhaft-dramatische Verknüpfung. Und mit dieser Handlung gehen andere zusammen: die Verführung der einen Tochter durch einen jungen, zwischen lüsterner Blasiertheit und unbeherrschtem Sinnenrang hin und her gerissenen Lebemann, gegen den als den Sohn eines der Werksgewaltigen niemand aufzutreten wagt; die Enttäuschung der anderen Tochter durch den Pfarrer, der bisher ein Armenpastor war, nun aber durch den Direktor eingefangen und vom Glanze des Goldes und des Erfolges verblendet wird. Vor allem fesselt doch die Wirkung des großen Unglücks auf das ganze Haus, die durch äußere Not hervorgerufene innere Unfreiheit dieser Schattenmenschen, ihr demütiges Gebüdfsein vor jeder „Gnade“, die doch noch nicht einmal das notdürftigste Menschenrecht erreicht. So tritt neben die voll entfaltete dramatische Handlung jene echte deutsch-realistische Gegenständlichkeit, der wir vor allem seit Kleist in unserem Drama immer wieder begegnen, die Gerhart Hauptmanns für dies Rosenowsche Werk sehr bedeutsamen „Weber“ auszeichnet, die auch Stavenhagens „Mudder News“ besitzt.

Wie diese im Gegenständlichen sicheren deutschen Begabungen alle, besaß Rosenow aber noch eins: freien und sachlichen Humor. Wirklich humoristische Lebensgestaltung setzt vor allem eins voraus: Reife. Erst der durch viele bittere Erfahrungen gegangene Kleist schrieb „Den zerbrochenen Krug“, erst der Hauptmann, der die „Einsamen Menschen“ und die „Weber“ hinter sich hatte, schrieb den „Biberpelz“. Und so entstand wie die Frucht aus der Blüte nach der Tragödie derer, die „im Schatten leben“, Rosenows Komödie aus dem Kleinbezirk gedrückter Menschen mit ihrer echten Volkssprache „Kater Lampe“.

Das Stück erwies nicht nur, wie rasch Rosenow sich auf seine neuen sächsischen Mitbewohner einzustellen gewußt, wie gut er sie zu belauschen verstanden hatte; sondern es zeigte ihn ganz auf jener Höhe, wo der Dramatiker dem Leben wirklich frei gegenübersteht, d. h. Zufälliges und Bleibendes zu scheiden weiß, überall die wesentlichen Züge erkennt und dabei freilich des einen nicht enträt, was gerade der Humorist so dringend braucht: Liebe. Denn mit einer warmen Liebe ist diese Komödie von dem Vater des Schnitzergesellen geschrieben, mit jener selben Liebe zu des Lebens Fülle, die auch in Kleists und Hauptmanns hier immer noch einmal zu nennenden Lustspielen schafft. In dem ganzen Drama ist nichts unsicher, und es kam Rosenow zugute, daß er sich hier in einem Kreise zu bewegen hatte, wo auch die sogenannten Gebildeten im Grunde äußerlich nicht weit über den anderen stehen, sondern alles in einem gewissen gleichmäßigen Ton verkehrt. Innerhalb dieser Verwandtschaft schattiert dann aber Rosenow alles aufs feinste ab, von der prozigen Frau des Spielwarenverlegers bis zu dem passenden Eheweib des Gemeinbedieners. Dabei wird uns die Not der armen Schnitzersleute keineswegs verschwiegen — aber sie sind doch noch im eigenen Häuschen, sie dürfen sich noch wehren und wehren sich auch, während die Menschen des vorigen Dramas mitten im Massengetriebe neuzeitlicher Industrie wie willenlos hin und her geschoben werden und eines ermieteten oder überlassenen Plätzchens in der Kaserne froh sein müssen. Diese kleinbürgerliche Selbständigkeit des Einzelnen gibt dem Ganzen den von aller Erbitterung freien Ton; die Unfähigkeit des Gemeindevorstandes, dem es im Winter zum Waschen zu kalt ist, entbehrt in ihrer Darstellung jedes agitatorischen Zuges, und das Ganze verläuft trotz der scharfen Satire so, daß man an allem seine reine Freude haben kann, daß nirgends Verbitterung übrig bleibt. Es darf eben in solchem Falle nicht schwarz in schwarz gemalt werden, wie denn auch der Dorfrichter Adam keineswegs nur der lieberliche Strich ist, als den ihn Kleists Ausleger häufig darstellen, sondern in vielem auch, wo es sich nicht um den einen verhängnisvollen Punkt handelt, ein Mann von derbem Bauernverstand. So gewinnen hier auch die üblen Gestalten, die Unrechttuer, uns noch durch diesen und jenen Zug jene menschliche, ja behagliche Teilnahme ab, ohne die wir das Leben nicht so als Komödie empfinden würden, wie das in diesem Falle künstlerisch notwendig ist. Es weht ein unvergänglicher Reiz zuständlicher Lebensdarstellung, heller Lebensfreude, die doch des Lebens Leiden kennt, aus diesen vier Aufzügen, und man wird den „Vater Lampe“ auf lange Zeit hinaus nicht vergessen dürfen, ihn immer in die Nähe des „Viberpelzes“ stellen müssen. Stavenhagen hat in diesem Betracht Rosenow nicht erreicht.

Merkwürdig ist es dagegen, wie stark parallel die Entwicklung dieser beiden jungen Dramatiker nach einer anderen Richtung hin gegangen ist. Wie nämlich Stavenhagen im „Dütschen Michel“ einen ganz neuen Weg zur Romantik einschlug und dabei altes deutsches Erbgut in ganz neuer Weise lebendig zu machen versuchte, so ist auch Rosenow in seinem abgebrochenen Schauspiel „Die Hoffnung

des Vaganten“ stark in die Romantik hineingegangen. Er stellte, soweit man urteilen kann, einen Hochstapler von ungewöhnlicher Klugheit und Verschlagenheit und ein unbekanntes Mädchen mitten in das Stück und gab diesem Mädchen jenen aus der Romantik bekannten, unentrinnbaren Reiz, der einen jungen, gräßlichen Künstler an sie fesselt. Wie sich Rosenow die Entwicklung gedacht hat, ist nicht klar. Vortrefflich ist das Wesen der fahrenden Jahrmarktsleute dargestellt, während allerdings der Hauptzeugeuner selbst in der noch ganz undurchgearbeiteten Fassung ganz auf der Oberfläche bleibt.

Noch ein Bruchstück, „Prinz Friedrich“, ist uns von Rosenow geblieben. Vielleicht wäre das sein einziges Tendenzdrama geworden. Wir aber haben uns vor diesem früh vollendeten Leben mit dem zu befassen, was Rosenow ganz und vollendet hinterlassen hat. Und da bleibt denn das Bild einer urdramatischen Begabung. Er scheint leicht geschaffen zu haben. Nichts Fertiges ist aber dabei oberflächlich. Er war nach Herkunft und Beruf aufs stärkste gefesselt von sozialen und sozialistischen Gedanken — als echter Dramatiker predigt er nicht und agitiert er nicht, und wenn er anklagt, so klagt er nicht unmittelbar durch Worte, sondern mittelbar durch Lebensdarstellung. Innerhalb des Naturalismus bleibt ihm eine ehrenvolle Stellung, auch neben den Ersten. Darüber hinaus wächst er mit seiner Komödie zu den nicht eben zahlreichen Darstellern des Lebens, die es ganz kennen, es ganz vollsmäßig mitempfinden und mit Feinheit und Schlagkraft zugleich darstellen. Auch er beweist, daß man in Deutschland nicht mehr von mangelnder dramatischer Anlage im ganzen reden darf, und zeigt zugleich jene triebhafte Bühnensicherheit, die alle unsere großen Dramatiker seit Lessing besitzen, jene Sicherheit, die nicht erst das unsichtbare Theater braucht, sondern sich auf dem einfachen und sichtbaren immer wieder bis zu vollkommener Wirkung zu erheben weiß. Und endlich zeigt Rosenow noch eins: nämlich das langsame Emporsteigen neuer dichterischer Kraft aus den unteren Ständen. Wie Rosegger und Anzengruber in Österreich, zeigen Stavenhagen und Rosenow in Reichsdeutschland eine naturnotwendige Erneuerung geistiger Kräfte von unten herauf. Und würden wir nicht schon in ganz absichtsloser künstlerischer Würdigung Rosenows Werk sehr hoch zu stellen haben, so müßten wir seinen Emporstieg zur Kunst rein aus Gründen nationaler Hoffnung in sozial zerklüfteten Zeiten aufs dankbarste empfinden und seinen frühen Tod auch in diesem Sinne schmerzlich beklagen.





Maßgebliches und Unmaßgebliches

Genealogie

Mit meinen Korrekturen des „Semigotha“ komme ich heute zu den Familien der **Freiherren von Heyl zu Herrnsheim** und **von Heil**. Die Mutter des Schoenschen Brüderpaares, dessen in Heft 29 dieser Zeitschrift Erwähnung getan wurde, entstammt nämlich dem Geschlechte Heyl. Sowohl bei Schoen wie bei Heyl handelt es sich im folgenden um bisher nicht veröffentlichte genealogische Tatsachen. Dieser Umstand läßt aber den wissenschaftlichen Reizfönn, mit dem der „Semigotha“ gearbeitet ist, nur in um so hellerem Lichte erscheinen! „Stammen aus Wormser Judenfamilie“ setzt der „Semigotha“ kühn seinem Artikel über das Geschlecht Heyl voran; nach dem neulich von mir schon genugsam gekennzeichneten Rezept: „Es genügt, daß die Eltern ihren Wohnsitz in Worms hatten und begütert waren! Nachgeprüft wird nicht und — die Abstammung aus der uralten Wormser Judenfamilie ist fertig!“

Der Name „Heyl“ tritt in der freien Reichsstadt Worms zum ersten Male in einem Münzprivileg des Kaisers Friedrich des Zweiten von Hohenstaufen aus dem zwölften Jahrhundert auf. Danach muß also damals in Worms ein Geschlecht des Namens zu den Münzern gehört haben, der vornehmsten Zunft. Das Geschlecht wird dann weiter in verschiedenen Urkunden der Stadt Worms genannt, die erkennen lassen, daß es sich um ein angesehenes, zunftmäßiges Geschlecht handelte.

Der älteste bisher nachgewiesene Vorfahre des freiherrlich Heylschen Geschlechtes der Gegenwart, mit dem auch die urkundlich zusammenhängende Stammreihe beginnt, ist **Johann Nikolaus Heyl**, geboren 1620 zu Bacharach, gestorben daselbst 1678. Dessen Sohn hieß ebenfalls Johann Nikolaus, war

1654 zu Bacharach geboren und starb 1715 in der gleichen Stadt.

Bald nach der im Jahre 1689 erfolgten Zerstörung von Worms durch Melac, nämlich in den Jahren 1715 taucht in Worms ein Brüderpaar Heyl auf. Die Brüder waren erwiesenermaßen Söhne des vorgenannten Johann Nikolaus (II.) zu Bacharach. Der eine von beiden: Johann Jakob war 1684 zu Bacharach geboren. Der andere interessiert hier nicht weiter. Es darf angenommen werden, daß die Bacharacher Heyl ein Zweig der mittelalterlichen Wormser Heyl sind, der von Worms den Rhein hinunter und nach Bacharach ausgewandert war. Der urkundliche Beweis für diesen Zusammenhang fehlt allerdings noch, was darin seinen Grund hat, daß 1689 sehr vieles von den Urkundenschatzen von Worms mit zu Grunde gegangen ist. Indessen spricht vieles für die Richtigkeit dieser Annahme, wobei besonders darauf hingewiesen werden mag, daß Bacharach seit dem 12. Jahrhundert zur Pfalz gehörte. Ist sie zutreffend, so wäre also die Einwanderung der beiden vorerwähnten Brüder Heyl nach Worms eine Rückwanderung gewesen! Wie dem auch sein mag: die drei Bacharacher Geschlechtsfolgen der Heyl haben dort das Bürgerrecht besessen und von 1705 ab besitzt diesen das Geschlecht in ununterbrochener Kette in der Reichsstadt Worms! Da Juden in jenen Zeiten das Bürgerrecht weder in Bacharach, noch in Worms erhalten konnten, so ist eine jüdische Herkunft der Heyl durch diese Feststellung ausgeschlossen.

Der vorgenannte, in Worms eingewanderte oder dorthin zurückgewanderte, Johann Jakob Heyl nun hat in Worms geheiratet, ist im Jahre 1759 in dieser Stadt gestorben und von ihm stammt die heute in Worms blühende Linie des Geschlechtes ab.

Es folgt der Sohn: **Johann Cornelius (I.)**, geboren 1721, und der Enkel: **Johann Cornelius (II.)**, geboren 1758. Letzterer gelangte durch Heirat mit einer begüterten Tochter des Geschlechtes **Leuz** und durch persönliche Tüchtigkeit zu größerem Vermögen und hohem Ansehen. Er erwarb den „**Bischofs-hof**“ und den dazu gehörigen größeren Grundbesitz inmitten der Stadt, am Dome belegen, und zwar aus den Händen des französischen Staates, der jenen während der Jahre der Staatsumwälzung zum französischen Staatseigentum erklärt hatte. **Johann Cornelius** starb 1818. Sein Sohn: **Johann Cornelius (III.)**, geboren 1792, gestorben 1858, heiratete eine Tochter aus dem junstmähigen Geschlechte der **Martenstein**, deren Mutter dem alten Ratsherrengeschlechte **Widt** angehörte. **Johann Cornelius (III.)** selbst ist der Begründer der **Wormser Leder-Großindustrie**. Wegen seiner hervorragenden Verdienste um Stadt und Land wurde er vom Großherzog **Ludwig dem Dritten** von Hessen in die Erste Kammer der Stände berufen.

Zwei Kinder von ihm kommen für das Weitere in Betracht: **Daniel Cornelius Friedrich**, geboren 1818, und **Maria Barbara**, geboren 1819, beide zu Worms. Letztere ist um dieses gleich vorweg festzustellen, die Freiherrlich von Schoensche und von Schoensche Stammutter. **Daniel Cornelius Friedrich** verheiratete sich zu Worms im Jahre 1840 mit **Friederike Karoline Charlotte**, geborenen **Frommel**, einer Waise des bekannten Berliner Hofsprechers und Volkschriftstellers **Emil Frommel**. Wie man sieht, haben sich nach alledem die **Heyl** ihre Ehefrauen seit Geschlechtsfolgen aus Ratsherren- und anderen angesehenen Geschlechtern geholt. In der Frühzeit findet man den Namen **Heyl** ebenfalls auf den alten Ratsherrentafeln zu Worms. Die Mitglieder des aus **Bacharach** ein- oder zurückgewanderten Zweiges findet man auf diesen Tafeln in Worms allerdings nicht. Es erklärt sich dieser Umstand daraus, daß dieser Zweig der reformierten Gemeinde angehörte und Angehörige des reformierten Bekenntnisses in Worms keine Ratsherrenstellen bekleiden konnten. Dafür haben die Mitglieder des Geschlechtes aber in der dortigen reformierten Gemeinde eine hervorragende Rolle gespielt.

Aus der **Heyl-Frommelschen** Ehe stammen: **Cornelius Wilhelm**, geboren 1843, und **Karl Maximilian**, geboren 1844. **Cornelius Wilhelm** ist der erste **Freiherr von Heyl zu Herrnsheim** (seit 1888), Fideikommissherr, Mitglied der Ersten Kammer der Stände des Großherzogtums Hessen, langjähriges Mitglied des Deutschen Reichstages, als Parlamentarier bekannt. **Karl Maximilian** ist jetzt Großherzogl. Hessischer Generalmajor à la suite der Kavallerie und wurde am Tage der Erhebung seines vorgenannten Bruders: „**Freiherr von Heyl**.“ Beide Herren sind mit zwei Schwestern verheiratet. **Cornelius Wilhelm** mit **Sophie**, **Karl Maximilian** mit **Doris Stein**. Beide Damen sind zu Köln als Töchter des angesehenen Bankherrengeschlechtes **Stein** geboren, an das in der Person des Seniors **Heinrich Stein** im Jahre 1908 der preussische Erbadel gelangt ist. Über dieses Geschlecht **Stein** scheint sich der „**Semigotha**“ ebenfalls ganz im Unklaren zu befinden, da er die beiden vorgenannten Töchter dieses Hauses zu Jüdinnen macht. Logischerweise hätte er nun auch den Geh. Kommerzienrat **Heinrich von Stein** und seine Nachkommenschaft in seine Abteilung VI unter die „**Adeligen jüdischen Ursprunges**“ aufnehmen müssen. Dieses aber hat er wohlweislich unterlassen, denn die Stammreihe dieses Geschlechtes **Stein** findet sich im „**Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Briefadeligen Häuser**“, Jahrg. 1909, S. 774 ff., und geht dort bis auf **Christoph Stein**, gestorben 1821, zurück, der limburgischer Forstmeister zu Saildorf war und 1811 durch einen kaiserlichen Hofpalatzen einen Reichswappenbrief erhielt, nach welchem Befund an der christlich-germanischen Herkunft dieses Geschlechtes **Stein** ebenfalls nicht zu zweifeln ist. — Dem Freiherrn **Cornelius Wilhelm von Heyl zu Herrnsheim** leben sieben Kinder. Davon ist eine Tochter, **Freiin Alice**, seit 1902 die Gemahlin des derzeitigen königlich preussischen Hauptmanns und persönlichen Adjutanten des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen: **Max Edlen von der Planitz**, dessen Adjutanteneigenschaft im „**Semigotha**“ nicht nur fett unterstrichen, sondern auch mit dem Goetheschen Vers versehen ist: „ist doch in

diesem ganzen Land ein Jeglicher auf eine oder andre Art mit Israel verwandt" . . .

Ich kann es nach allem Vorstehenden dem Leser getrost überlassen, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden, ob ich mit meinem anderweit gefällten Urteile, „die antisemitische Tendenz trete überall in der aufdringlichsten Weise zutage“ und man könne „da wirklich nur noch von Brunnenvergiftung sprechen“, dem „Redaktionskomitee“ des „Semigotha“ Unrecht getan habe.

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz

Buchbesprechungen

R. D. Meinsma. Spinoza und sein Kreis. Historisch-kritische Studien über holländische Freigeister. Berlin. Karl Schnabel. 1909. Das 1894 erschienene holländische Werk ist jetzt von Lina Schneider ohne zwingenden Grund verdeutscht. Das Buch hat lediglich biographisch-historische Tendenz. Nach einigen Skizzen von Freigeistern aus der Zeit von Spinoza, Hermann van Rijswijk, Coornhert, Robbert le Canu, einem Blick in die Rabbinerschule zu Amsterdam, und auf das Schicksal Uriel da Costa, macht sich Meinsma daran, die Resultate des Spinozabiographen van Bloten, seines Landsmanns, zu erweitern und zu korrigieren. Es handelt sich jedoch nur um Feststellung von Quisquilien, zumeist auf Grund archivalischer Einzelforschung. Dadurch wird das Lebensbild Spinozas und seiner Freunde keineswegs sonderlich verschoben, noch werden neue psychologische Beziehungen gefunden. Jedoch gibt sich das Buch, mit beständiger Beziehung auf die längst bekannten Briefe Spinozas, als eine neue Biographie, deren Mangel an darstellerischer Kraft zugunsten einer geradezu kleinstädtischen Behaglichkeit enttäuscht.

Dr. Wilhelm Böhm-Berlin

Streifzüge durch das nordamerikanische Wirtschaftsleben. Von Dr. Ernst Schulze-Großhorstel. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. Preis 5 M.

Je mehr sich unser deutsches Wirtschaftsleben industrialisiert und sich in seiner Struktur dem der Vereinigten Staaten nähert, desto mehr Veranlassung haben wir, uns das amerikanische Wirtschaftsleben genauer an-

zusehen und zu prüfen, wohin der Weg bei solch riesenhafter und überhitzter Entwicklung führt, welche Vorzüge eine derartige Gestaltung besitzt, und vor allem auch, welche Gebrechen und Mängel sie in sich schließt oder im Gefolge hat. Es gab eine Zeit, in der man in Deutschland jene gigantische Entwicklung nicht genug bewundern und preisen konnte, in der man von dem Lande der unbegrenzten wirtschaftlichen Möglichkeiten in allen Tonarten schwärmte und vor der Massenhaftigkeit und dem zahlenmäßig Großen, in dem alles dort drüben in die Erscheinung tritt, förmlich in Ehrfurcht erstarb. Heute sind wir von dieser kritiklosen Bewunderung einigermaßen geheilt. Eine ganze Reihe gründlicher Kenner des Landes, unter ihnen der Verfasser des vorliegenden Buches, hat diesen Umschwung der Ansichten herbeigeführt.

Schon in seinen kulturgeschichtlichen Streifzügen „Aus dem Werden und Wachen der Vereinigten Staaten“ hat Ernst Schulze mit scharfem Blicke mancherlei Schäden erkannt und an sie die kritische Sonde gelegt. Diese sezierende Arbeit setzt er nun in seinem neuen Buche fort, und zwar sind es diesmal Einbrüche vornehmlich aus dem mittleren Westen und den Küstenstaaten des Stillen Ozeans, die er zu einheitlichen Bildern verwoben hat. In den beiden ersten Kapiteln führt er uns zwei amerikanischen Unternehmertypen mit allen ihren Vorzügen und Schwächen vor Augen. Der eine davon ist der 1909 verstorbene Harriman, der König des nordamerikanischen Eisenbahnwesens. Aus ärmlichen Verhältnissen hatte sich dieser Selfmademan durch kühne Eisenbahnpekulationen zu einem der einflußreichsten Männer in den Vereinigten Staaten emporgearbeitet: als Besitzer von mehr als einem Drittel der nordamerikanischen Schienenwege und Mitglied oder Vorsitzender im Direktorium von einundvierzig der wichtigsten Industrie- oder Versicherungsgesellschaften und Banken ist er gestorben. In der Bankwelt gefürchtet, in Paniken und Krachs von eifriger Kühnle, strengster Zurückhaltung und bewundernswerter Selbstbeherrschung, ein fabelhafter Meister im Börsenspiel, dem alle Mittel und Wege recht waren, wenn er nur dabei gewann, rücksichtslos und brutal im höchsten Grade, ein niedriger und gemeiner

Charakter, der die Freunde und Helfer benutzte, so lange er sie brauchte, und sie dann beiseite warf wie eine ausgepreßte Zitrone, nach Roosevelts brandmarkenden Worten „der unertümfichste Bürger der Vereinigten Staaten“, war dieser machtgierige Mann doch zugleich ein Organisator größten Stiles, der durch Anlegung neuer Bahnstrecken, Verbesserung und Vereinfachung der Verwaltung, Betriebsreformen und technische Verbesserungen jeder Art das amerikanische Verkehrsweisen ein tüchtiges Stück vorwärts gebracht hat. Der andere ist Hill, der Todfeind Harrimans, doch ungemein sympathischer als dieser. Was ihn auszeichnet, ist eine riesenhafte Energie und ein unfehlbarer volkswirtschaftlicher Scharfblick. Auch er ist ein Selbmademan, aber es sind nicht wüste Spekulationen, die ihn vorwärts gebracht haben, sondern unermüdlicher Fleiß, vortreffliche Kenntnisse und eine nie erlahmende geistige Spannkraft. Es ist überaus anziehend, den Weg zu verfolgen, den Hill vom Besitzer der kleinen St. Paul and Pacific-Bahn mit Hilfe von Sparsamkeit, verbilligender Reformen und geschickter Anpassung an die Wirtschaftsverhältnisse bis zum Beherrscher des nordwestlichen Eisenbahnnetzes gemacht hat. Die Schattenseiten fehlen zwar auch bei ihm nicht, immerhin aber hat er seine Macht sehr viel nutzbringender im volkswirtschaftlichen Sinne verwandt als Harriman, denn er ist es gewesen, der durch seine Schienenstränge eine ganze Welt von der fünf- bis zehnfachen Ausdehnung des Deutschen Reiches der Besiedlung durch die weiße Rasse erschlossen hat.

Bei der Schilderung dieser beiden Eisenbahnkönige führt uns Schulze zugleich in die Gestaltung des nordamerikanischen Eisenbahnwesens ein, hinter dessen riesenhafter Entwicklung der Ausbau der Wasserstraßen bisher allzu stark zurückgetreten ist. Das Eisenbahnkapital hat es verstanden, diese gefährliche Konkurrenz lange Zeit zu unterbinden, bis schließlich unter Roosevelts Führung vor wenigen Jahren eine starke Bewegung zugunsten des Ausbaus der Wasserstraßen, insbesondere des Mississippi, eingesetzt hat, der sich selbst Eisenbahnkönige angegeschlossen haben

und die vom Kongreß und vielen Einzelstaaten lebhaft unterstützt wird.

Die Amerikaner zeichnen sich auch im Wirtschaftsleben durch eine außerordentlich große Sorglosigkeit aus. Wie diese in der jahrzehntelangen Vernachlässigung der Wasserstraßen deutlich in die Erscheinung tritt, so zeigt sie sich auch an sehr vielen anderen Stellen. Der Verfasser hat auf den Nachweis dieser Tatsachen großes Gewicht gelegt und schildert uns deshalb in einer Reihe sehr lezenswerter Kapitel die unglaubliche Verschwendung, welche die Nordamerikaner mit den Naturschätzen ihres Landes treiben. Neben der unsäglich Baldverwüstung infolge Raubbau und völligem Mangel pfleglicher Behandlung, Brandschäden und Verarbeitung enormer Mengen von Holz zu Zeitungspapier ist die Verschwendung beim Abbau der Kohle zu erwähnen, die angesichts des rapid wachsenden Verbrauches durch die amerikanische Industrie doppelt bedenklich ist, und die maßlose Sorglosigkeit, mit der Jahrzehnte hindurch Regierungsland an Ansiedler und vor allem Landspekulanten vergeben worden ist. Andererseits aber zeigt der Verfasser auch, mit welcher Energie die Amerikaner einmal erkannte Schäden zu beseitigen bestrebt sind. Bekannt ist der Kampf gegen die erdrückende Macht der Trusts und die Bewegung für den Ausbau der Wasserstraßen. Aber auch anderen Mißständen rückt man neuerdings sehr scharf zu Leibe, so den Landuntererschleifen, der Waldverwüstung, der Nahrungsmittelverschöpfung. Und schließlich gehören hierher auch die Kapitel über die Bekämpfung der Landstreicherplage und die Bewegung für reine Milch, über die gewerbliche Frauenarbeit und die Kinderarbeit, die interessante Einblicke in das soziale Leben der Vereinigten Staaten gewähren und auf mancherlei Übel hinweisen, die der optimistische Amerikaner als solche noch kaum erkannt hat.

Das Buch gehört zu denjenigen Werken, die über den engen Kreis der Nationalökonomien und Politiker hinaus auch von einer größeren Gemeinde von Gebildeten gelesen zu werden verdienen. Georg Jahn-Leipzig



Reichs Spiegel

(vom 12. August bis 18. August)

Sozialdemokratische Bildungsarbeit

Seit einer Reihe von Jahren ist die sozialdemokratische Partei bemüht, durch eine systematische Bildungsarbeit an den arbeitenden Klassen für ihre Zwecke und Ziele zu wirken. In bürgerlichen Kreisen hat man mit Interesse — und einer gewissen Besorgnis — diese stets wachsende Arbeit verfolgt, und mehr als einmal sind die bürgerlichen Parteien auf das sozialdemokratische Vorbild mit der Aufforderung hingewiesen worden, es der Partei des Umsturzes gleichzutun, wie sie Wissenschaft und Kunst in den Dienst der Partei, in den Dienst der Werbung um Anhänger zu stellen. Der soeben veröffentlichte Bericht des sozialdemokratischen Parteivorstandes an den diesjährigen in Chemnitz stattfindenden Parteitag legt Rechenschaft darüber ab, was im verflossenen Jahre an „Bildungsarbeit“ — dieses ist der terminicus technicus der Partei — geleistet worden ist. Es verlohnt sich diesen Rechenschaftsbericht zu prüfen, wobei jedoch im Auge zu behalten ist, daß während der größeren Hälfte des Winters 1911/12 das öffentliche Interesse durch die Reichstagswahlen in Anspruch genommen wurde — ein Umstand, der selbstverständlich auf die Abhaltung von Vortragskursen, einzelnen Vorträgen und sonstigen Darbietungen aller Art erheblich eingewirkt hat.

Drei Arten von Bildungsveranstaltungen sind zu unterscheiden: I. die von örtlichen Bildungsausschüssen veranstalteten wissenschaftlichen Kurse bzw. Einzelvorträge; II. die wissenschaftlichen Wanderkurse; III. künstlerische und gesellige Veranstaltungen.

I. Der Rechenschaftsbericht ergibt, daß von örtlichen Bildungsausschüssen in 127 (177*) Orten 243 (345) Vortragskurse vor 34336 (45873) Teilnehmern gehalten wurden. Was in diesen Kursen geboten wurde und wie groß die Beteiligung war, darüber gibt die folgende Tabelle Aufschluß, die nach der Zahl der Teilnehmer geordnet ist:

*) Die eingeklammerten Zahlen sind die des Vorjahres.
Grenzboten III 1912

Wissensgebiet	Zahl der Kurse	Zahl der Vorträge	Zahl der Teilnehmer
Erfurter Programm . . .	89 (77)	296 (548)	5 842 (9 800)
Naturwissenschaft . . .	20 (48)	109 (250)	5 061 (12 854)
Allgemeine Geschichte . .	25 (87)	307 (807)	4 186 (3 529)
Bürgerliche Parteien . . .	81 (27)	180 (109)	3 480 (4 689)
Wirtschaftsgeschichte . . .	12 (11)	62 81)	3 277 (838)
Technik	10 (—)	37 (—)	2 262 (—)
Sozialpolitik	23 (15)	187 (150)	1 862 (658)
Parteigeschichte	8 (11)	16 (78)	1 708 (2 476)
Literatur und Kunstgeschichte	8 (6)	47 (142)	1 505 (327)
Nationalökonomie	18 (87)	146 (345)	1 125 (3 520)
Gewerkschaftsbewegung . .	9 (9)	62 (68)	1 080 (803)
Rede- und Stillehre . . .	7 (6)	58 (78)	857 (864)
Politik, Verfassung . . .	9 (11)	65 (46)	705 (1 526)
Sozialismus	8 (19)	52 (118)	627 (2 749)
Elementarfächer	24 (25)	377 (500)	666 (293)
Rechts- und Gesetzeskunde .	1 (7)	10 (54)	87 (782)
Erziehung	1 (1)	6 (4)	76 (20)
Genossenschaftsbewegung .	— (8)	— (11)	— (195)
	248 (345)	1857 (2879)	34 336 (45 878)

Außerdem sind an 154 (141) Orten 342 (870) wissenschaftliche Einzelvorträge (darunter 225 Lichtbildervorträge) vor 92179 Besuchern gehalten worden.

II. Fassen wir das, was der Bericht über die wissenschaftlichen Wanderkurse sagt, ebenfalls in einer kurzen Tabelle zusammen, so ergibt sich das folgende Bild:

Wissensgebiet	Zahl der Kurse	Zahl der Vorträge	Zahl der Teilnehmer
Erfurter Programm . . .	48	280	6 654
Naturwissenschaft	28	143	5 579
Technik	20	75	4 405
Bürgerliche Parteien . . .	23	92	2 261
Wirtschaftsgeschichte . . .	6	48	625
Historischer Materialismus .	1	3	289
Nationalökonomie	2	13	144
Sozialismus	1	8	60
Deutsche Geschichte . . .	1	8	55
	130	670	20 072

Außerdem sind in 16 Orten 25 Einzelvorträge gehalten worden.

III. Endlich: 192 (178) Orte berichten über 451 (520) künstlerische Veranstaltungen (Dichterabende, musikalische Darbietungen, Feiern in künstlerischem Rahmen usw.), an denen insgesamt 228957 Personen teilgenommen haben.

Das ist, in nackten Zahlen ausgedrückt, der wesentliche Inhalt des Rechenschaftsberichtes über die leztjährige Bildungsarbeit der Sozialdemokratie. Welche der

drei Arten von Veranstaltungen verlangt unser größtes Interesse? Wir will scheinen, die künstlerischen Veranstaltungen. An sich wird niemand es erstaunlich finden, daß Darbietungen künstlerischen Charakters, namentlich wenn sie einer heiteren leichten Kunst gewidmet sind, eine große Anziehungskraft auf das Publikum ausüben. Daß diese Darbietungen aber vorzugsweise einer leichteren Muse dienen, hebt der Bericht selber mit den Worten hervor, daß die Veranstaltungen strengeren künstlerischen Charakters eine erhebliche Verminderung erfahren hätten. Immerhin nimmt er für sie die Bezeichnung „Bildungsarbeit“ in Anspruch, und es mag ihm auch Ernst damit sein, denn, wie ich nicht unterschlagen möchte, empfiehlt der Bericht ausdrücklich, den Wünschen nach Abwechslung und leichter heiterer Kunst nicht zu sehr stattzugeben auf Kosten der Einheitlichkeit und Reinheit einer ernstesten künstlerischen Darbietung. Mag es sich um Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes handeln oder nicht — das ist nicht ihr einziger Gesichtspunkt unter dem diese Darbietungen zu würdigen sind. Werten wir sie vielmehr vom parteipolitischen Standpunkt, das heißt in bezug auf ihre Interessen für die Sozialdemokratie. Das Ergebnis, zu dem wir dann kommen müssen, ist dieses: die leichteren Bildungsarbeiten sind für die Sozialdemokratie die billigste, einfachste und wirkungsvollste Werbearbeit. Nicht unmittelbar, denn ein musikalischer Abend wird kaum zur Folge haben, daß eine auch nur geringe Zahl der Teilnehmer ihren Anschluß an die Sozialdemokratie erklärt. Aber mittelbar, weil die Wirkung dieser Werbearbeit in dem liegt, was der Revisionist Max Maurenbrecher vor einigen Jahren (Sozialistische Monatshefte 1909 Bd. III S. 1364) in die zwei Worte eingekleidet hat: Begehrlichkeit wecken. „Versucht es einmal an die stumpfe Masse, die selbst den aufpeitschendsten Agitationsversammlungen fernbleibt, durch unpolitische Veredelung heranzukommen, laßt sie in Theater, Konzert, Bilderbetrachtung, Bücherlektüre, hygienischer, hauswirtschaftlicher, pädagogischer Schulung erst einmal ahnen, was ihr fehlt, und was sie schon heute haben könnte, wenn sie nur Geld hätte: Das Klassenbewußtsein, um das die marxistischen Katechismusprüche seit Jahren umsonst gerungen haben, wächst aus solcher Aussaat von selbst hervor.“ Diese Worte Maurenbrechers beweisen, welche Bewandnis es mit dieser Art sozialdemokratischer Bildungsarbeit hat, und sollten den bürgerlichen Kreisen zu denken geben.

Weit ungefährlicher als die künstlerischen sind die wissenschaftlichen Bildungsarbeiten der Sozialdemokratie. Man lasse sich durch die Zahl der Teilnehmer nicht blenden. Was will es sagen, wenn eine Partei, die vier Millionen Wähler hinter sich hat, es auf 34 000 Teilnehmer an den von örtlichen Bildungsausschüssen veranstalteten Kursen, auf 92 000 Teilnehmer an wissenschaftlichen Einzelvorträgen (von denen, was sehr zu beachten ist, die weitaus größte Zahl Lichtbildervorträge waren, die im allgemeinen sehr zugkräftig sind) und auf 20 000 Teilnehmer an wissenschaftlichen Wanderkursen bringt. Von der Massenbildung, wie die Sozialdemokratie sie sich denkt, ist da noch keine Rede. Die oft gehörte Klage sozialdemokratischer Redner und Lehrer — man vergleiche was Maurenbrecher, Sassenbach und andere aus ihrer Erfahrung heraus veröffentlicht haben —, daß zu wissenschaftlichen Vorträgen selbst in Großstädten erster Ordnung kaum Hundert oder Zweihundert sich einfänden, ist immer noch nicht verstummt. Die Sozialdemokratie liebt die großen Zahlen und sucht bei Anhängern und Gegnern Eindruck

damit zu machen. Geht man den Zahlen etwas auf den Grund, so zerfließen sie. Wenn der Bericht sagt, daß bei 243 Vortragskursen mit 1857 Vorträgen 34 336 Teilnehmer gezählt wurden, soll das heißen, daß an den 1857 Vorträgen 34 336 Personen teilnehmen oder daß 34 336 Personen 243 Vortragskurse belegt hatten? Das ist ein großer Unterschied. In dem einen Falle würde es bedeuten, daß die nur sehr geringe Zahl von 12 Personen durchschnittlich an den einzelnen Vorträgen teilgenommen hätte, während im anderen Falle durchschnittlich 141 Personen den einzelnen Kurs belegt gehabt hätten. Ich nehme an, daß letzteres zutrifft. Aber auch dann ist das Ergebnis in Anbetracht der Zahl der Anhänger der Partei nicht überwältigend.

Entsprechendes gilt für die Wanderkurse. Nun kann man einwenden, daß im letzten Winter die Reichstagswahl besondere Verhältnisse schuf. Allein auch für das Vorjahr, den Winter 1910/11, ist das Ergebnis nicht anders: bei 345 von örtlichen Bildungsausschüssen veranstalteten Kursen mit einer Teilnehmerzahl von 45 873 Personen beläuft sich die Zahl der Kursteilnehmer auf 133. Diese kleinen Rechenexempel ergeben, daß die Sozialdemokratie mit ihren wissenschaftlichen Bildungsbestrebungen die Köpfe nicht revolutionieren wird. Diese Feststellung scheint mir deswegen wichtig, weil man in weiten Kreisen der Bildungsarbeit der Sozialdemokratie eine viel zu große Bedeutung beimißt. Ganz gewiß sollen die bürgerlichen Kreise sie nicht unterschätzen, aber sie sollen sie auch nicht überschätzen, sich durch sie nicht entmutigen lassen, weil sie nicht dasselbe leisten könnten, was die Sozialdemokratie leistet.

Monzambano

Bank und Geld

Die wirtschaftliche Bilanz des ersten Halbjahres — Die Merkmale der Hochkonjunktur — Die Steigerung der Produktion und des Außenhandels — Die Ansprüche an den Kapitalmarkt — Emissionsstatistik — Der Geldmarkt — Die Gefahr des Konjunkturwechsels — Die Börse

Nachdem nunmehr die wirtschaftsstatistischen Daten für das erste Semester des laufenden Jahres in ihrer Gesamtheit vorliegen, läßt sich aus der Zusammenstellung und der Vergleichung mit den entsprechenden Ziffern der früheren Jahre eine Beantwortung der so oft aufgeworfenen und so verschieden beurteilten Frage gewinnen, ob die wirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart die Merkmale einer ausgesprochenen Hochkonjunktur an sich trage. Nach dem vorliegenden Tatsachenmaterial läßt sich die Richtigkeit dieser Behauptung füglich nicht mehr bestreiten. Denn die Statistik beweist, daß im letzten Halbjahre die wirtschaftliche Gesamtleistung Deutschlands einen Höhepunkt erreicht hat, der nicht nur die unmittelbar vorangegangenen Jahre, sondern auch die letzte Hochkonjunkturperiode in Schatten stellt. Will man hiervon ein klares Bild gewinnen, ohne sich in das verwirrende Detail großer Ziffernreihen vertiefen zu müssen, so genügt schon eine Betrachtung der für die deutsche Volkswirtschaft ausschlaggebenden Industriezweige, nämlich der Montan-, Textil- und der chemischen Industrie, sowie der Ziffern des Gesamtaußenhandels.

Allenthalben finden wir nun eine ganz überraschende Steigerung der wirtschaftlichen Leistung. Am meisten fällt diese bei der Eisen- und Kohlen-

industrie in die Augen. Deutschland hat zwar schon seit Jahren in der Roheisenproduktion Großbritannien überflügelt und steht — wenn auch in großem Abstand — unmittelbar hinter den Vereinigten Staaten. Im letzten Halbjahre aber ist die deutsche Roheisenerzeugung fast um volle 10 Prozent gegen das Vorjahr gestiegen, so daß sich auf der einen Seite der Abstand gegen England vergrößerte, auf der anderen Seite der gegen Amerika, welches seine Produktionsfähigkeit infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht ausnutzen konnte, erheblich verringert hat. Vor allem aber ist Deutschland seit dem Jahre 1911 in die Stellung des größten Eisenexporteurs der Welt eingerückt und hat England aus dieser früher unbefruchteten Domäne verdrängt. Die Roheisenproduktion Deutschlands hat im Jahre 1911 rund 15,5 Millionen Tonnen betragen, sie beläuft sich im ersten Halbjahre 1912 auf nicht weniger als 8,4 Millionen Tonnen und wird im Jahresergebnis also voraussichtlich auf 17 Millionen Tonnen ansteigen, das sind reichlich 4 Millionen Tonnen mehr, als zur Zeit der letzten Hochkonjunktur. Diese Produktionssteigerung ist ebensowohl auf die Zunahme des inländischen Verbrauches, als auf die des Exports zurückzuführen, während der Gesamtexport der Metallindustrie erkennen läßt, daß der ausländische Absatz hauptsächlich die Mehrproduktion absorbiert hat. Denn die Ausfuhr der Metallindustrie im letzten Halbjahre geht mit 777 Millionen Mark um etwa 16 Prozent über die Ziffer des Vorjahres hinaus und zeigt ein Wachstum um die volle Hälfte, wenn man das Jahr 1908 zur Vergleichung heranzieht. Dieser Aufschwung unserer Eisenindustrie entspricht den außerordentlichen Aufwendungen, welche die montanindustriellen Unternehmungen in den letzten Jahren für die Erweiterung und Modernisierung ihrer Anlagen gemacht haben. Vergewärtigt man sich die volle Bedeutung dieser Ziffern, so kann es es nicht Wunder nehmen, wenn an die Kapitalkraft Deutschlands seitens der Industrie zeitweilig allzu große Ansprüche gestellt werden mußten. Aber die Eisenindustrie ist es nicht allein, welche ein derartiges, fast treibhausartiges Wachstum zeigt. Die Schwesterindustrie, die Kohlenproduktion, steht ihr am nächsten, sie ist im ersten Halbjahr auf eine Produktionsziffer von etwa 125 Millionen Tonnen gelangt und hat dabei prozentual fast die gleiche Steigerung (9 Prozent) gegen das Vorjahr erzielt. Und trotzdem wird sie dem Prozentverhältnis nach noch übertroffen durch unsere Kaliindustrie, welche ihre Produktion, dank dem gesteigerten Absatz in Nordamerika auf etwa 90 Millionen Mark erhöhen konnte und damit ihre Leistung um 18 Prozent gegen das Vorjahr und um 60 Prozent gegen das Jahr 1908 vermehrt hat. Nicht minder günstig sind die Leistungen der Chemischen und der Textilindustrie. In der ersteren nimmt Deutschland ja eine unbefruchtete Führerrolle ein, ein Ergebnis hauptsächlich wissenschaftlicher Leistungen, die sich wohl nirgends so unmittelbar in praktische Erfolge umgesetzt haben, als gerade in diesem Industriezweig. Auch die chemische Industrie hat ihre Exportleistung gegen das Vorjahr um 9 Prozent, gegen 1908 um mehr als die Hälfte gesteigert. So ergibt sich dann als Gesamtergebnis für unseren Außenhandel eine Einfuhrziffer von rund 5 Milliarden Mark (darunter Agrarprodukte mit 3,4 Milliarden) und eine Ausfuhr von 4,2 Milliarden Mark im ersten Semester, das heißt eine Steigerung von 9 Prozent gegen das Vorjahr und von nicht weniger als 34 Prozent gegen 1908. Interessant ist es, damit die Ziffern des englischen Außenhandels zu vergleichen.

Diese betragen im ersten Halbjahr 225 Millionen Pfd. Sterl. für die Ausfuhr und 354 Millionen Pfd. Sterl. für die Einfuhr. Der englische Außenhandel ist also noch wesentlich größer als der deutsche, doch sind die Ausfuhrziffern sich schon beträchtlich nahe gerückt. Die Leistung des deutschen Außenhandels ist um so höher zu schätzen, als uns nicht so ausgedehnte und fast völlig unbefruchtete Absatzgebiete zur Verfügung stehen, wie sie England in seinen großen Kolonien besitzt. Auf der anderen Seite führt diese Betrachtung deutlich vor Augen, wie ähnlich die wirtschaftspolitische Lage Deutschlands der englischen geworden ist.

Diese machtvolle Entwicklung des deutschen Außenhandels und der deutschen Industrie muß sich naturgemäß auch im Geld- und Kreditwesen fühlbar machen. Unmittelbar tritt dies nicht nur in der Anspannung des Geldmarkts, sondern auch in der Zahl der Neugründungen, Kapitalserhöhungen und Emissionen zutage. In der Tat zeigt denn auch die Einnahme aus dem Effektenstempel im ersten Semester eine nicht unbeträchtliche Erhöhung. Sie belief sich auf 30,73 Millionen Mark, das ist rund 2 Millionen Mark mehr als im Vorjahre und beinahe 19 Millionen Mark mehr als im Jahre 1908, auch noch etwa 2 Millionen Mark mehr als 1907, dem Jahre der letzten Hochkonjunktur. Indessen muß man bei Beurteilung dieser Ziffern berücksichtigen, daß im letzten Semester die Zahl der Neuemissionen an industriellen Aktien und Obligationen hauptsächlich deshalb so gestiegen ist, weil die Banken bemüht waren, ihre Kredite einzuschränken und die der Industrie vorgeschossenen Gelder in fundierte Schulden umzuwandeln. Daher denn auch die kürzlich hier besprochene Erscheinung, daß die Debitoren der Banken im gleichen Zeitraum fast stationär geblieben sind. Immerhin bleibt natürlich die Tatsache bestehen, daß die Industrie einen gesteigerten Kapitalbedarf an den Tag gelegt hat, dessen Befriedigung eben eine ungünstige Rückwirkung auf den Geldmarkt ausüben mußte. Trotzdem wird man die Steigerung der Neuemissionen mäßig finden müssen, wenn man sie mit der prozentualen Steigerung der Produktion in Parallele setzt. Es ist daraus zu folgern, daß die Mehrleistung der Industrie zu einem sehr beträchtlichen Grade aus den Mitteln des Betriebes, den Überschüssen und Reservestellungen bestritten werden konnte. Die Industrie ist also in sich erstarkt, kapitalkräftiger und leistungsfähiger geworden. Damit steht vollkommen im Einklang die schon früher betonte Erscheinung, daß der Geldmarkt ungeachtet der augenblicklichen fieberhaften, auf das höchste angespannten Produktionsstätigkeit ein durchaus normales Ansehen zeigt. Nichts deutet darauf hin, daß uns die nächste Zeit wieder Zinsläge bringen wird, wie sie uns in der letzten Hochkonjunkturperiode beschert waren. Es macht sich zwar augenblicklich eine etwas größere Anspannung am Geldmarkte fühlbar; man geht indessen nicht fehl, wenn man diese mit den Bedürfnissen der Ernte in Verbindung bringt. Diese Herbstbedürfnisse machen sich in diesem Jahre infolge der frühzeitigen Ernte schon jetzt bemerklich und sie werden einen größeren Umfang annehmen als sonst, weil die Getreideernte in den Hauptproduktionsländern durchweg eine vorzügliche geworden ist. Nach Ablauf der Erntebewegung werden dafür in den letzten Monaten des Jahres dem Geldmarkt um so reichlichere Mittel zufließen, so daß sich alsdann aller Wahrscheinlichkeit nach wieder ein Ausgleich der Spannung ergeben wird.

Die gegenwärtige Wirtschaftslage zeigt also ein durchaus erfreuliches und hoffnungsvolles Bild. Einstweilen lassen sich noch keine Anzeichen dafür

entdecken, daß die günstige Konjunktur von einem Umschwung bedroht ist. Freilich wissen wir nur allzu genau, daß die wirtschaftliche Entwicklung in Wellenlinien verläuft, und daß dem Aufstieg ein Herabsinken folgen wird. Wenn aber in früheren Perioden der Umschwung um so jäher und unvermittelter zu sein pflegte, je rascher die Höhe erklimmen wurde, so spricht doch jetzt vieles dafür, daß unsere wirtschaftliche Organisation gefestigt genug ist, um auch einen Konjunkturwechsel ohne allgemeines Debacle zu überstehen. Nicht zum wenigsten trägt dazu die innere Stärkung bei, welche der Industrie die Kartellierung gewährt hat. Mag auch im einzelnen die Syndizierung zu unhaltbaren, von der Industrie selbst als solche empfundenen Zuständen geführt haben — der Stahlwerksverband und das mitteldeutsche Braunkohlensyndikat geben Beispiele hierfür — so sind doch im ganzen betrachtet, die Kartelle und Syndikate erst eigentlich die Erzieher unserer Großindustrie geworden. Unter ihrem Schutz ist es möglich gewesen, rationeller zu produzieren, den Gewinn in der Ersparnis der Selbstkosten, statt in der Steigerung der Preise zu suchen und damit die Leistungsfähigkeit der Werke zu erhöhen, ohne durch übermäßige Verteuerung der Produkte die Gefahr des Umschwunges heraufzubeschwören. Die Preisbewegung der Eisenerzeugnisse ist hierfür ein Beleg. Denn obwohl die Eisenpreise — wie alle Waren und Produkte — in die Höhe gegangen sind, so halten sie sich doch noch weit unter dem Stand der letzten Hochkonjunktur. Es läßt sich natürlich außerordentlich schwer beurteilen, ob die ganz außerordentliche Expansion der Montanindustrie, die noch keineswegs am Ende zu sein scheint (geht doch beispielsweise Gelsenkirchen schon wieder an eine Erweiterung der neuen riesenhaften Anlagen in Esch) nicht doch zu einer Überproduktion

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äußerst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.

wird führen müssen. Solche Befürchtungen werden von Zeit zu Zeit immer wieder laut werden. Die Börse hat lange unter ihrem Druck gestanden und die Kurse der Montanpapiere fallen lassen. Gegenwärtig huldigt sie wieder der umgekehrten Ansicht; die glänzenden Ausweise, die günstige Konjunktur, die befriedigende Ernte ließ es ihr zeitgemäß erscheinen, eine Pause in den Montanwerten zu entfachen. Infolgedessen haben sich die Kurse, welche bisher wesentlich unter dem Niveau des vorigen Sommers standen, den letzteren wieder beträchtlich genähert. Man darf aber bei dieser Preisverschiebung der Montanwerte nicht übersehen, daß die großen Werke sich bemühen, eine stabile Dividendenpolitik zu befolgen. Es ist — wie auch die bisherigen Abschlüsse ergeben — durchaus unwahrscheinlich, daß die augenblickliche Konjunktur zu einer sprunghaften Erhöhung der Dividenden führen wird, die doch die Voraussetzung für eine solche Höherbewertung bilden müßte. Die Erwartungen der Spekulation werden daher bald enttäuscht werden. Die Entwicklung wird vermutlich so verlaufen, daß die Aktien der großen Montan-konzerne, ähnlich wie die Bankaktien, wegen der Stabilität der Erträgnisse sich zwar zu guten Anlagewerten herausbilden, aber nicht mehr Spekulationswerte mit sprunghafter Kursbewegung darstellen werden. Und das wäre nicht zu bedauern.

Spectator



Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Hauptredaktion: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 88/87.

Grand Marnier

Edelster Liqueur aller Nationen

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30, Luisenparkstr. 18.



Ferdinand, Zar der Bulgaren

Von W. von Maffow-Berlin



or hundert Jahren lastete noch der Druck des stamm- und glaubensfremden Osmanentums auf den christlichen Völkern der Balkanhalbinsel. Das war damals noch jenes Osmanentum, das von der europäischen Kultur nicht nur kaum berührt war, sondern ihr sogar fremd und feindselig gegenüberstand, das von dem rauhen und kräftigen Sinn und dem kriegerischen Geist seiner Vorfahren immer noch genug bewahrt hatte, um selbst nach dem Herabsinken von der stolzen Höhe eines Europa bedrohenden Eroberers den Völkern, auf denen seine schwere Hand ruhte, furchtbar zu sein, — jenes Osmanentum, das durch sein Bekenntnis zum Islam und durch die Kalifenwürde seines Herrschers fest im Orient verankert war und für das Wohl und die Menschenwürde der „Rajah“, der unter seiner Botmäßigkeit stehenden andersgläubigen „Herde“ nur stolze Verachtung übrig hatte.

Bald darauf legte Sultan Mahmud auf echt orientalisches gewaltsame Weise den Grund zu einer Reform der Türkei. Es hat lange gedauert, bis die europäische Staatenwelt an das allmähliche Europäischwerden der Türkei zu glauben begann. Seltsamerweise ist es dem türkischen Herrscher, der seinem inneren Wesen nach fast mehr als seine nächsten Vorgänger Orientale war, Abdul Hamid dem Zweiten, gelungen, jenen Glauben durch seine eigenartige, in der Rücksichtslosigkeit ihrer Mittel fast dämonisch zu nennende Staatsklugheit zu befestigen. Daß man in Europa wieder mit Achtung und Sympathie auf die Entwicklung der Türkei blickte, daß man in dem osmanischen Türken den „Gentleman des Orients“ zu schätzen begann, ist Abdul Hamids unbestreitbares Verdienst. Und doch vollzog sich gerade in dieser Periode, die das Ansehen

der Türkei in Europa so bedeutend gehoben hat, die völlige Loslösung der christlichen Nationalitäten der Balkanhalbinsel von der türkischen Oberherrschaft.

Es besteht wohl ein innerer Zusammenhang zwischen dieser äußeren Abbröckelung des osmanischen Reichs und seiner einstweiligen inneren Kräftigung, die freilich neuerdings in einen neuen Zerfallsprozeß umzuschlagen scheint. Die Türkei hatte sich mit dem Augenblick, als sie sich nach europäischem Muster umzubilden begann, von der alten Grundlage ihres Wesens, der religiös-orientalischen, losgelöst; sie mußte ein neues Fundament gewinnen, und das war das national-türkische. Damit wurde die islamitische Idee, die durch den Sultan als Kalifen vertreten wurde, nicht aufgegeben; sie bildete immer noch den festen Kitt, der das Völlergemisch mohammedanischen Glaubens zusammenhielt. Aber der Charakter der Staatseinrichtungen erhielt eine nationale Färbung; die Türken fühlten sich jetzt als herrschender Stamm auch gegenüber den Arabern und anderen Glaubensgenossen, und der Despotismus Abdul Hamids, so orientalistisch er war, hatte nichts mehr von dem Glaubensfanatismus, der alle nationalen Unterschiede vermischte, wo die Fahne des Propheten wehte. Dieser neue Despotismus war vielmehr die straffe, persönliche Zusammenfassung der Ideen und Eigenheiten, die der alttürkische Nationalcharakter in sich barg. Daß daraus eine Steigerung der nationalen Fähigkeiten, eine Art von Wiedergeburt des Türkentums hervorging, ist wohl zu erklären, aber das neue Osmanentum, das nicht mehr von der religiösen Begeisterung und dem Gegensatz gegen die „Ungläubigen“ getragen wurde, war auch nicht mehr fähig, die schon eingeleitete Befreiung der christlichen Nationalitäten aufzuhalten.

Daraus darf nun freilich nicht geschlossen werden, die christlichen Balkanvölker verdankten ihre Befreiung nur dieser Gunst der Umstände. Nichts ist weniger am Platz als die abfälligen Urteile und das spöttische Lächeln, womit das alte Europa oft noch das Emporringen dieser Völker begleitet, weil sie die traurige Vergangenheit der letzten Jahrhunderte, die für sie Jahrhunderte der Knechtschaft in der schlimmsten, am tiefsten herabwürdigenden Form waren, noch nicht ganz abgestreift haben. Man muß sich die Natur und Entwicklung des osmanischen Staatswesens gründlich vor Augen halten, um zu erkennen, was es für die christlichen Balkanvölker bedeutete, in so kurzer Zeit auch nur die bescheidene Höhe zu ersteigen, die sie jetzt erreicht haben.

Merkwürdig, daß gerade die Balkanvölker, denen die europäische Welt von Hause aus vielleicht am wenigsten zugetraut hat, in diesem Vorwärtsschreiten die Führung übernommen haben und sich jetzt als die zukunftsreichsten darstellen. Es sind die Rumänen und die Bulgaren. Vielleicht hat sie die eigenartige Blutmischung dazu prädestiniert. Von den südslawischen Völkern sind die Bulgaren das am wenigsten „rassenreine“. Ursprünglich waren ja die Bulgaren ein Volk finnischen Stammes, von dessen einstigem Wirken an den Ufern der Wolga sich noch heute Spuren erhalten haben. Von diesem frischen, lebenskräftigen Volk zweigt sich ein Teil ab, durchstreift lange Zeit die weiten Steppen

Südrußlands, um zuletzt in die Balkanhalbinsel einzubringen und in dem Gebiet zwischen Balkan und Donau neue Wohnsitze zu gewinnen. Ein Herrenvolk, rauh, kriegerisch und einfach, nach Stamm und Art den Türken ähnlich. Sie unterjochten die südslawischen Stämme des Gebiets und werden dem Kaiser in Byzanz schlimme und gefährliche Nachbarn. Als dann der Bulgarenzar das Christentum angenommen hat, wird aus den bulgarischen Herren und den unterworfenen Südslawen, deren Sprache die Eroberer angenommen haben, ein neues Volk, dem dann im weiteren Verlauf seiner Schicksale wohl noch allerlei fremdes Blut, vornehmlich türkisches und griechisches, beigemischt wird. So wie die Edelmetalle durch den Zusatz eines härteren Metalls zur Festhaltung der Prägung geeigneter werden und eine größere Widerstandsfähigkeit für den praktischen Gebrauch erhalten, so hat im bulgarischen Volk das südslawische Naturell einen Zusatz erhalten, der die ursprüngliche Weichheit und Unbeständigkeit durch eine größere Härte und Herbeheit, durch stärkeren Sinn für Disziplin und einen Zug von nüchternem Realismus glücklich ergänzt. Das bedeutet für die politische und militärische Entwicklung einen Vorsprung gegenüber den anderen Südslawen, deren sonstige, zweifellos reiche Begabung das bulgarische Volk mit seinen Nachbarn gemeinsam hat. Aber nach den Schicksalen, die Bulgarien im Lauf der Jahrhunderte erfahren hat, war der Weg, den dieses in seinem Kern so tüchtige Volk vom Augenblick seiner Befreiung an zu beschreiten hatte, mit Hindernissen und Gefahren übersät. Es ging ihm wie einem Genesenden, der die ersten Schritte aus dem Krankenzimmer nicht ohne Stütze zurücklegen kann. Sollte Bulgarien die letzten Spuren der langen Knechtschaft völlig überwinden, sollte es seine Kräfte voll entwickeln und gebrauchen lernen, sollte es in moderne, für seine Verhältnisse wirklich geeignete Staatsformen hineinwachsen und einen angemessenen Platz in der europäischen Staaten- und Kulturwelt, in die es durch Nationalität und Religion hineingehörte, gewinnen, so bedurfte es einer über das Durchschnittsmaß hinausreichenden Führung. Es mußte einen Herrscher haben, der mit überlegener Geschicklichkeit, Geduld und Verstandesschärfe die in der jungen Nation schlummernden oder leimenden Kräfte zu behüten und zu entwickeln verstand, äußere Hindernisse flug aus dem Wege zu räumen, unreife und ziellose Leidenschaften, wie sie ungewohnte Freiheit so leicht hervorruft, zu zügeln und auf ein erstrebenswertes Ziel zu lenken mußte. Bulgarien hat das Glück gehabt, einen solchen Herrscher zu finden, der diese ungemein schwierige Aufgabe bisher meisterhaft gelöst hat. Seit fünfundzwanzig Jahren waltet König Ferdinand von Bulgarien seines Herrscheramts; er hat sich in dieser Zeit den Anspruch auf einen ruhmvollen Platz in der Weltgeschichte erworben. Wenn das bulgarische Volk jetzt dieses Jubelfest besonders festlich begeht, so ist ihm die Teilnahme aller Urteilsfähigen unserer Kulturwelt sicher. Es lohnt der Mühe, die Persönlichkeit des Bulgarenkönigs und sein fünfundzwanzigjähriges Wirken näher zu betrachten, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

König Ferdinand ist ein echter Koburger, ganz und gar wie vorherbestimmt für eine Aufgabe, wie sie der eigentümlichen geschichtlichen Rolle seines Hauses entspricht. Als im Jahre 1675 der jüngste von den sieben Söhnen Ernsts des Frommen von Gotha nach glücklich beendeter Erbaueinandersetzung mit seinen Brüdern seinen bescheidenen Herrensitze im Städtchen Saalfeld einnahm, konnte gewiß niemand daran denken, daß gerade aus diesem Stamme das internationalste Herrscherhaus erblicken würde und daß seinen Nachkommen drei Königskronen — vier würden es sein, wenn nicht über Portugal ein schlimmes Verhängnis gewaltet hätte — zuteil werden würden. Eng und klein waren die Verhältnisse für diesen jüngsten Zweig der ernestinischen Wettiner, aber um so eifriger strebten sie aus dieser Enge hinauszukommen. Ein jüngerer Sohn des Herzogs Franz Josias von Sachsen-Koburg-Saalfeld, Prinz Friedrich Josias, suchte sein Glück im Kriegsdienst des österreichischen Kaiserhauses. Er hat als Feldmarschall im Türkenkriege unbewußt der Aufgabe vorgearbeitet, die sein Urgroßneffe dereinst zu erfüllen hatte. Nicht lange vor der Zeit, da der alte Feldmarschall im Südosten die Lorbeeren des Prinzen Eugen zu erneuern suchte, hatte sein Neffe, der regierende Herzog Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, der in seiner ersten Ehe kinderlos geblieben war, in seiner zweiten Gemahlin, der Gräfin Auguste von Reuß-Ebersdorf, die bedeutende Frau gefunden, die dem Hause Koburg das besondere Gepräge gegeben hat. Von ihr stammt zweifellos die politische Betriebsamkeit, der zähe Ehrgeiz und die kluge Berechnung aller Chancen, wodurch das Haus Koburg zu seiner internationalen Stellung gelangte. Zu den vielseitigen Bemühungen dieser klugen Frau um die aussichtsvolle Versorgung ihrer Kinder gehört auch die Unterbringung ihres zweiten Sohnes Ferdinand in der österreichischen Armee, in der damals das Andenken an den alten Prinzen von Koburg noch lebendig war. Prinz Ferdinand erfüllte freilich nicht die Erwartungen, die man hinsichtlich seiner militärischen Laufbahn gehegt haben mochte, aber er führte eine der reichsten Erbinnen Ungarns als Gattin heim, Antonie von Koháry, die der Kaiser in den Fürstenstand erhob. Das Haus Koburg-Koháry, das durch diese Ehe begründet wurde — erst später legten die Angehörigen dieser Linie diese Bezeichnung ab und nannten sich wie alle Mitglieder ihres Hauses fortan Prinzen von Sachsen-Koburg und Gotha —, brachte für das koburgische Gesamthaus eine neue Zukunftsmöglichkeit: Prinz Ferdinand ließ seine Kinder katholisch erziehen. Die Geschäftigkeit seines jüngsten Bruders Leopold, des ersten Königs der Belgier, sorgte dafür, daß dieses Moment gehörig ausgenutzt wurde, um die politische Stellung der Koburger zu befestigen. Während er den ältesten Sohn seines Bruders Ferdinand zum Gemahl der jungen Königin von Portugal machte, vermittelte er, der ja selbst in seiner zweiten Ehe der Schwiegersohn des Bürgerkönigs Louis Philippe geworden war, die Ehe zwischen seinem jüngeren Neffen, dem Prinzen August und der jüngsten Tochter Louis Philipps, der Prinzessin Clementine.

Aus dieser Ehe des Prinzen August von Koburg mit Clementine von Orleans ist Prinz Ferdinand, der jetzige Zar der Bulgaren, hervorgegangen. Daß er von mütterlicher Seite das Blut des Hauses Orleans in sich trägt, ist von nicht geringerer Bedeutung als seine Zugehörigkeit zum Hause Koburg. Die ersten Orleans vertraten freilich keinen sympathischen Typus. In der unerfreulichen Gestalt des Philippe Egalité erreicht die Entwicklung dieses Typus ihren Gipfel. Aber zugleich zeigt sich in ihm eine neue Seite, die den tieferen Zusammenhang seiner trotz alledem bedeutenden Eigenschaften enthüllt. Philippe Egalité steht in allerengster Fühlung mit dem Geist seiner Zeit. In seinem Verhältnis zu diesem Zeitgeist gibt es für ihn keine Schranken noch Skrupel, aber er läßt sich trotzdem von ihm nicht unterjochen, sondern steht ihm mit scharf beobachtender und kalt rechnender Überlegenheit gegenüber. In dem Sohn, dem späteren König der Franzosen, Louis Philippe, erscheint derselbe Grundzug des Wesens, nur wird in ihm die kalte, zynische Weltverachtung des Vaters von ihrer aristokratischen Höhe herabgezogen und zu skeptischer Lebensklugheit und feinem Verständnis für alles Menschliche gemildert durch die harte Schule, in die ihn in seinen jungen Jahren das Leben nahm. Die Rückkehr zu der einfachen bürgerlichen Sitte, gleichfalls eine Frucht seiner harten Jugend, die ihn sogar zum anderen Extrem, zur Spießbürgerlichkeit, hinüberführte und mitunter allzusehr der äußeren Würde entbehrte, erfuhr in seinem häuslichen Leben eine besondere Hebung und Verklärung durch den Einfluß einer edeln und trefflichen Frau. Und so — mit seinem scharf rechnenden Verstande, seiner gelassenen Weltbeobachtung, seinem kühlen Realismus, und nicht zuletzt mit dem charakteristischen Mangel jeglicher Illusion, mit der Abwesenheit jedes heroischen Zuges, aber dabei mit einem ausgeprägten Familienfinn — mochte wohl das Bild des alten Königs namentlich im Gedächtnis seiner jüngsten Kinder, unter ihnen der Prinzessin Clementine, fortleben. Man muß sich erinnern, daß Ferdinand von Bulgarien ein gemeinsamer Enkel Ferdinands von Koburg-Koháry und des Königs Louis Philippe ist, wenn man den Schlüssel zu den staatsmännischen und persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten gewinnen will. Es waren die Eigenschaften, die Bulgarien brauchte, als es galt im Jahre 1887 der jungen Nation einen neuen Führer zu geben.

Verwickelt und verfahren genug war damals die Lage. Das Land in Verwirrung, das Vertrauen in die Zukunft erschüttert, Rußland tief gekränkt und großend als der in seinen Erwartungen getäuschte, mit Undank belohnte Wohltäter, die anderen auswärtigen Mächte verschmupft durch die Nichtbeachtung der internationalen Verträge, die Nachbarn eifersüchtig und übelwollend, die Haltung der Türkei gleichfalls drohend und mißtrauisch, und trotz aller Schwäche nicht ungefährlich. Schlimmer konnte es eigentlich kaum aussehen. Wie war es dahin gekommen?

Der Berliner Kongreß von 1878 hatte Bulgarien nur halb befreit; der südliche Teil blieb türkische Provinz, wenn auch mit autonomer Regierung, und

diesem Gebiete hatte man nicht einmal einen Namen zugebilligt, der es als von Bulgaren bewohnt kennzeichnete. Ostrumelien sollte die Provinz heißen. Trug so die äußere Lage des Landes ein Gepräge, das keine Ruhe und Zufriedenheit aufkommen ließ, weil sie den elementarsten Vorstellungen der in staatlichen Dingen noch recht unerfahrenen, aber in ihrem nationalen Selbstgefühl sehr gehobenen Bevölkerung in keiner Weise entsprach, so hatte man sich die innere Gestaltung des neuen Staats nur allzu leicht gemacht. Eine moderne, freisinnige Verfassung, für diese Zustände passend wie die Faust aufs Auge — damit glaubte man vorläufig alles Nötige getan zu haben. Der erste Fürst von Bulgarien, Prinz Alexander von Battenberg, der im Jahre 1879 gewählt worden war, suchte, seiner ganzen persönlichen Veranlagung entsprechend, durch rasche und kühne Entschlüsse die Schwierigkeiten, die sich ihm in dieser eigenartigen Lage entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Als die neue und unerprobte Verfassung eine vernünftige Gesetzgebung mehr und mehr zu hindern schien, hob der Fürst schon nach zwei Jahren durch einen Staatsstreich die Verfassung auf, um sie nach weiteren zwei Jahren notgedrungen, aber entgegen dem Rate und Willen Rußlands wiederherzustellen. Dadurch wurde der Bruch mit Rußland eingeleitet und die schon vorher vorhandene persönliche Abneigung des Kaisers von Rußland gegen seinen Vetter, den Battenberger, zur Unversöhnlichkeit gesteigert. Wieder waren zwei Jahre der Spannung und Unruhe verfloßen, als ein Aufstand in Ostrumelien den türkischen Gouverneur verjagte und die Vereinigung mit Bulgarien beschloß. Für den Fürsten Alexander bedeutete das eine peinliche Überraschung, aber es blieb ihm kaum eine Wahl, zumal da sich Rußland zwar seiner Person feindlich, aber den Wünschen der Bulgaren nicht abgeneigt zeigte. Voll Vertrauen auf den kriegertischen Sinn und das Hochgefühl seiner Bulgaren wagte er den verwegenen Schritt und erfüllte durch den Einmarsch in Ostrumelien die Hoffnungen des Volkes. Er warf damit zugleich den europäischen Großmächten als Unterzeichnern des Berliner Vertrages von 1878 den Fehdehandschuh hin. Zum Glück für Bulgarien wollte niemand das heiße Eisen anfassen; nur Serbien erklärte den Krieg und wurde geschlagen. Aber je mehr der junge Kriegerstolz die äußere Stellung des Fürsten und des neuen Staates zu heben schien, desto mehr zeigte sich, daß dies nicht der Weg war, um die Entwicklung Bulgariens an die nächsten notwendigen Ziele zu bringen. Der Scheinerfolg nährte den Groll Rußlands, das sich wichtiger Handhaben beraubt sah, mittels deren es die Rechnung für die Befreiungsarbeit zu präsentieren gehofft hatte. Der serbische Krieg hatte ja das russische Selbstbewußtsein noch mehr, als von vornherein vorauszusehen war, verletzt und gereizt; denn Kaiser Alexander der Dritte hatte nach dem ostrumelischen Handstreich die russischen Offiziere und Beamten aus Bulgarien zurückberufen, um dem eigenmächtigen Schüßling die Folgen seiner Handlungsweise recht empfindlich zu Gemüte zu führen, und nun hatten die Bulgaren auch ohne die Russen gefiegt. Jetzt setzte die Wühlarbeit der im Lande noch

tätigen russischen Agenten um so schärfer ein, und es gelang ihnen, eine innere Demoralisation herbeizuführen, die in der Katastrophe vom 21. August 1886 offen zutage trat und das Land in grenzenlose Verwirrung stürzte. Es nützte dem Fürsten nichts, daß er nicht nur mit Serbien einen ehrenvollen Frieden geschlossen, sondern auch das Verhältnis zur Türkei auf diesen Erfolg hin geregelt hatte. Denn der Sultan hatte vorläufig gute Miene zum bösen Spiel gemacht und den Fürsten Alexander zum Generalgouverneur von Ostrumelien auf fünf Jahre ernannt, es dann weiter auch geschehen lassen, daß die bulgarische Volksvertretung im Juli 1886 ohne Befragung der Signatarmächte des Berliner Vertrages die Vereinigung von Ostrumelien mit Bulgarien beschloß. Wenige Wochen später trat die erwähnte Katastrophe ein, der Putsch der Russenfreunde im Lande, wodurch der Fürst Alexander in der unwürdigsten Weise zum Verlassen des Landes gezwungen wurde. Die Zurückführung des Fürsten nach wenigen Tagen konnte den Schimpf nicht auslöschen, den Bulgarien durch diesen Zwischenfall auf sich geladen hatte. Wenigstens hatte es sich viele Sympathien in Europa verschert, wo außerhalb Rußlands diese Behandlung des ritterlichen und sympathischen Fürsten als häßlicher Treubruch und schnöder Undank erschien. Die öffentliche Meinung in Europa ging dabei freilich mehr von Gefühlsregungen als von politischen Erwägungen aus, und deshalb sah man auch in der bald darauf erfolgenden Abdankung des Fürsten mehr den Ausdruck einer begreiflichen Empfindung als eine politische Notwendigkeit. In Wirklichkeit war dieser Schritt des Fürsten mehr das letztere. Er erkannte wohl selbst, daß die Lösungen, die er nach seiner persönlichen Veranlagung gewählt hatte und immer wieder wählen würde, nicht den richtigen Ausweg aus den Schwierigkeiten bedeuteten und immer neue Verwicklungen schaffen würden. Er hatte sich zuletzt noch persönlich gedemütigt, um Rußland zu versöhnen, und dieser schwere Schritt war ein Fehlschlag gewesen. Er hatte das Spiel endgültig verloren. Man muß sich auch das klar machen, um die spätere Politik des Fürsten Ferdinand richtig zu würdigen.

Eine schlimme Erbschaft war es also, die die neu eingesetzte Regentschaft zu ordnen hatte. Vor allem glaubte Rußland freie Bahn zu haben, um in Bulgarien wieder den alten Einfluß zu gewinnen. Aber es hatte keine glückliche Hand und täuschte sich über die Tatsache, daß die letzten Ereignisse, ja schon die vorangegangenen Wühlereien eine tiefe Erbitterung gegen Rußland in Bulgarien erzeugt hatten. So konnte die Sendung des Generals Raulbars, dessen Auftreten überdies von vollständiger Unorientiertheit über Stimmung und Verhältnisse des Landes zeugte, nur mit einem vollständigen Mißerfolg enden und den Bruch mit Rußland zu einem vorläufig unheilbaren machen. Es ist leicht zu ermessen, wie unter solchen Umständen die Bemühungen der Regentschaft, an deren Spitze der energische Stambulow stand, ausfallen mußten, den verwaisten Thron durch eine Neuwahl wieder zu besetzen. Der Winter 1886/87 verging darüber. Dann aber wurde die Aufmerksamkeit auf den jungen Prinzen

Ferdinand von Koburg gelenkt, und diese Verhandlungen führten wirklich zum Ziel. Am 7. Juli 1887 wurde der Prinz zum Fürsten gewählt, und am 22. August hielt er einen trübseligen Einzug in Sofia, nachdem er einige Tage zuvor in Arnova den Eid auf die Verfassung geleistet und sein Herrscheramt angetreten hatte.

Ganz auf sich allein war der junge Fürst angewiesen, der einen uneigennütigen Beirat nur in seiner klugen Mutter fand. Fürst war er zunächst nur für sein ihm noch gänzlich fremdes Volk; für das ganze Ausland war er offiziell nach wie vor der Prinz von Koburg, der gegen die bestehenden Verträge und gegen den Willen Europas eigenmächtig ein Amt übernommen hatte, das niemand anerkennen wollte. Als verwegener Leichtsinn und blanke Torheit erschien der politischen Weisheit von ganz Europa, was der junge Herr dort im politischen Wetterwinkel unseres Erdteils unternommen hatte, dieser junge Herr, den man trotz seiner Zugehörigkeit zu einem berühmten Fürstenhause zunächst nur als Magnaten und Offizier ohne besondere Bedeutung einzuschätzen geneigt war. Die Witzblätter nahmen ihn als dankbares Objekt in Beschlag, und die Öffentlichkeit wartete schadenfroh auf die nach ihrer Meinung über kurz oder lang bevorstehende Nachricht, daß er wieder verjagt worden sei.

Unterdessen erwartete Prinz Ferdinand in Sofia, unbekümmert um den Spott und Tadel der Welt, in stiller, emfiger Tätigkeit ruhig seine Zeit. Er über sah mit dem ihm von Natur eigenen klaren und nüchternen Blick die internationale Lage vollkommen und wußte ganz genau, daß ungeachtet alles Scheltens, Schmähens, Spottens und Grollens niemand seinem jungen Staate etwas tun könne und wolle, solange es ihm glückte, sein Volk von Unbesonnenheiten zurückzuhalten und Dinge, an die die Welt sich zu gewöhnen anfang, nicht wieder aufzurühren. So ließ er alle auswärtigen Schwierigkeiten ruhig auf sich beruhen, ließ die Welt reden und sich aufregen über seine „illegale“ Regierung und nahm im Innern alle die Aufgaben in Angriff, die für sein Volk das tägliche Brot bedeuteten. Er bemühte sich in erster Linie um die Finanzen, so gut es vorläufig ging, und setzte die Organisation des Heerwesens im Sinne seines Vorgängers fort. Durch sein Privatvermögen ein reicher Mann und dadurch dem Staat gegenüber unabhängig, fand er vielfache Gelegenheit, sich im Lande durch persönliche Fürsorge beliebt zu machen. Wirtschaftliche Maßnahmen und zweckmäßige Handelsverträge erschlossen die Hilfsquellen des so lange vernachlässigten Landes. Der Fürst hatte Stambulow, der sich am meisten das Vertrauen des Landes erworben hatte, zum Ministerpräsidenten ernannt, obwohl dieser staatsmännisch sehr befähigte Mann in seinem Wesen einige nicht unbedeutliche Züge aufzuweisen hatte. Aber die skrupellose und etwas gewalttätige Art Stambulows war für die Übergangszeit in dem noch halborientalischen Lande wohl zu ertragen. Schlimmer war es, daß Stambulow den besonderen Haß Rußlands auf sich geladen hatte und daß daher, solange er am Ruder war, auf ein Aufhören der panslawistischen Heterieen nicht zu rechnen war. Aber

einstweilen steigerten diese Machinationen die Erbitterung der besten Elemente des Landes gegen Rußland ganz bedeutend, und da auch Fürst Ferdinand persönlich von Rußland in Acht und Bann getan war, so diente das Ganze trotz allem zur Befestigung der Stellung des Fürsten. Nach fast sechsjähriger unverbrossener Arbeit war das Vertrauen zum Fürsten schon so sehr gestiegen, daß er daran denken konnte, die ärgsten Mängel der Verfassung abzustellen und die allzu vielsöpfige Volksvertretung des verhältnismäßig kleinen Landes auf die Hälfte ihrer Zahl herabzusetzen. Fürst Ferdinand hatte sich einige Zeit vorher mit Prinzessin Luise von Parma vermählt, und die neue Dynastie wurde im Januar 1894 durch die Geburt eines Erbprinzen erfreut. Schwierig genug blieb die Stellung des Fürsten trotz alledem, denn allmählich hatten die Parteiungen, die in einem politisch noch so unfertigen Volk natürlich als persönliche Gefolgsschaften ehrgeiziger Politiker erschienen, wieder gefährliche innere Spannungen hervorgerufen. Wir brauchen diese nicht in ihren Einzelheiten zu verfolgen; für den Fürsten ergab sich daraus die Notwendigkeit, seine Stellung über den Parteien um so strenger zu wahren. Ende März 1894 sah er sich genötigt, der Gegenpartei größeren Raum zu gewähren; die Folge war die Entlassung Stambulows. Gegen den gestürzten Minister entfaltete nun dessen Todfeind Zankow eine von leidenschaftlichem Haß erfüllte Tätigkeit, die in Schranken zu halten Fürst Ferdinand vorläufig noch nicht die Macht hatte. Er mußte nur dafür sorgen, daß die Ausbrüche der Parteileidenschaft den Staatswagen nicht aus dem mühsam gebahnten Wege schleuderten. Am 15. Juli 1895 fiel Stambulow in Sofia auf offener Straße einem Mordanschlag zum Opfer; drei Tage später starb er an den erhaltenen Wunden. Es war wohl die bitterste Erfahrung, die Fürst Ferdinand in seiner Regierung bis jetzt gemacht hat; aber seine kühl berechnende, überlegene Klugheit fand sogleich den rechten Ausweg, wie dieser für die bulgarischen Zustände so beschämende Zwischenfall zum Vorteil des Staates ausgenutzt werden konnte. Der Fall Stambulows gab eine Anknüpfung, um nun doch endlich mit Rußland ins Reine zu kommen. Der Metropolit Element, einer der schärfsten Gegner Stambulows, wurde jetzt vom Fürsten Ferdinand in geschickter Verständigung gewonnen und ging als Führer einer Deputation nach Petersburg zu Kaiser Nikolaus dem Zweiten, der dem Gedanken der Anerkennung der neuen Lage zugänglicher war als sein Vater. Noch lange schwebten die Verhandlungen, aber endlich fand doch die zähe Geduld und die unbeirrte Festigkeit des Bulgarenfürsten ihren Lohn. Die russische Regierung hatte sich überzeugt, daß ihr die letzte Gelegenheit, ihren Einfluß auf Bulgarien und den letzten Rest von Sympathie im Lande zu retten, unwiederbringlich entslüpfen würde, wenn sie jetzt dem Fürsten Ferdinand einen Stein in den Weg würfe. Am 14. Februar 1896 erlebte die Welt ein charakteristisches Symptom der neuen Lage. Der zwei Jahre alte kleine Prinz Boris, der anfangs römisch-katholisch getauft worden war, empfing jetzt die Taufe nach orthodox-griechischem Ritus, und Zar Nikolaus

übernahm dabei eine Patenstelle. Unmittelbar darauf erfolgte durch die russische Regierung die Anerkennung des Prinzen Ferdinand als Fürst von Bulgarien. Die Hohe Pforte beeilte sich, dem Beispiel Rußlands zu folgen. Der Sultan übertrug schon am 14. März dem Fürsten Ferdinand die Regierung von Ost-rumelien. Der Fürst erschien in Konstantinopel, um wegen des Tributärverhältnisses zu huldigen, und verließ die türkische Hauptstadt nach gnädigem Empfang durch den Padiſchah als türkischer Marschall. Dann ging er im April als glücklicher Sieger über ein ganzes Heer von Schwierigkeiten nach Petersburg und wohnte im Mai in Moskau den Krönungsfeierlichkeiten bei. Es versteht sich von selbst, daß der russischen und türkischen Anerkennung nun auch die europäischen Mächte folgten.

Nach neunjähriger Arbeit war also dem Fürsten die Erreichung des ersten und schwersten Zieles gelungen. Über die nun folgende Periode können wir schneller hinweggehen; sie war dem weiteren, friedlichen Ausbau des bulgarischen Staats gewidmet, aber sie enthält für eine Schilderung, die weniger die geschichtlichen Einzelheiten als eine Charakteristik des Fürsten ins Auge faßt, keine wesentlich neuen Momente. Die überlegene Klugheit des Fürsten wußte die Leidenschaft der noch immer recht unbändigen Parteien immer wieder auf eine nützliche Tätigkeit zu richten. So glückte es, eine Finanzreform zustande zu bringen, die im Sommer 1899 durchgeführt werden konnte. Im weiteren Verfolg dieser Maßregeln verzichtete der Fürst im Jahre 1900 auf die Hälfte seiner Zivilliste. Alle Finanzorgen konnten freilich damit nicht beseitigt werden; es blieb dies ein schwieriges Kapitel, aber man kam wenigstens vorwärts, und die Unentbehrlichkeit der Leitung des Fürsten wurde allen Parteien immer klarer. Daher blieben die Anfeindungen, die der Fürst trotz alledem noch zeitweise persönlich zu erfahren hatte, schließlich vollkommen wirkungslos. Es fehlte auch nicht an Krisen, die jedem anderen Herrscher wohl hätten gefährlich werden können, besonders als im Jahre 1902 neue Enthüllungen über die Ermordung Stambulows die Zankowistische Partei schwer bloßstellten und das tüchtige und volkstümliche Ministerium Danew, das dieser Partei angehörte, beinahe zu Fall brachten.

Das Verhältnis zu Rußland gestaltete sich jetzt immer freundlicher. Dem Besuch Danews in Petersburg folgte die Ernennung eines bulgarischen Gesandten beim russischen Hofe. Dann erschien der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch als Gast in Sofia, und bald darauf erhielt der Fürst den Besuch des russischen Ministers des Auswärtigen, des Grafen Lambsdorff, persönlich. Es kam Bulgarien dabei zustatten, daß Rußland dem nahen Orient in dieser Zeit gleichgültiger gegenüberstand und seine Hauptaufmerksamkeit auf den fernen Osten gerichtet hatte. Doch auch abgesehen davon hatte die russische Politik offenbar seit den Tagen der Sendung des Generals Raulbars viel gelernt und in richtiger Erkenntnis der Bedeutung des Fürsten Ferdinand eingesehen, daß sie ihren, sozusagen legitimen Einfluß auf der Balkanhalbinsel

nur in freundschaftlicher Verständigung mit diesem klugen Mann behaupten konnte.

Waren die Schwierigkeiten mit Rußland beseitigt, so suchte nun das unreife Nationalgefühl der Bulgaren in seinem unruhigen Betätigungsdrang nach einem neuen Objekt. Die großbulgarische Bewegung wuchs empor. Der Fürst sah sich dadurch in neue Verlegenheiten versetzt, da die einmal angeregte Bewegung in Mazedonien nicht mehr zum Stillstand zu bringen war. Er hatte klugerweise die Lage der Türkei im Jahre 1897, als Griechenland den Krieg erklärte, nicht ausgenutzt, sondern eine strikte und loyale Neutralität beobachtet. Das war eine starke Probe auf seine eigene Autorität im Lande und gab ihm nun auch die Möglichkeit, gegenüber dem Großbulgarentum eine geschickte Taktik zu üben. Es gelang ihm, die Bewegung gerade so weit niederzuhalten, daß sie dem Frieden des Landes nicht gefährlich werden konnte; zugleich zeigte er aber auch so viel Verständnis für diese Bestrebungen, daß er seine eigene Popularität dadurch stützen und ferner damit ein Mittel gewinnen konnte, um der Türkei das schwerere Gewicht des inzwischen so erheblich erstarkten Bulgariens fühlbar und sich selbst für eine Gelegenheit zur Erringung der vollen Unabhängigkeit des Fürstentums bereit zu machen. Es war selbst für die befestigte Stellung des Fürsten trotz aller seiner staatsmännischen Gewandtheit kein ungefährliches Spiel. Es galt sich nach keiner Seite hin fortreißen zu lassen. Um vor allem zuerst den Mächten eine Probe seiner Besonnenheit, seiner Sicherheit und seiner friedlichen Absichten zu geben, tat er zu Beginn des Jahres 1903 den kühnen Schritt einer Auflösung der mazedonischen Komitees im Lande. Sein geschicktes Vorgehen brachte es zustande, daß trotz der erregten Stimmung im Lande die Sobranje dem Ministerium fast in demselben Augenblick ein Vertrauensvotum erteilte, als Österreich-Ungarn und Rußland in einer gemeinsamen Note an die Türkei herantraten, um sie aufzufordern, durch geeignete Reformen den beständigen Unruhen in Mazedonien ein Ende zu machen. Die Bulgaren besaßen bei aller urwüchsigen Leidenschaftlichkeit eine genügende Portion orientalischer Verschlagenheit, um die Vorteile der Lage schnell zu erfassen. Nun konnte der Fürst im Sommer bei geeigneter Gelegenheit ruhig den Gegenzug tun und der Türkei gegenüber in die Rolle der gekränkten Unschuld eintreten. Am 1. Juli ging eine Zirkularnote der bulgarischen Regierung an die Regierungen in Wien, St. Petersburg und Paris ab, worin nachdrückliche Beschwerden gegen Ausschreitungen türkischer Truppen an der Grenze erhoben wurde. Die Wellen der Leidenschaft gingen damals ziemlich hoch in Bulgarien, aber es war eine Täuschung, wenn man im Auslande daraus den Schluß zog, daß eine Revolution bevorstände, und die Reise des Fürsten ins Ausland dahin deutete, als wolle er das Feld räumen. Im Gegenteil, der Fürst hatte die Fäden fest in der Hand, die Türkei mußte nachgeben, und das bewegte Jahr endete mit einer neuen Vertrauensfundgebung der Kammer. Ähnlich gestalteten sich die Dinge in den folgenden Jahren, während in der inneren Entwicklung des Landes ein ständiger Fortschritt erkennbar war.

Es würde zu weit führen, die Einzelheiten dieser Entwicklung zu verfolgen. Die Fürsorge für Finanzen und Handel, Verkehrswege und Häfen nahm darin einen breiten Raum ein, aber auch die Wehrkraft des Landes wurde angemessen verstärkt und in ihrer Organisation vervollkommenet. Dabei hatte der Fürst durch seine Reisen in das Ausland persönlich die Stellung seiner Regierung zu den Großmächten erheblich verbessert und überall das Vertrauen hergestellt. Auch zu Serbien war in diesen Jahren ein freundschaftliches Verhältnis gewonnen worden. Freilich mußte der junge Balkanstaat immer auf kritische Lagen und Zwischenfälle gefaßt sein. So hatte die mazedonische Bewegung den Gegensatz zwischen Griechen und Bulgaren auf das äußerste verschärft. Die griechenfeindliche Bewegung übertrug sich auf Bulgarien selbst, und ein Konflikt mit dem Königreich Griechenland drohte. Die eigentliche Gefahr lag jedoch weniger darin, als in der Einmischung der Türkei, die in diesem Konflikt eine Gelegenheit sah, ein Autoritätsverhältnis gegenüber Bulgarien geltend zu machen. Aber Bulgarien wies diesen Versuch der türkischen Regierung mit solcher Entschiedenheit zurück, daß die tatsächliche Unabhängigkeit Bulgariens aller Welt klar wurde, obgleich sie formell noch nicht anerkannt war. Es konnte nur noch die Frage einer kurzen Zeit sein, daß diese Unabhängigkeit auch formell erreicht wurde.

Einen äußeren Anlaß dazu gab die Streifbewegung auf den Orientbahnen, die schon im Jahre 1907 eingesetzt hatte. Im September 1908 kam es zu einem neuen Ausstand, wenige Wochen, nachdem die Umwälzung in der Türkei dem persönlichen Regiment Abdul Hamids ein Ende bereitet und das osmanische Reich in einen Verfassungsstaat verwandelt hatte. Die bulgarische Regierung tat jetzt selbständig einen entscheidenden Schritt; sie besetzte die Orientbahnstrecken im bulgarischen Gebiete militärisch. Der Rechtsstandpunkt Bulgariens war dabei sehr zweifelhafter Natur. Nicht nur die Verwaltung der Orientbahnen protestierte, sondern auch die Pforte und die Signatarmächte des Berliner Vertrages. Aber in Bulgarien mußte man die Maßregeln geschickt zu begründen, und die Lage war außerdem derart, daß keine europäische Macht sich unter diesen Umständen zum Exekutor des Berliner Vertrages aufwerfen konnte. Die Türkei aber hatte genug mit sich selbst zu tun, und eben in diesen Tagen beging man in Konstantinopel die Unflugheit, das bulgarische Selbstgefühl unnötig zu verletzen; der Agent Bulgariens wurde zu einem diplomatischen Diner der Pforte nicht eingeladen, weil er „Vertreter eines Vasallenstaats der Türkei“ sei. Durch seine Wiener Verbindungen war Fürst Ferdinand überdies zweifellos davon unterrichtet, daß die österreichisch-ungarische Regierung die Annexion von Bosnien und der Herzegowina plante. Jetzt war also der Augenblick zu dem letzten Schritt gekommen. Am demselben Tage, an dem Österreich-Ungarn die Annexion von Bosnien vollzog, verkündete ein Manifest des Fürsten Ferdinand aus Arnova die Erklärung Bulgariens zum unabhängigen Königreich.

Wieder befand sich der nunmehrige König Ferdinand in einer Lage, die von den Mächten nicht anerkannt wurde. Aber wenn der König den gefährvollen und schwierigen Zustand seiner ersten Regierungsjahre ertragen und zum guten Ende geführt hatte, so brauchte er sich jetzt erst recht nicht schrecken zu lassen. Er hatte in jeder Beziehung den rechten Augenblick erfaßt. Das völkerrechtlich Unkorrekte war jetzt nach allgemeiner Meinung das einzig Richtige und Vernünftige, und man hatte jetzt Vertrauen zu seiner Person und zu der Zukunft seines Landes. Man mußte auch, daß, wenn sich irgendeine Form finden ließ, um die Änderung der Verträge annehmbar zu begründen, der neue König den Willen und die Kraft hatte, den sonst schwer gefährdeten Frieden im Orient zu erhalten. Bulgarien behauptete indessen den Winter hindurch zähe seine Stellung in der Frage der Unabhängigkeit und in der der Orientbahnen und traf in Ruhe seine Vorbereitungen für einen im Frühjahr doch vielleicht nötig werdenden Feldzug. Im letzten Augenblick fand es Rußland geraten, statt einer Beteiligung an einem gemeinsamen Schritt der Großmächte seine historische Befreierrolle wieder aufzunehmen und mit Hilfe seiner Forderungen, die es noch an Kriegsentschädigungskosten von der Türkei geltend zu machen hatte, einen Vermittlungsvorschlag zu formulieren. Auf der Grundlage dieses Vorschlags gelang es im Laufe des März 1909 die Frage der Entschädigung der Orientbahnen für die Übernahme ihrer bulgarischen Strecken durch den Staat so weit zu regeln, daß im April die Verhandlungen zwischen der Türkei und Bulgarien beginnen und bald zu Ende geführt werden konnten. Ende April sah sich das Königreich Bulgarien von allen Mächten anerkannt.

Die Entwicklung, die hier in großen Zügen zu schildern versucht wurde, zeigt zur Genüge, wie glücklich, tüchtig und geschickt die Führung war, die den Bulgaren durch die Hand Ferdinands von Koburg zuteil wurde. Die Welt hat durch die unverständigen Urteile, mit denen es die Anfänge der Laufbahn dieses Mannes begleitet hat, eine gewisse Schuld übernommen, die sie gut zu machen hat. Und es scheint, daß man auf dem Wege dazu ist. König Ferdinand, der sich seinen Ehrenplatz in der Weltgeschichte gesichert hat, kann jetzt auch der Bewunderung und Anerkennung der Mitwelt sicher sein.





Der Liberalismus und das Reichstagswahlrecht

Von Erich Erichs-Bremen



ie Klagen darüber, daß der Parlamentarismus sich im Niedergange befinde, haben sich in letzter Zeit angesichts der Vorgänge im preussischen Abgeordnetenhaus und im ungarischen Parlamente wieder vermehrt. Konservative Blätter suchen diese Vorgänge im Sinne ihrer Partei auszunutzen und gegen das allgemeine und gleiche Wahlrecht auszuspielen; die liberale Presse vermeidet es im allgemeinen, näher auf dieses Thema einzugehen. Der moderne Parlamentarismus ist eine Schöpfung des politischen Liberalismus. Der liberale Gedanke von der Souveränität des Volkes gipfelt in der Selbstregierung des Volkes, die wiederum praktisch nur durch Vertreterkonvente möglich ist. Die liberalen Ideen von der politischen Freiheit und der politischen Gleichheit haben in Volksvertretungen, die wie der deutsche Reichstag auf Grund allgemeinen und gleichen Wahlrechts gewählt werden, Erfüllung gefunden.

An alte Ideale rührt man nicht gern. Man glaubt nicht mehr so ganz an sie, aber man mag sich das nicht so recht eingestehen. Man verteidigt sie wie Dogmen und sieht nicht, wie aus den Idealen Ideale werden. Ideale sind nur lebenskräftig, solange sie nicht in die Wirklichkeit umgesetzt sind. Sie sind nur solange vollkommen, wie sie Ziele des Willens anzeigen; sind sie zur Wirklichkeit, sind sie Einrichtungen geworden, so unterliegen sie allen Unvollkommenheiten wie andere menschliche Einrichtungen auch. Man verschließt davor vergebens die Augen, die Gegner werden schon darauf aufmerksam machen. Es mag den liberalen Parteien bequem oder unbequem sein, daß die Frage nach dem Niedergange des Parlamentarismus gerade jetzt erörtert wird, wo eine neue liberale Welle durch die Lande geht; sie kommen aber nicht darum hin, sich an diesen Erörterungen zu beteiligen und nötigenfalls ihre Stellung zu den alten Idealen des Liberalismus zu revidieren, sie fallen zu lassen und neue aufzustellen.

Das Eine steht jedenfalls fest, daß sich im modernen Parlamentarismus, der sich auf dem allgemeinen gleichen Wahlrecht aufbaut, eine Menge schwerer Unzulänglichkeiten gezeigt haben. Die schlimmsten Unzulänglichkeiten sind die,

die durch den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit entstanden sind. Gerade auf dem Gebiete der Politik ist dieser Gegensatz besonders scharf, mindestens ebenso wie auf dem Gebiete des religiösen Lebens, wo er in der Kluft zwischen Religion und Kirchentum zutage tritt. Nach der Idee soll das Parlament eine Auslese der tüchtigsten und besten Männer der Nation sein; nach der Idee treten die Staatsbürger zusammen, um im Nachdenken über das Wohl des Vaterlandes den Würdigsten unter sich zu ihrem Vertreter zu erwählen. In der Wirklichkeit sehen wir nicht etwa, daß vor den Wahlen die einzelnen mit sich zu Räte gehen, wer unter ihnen der würdigste Vertreter sei, sondern wir sehen das Volk in verschiedene Massen auseinanderfallen, die sich in der Hauptsache nach Berufen gliedern, also sich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten scheiden. Diese Massen werden dann nach ihrem angeblichen oder wirklichen Interesse von geschickten politischen Suggestioneuren gelenkt. In der Idee wird an die Einsicht und den Patriotismus der einzelnen appelliert, in der Wirklichkeit sind Einsicht und Patriotismus nur Aushängeschilder, spekuliert wird dagegen faktisch auf gewisse Masseninstinkte, die mit den größten Mitteln, die auf die Massen Eindruck machen, geweckt werden. Darum sind es auch nicht die Tüchtigsten und Besten, die diese Mittel anwenden, sondern es sind meistens diejenigen, die sich am besten auf die Massen verstehen, die den Massen am meisten versprechen, — nicht die die Massen hinaufheben, sondern die zu den Massen herabsteigen, welche als deren Vertreter ins Parlament einziehen. Und das Parlament selbst ist ein Spiegelbild der Massen, die von der Parlamentstrübüne aus weiter umschmeichelt werden, und während die Abgeordneten in Wirklichkeit um nackte wirtschaftliche Interessen kämpfen, berauschen sie die Massen zugleich mit schön klingenden allgemeinen Phrasen von den edlen Absichten ihrer Partei und von den bösen Gefinnungen der Gegner.

Überall, wo Ideale und Wirklichkeit auseinanderlaufen, setzt eine Bewegung ein, sie in bessere Übereinstimmung zu bringen. Die religiöse Bewegung unserer Zeit ist ein Beispiel davon. Es kann nicht ausbleiben, daß dieser Vorgang auch auf dem Gebiete der Politik stattfindet. Ernste Männer aus allen Parteilagern schenken ihm die aufmerksamste Beachtung, wie Zentsch, Unold, neuerdings auch der Däne Christensen (in seinem Buche „Massenmoral und Politik“, verlegt bei Teubner), dessen Gedankengängen sich der Verfasser im großen und ganzen anschließt. Nur im liberalen Parteilager verkennt man noch die Bedeutung der Dinge, die da allmählich kommen wollen. Man gibt sich hier einem gefährlichen optimistischen Duetismus hin. Man kann freilich seine Augen den vielen Schäden des Parlamentarismus nicht ganz verschließen, aber man verneint, daß es sich dabei um die Grundlagen des parlamentarischen Wesens handelt, und glaubt es nur mit Auswüchsen zu tun zu haben, die sich ohne Erneuerung der Grundlagen beseitigen lassen. Man läßt sich durch einen bequemen Mystizismus einschläfern: wenn das allgemeine Wahlrecht nur überall in den Einzelparlamenten durchgeführt wird, wenn ferner eine gerechte Wahl-

Freieinteilung vorgenommen, wenn das Wahlgeheimnis wirklich geschützt, wenn die allgemeine Bildung gehoben, besonders wenn das Volk im liberalen Sinne aufgeklärt wird, dann kann es gar nicht ausbleiben, daß die geschilderten Unzuträglichkeiten schließlich von selbst fortfallen, daß der tatsächliche Wille des Volkes zum Ausdruck kommen, eine vernünftige innere Politik getrieben, Recht und Gerechtigkeit triumphieren und das Ganze blühen und gedeihen muß. Die Idee des *laissez faire, laissez aller*, die auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens gründlich banterott gemacht hat, herrscht in den Kreisen der liberalen Parteien in bezug auf das Verfassungswesen noch uneingeschränkt. Der politische Liberalismus, dem doch die Vernunft Autorität ist, huldigt hier einem ganz vernunftlosen Utopismus, wenn er an eine Art prästablierter Harmonie durch den Parlamentarismus glaubt, die faktisch durch keine Erfahrung begründet ist, gegen die vielmehr alle politische Erfahrung spricht. Denn es ist für den Unbefangenen ganz klar, daß, wenn schon heute, wo die Demokratisierung des Verfassungslebens doch immerhin nur eine beschränkte ist, die Masse mit ihren primitiven Instinkten das politische Niveau herabzieht, dies noch viel mehr der Fall sein wird, wenn die Masse vermittelt des allgemeinen und gleichen Wahlrechts in allen Körperschaften noch mehr Einfluß erhält. Das Ende wird nicht eine Politik auf höherer Stufe der Kultur, sondern die Herrschaft der Demagogie mit ihren Schrecken sein.

Der große Irrtum, den der Liberalismus in seinem Bemühen begeht, den Widerstreit zwischen Wirklichkeit und Ideal zu schlichten, besteht darin, daß er die Wirklichkeit falsch sieht, und auf dieser falsch gesehenen Wirklichkeit falsche Ideale aufbaut. Es ehrt ihn sein Idealismus, der ihn die Menschen so hoch einschätzen läßt, aber mit diesem Idealismus verliert er schließlich allen Boden unter den Füßen, und wenn er eines schönen Tages erwacht, wird er sehen, daß seine Kämpfe nur noch Schattenkämpfe sind, daß die wirklichen realen Kämpfe auf ganz anderem Gebiete und auf ganz andere Weise ausgefochten werden. Der Liberalismus nehme daher die Wirklichkeit, wie sie ist, und suche von da aus zu neuen Idealen zu gelangen. Es hat heutzutage keinen Zweck mehr, über die Politik der wirtschaftlichen Sonderinteressen, die sich im Parlamente breit machen, zu wehklagen, in der Politik der wirtschaftlichen Interessen die Bombe zu verfluchen, die Bismarck einst geworfen habe, um die Liberalen zu schwächen. Es ist unreal gedacht, an die selbstlose Hingebung, an die edle Vaterlandsliebe der alten vormärzlichen und nachmärzlichen Parlamentarier zu erinnern und ihre Tugenden wieder herbeizusehnen. Wie werden ihr Idealismus und ihre Opferfreudigkeit wiederkehren. Solche Tugenden gedeihen nur, wo ganz große Ziele vor Augen stehen, große allgemeine Ziele, wie die Schaffung der deutschen Nation und ihre Verfassung waren, über die der einzelne mit seinen kleinen individuellen Sorgen und Wünschen sich vergißt und vergessen wird. Ist die Institution geschaffen, dann kommt notwendig die Kleinarbeit und dann drängen sich von selbst die individuellen Ansprüche in den Vorder-

grund. Die sich erst freuten, daß sie überhaupt eine Unterkunft fanden, kämpfen jetzt um den besten Platz in der Wohnung.

Die Sozialdemokratie hat es zuerst erkannt, daß die politischen Kämpfe im wesentlichen wirtschaftliche Kämpfe sind. Sie hat das mit einer so brutalen Offenheit ausgesprochen, daß sich der in Ideologien lebende sentimentale Bildungsdeutsche davon angewidert abgestoßen fühlte. Nach der Sozialdemokratie hat der Bund der Landwirte mit derselben brutalen Rücksichtslosigkeit sich zum Vorkämpfer des aderbautreibenden Grundbesitzes erklärt. Nur der Liberalismus sträubt sich, den wirtschaftlichen Faktor in der Politik als den entscheidenden anzuerkennen. *) Nur er hält an der Fiktion fest, die Bürger wollten alle das Beste des Staates, nicht ihr eigenes. Es wird Zeit für den Liberalismus, sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen zu stellen, und das Prinzip der wirtschaftlichen Interessen seinerseits als treibende Kraft in der Politik anzuerkennen. Er wird sehen, daß er damit die Basis gefunden hat, von der aus das politische Leben unserer Tage zu kurieren ist, von der aus der Parlamentarismus neu konstruiert werden kann, von der aus eine wahre Demokratie, die nicht zur Massenherrschaft, zum Proletariatismus, zur Demagogie führt, aufgerichtet werden kann. Er wird freilich sein heutiges Ideal vom parlamentarischen Wesen begraben müssen. Denn wenn ich mich zu dem Grundsatz bekenne, daß es wirtschaftliche Interessen sind, die das politische Leben beherrschen, dann ist es durchaus widersinnig, eine parlamentarische Gliederung des Volkskörpers in einer Weise vorzunehmen, daß die wirtschaftlichen Interessen direkt negiert werden. Dann ist es vielmehr allein logisch, die politische Vertretung des Volkes gemäß seinen wirtschaftlichen Interessen, nach seiner wirtschaftlichen Schichtung vorzunehmen. Das heißt, dann ist es eine unabwiesbare Forderung, aus den jetzigen Parlamenten wirtschaftspolitische Vertretungen, Berufsvertretungen zu machen.

Aber das heißt, den Teufel mit Beelzebub austreiben! wird mancher gut liberale Mann entsetzt ausrufen. Nun will man gar noch die wirtschaftliche Begehrlichkeit sanktionieren und hofft dadurch zu besseren Zuständen zu gelangen, daß man ausdrücklich anerkennt, was ausgerottet werden sollte! Mir scheint, daß dieser Einwand nicht stichhaltig ist. In einem auf Grund einer Berufsvertretung aufgebauten Parlamente wird der Kampf um wirtschaftliche Interessen nicht heißer sein als er jetzt schon ist. Aber eins wird durch ein solches Berufsparlament ganz gewiß erreicht werden: der Kampf wird ehrlicher werden. Heute handelt es sich um wirtschaftliche Interessen, aber man verbirgt sie unter tönenden Schlagwörtern und heuchlerischen Phrasen. Die Wissenden bedienen sich der Masse der Unwissenden zu ihren Zwecken, indem sie sie täuschen

*) Hier übersieht der Autor die Gründung des Hansabundes, der vor drei Jahren an dieser Stelle so warm begrüßt wurde, eben weil die Hoffnung bestand und auch noch besteht, daß er mit seinem offenen Bekenntnis zu wirtschaftlichen Aufgaben befähigt sein werde, wenigstens die liberalen Parteien in dem vom Autor gedachten Sinne umzubilden und in ihre Politik mehr Ehrlichkeit zu bringen.

und am Gängelbände führen, wohin sie sie haben wollen. Dieses unehrliche Spiel ist, wenn mit offenem Visier gekämpft wird, nicht mehr so leicht möglich. Wissen die Wähler, daß es sich nur um wirtschaftliche Interessen handelt, dann werden sie sich von keinem Phrasengeklingel mehr betören lassen, gegen ihre wirklichen Interessen zu stimmen und Parteien zu unterstützen, die ihre Lebenskraft nur noch aus dem mit Absicht gepflegten Phrasennebel ziehen. Den großen Volksverführern wird das Handwerk gelegt. So wird auch ein zweites erreicht: heutzutage wird über alle möglichen Interessen von Nichtfachverständigen entschieden, und die großen wirtschaftlichen Interessengruppen suchen auf dem Wege des Antichambrierens bei den Parlamentsgewaltigen und in den Ministerien ihre Sachen wahrzunehmen. In einem Berufsparlamente sitzen nur Sachverständige. Die einzelnen Berufsgruppen, die nach ihrer Bedeutung für den Wirtschaftskörper des Volkes ihre Vertretung erhalten würden, werden nur ihre sachverständigsten Leute in das Zukunftsparlament schicken, und dieses würde somit eine Sachverständigenkammer par excellence werden, in der sich niemand ein X für ein U vormachen lassen und nur nach sachlichen Gesichtspunkten entschieden werden würde. Gewiß wird ein solches Parlament dadurch den Anstrich eines rein geschäftlichen Konsortiums erhalten. Das mutet uns vielleicht zuerst etwas nüchtern an, aber schließlich ist es kein Fehler, wenn heutzutage etwas weniger geredet und mehr gearbeitet wird. Das aber dieser geschäftliche Charakter, den das Parlament erhält, einem gedeihlichen Arbeiten hinderlich sein sollte, ist kaum anzunehmen; wahrscheinlich wird die Verständigung in einem solchen Parlament, unter nüchternen Geschäftsleuten, die wissen, um was es sich handelt, leichter sein als unter Volksvertretern, die von politischen Leidenschaften hin- und hergeworfen werden. Wie dem auch sei, unter einem solchen Geschäftsparlament werden, wie gesagt, den großen Demagogen die Waffen entwunden und wird damit dem ganzen widerlichen Treiben vor den Wahlen ein Ende gemacht. Dabei ist es bei der Berufsvertretung nicht nötig, daß das Wahlrecht ein indirektes würde; es könnte ruhig allgemein und direkt bleiben, nur wäre es nicht mehr gleich, da ja die verschiedenen Berufsgruppen je nach ihrer Bedeutung für den Staat eine verschiedene Anzahl von Vertretern hätten.

Im übrigen soll dieser Artikel keine Auseinandersetzung über Einzelheiten des Berufswahlrechts geben, sondern nur eine Anregung sein, über das Problem des gegenwärtigen Parlamentarismus nachzudenken, eine Aufforderung an die Liberalen, das zu tun. Gewiß ist es für eine Partei ungeheuer schwer, sich von einem Dogma abzuwenden, besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die Sozialdemokratie das Reichstagswahlrecht für tabu erklärt hat und jeden zum „Volksfeinde“ stempelt, der es wagt, darüber eine eigene Meinung zu haben. Selbstredend: denn der Sozialdemokratie, die mit Bewußtsein nur wirtschaftliche Interessen vertritt, kommt die heutige ideologische Verfahrenheit im bürgerlichen Lager nur zu gut. Immerhin, der Liberalismus sollte sich sagen: das allgemeine gleiche Wahlrecht ist etwas Gewordenes, und als etwas Gewordenes

unterliegt es auch der Veränderung. Vielleicht war es nötig, um der Arbeiterschaft und dem Kleinbürgertum aus dem Sumpf zu helfen, in den sie durch den jungen Industrialismus geraten waren. Aber wenn die Sozialdemokratie es zum Behufel benutzen will, um die Lohnarbeiterschaft zur herrschenden Klasse zu machen, zum Mittel, mit dem sie den Staat erobern will, ein Ziel, das man als Unbefangener doch wirklich nicht wünschen kann, dann ist es tatsächlich Zeit, darüber nachzudenken, ob dieses Wahlrecht noch den veränderten Verhältnissen entspricht, ob man es noch weiter ausbauen und auf die Einzellanbtage noch übertragen soll oder nicht*).



Schaffen und Genießen

Die Tendenz zur reinen Konsumtion und ihre Bekämpfung

Von Professor Dr. Alfred Vierkandt-Berlin

II.

Wir beenden damit unseren Rundgang. Der Sinn des Ganzen ist klar: der moderne Mensch wünscht, so können wir es in einem Bilde ausdrücken, wenn er den Mühen der Berufsarbeit den Rücken kehrt, sich auf ein Ruhesofa zu legen und die Güter des Lebens gleich gebratenen Tauben sich von selbst in den Mund fliegen lassen. Die allgemeinen Ursachen dieser ganzen Wandlung sind die nämlichen, die wir für das engere Gebiet der häuslichen Wirtschaft bereits oben kennen lernten. Auf der einen Seite wirken die Bemühungen der Berufstätigkeit auf sie hin. Die Industrie — dieses Wort im weitesten Sinne genommen — sucht nach immer neuen Betätigungen und Absatzmöglichkeiten; unsere Lehrer und Gelehrten, Künstler und Schriftsteller suchen ebenso immer neues Publikum zu gewinnen und für ihre Tätigkeit neue Ziele ausfindig zu machen. Alle diese Bemühungen sind dabei entsprechend der Gesamtart unserer Zeit mit einem viel höheren Maße von Rationalität verbunden, als es jemals früher der Fall war. So ergießt sich eine Flut von Angeboten und Erzeugnissen über das Publikum, deren dieses sich kaum zu erwehren vermag. Und dazu kommt die innere Resonanz, die diese Anerbietungen bei ihm finden: sie stellen durchweg verlockende Reize für die Konsumenten dar. Sie appellieren einerseits an edlere Interessen, wie das Bildungsinteresse, den Naturfönn, das Freiheitsbedürfnis und das Streben

*) Wir weisen auf den Aufsatz des Syndikus der Handelskammer zu Schweidnitz, des Herrn Dr. Feubner, in Heft 28 vom Jahre 1911 „Ständegliederung und Ständeverfassung“, der ähnliche Forderungen, wenn auch von anderen Gesichtspunkten ausgehend, erhebt. D. Schriftlfg.

nach Geltendmachung der Persönlichkeit, und anderseits an niedere Instinkte wie die Bequemlichkeit und Eitelkeit. Eine wesentliche Rolle spielt bei dem Ganzen auch die besondere Beschaffenheit der Berufstätigkeit in unserer Zeit. Sie weist zwei Eigentümlichkeiten auf. In früheren Zeiten war die Arbeit mit einem höheren Maße von sinnlichen Reizen und von Befriedigung des Selbstgefühls verbunden und mit der ganzen Persönlichkeit und dem Gesamtleben des Menschen enger verknüpft. Diese Eigenwerte der Arbeit sind heute zum großen Teil verloren gegangen; immer mehr wird sie zu einem bloßen Mittel zum Zweck des Erwerbes oder der Befriedigung des Ehrgeizes. Gleichzeitig erfordert sie durchschnittlich ein viel höheres Maß von Anspannung als früher. Alles, was ihm so die Arbeit an Befriedigung nicht mehr gewährt, erwartet der Mensch nun in gesteigertem Maße von dem Zustande der Muße. Gleichzeitig ist er aber durch die Anspannung der Arbeit in einen Zustand der Erschlaffung ver setzt, der ihm die reine Passivität erwünscht macht. So ist das normale Gleichgewicht zwischen Arbeit und Muße, zwischen Berufstätigkeit und häuslichem Leben, zwischen den Anforderungen der Außenwelt und den Bedürfnissen des Innenlebens zerstört. In beiden Gebieten ist eine ähnliche Einseitigkeit eingegriffen: dort eine Anspannung ohne innere Gebundenheit, hier ein Genießen ohne Hingabe und Vertiefung; dort eine reine Produktion, hier eine reine Konsumtion — beide ohne Rücksicht auf die Natur des produzierenden und konsumierenden Menschen. Denn normaler Weise soll die Arbeit in Gestalt der inneren Hingabe ein Element der Muße, die Muße aber in Gestalt einer mäßigen Anspannung ein Element der Arbeit in sich enthalten.

Schwere Schäden sind mit dieser Einseitigkeit verbunden. Sie kommen uns nur deswegen so wenig zum Bewußtsein, weil unsere Werturteile in viel höherem Maße, als man sich gewöhnlich klar macht, von den bestehenden Tatsachen abhängen und sich nach ihnen richten. Einseitige Tendenzen haben so auch einseitige Lebensauffassungen und Ideale zur Folge. Das gilt auch für unsere Zeit. In der Einseitigkeit ihrer Lebensideale spiegeln sich gewisse tatsächliche Abweichungen von einer gesunden und gedeihlichen Lebensführung, die uns schwer belasten. Besonders vier Tatsachen kommen hier in Betracht.

Erstens huldigen wir einem falschen Ideal der Bequemlichkeit. Wie sehr unsere Zeit den Wert der Bequemlichkeit überschätzt, davon war schon oben die Rede. Der Wert jeder Neuerung und Veränderung wird im allgemeinen ohne weiteres an der Erleichterung gemessen, die sie gewährt. Als vollkommenstes Leben gilt dasjenige, das mit dem höchsten Maße von Bequemlichkeit verknüpft ist. Wie sehr aber widerspricht diese Anschauung der menschlichen Natur. Wo sich diese noch unverhüllt zeigt, gewahren wir überall als ihren wesentlichsten Zug einen Drang zur Tätigkeit, zu Erlebnissen und zur Selbstständigkeit. Am deutlichsten sehen wir das an dem kleinen Kinde, das sich den ganzen Tag fortgesetzt beschäftigen muß, etwas erleben und immer selbstständig sein will; wie denn überhaupt vielleicht die Kinder am meisten unter

der Tendenz, von der hier die Rede ist, zu leiden haben. Wir können den Tatbestand auch erläutern an dem Gegensatz zwischen der blasierten und der gesunden Mutter: die eine läßt fremde Personen für ihre Kinder sorgen, hält sich alle Bemühungen und Sorgen für sie vom Leibe und führt ein gemächliches Dasein; die andere, die ganz für sie lebt, ist oft von Mühen und Anstrengungen überlastet. Aber zugleich führt die eine ein inhaltleeres, die andere ein inhalthereiches Dasein: die eine verkümmert, die andere entfaltet sich. Schon Aristoteles hat darauf hingewiesen, daß der Wohltäter seinen Klienten in der Regel mehr liebt, als dieser ihn, offenbar deswegen, weil er eben durch die seinem Schützling gewidmete Mühe mit ihm verknüpft ist. Und so kann man allgemein sagen, man liebt die Menschen und die Dinge und verwächst mit ihnen in dem Maße, in dem man Arbeit in sie hineingesteckt hat. Menschen und Dinge dagegen, die uns lediglich das Dasein bequem machen, werden wohl geschätzt und können unentbehrlich werden, aber sie treten zu uns nie in dasselbe innere Verhältnis wie diejenigen, an denen wir unsere Kraft geübt oder deren Grenze erfahren haben. Wie verwüstend muß also eine Tendenz wirken, die diesen Tatsachen des Seelenlebens ins Gesicht schlägt. Für die ganze Art unserer Muße muß wieder das variierte Wort Senecas zur Geltung kommen, wie es als Inschrift auf einem bekannten Kunsttempel den Reiz der Muße kennzeichnet: *res severa verum gaudium*.

Zweitens leidet unsere Zeit an der Vergötterung der Quantität. Die Tugend des Maßhaltens kennt das Erwerbsleben nicht, das vielmehr überall nach einem Maximum von Leistung und Profit strebt. Ebenso hat unsere Technik (auch diejenige der Kunst) uns an virtuosenhafte Leistungen auf allen Gebieten gewöhnt. Das natürliche Sensationsbedürfnis, gesteigert durch die Reklametätigkeit und die Jagd nach dem Erfolg, mag solche Virtuosenhaftigkeit nicht mehr missen. Diese Art der Bewertung greift nun auch über auf die Gebiete der Muße. Der Sinn für Maß und Einfachheit wird zerstört. Insbesondere steht unsere Zeit dabei unter der Herrschaft eines falschen Ideals der Vielseitigkeit. Denn dieses Ideal geht nicht auf das Innere, sondern auf das Äußere und Äußerliche. Das Ideal des modernen Menschen ist: über alles Neueste unterrichtet, in jedem Sport und jeder Art von Zerstreuungen bewandert zu sein, alles mitzumachen und alle Künste des Erfolges zu beherrschen. Als unsere Klassiker und Romantiker das Ideal der harmonischen Menschlichkeit aufrichteten, meinten sie es in einem etwas anderen Sinne: sie dachten an eine gleichmäßige Entfaltung aller Anlagen, an einen engen inneren Zusammenhang aller Betätigungen der menschlichen Seele. Welche Auffassung gesünder ist und mehr in die Tiefe geht, kann nicht zweifelhaft sein. In der Tat, der Sinn des Ideals der Vielseitigkeit kann für jeden, der noch ein höheres Ziel als den äußeren oft sogar nur äußerlichen Erfolg kennt, doch nur der sein, daß es eine Steigerung der Kraft, der Leistungsfähigkeit, des Gehaltes der Seele und ihres inneren Reichtums bedeutet, oder wie sonst man diesen mit Begriffen nicht voll auszuschöpfenden

Komplex von Werten umschreiben mag. Verwirklicht werden kann, soweit es überhaupt möglich ist, dies Ideal nur dadurch, daß man die Anlagen der Seele durch fortgesetzte Tätigkeit entwickelt, denn nur durch Übung wird die Kraft gesteigert. Dabei aber sind dieser Steigerungsmöglichkeit drei wichtige Grenzen gezogen, über die gerade unsere Zeit sich überall hinwegsetzt. Erstens darf die Tätigkeit einen bestimmten Grad nicht übersteigen, wenn sie nicht durch Überanstrengung einen Zustand der Erschöpfung, mindestens der Beeinträchtigung der Trieb- und Aneignungsfähigkeit herbeiführen soll. Zweitens darf der menschlichen Seele nicht zu vielerlei zugemutet werden, wenn nicht ihre Einheitslichkeit bedroht werden soll. Schon Untersuchungen über die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses haben ergeben, daß das Auswendiglernen erschwert wird, wenn nach der Zeit des Lernens statt der Entspannung eine andere intensive Arbeit eintritt. Die ungleichartigen Erlebnisse der Seele stören sich gleichsam gegenseitig, wenn sie sich zu sehr häufen, und hindern einander, sich einzuwurzeln. Drittens darf es für jede einzelne Beschäftigung nicht an Zeit gebrechen. Auch hier haben die eben erwähnten Gedächtnisversuche gezeigt, daß eine Verteilung von Übungen über eine längere Zeit viel bessere Ergebnisse liefert als deren Zusammendrängung auf eine einzige Stunde. Zum Teil hieraus erklärt sich wohl die bekannte Tatsache, daß der Examendrill so wenig dauernde Früchte trägt. Und hierin liegt eine der größten Schwächen unserer Zeit, zugleich eine ihrer größten Gefahren für die Kultur der Seele, daß sie überall das Tempo zu schnell nimmt und dem einzelnen Eindruck nicht Ruhe genug gewährt, sich gleichsam zu setzen. Die ganze rastlose Vielgeschäftigkeit der Gegenwart hat überhaupt zur Folge, daß in den drei angedeuteten Richtungen die Grenzen fortgesetzt überschritten werden, die für die Steigerung der inneren Kraft der Seele gezogen sind. Wir sind gegen diese Schäden gleichgültig und stumpf eben dank der Herrschaft der Tendenz zur reinen Konsumtion: indem wir uns mit dem bloßen Hinnehmen begnügen, ohne innere Aneignung und Verarbeitung zu erlangen, entwöhnen wir uns auf die Entfaltung der inneren Kräfte der Seele überhaupt Gewicht zu legen.

Ein drittes Übel, das sich mit der Herrschaft unserer Tendenz verbindet, liegt in der starken Beeinträchtigung oder völligen Zerstörung derjenigen Gefühlswerte, die sich auf die Sphäre der Einwurzelung beziehen. Gemeint ist damit der Zustand des Verwachsenseins mit Familie, Haus und Hof, Heimat und Berufssphäre, endlich auch mit dem Staate, der Nation und dem gesamten geistigen Leben der Zeit. Damit ein Zustand enger Verbindung auf diesen Gebieten erwächst, ist zunächst ein hinreichendes Maß äußerer Stabilität erforderlich, an dem es heute vielfach fehlt. Ferner bedarf es dazu genügender Zeit und innerer Freiheit: man muß den Dingen und Personen Arbeit zuwenden, sich auf sie konzentrieren, sich in sie vertiefen, damit ein Zustand inneren Zusammenlebens entsteht und das Ich sich in seiner Umwelt verankert. Nur ein hinreichender Grad von Beschaulichkeit ermöglicht es dem Ich, enge Fäden zwischen

sich und seiner Umgebung zu spinnen. Wer aber in seiner Muße nur konsumieren will, der vermag, auch abgesehen von den äußeren Schwierigkeiten, schon wegen seiner inneren Verfassung all das nicht zu vollbringen. Und in der Tat gehört eine allgemeine Heimat- und Wurzellosigkeit zu den größten Übeln unserer Zeit. Auch hier ist der Einfluß der Geldwirtschaft und Industrie unverkennbar. Für die Industrie ist jede Leistung erkaufbar; indem für sie jeder Wert sein Äquivalent in Geld hat, ist für sie jedes Gut grundsätzlich vertauschbar: einen spezifischen Wert der Dinge kennt sie im Prinzip nicht.

Viertens wird durch die Herrschaft unserer Tendenz das Gesamtideal des Lebens verengt und verflacht — ein Punkt, auf den wir bereits bei der Besprechung des Familienlebens hinwiesen: alle Ordnungen und objektiven Güter verlieren ihren Selbstwert und werden zu bloßen Genußmitteln für das freie Individuum erniedrigt. Früher wohnten dem Haus und Hof, der Heimat, dem Staate und Volke ein eigener Geist inne, dem man diente; und Ähnliches galt von den Gebilden der Kunst und den Lehren der Wissenschaft sowie dem Inhalte der Berufssphäre; man denke in letzter Beziehung nur an die Bedeutung der Berufslehre und der Berufszugungen. In diesen objektiven Gebilden fand der einzelne überall den letzten Sinn, den eigentlichen Halt und den Anker seines Daseins. Er diente ihnen nicht in der Art des Sklaven, sondern in der Art des Musikers, dem eben der strenge Zwang seiner Kunst die Freiheit gibt, sich vom dumpfen Druck des Lebens zu befreien und die Schwingen seiner Seele zu entfalten. Die Gefühle der Verehrung, die man diesen Gebilden entgegenbringt, beruhen auf einem tiefgewurzelten Bedürfnis, ja geradezu auf einem Instinkt der Unterordnung — auf dem Verlangen, sich einem sinnvollen Ganzen einzuordnen und eben dadurch seinen Wert zu erhalten. Kein größeres Glück gibt es in der Tat für den Menschen, nichts Höheres winkt ihm, als den ganzen Inhalt seines Wesens dadurch zu entfalten, daß er mit Gebilden verwächst, die seine edelsten Reime ans Licht bringen. Die Tendenz zur bloßen Konsumtion weiß von einem solchen Willen zur Unterordnung nichts. Sie wandelt in den Bahnen jenes Geschäftsfinnes, der sich durch nichts als durch seine Verträge gebunden fühlt, und für den es gleich ist, ob er an alten Hosen oder neuen Büchern oder an der Kriegsausrüstung seines Volkes seinen Profit macht: etwas Heiliges gibt es für ihn im Prinzip nicht. Die objektiven Ordnungen, Güter und Gebilde sind für jene Tendenz lediglich dazu da, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen: sie werden zu bloßen Mitteln der individuellen Lebensführung. Das höchste Ziel des Lebens besteht darin, daß der einzelne seine Existenz mit allen Gütern sättigt, ungetrübtes Behagen genießt und sein Leben normal ablaufen sieht.

*

*

*

Welches sind nun die Heilmittel gegen unsere Tendenz?

Zweiterlei ist von vornherein klar. Erstens kann die Lösung nur angedeutet werden, denn nur bei der Arbeit selbst lassen sich die geeigneten Mittel im einzelnen

ausfindig machen; nur dem Wanderer, der den kaum erkennbaren Pfad im verschlungenen Walde bereits betreten hat, erhellt sich dieser Schritt für Schritt, während er am Anfange nicht mehr als die Richtung anzugeben vermag. Zweitens lassen sich die Kräfte, welche die feindliche Tendenz tragen, nicht einfach beiseite schieben. Die einzige Möglichkeit, sich mit ihnen abzufinden, besteht darin, sie für das neue Ziel zu gewinnen. Möglich ist eine solche innere Umbiegung in der Tat. Unsere Industrie hat an sich kein größeres Interesse daran, geschmacklose als geschmackvolle Häuser zu bauen, und der berufliche Ehrgeiz eines Lehrers kann ebensogut darauf gerichtet sein, die Seelenkräfte seines Zöglings zu erwecken als sie zu ertöten.

Wodurch kann nun aber ein solcher Umschwung verwirklicht werden?

Im Prinzip ist diese Frage bereits beantwortet durch die großen, neues Leben schaffenden Reformbewegungen unserer Zeit, wie die Frauenbewegung, die Kunst- und Kunsthandwerksbewegung, die Käuferbünde, die Bemühungen um die Reform des Unterrichts oder die Hebung der Volksgesundheit. Alle diese Bewegungen sind Tendenzen in dem oben angedeuteten Sinne dieses Wortes. Es verquicken sich bei ihrer Herrschaft hohe und niedere Motive, es verquicken sich dabei die Initiativen einzelner und die Interessen von Massen. Das Hauptmittel, durch das jene Bewegungen sich durchsetzen, besteht bekanntlich in der Organisation von Vereinen, in denen Liebhaber- und Berufstätigkeit sich miteinander verbinden. Neben den idealen, den rein sachlichen Interessen sind hier überall Ehrgeiz, Eitelkeit, Erwerbsinteressen und die Aussicht auf das Vorwärtskommen wirksam. Ohne diesen Mechanismus wären alle jene Bewegungen nicht möglich. In eben dieser Weise muß sich ganz allgemein die Gegenkraft gegen die Tendenz zur reinen Konsumtion entwickeln und betätigen. Und zwar kommt es bei ihr darauf an, eine neue Lebensauffassung zur Geltung zu bringen. Ihr Schlagwort muß lauten: von der Produktion zur Konsumtion. Damit ist gemeint: der Schwerpunkt unserer Lebensführung und unserer öffentlichen und privaten Interessen liegt bis jetzt in der Erzeugung von Gütern, nicht in ihrer Verwendung. Das Streben der Zeit geht darauf aus, möglichst viel zu erzeugen auf möglichst ökonomischem Wege, insbesondere so, daß ein großer Profit dabei gemacht wird; und alles dies ohne Rücksicht auf die Art der Verwendung und deren weitere Folgen. Einem Möbelfabrikanten z. B. ist es bei seiner Kalkulation gleichgültig, ob durch seine Erzeugnisse der Geschmack des Publikums veredelt oder verschlechtert wird. Und so läßt es unsere ganze Industrie im Prinzip kalt, ob ihre Produkte Segen oder Gift verbreiten. Maßgebend ist lediglich der Grad der Rentabilität der Arbeit. Tatsächlich liegt hier eine Umkehrung des natürlichen und gesunden Verhältnisses vor; und es ist die größte Aufgabe der Gegenströmung, diese Wahrheit zur Geltung zu bringen. Wertvoll ist für die Gesamtheit, für den Staat und die Gesellschaft nicht das, was Geld einbringt, sondern was gesunde Bedürfnisse befriedigt,

gesunde neue Bedürfnisse weckt und den ganzen Menschen fördert. Die Produktion von Gütern ist nicht Selbstzweck, noch weniger Mittel zum Profit, sondern sie soll den Interessen einer gesunden Konsumtion dienen. Der letzte Maßstab für den Wert der Produktion liegt also nicht in den Erwerbsinteressen der Produzenten oder in der Mehrung des Nationaleinkommens und des Volkswohlstandes, sondern in den Bedürfnissen der Konsumenten, das heißt der Gesamtheit.

Ansätze zu dieser Auffassung und Bewegungen, in denen sie sich betätigen, sind bereits vorhanden; die meisten der oben genannten Reformbewegungen gehören dahin. Es kommt nun darauf an, daß diese Anschauungen und Strömungen vertieft, vereinheitlicht und zu einer großen Gesamtströmung zusammengefaßt werden. Die Bewegung aber muß von den Konsumenten ausgehen, diese dabei in Gegensatz gestellt zu der produzierenden Industrie. Gemeinnützige Organisationen sind, wie eben angeführt, ein Hauptmittel der Bewegung. Ebenso wichtig aber ist die individuelle Reformarbeit eines jeden einzelnen. Die Grundzüge einer solchen neuen Lebensführung versuchen wir im folgenden anzudeuten.

(Schluß folgt)



Sprüche

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Das ist die Gefahr am listigen Ruhm:
er macht dich zu fremdem Eigentum!

* * *

Wenn einer in seiner Dummheit beharrt,
so heißt es: der hat Eigenart.

* * *

Bewunderst du einen großen Mann,
dann zeige mir seine Fehler an;
erst wenn du die zu verstehen weißt,
verspürst du etwas von seinem Geist.





Der Kronprinz und sein Buch



aß ein Thronfolger ein Buch für die Öffentlichkeit schreibt, ist gewiß etwas Ungewöhnliches. Es ist ein eigentümliches Zusammenreffen, daß in unserer Zeit jedermann das Recht auf freie Meinungsäußerung für sich beansprucht, dieses selbe Recht aber einer „offiziellen Persönlichkeit“ schwerer denn je zugänglich ist; es müßte sich denn schon, wie im vorliegenden Falle, um ein so neutrales Gebiet wie die Jagd handeln, das dem politischen Kritiker keinen Angriffspunkt bietet.

Dabei fällt mein Blick auf das Geleitwort des Verfassers: „Diese kleinen Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen keinen Anspruch auf schriftstellerischen Wert erheben. Lose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuche eines Menschen, der die echte, maidgerechte Jagd liebt und dem die schöne große Natur ein unverfiegbarer Quell von Schönheit und Lebensfreude ist.“

Ich meine, das ist so gedacht, daß man ruhig die Kritikerbrille weglassen kann, um sich einmal ganz natürlich den Menschen anzusehen, der zu uns sprechen will. Denn darin liegt meines Erachtens der eigentliche Wert der „losen Blätter“.

Für jeden Deutschen ist es ohne Zweifel von Interesse, seinen Kronprinzen einmal etwas näher kennen zu lernen. Und wie könnte dieses Kennenlernen besser geschehen, als wenn dieser selbst in seiner natürlichen, ungezwungenen Weise mit uns plaudert, uns dadurch so manchen Blick in sein Inneres tun läßt und geradezu zu einer kleinen Charakterstudie auffordert. Denn charakteristisch sind diese kleinen Erzählungen, das wird auch der schlimmste Mörgler nicht bestreiten können. Selbst wenn das „W“ mit der Krone nicht auf dem grünen Einband stände, wenn die eingestreuten hübschen Photographien und die Textstellen fehlten, aus denen man ohne weiteres den Verfasser erfieht, so verräete doch jede Zeile den jungen preußischen Reiteroffizier, der mit Leib und Seele mit dem Pferde verwachsen ist, der an jedem körperlichen Sport seine helle Freude hat, der mit fröhlichem Optimismus an das Leben herantritt und seine Neigung, einmal zu Pferde einen leichtsinnigen Sprung zu wagen, auch im übrigen Leben nicht ganz verleugnen kann.

Aber auch so mancher tiefere Gedanke ist in die Erzählungen hineingewoben, der einen Blick in das innere Gemütsleben gestattet: Die gemeinsamen Ausflüge mit der Gattin, die gute Kameradschaft mit Jugendfreunden und Jagdgenossen, das Mitgefühl mit den armen Städtern, denen der Genuß des freien Lebens dort draußen versagt ist, sogar das „Faible für die amüsanten Strolche“, die Zigeuner; und dann der immer wiederkehrende Preis der Natur, das alles enthüllt so manche sympathische Seite und wird so treuherzig und schlicht ausgesprochen, daß es anmutet wie ein warmer, freundlicher Händedruck.

„Die Bügel, die Büchse, der Bergstock sind meiner Hand gefügiger, als die Feder.“ Das ist ein freimütiges und der Öffentlichkeit gegenüber nicht ganz ungefährliches Geständnis. Man hat wenigstens dem Kronprinzen während seiner indischen Reise wiederholt den Vorwurf gemacht, er widme sich zu ausschließlich dem Sport und fände keine Zeit zu ernstern Studien.

Der Angegriffene nahm damals trotz seines obenstehenden Geständnisses selbst die Feder zur Hand und verteidigte sich indem er betonte, er lerne im Verlauf seiner Ausflüge im Gespräch mit den hohen englischen Beamten schneller und mehr, als durch eingehende Spezialstudien.

Wer hat nun recht? Die Ansicht unserer Kritiker in Ehren; aber riecht das Ganze nicht doch etwas nach der Studierstube des gründlichen deutschen Professors? Ich entsinne mich, daß ich meinen tiefsten Einblick in das Getriebe der anglo-indischen Verwaltung (allerdings in spezielle Verhältnisse, die aber sehr den Verhältnissen in unseren afrikanischen Äquatorialkolonien gleichen) machte, als ich, die Büchse in der Hand, mit einem englischen Beamten in den Urwäldern der Provinz Assam herumzog. Für einen Thronfolger ist es vor allem wichtig, die „großen Linien“ kennen zu lernen und zur Erreichung dieses Zwecks war der in Indien betriebene Anschauungsunterricht sicher nicht die schlechteste Methode.

Der in Indien lebende Engländer hält den Sport, in Anbetracht des Klimas nicht mit Unrecht, für ebenso nötig zum Leben, wie Essen und Trinken. Nur wer ein guter Sportsmann ist, gilt als ganzer Mann. Wäre da ein steifer Kerl oder ein verzärteltes Mutterföhnchen aus Deutschland herübergekommen, so hätte man diesem mit Rücksicht auf seine Stellung ja immer das nötige Maß von Höflichkeit entgegengebracht, mehr aber nicht. Wenn dagegen der Kronprinz nach seinem kurzen Aufenthalt in Indien überall als „a good fellow“ bekannt und beliebt war, wenn noch heute so manches Engländers Augen aufleuchten, sobald er von seinem Zusammensein mit dem „crownprince“ erzählt, so zeigt das, daß dieser es den Engländern als Sportsmann angetan und — was dort so ungefähr dasselbe bedeutet —, bewiesen hat, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Wir brauchen uns ja gewiß nicht unser Urteil von Fremden vorschreiben zu lassen, aber zur Vervollständigung eines Charakterbildes ist auch das fremde Urteil wertvoll.

Ein Liebhaber von vielen Worten, von langen Einleitungen ist der Verfasser wahrlich nicht. Der erste Satz bringt uns meist sofort „in medias res“, auf eines der mannigfaltigen indischen Jagdgründe, aufs schottische Hochmoor, in das Hochgebirge der Alpen oder in die heimischen Wälder. Auch im Verlauf der Erzählung ist nie ein Wort zuviel gebraucht. Das hat seine Vorteile. Es entstehen scharfe, klare Bilder, die dem Leser deutlich eine bestimmte Szene vor Augen führen. Die Elefantenjagd auf Ceylon, das „Herumschlibdern“ auf dem schlüpfrigen roten Lehm, der Kampf mit Dornen und Schlingpflanzen und dabei die dauernde Spannung: Wann wird „er“ plötzlich, wie eine Dampfmaschine, angebraust kommen? Wer das einmal durchgemacht hat, der weiß: So ist's und nicht anders.

Meist bricht dann die Erzählung ebenso unvermittelt ab, wie sie begann. Vor allem bei den Beschreibungen ausländischer Jagden. Hier möchte man geradezu bedauern, daß öfters der Hintergrund des Bildes auf Kosten der Schärfe zu stiefmütterlich behandelt wurde.

Im Kapitel pig-sticking hätte ich z. B. sicher von einem so passionierten Pferdefreund einen Hinweis auf die Geschicklichkeit der reizenden kleinen Araberhengste erwartet, die in „top speed“ durch den „scrub“ flitzen, die steilen Böschungen der „Nullaß“ herunter- und hinaufklettern und oft dem Reiter bei seinen Salto- und Seitensprüngen folgen, wie der Polopony der Kugel.

Vielleicht hat diese Knappheit darin ihren Grund, daß die Erzählung aus einem anderen für die Öffentlichkeit nicht bestimmten Hintergrund herausgeschnitten wurde.

Daß der Verfasser, wenn er will, auch den Hintergrund ganz stimmungsvoll ausmalen kann, zeigt er z. B. bei der Beschreibung des Rücktritts nach der erfolgreichen Tigerjagd. Aber dazu gehört vielleicht auch, daß man den geheimnisvollen „call of the east“ zum erstenmal im Herzen erklingen hört.

Dieser Ruf hat es nicht vermocht, die Stimme der Heimat zu übertönen. Denn wirklich zu Hause fühlt sich der Verfasser erst, wenn er uns in Haus und Revier Al. Elguth einführt, oder in Hopfenbren mit Brugger und Muffel bekannt macht. Da wird die Beschreibung unwillkürlich plastischer und die Stimmungen stellen sich ganz von selbst ein.

Die Liebe zur Heimat hat denn auch dem warm empfundenen Schlußkapitel den Stempel aufgedrückt.

Woher kommt es denn, daß in allen fremden Sprachen die Jagd unter die Rubrik Sport fällt, während auf deutschem Boden der Begriff des „waidgerechten“ Jägers entstand, dem „der Schuß nur der Abschluß einer Kette schöner Erlebnisse, nicht der eigentliche Selbstzweck ist? Weil nur dem deutschen Gemüt die tiefe Empfindung für die Natur zu eigen ist, weil ihm diese Natur etwas viel zu Heiliges und Ernstes ist, als daß er sie durch gedankenloses Morden entweihen könnte. Gewiß ist solchen Anschauungen schon unzählige Male in den verschiedensten Formen Ausdruck gegeben. Daß der Kronprinz

so denkt, ist nichts außergewöhnliches. Er zeigt dadurch nur, daß er ein echter Sohn seines Volkes ist. Daß er aber in seinem Jagdbuch diesem Gedanken in so warmen Worten einen so breiten Raum gibt, dagegen an keiner Stelle mit Kunstschüffen und Massenstreden imponieren will, das zeigt die Echtheit und Tiefe seiner Empfindung.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

1.



onnegau nennen sie das Wormser Land am Rhein, und des Wonnegaus Perle sei das Dorf Spelzheim. Vielleicht haben die Wormser es so getauft, denn es ist ihr Ausflugsort für Sonntagsnachmittags. In dem schönen Park, den die Herzoge von Dalberg angelegt haben, können sie spazieren gehen.

Der Park umschlingt mit seinem grünen Gürtel des Dorfes alten Teil. Wie Strahlen von einem Sterne ziehen die Straßen nach den Nachbarorten. Über die Höhen des rheinhessischen Hügellandes hinweg nach Rabenheim, nach Kneifenheim und nach Zochheim; in der flachen Rheinebene nach Neuhausen-Worms, hinunter nach Nordhofen und hinüber nach dem Rhein-Dürkheimer Fahrt und nach Rhein-Dürkheim selbst.

Auf den Höhen, von denen aus man hinuntersehen kann auf das silberne Band des Rheins und hinüber an die blauen Höhenzüge der Bergstraße, da wachsen ihre Neben: ein guter Haustrunk.

In der Ebene pflanzen sie fürs prosaische tägliche Brot. Auf fettem Lehm-boden sprießt das üppige Getreide. Dickknollige Kartoffeln können sie im Herbst heraushacken und -pflügen. Gutes Futter fürs Vieh und viel süßes Obst ernten sie in der Ebene, und viele Gurken züchten sie.

Zuerst waren ja nur die Forchheimer, zwei Stunden südwestlicher, durch ihre Gurkenzucht berühmt; so berühmt, daß sie von ihren Nachbarn den Spott-namen „Gummerelöcher“ erhielten. „Gummere“ sagen sie dort statt Gurken.

Aber als die spöttischen Nachbarn sahen, daß die Forchheimer reich wurden durch ihre Gurkenpflanzungen, taten sie es ihnen nach. Und die Rabenheimer, die die Bohnensäcke heißen, und die Spelzheimer, die wegen ihrer Vorliebe für die Gelbrüben den Spitznamen „Gellerüweschwäng“ haben: sie alle pflanzten

nun Gurken. Die reichen Bauern und die armen und auch die Leute tun es, die die Landwirtschaft mehr nebenamtlich betreiben und der Hauptsache nach Handwerker sind.

Der Schmied Salzer zum Beispiel warf sich so eifrig auf den Anbau von Gurken, daß im Dorfe ein großes Verwundern ward. Er begnügte sich nicht damit, seine eigenen Äcker, soweit die Lage es erlaubte, mit Gurken zu bestellen, nein, er pachtete noch eine ziemliche Anzahl Äcker dazu, und alle bepflanzte er mit Gurken.

Die Bauern sagten, jetzt wisse man nicht mehr, ob der Salzer - Franz Schmied und Bäuerchen oder Bauer und Schmiedchen sei. Und viel Kopfzerbrechen machten sie sich darüber, was den Mann nur veranlassen könne, sich mit solchem Eifer der Landwirtschaft zu widmen, zumal er doch auch die viele Schreiberei mit der Spar- und Darlehnskasse habe, deren Rechner er war. Man munkelte so allerhand, als stünde es mit des Schmieds Finanzen nicht mehr zum besten, und er wolle sich durch den Gurkenbau aus der Klemme helfen. Aber diese Gerüchte fanden nicht allgemeinen Glauben und verstummten wieder, weil Salzer bisher seinen Verpflichtungen im Dorfe regelmäßig nachgekommen war und auch seinen Äckerzins pünktlich bezahlt hatte.

Als der Schmied auch im zweiten Jahre seine Äcker wieder mit Gurken bestellte und im Anbau keine Abwechslung eintreten ließ, schüttelten die Bauern doch wieder und noch bedenklicher die Köpfe und fingen an, an seinem Verstande zu zweifeln. Sie sagten: er will mit Gewalt reich werden, und da steckt etwas dahinter. Allmählich verlor man das Vertrauen zu ihm als Rechner der Spar- und Darlehnskasse. Viele drangen darauf, man solle das Amt einem anderen übertragen; es gäbe gewiß auch noch andere Leute im Dorfe, die mit dem Kopfe gut fortkämen. Jeder, der so sprach, dachte dabei ein wenig an sich selbst. Aber der Schmied besaß auch wieder, wenn er mit den Dorfgenossern redete, einen großen Einfluß auf sie und wußte das drohende Verhängnis immer wieder abzuwenden.

Doch eines Tages ließ der Bürgermeister den Schmied zu sich rufen.

Eine große Wormser Eisenhandlung, von der Salzer die Rohmaterialien für seine Schmiedewerkstätte bezog, erkundigte sich nämlich bei der Bürgermeisterei nach seinen Vermögensverhältnissen, da man ihm weiteren Kredit nicht gewähren könne.

Der Bürgermeister ersuchte ihn um die nötigen Erklärungen. Es komme ihm, dem Bürgermeister, ja eigentlich nicht zu, sich um die Privatverhältnisse der Bürger zu bekümmern, aber der Schmied werde wohl selbst einsehen, daß der Fall hier anders liege, weil er doch Rechner der Spar- und Darlehnskasse sei. Unter den Leuten herrsche schon eine gewisse Beunruhigung, und wenn es nun gar bekannt werde, daß der Rechner verschuldet sei, vielleicht sogar sehr stark verschuldet, so sei es nicht ausgeschlossen, daß der Schmied aus eigener Initiative von seinem Amte zurücktreten müsse. Nun die schwerwiegende Frage,

ob der Schmied, wenn dieser Fall einträte, die Kasse mit ruhigem Gewissen in andere Hände übergeben könne? Ob denn auch wirklich alles in bester Ordnung sei?

Da wurde der Schmied ein wenig verwirrt. Er konnte gar nicht gleich Worte finden und atmete ein paarmal recht schwer. Dann entschuldigte er sich damit, das komme ihm alles so überraschend, daß er gar nicht recht wisse, wo ein und wo aus. Gewiß sei mit der Kasse alles in bester Ordnung, und die Bauern sollten doch nicht gleich so boshaft werden. Einmal habe er doch eine Kaution in der Höhe von zehntausend Mark gestellt, und dann lege er doch auch jedes Jahr Rechenschaftsbericht ab. Was das mit den Schulden bei dem Wormser Eisenhändler betreffe, so brauche dieser nicht die Einbuße seiner Forderung zu befürchten. Das sei halt mal so auf dem Dorfe, wie der Herr Bürgermeister selbst wisse, daß die Bauern immer erst nach der Ernte bezahlen, weil sie zu sonstigen Zeiten nicht viel Geld flüssig hätten. Im Herbst würde er den Eisenhändler ganz oder doch zum größten Teile bezahlen. Dadurch, daß er sich die vielen Äcker gepachtet und seitdem ständig auch die hohen Tagelöhne zu bezahlen habe, sei er mit seinen Bezahlungen für das Eisen etwas in Rückstand geraten. So verhalte sich die Sache.

Was an Vermögen vorhanden sei, das wisse ja der Herr Bürgermeister selbst. Die fünftausend Mark in bar, die ihm seine verstorbene Frau mit in die Ehe gebracht habe, seien zur Stellung der Kaution verwendet worden; die fünftausend Mark der zweiten Hälfte der Kaution habe seine Schwägerin ihm in bar geliehen.

Auf seiner Hofreite in der Untergasse ruhe eine Hypothek von sechstausend Mark. Und das seien die Schulden, denen allerdings wieder ein Immobilienvermögen gegenüberstehe in Gestalt von achtzehn Morgen Ackerland, immerhin ein Wert von achtzehn- bis zweiundzwanzigtausend Mark.

Der Bürgermeister ließ sich beruhigen und gab auch der Wormser Eisenhandlung beruhigende Auskunft.

Aber schon am nächsten Tage erregte es im Dorfe ein gewaltiges Aufsehen, als man bemerkte, daß der Handelsmann Simon Rosenast, einer der wenigen Juden im Ort, mit seiner ganzen Familie verschwunden war, und einige wollten gesehen haben, daß der Schmied erst gegen Mitternacht aus des Juden Haus gekommen sei, das er schon um halb neun Uhr betreten habe.

Der Schmied tat, als ob nichts geschehen wäre, gab seinen Tagelöhnern, die unter der Aufsicht seines sechszehnjährigen Sohnes arbeiteten, die nötigen Anweisungen und schaffte selbst recht eifrig in der Werkstätte. Aber er beobachtete doch, daß manche Bauern, die ihre Säule sonst bei ihm beschlagen ließen, just an diesem Tage an seinem Tore vorbei und in die Werkstätte seines einzigen Konkurrenten, des Schmiedes Retnig in der Pflugasse, trieben.

Gegen Abend desselben Tages brachte seine Schwägerin, die ihm seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode seiner Frau die Haushaltung führte, von

einem Ausgange die Neugierde heim, daß der Vorstand der Kasse und der Gemeinderat zu einer dringlichen Sitzung zusammengerufen worden seien. und im Dorfe munkelte man, daß es sich in der Verhandlung wohl um den Sparlaffenrechner drehen werde.

Auf die eindringlichen Bitten der Frau, ihr doch zu sagen, ob etwas nicht in Ordnung sei, wurde der Schmied grob und entgegnete ihr, die Sparlaffenangelegenheiten gingen sie nichts an.

Settchen dachte daran, ihren Neffen in die Sache einzuweißen, vielleicht, daß es ihm gelänge, den Vater zum Reden zu bewegen. Aber mit demselben Gedanken verwarf sie auch gleich wieder den Plan, weil sie sich erinnerte, daß der Bursche sich schon beim Verlauten der Gerüchte im Dorfe sehr erregt gezeigt hatte und ihnen keinen Glauben schenken wollte, so sehr auch die Tante bei seiner Frage, wie sie über die Geschichte denke, die Stirne kraus zog und bedeutungsvoll schwieg. Mochte das Kind denn in Gottesnamen an die Unschuld des Vaters glauben, so lange ein Vergehen nicht klipp und klar bewiesen war.

Ganz spät am Abend, als die Tagelöhner schon alle nach Hause gegangen waren und die beiden Kinder bereits im Bette lagen, begab sich Settchen zu der ihr befreundeten Frau eines Gemeinderats, um zu erfahren, worum es sich in der Sitzung gehandelt habe. Sie traf es gut, denn der Bauer, der selbst wohl nicht geredet hätte, war nicht daheim. Er hatte eine Sense zum Dengeln bei den Schloffer Fahrenbach getragen, denn es war Erntezeit. Nach langem Bitten und Betteln und nachdem die Bäuerin unverbrüchliches Schweigen aufgelegt hatte, erfuhr sie endlich, daß nächsten Tages der Kreisrechner aus Worms und ein vereidigter Bücherrevisor bei dem Schmiede eine Revision vornehmen würden. Die Gerüchte, die da schwirrten, mußten doch wohl einen Grund haben, und es sei zu bedenken, daß es sich bei der Sparkasse um dreimalhunderttausend Mark handele, Geldern aus Kleinbäuerlichen und Arbeiterkreisen.

Mit schwerem Herzen trug die Frau diese Nachricht heim. Sie fand den Schmied vor den Sparlaffenbüchern sitzend und bemerkte, daß seine Stirn über und über mit Schweiß bedeckt war. Wieder drang sie in ihn, um ihn zum Reden zu bewegen, und wieder waren all ihre Worte vergebens.

Da enthüllte sie ihrem Schwager das Geheimnis ihrer Erkundigung. Der Schmied erbleichte, schloß die Bücher und legte sie in den feuerfesten Rassenschrank zurück. Dann stand er vom Stuhle auf, lachte und begab sich in sein Schlafzimmer.

Am nächsten Morgen erteilte er wie gewöhnlich die Arbeitsanweisungen und schickte auch den Schmiedegesellen zusammen mit den Tagelöhnern zum Gurtenbrechen, was weiter nicht auffällig war, weil das öfters geschah.

Zulezt entließ er seine beiden Kinder, einen Burschen und ein Mädchen, das zwei Jahre jünger als der Bruder war.

„Adieu, ihr Kinder, schafft recht fleißig!“ sagte er und gab jedem die Hand, was sonst nicht seine Art war. Die Kinder sahen erstaunt auf und

fragten den Vater, was er denn habe. Ob er sich Gedanken darüber mache, weil die Bauern allerhand schwätzten? Das dürfe er nicht tun, denn die seien doch ganz sicher vom Neid über des Vaters große Gurlenzucht verführt.

Da mußte er, daß sein Benehmen zu feierlich war. Er sah die Angst in den Augen seiner Kinder. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne; er wischte ihn mit dem entblößten haarigen Unterarm ab und antwortete den beiden:

„Ach was, Gedanken machen! Geht nur schön fort! Ich will euch was sagen: vielleicht komm ich auch noch naus zu euch und helf ein bißchen!“

„Vater!“ entgegnete der Bursche, „ich will dir was sagen: wir werden bis gegen Mittag fertig mit dem halben Morgen in der Langgewann. Du kannst ja Ihre Elfe den Gaul einspannen und nausfahren, die Gummern holen. Meinst du net, Sophie, so wärs gescheidter?!“

„O jo, doch,“ sagte das Mädchen, während der Vater erwiderte:

„Meintwegen, 's ist mir auch so recht!“

Die beiden Kinder nahmen ihre Bogenkörbchen, in die Gurken gesammelt werden, und gingen mit der Tante, die in der Kirche der Sechsuhrmesse beiwohnen wollte, zum Tore hinaus.

Als der Schmied allein war, trat er wieder in das Haus, ging in die Stube, in der der Kassenschrant stand, erschloß ihn und nahm aus einem Gefach einen Revolver, den er in die Tasche steckte. Dann ging er noch einmal in jedes Zimmer, tappte mit schweren Schritten zur Stiege hinauf auf den Speicher, darauf hinunter in den Keller, hernach in den Stall, wo er dem sich nach ihm umsehenden Pferde auf den Schenkel tätschelte, sodann in die Scheuer, auf deren Tenne große Haufen Gurken lagen.

Alles wollte er noch einmal gesehen, die Luft eines jeden Raumes noch einmal geatmet haben.

Zuletzt blickte der unglückliche Mann zu dem blauleuchtenden Himmel auf. Ein qualvoll tiefer Seufzer riß aus seiner Brust, und er stöhnte mit rasselndem Atem:

„Herrgott, Herrgott, Herrgott, daß es hot soweit kommen müssen!“

Nach diesen Worten stand er noch eine Weile mit emporgerichtetem Gesichte, in dem es zuckte und zerrte, da, bis er endlich in schnellem Entschluß durch die Werkstätttür trat, die er hinter sich schloß.

Und dann geschah es. . .

2.

Um dieselbe Zeit arbeiteten die beiden Kinder mit einem Teil der Tagelöhner auf dem Gurkenfelde in der Langgewann, während die anderen unter Aufsicht des Gefellen auf der Moorst, einer anderen Gewann, beschäftigt waren.

Je zwei Leute nahmen sich eine Zeile des langgestreckten Ackers vor. Karl und Sophie, die Geschwister, arbeiten zusammen. Das eine auf dieser, das andere auf der anderen Seite der Zeile. Tief gebückt, brechen sie die glatten

Gurkenfrüchte von den rauhen Ranken. Zwischen den dunkelgrünen Blättern lugen auch goldgelbe Früchte hervor, die man nicht abbriecht. Sie bleiben als Samengurken hängen bis nach der Haupternte. Dann werden sie aufs Schuppenbuck gelegt, wo die Sonne sie voll ausreifen mag.

Die Arbeit der Geschwister geht rasch vonstatten. Ist ein Körbchen gefüllt, so wird es in die Sacke geleert, die aufrecht zwischen den Zeilen stehen bleiben. Als die beiden am Ende der Zeile angelangt waren, sagt Karl, der Bruder, zu Sophie, der Schwester:

„Mach du aweil (einstweilen) in der anderen Zeil allein weiter. Ich bind die Säckelchen zu und trag sie hinauf an den Weg, damit der Vater sie gleich aufladen kann, wenn er kommt!“

Karl richtet sich auf, setzt den breitrandigen Strohhut ab und trocknet den Stirnschweiß. Dann greift er in die Hosentasche und holt ein Bündel Kordel heraus, fältelt die Sackenden zusammen und umschnürt die Bauschen mit dem Bindfaden. So Zeile um Zeile. Als er mit dem Zubinden fertig ist, trägt er die kurzen Säcke auf dem Rücken an den fuhrgleiszerrissenen Weg und schichtet sie aufeinander. Dann hilft er der Schwester wieder beim Abbrechen der Gurken.

Die Sonne brennt heiß vom dunstigblauen Himmel herab. Man könnte einen guten Regen brauchen. Der Boden ist harttrocken und rissig, die Gurkenpflanzen sind welk. Karl sagt zu seiner Schwester:

„Sophie, wenn's mit dieser Trockenung so weiter geht, brauchen wir auf Korb (Kirchweih) keine Gummern mehr zu brechen!“

„'s ist noch lang bis dorthin!“ antwortet das Mädchen. „Da kann's noch genung Regen geben. Aweil (eben) haben wir erst anfangs August, die Korb ist am dritten Sonntag im September. Ich wollt, ich hätt soviel Mark, als bis dorthin noch Regentropfchen vom Himmel fallen!“

Der Wunsch der Schwester bringt die Gedanken des Burschen auf die Angelegenheit seines Vaters. Er sagt:

„Sophie, ich möcht nur wissen, wie ein so miserabel Geschwätz über unsern Vater hat aufkommen können. Ich glaub, er nimmt sich's arg zu Herzen!“

„Karl, ich glaub von unserm Vater net, daß er zu einem Spitzbub werden könnt, wie das die Bauern meinen, aber ich hab doch so Angst und weiß net warum!“

Das Herz schlägt ihr rascher und bis zum Halse herauf. Sie klistet unter dem Kinn den Knoten des weißen Kopftuches, das so weit nach vorn gebunden ist, daß das erhitzte Gesicht des Mädchens nur durch einen schmalen Schlit schichtbar ist.

Es wird ihr zu enge.

„'s war heut morgen auch so auffällig, wie er sich benommen hat,“ meint der Bruder. „Und das komisch Geschwätz, das wir alle drei zusammen geschmußt

haben; ich schäm mich fast selber darüber, wenn ich dran denk. Was umständliche Worte, wie sie bei Bauern net Mode sind. Manchmal ist mir's, als hätt er selber Ängste, aber ich kann mir gar nix zusammenreimen. Ob's Tante Settchen was weiß? Es dürft aber sein, was es wollt: „'s ist mein Vater, und ich steh auf seiner Seit!“

Ein jedes der beiden Geschwister versinkt in seine eigenen Gedanken. Als sie in die Nähe der von der entgegengesetzten Seite her arbeitenden Tagelöhner kommen, sagt Karl:

„Hört mal, ihr Leut! Wir machen die drei Zeilen noch schnell mitnander fertig, wenn's auch ein bißchen später wird. Dafür machen wir ein bißchen länger Mittag. Ist's euch recht?“

Durch die flimmernde Sommertagsstille geht leise der Klang der fern im Dorfe schwingenden Mittagsglocke.

„Ei jo!“ sagen die beiden Tagelöhner, ein Mann mit seinem Weib, „das können wir machen!“ Und ohne die Stimme seiner Frau fährt der Mann weiter: „Aber ein bißchen was für die trockn Gurgel wär auch ganz gut! Sophie, hascht nix mehr? Kein Krug mehr eingewickelt?“

Der Märgz - Seppel säuft gern. Er ist der Ansicht, daß man seine Eingeweide zur besseren Erhaltung in Alkohol legen müsse.

„Weißt, Karl, der Wein ist net nur gut für den Durst; der Alkohol, der drin ist, balsamiert einem Lunge und Leber schon bei Lebzeiten ein, da passiert nix dran!“

„O du alt Saufeul! Du weißt aber auch gar nix als das ganze Jahr zu saufen!“ schimpft sein Weib, und der junge Salzer wettert:

„En Dunnerkeil, Seppel, du kannst aber auch garnet genug kriegen. Ich mein doch wahrhaftig, mein Vater tät's am Suff net fehlen lassen; halt Haus mit dem, was du morgens mittkriegst!“

„Bsch, bsch!“ dämpft Sophie den aufbrausenden Bruder, „Karl, geh net so wild mit den Leut um!“

Aber der läßt sich nicht zureden und schimpft weiter:

„Sakramentdunnerkeil soll neinfahren, wenn die Leut net zufrieden sein können mit dem, was sie kriegen. Die haben heut morgen ihre zwei Krüg Wein kriegt so gut wie wir!“

(Fortsetzung folgt)





Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philosophie

Der junge Nietzsche. Von Elisabeth Förster-Nietzsche. Alfred Kröners Verlag, Leipzig, 1912. VIII und 458 S. 8°. Preis M. 4,80. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat neben der großen dreibändigen Biographie ihres Bruders eine bedeutend verkürzte Darstellung seines Lebens begonnen, um dem Bedürfnis eines weiteren Publikums entgegenzukommen. Der vorliegende erste Band dieser Darstellung umfaßt in vier Abschnitten (Kindheit, Schuljahre und Knabenzeit, Studentenjahre, der Universitätslehrer) die Zeit bis 1876. Dr. Rich. Dehler hat im Anhang Anmerkungen und ein Verzeichnis der Zitate geliefert. Ein zweiter Band soll den „einsamen Nietzsche“ schildern.

Die Art, wie Friedrich Nietzsche in der Vorstellung seiner Schwester lebt, und die Art, wie sie sein Leben schildert, ist aus der großen Biographie genugsam bekannt, so daß hier kaum noch Worte darüber zu verlieren sind. Aber wenn die unbedingte Bewunderung, die Frau Förster-Nietzsche ihrem genialen Bruder zollt, dort vielleicht manchmal zu bedauern ist, weil sie geeignet erscheint, die wissenschaftliche Objektivität der Darstellung zu beeinträchtigen, so ist doch in diesem kleinen Buche, das populäre Absichten verfolgt, jener Hang zum Idealisieren einer geliebten Persönlichkeit, der sich als Familieneigentümlichkeit der Nietzsches bei der Schwester nicht minder ausgeprägt findet als beim Bruder, nicht unangebracht. Er wirft ein warmes Licht auf den jungen, den glücklichen und verwöhnten Nietzsche und läßt seine Gestalt gewissermaßen verklärt erscheinen.

Bedauerlich, wenn auch psychologisch verständlich ist es aber, daß auch in diesem Buche noch jede Kritik an Nietzsche der schildernden

Schwester als ein Unrecht, als eine böshafte Verunglimpfung des brüderlichen Genies erscheint, und daß sie durch scharfe Seitenhiebe solche Kritik als „kenntnislos“, als „kalt und oberflächlich“ abzuwehren oder mindestens aus der Kritik wenig schmeichelhafte Folgerungen auf die Persönlichkeit des Kritikers zu ziehen sucht.

Zu den Erscheinungen, die nicht ganz reiflos sympathisch in dem Buche ansprechen, gehört auch der Umstand, daß die schildernde Schwester stellenweise zu sehr neben dem zu schildernden Bruder in den Vordergrund tritt. Man hat Frau Förster-Nietzsches Beruf, als Interpretin des Lebens und Erlebens ihres Bruders aufzutreten, angezweifelt, man hat wohl die Innigkeit ihres Verhältnisses zu Nietzsche anerkannt, hat aber bei diesem nicht zu allen Zeiten die gleiche Offenheit ihr gegenüber finden wollen. Vielleicht mit Rücksicht auf diese wenigstens hinsichtlich des jungen Nietzsche grundlosen Zweifel, hat Frau Förster-Nietzsche in dieser kleinen Biographie ihre persönlichen Erlebnisse, ihr innerliches Zusammenstehen mit ihrem Bruder besonders stark betont, stärker noch als in dem größeren Werke. Sie beruft sich dabei auf eine Äußerung des Freiherrn von Gersdorff zu Malwida von Meysenbug: „Will man wirklich wissen, was Nietzsche denkt und innerlich erlebt, so muß man seine Schwester fragen“, und auf ihre eigenen Erfahrungen, auf Grund deren sie die Entdeckung gemacht habe, „daß er sich vor keinem seiner Freunde so offen gegeben und so sehr seine innersten Empfindungen ausgesprochen habe“, als gerade ihr gegenüber.

Diese innere Gewißheit von der Wichtigkeit der eigenen Aufgabe geht durch das ganze Buch und zwingt den Leser stets, sich auch mit der Persönlichkeit Elisabeth Förster-Nietzsches selber eingehender zu beschäftigen,

als er sich gefaßt gemacht hatte. Das verbrieft vielleicht manchen! Andererseits erhält gerade durch dieses Hervortreten der Persönlichkeit der erzählenden Schwester das neue Riegschebuch einen dokumentarischen Wert, einen Wert für die Beurteilung des Blutes, aus dem der große Individualist entsprang. Das Monument auf dem Grabe eines Toten zeugt nicht nur von seiner Größe, sondern auch von der Sinnesart derer, die ihm das Mal errichteten.

Dr. W. Warfat-Altona

Pädagogik

Friedrich Paulsen, Gesammelte Pädagogische Abhandlungen. Herausgegeben und eingeleitet von **Eduard Spranger**. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1912.

Pietätvolle Hände haben eine stattliche Reihe pädagogischer Aufsätze aus der Feder Friedrich Paulsens, die im Laufe von beinahe zwei Jahrzehnten (1889 bis 1908) entstanden und veröffentlicht worden sind, zu einem starken Bande zusammengefügt — lose Blätter, die nicht nüchterne Forschungsergebnisse darstellen, sondern persönliche Überzeugungen künden und Überzeugungen wirken wollen. Der fauch rasloser Tätigkeit, in der sich Paulsens kernige Natur vergehrte, weht uns hier entgegen, aber wir gewahren auch mit Behmut die Erbitterung des alternden Mannes, der im Antlitz der Gegenwart die Züge seiner Jugendtage nicht mehr zu finden vermochte.

Der schaffensfrohe Paulsen, der mit scharfen Augen in die Welt blickte, spricht zu uns in den Abhandlungen, die der Schulbildung und Organisation gelten. Durch die Vereinigung dieser verstreuten Arbeiten im vorliegenden Bande ist uns ein wertvolles Stück deutscher Bildungsgeschichte und Schulpolitik zur Anschauung gebracht worden, das auch für spätere Zeiten als Quellenammlung von hoher Bedeutung sein wird. Paulsen fand sich einst durch die Veröffentlichung seines Werkes: „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ zu seiner „eigenen Überraschung mitten in den Schulsampf hineingestellt“. Auf der Delegiertenversammlung des Vereins der Realschulmänner hielt er im Jahre 1889 jenen Vortrag über „Das Realgymnasium und die humanistische

Bildung“, der als Programm seiner Wirksamkeit gelten darf und in der vorliegenden Sammlung an erster Stelle abgedruckt ist. Es ist sehr wertvoll, daß der Herausgeber der „Gesammelten Pädagogischen Abhandlungen“ zu den den Schulstreit betreffenden Aufsätzen in seiner „Einleitung“ gleichsam einen Kommentar geschrieben hat, der sie so weit wie möglich in Zusammenhang bringt und Paulsens Stellung klar hervortreten läßt. Er kennzeichnet die Leistung Paulsens in dem Maße, daß dieser als Wortkämpfer seiner Zeit das Gymnasialmonopol gebrochen habe.

Auch Paulsens Eingreifen in die Angelegenheiten der Universität, das ebenfalls durch eine umfangreiche Gruppe von Aufsätzen veranschaulicht wird, erhält in gleicher Weise durch den Einleitungstext des Herausgebers ein zweckmäßiges Relief. Wie hoch man aber auch den sachlichen Wert aller dieser Arbeiten Paulsens einschätzen mag, so kommt doch seine innere Persönlichkeit, seine Lebensweisheit nirgends so sehr zum Ausdruck als in den Aufsätzen allgemein-pädagogischen Inhalts, die die Sammlung enthält. Wir finden hier unter anderen den schönen Aufsatz aus Reins „Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik“ über „Bildung“ wieder, der auch in den Grenzböten abgedruckt worden ist (Jahrg. 52, Heft 48 und 49, 1893), und den Artikel „Deutsche Bildung — Menschheitsbildung“, der von den Beziehungen deutscher Nationalkultur zu der allgemeinen Geisteskultur der Menschheit handelt und mit den stolzen Worten Schillers eingeleitet wird: „Ihm ist das Höchste bestimmt. Und so wie er in der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit. Er ist erwählt von dem Zeitgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was Schätzbare bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. — Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“

Aber nicht alle Äußerungen Paulsens sind auf diesen Ton freudigen Stolzes gestimmt. Der Mann, der in der Härte und dem Konservatismus des Bauerntums in un-

bedingter Anerkennung der Autorität aufgewachsen war, konnte die „Verweichlichung“ moderner Erziehung und die unberufene Kritik, die an der Autorität in Schule und Familie geübt wird, nicht scharf genug verhöhnen. „Drei große Imperative“ — so sagt er — „sind die ewigen Leitsterne der wahren Erziehung: Lerne gehorchen! Lerne dich anstrengen! Lerne dir versagen und deine Begierden überwinden!“ Einst hatte Zelter dem Enkel Goethes „Lerne gehorchen!“ ins Stammbuch geschrieben und als Goethe beim Durchblättern des Buches diese Worte erblickte, rief er aus: „Das ist doch das einzig Vernünftige in dem ganzen Bist.“ So dachte auch Paulsen. Die Richtlinien, die dem „Jahrhundert des Kindes“ vorgezeichnet scheinen, eine Erziehung im Geiste moderner, verfeinerter Kultur, waren nicht nach seinem Sinn. Ein rechtschaffenes Dorf, ein rechtschaffenes Bauernhaus, eine rechtschaffene Dorfschule in ihrer Einheit galten ihm in dankbarem Gedächtnis als die vollkommenste Bildungsstätte für die Kinder- und Knabenjahre. Aus der Verklärung, die die Erinnerung über Vergangenes breitet, und aus der Bitternis, am Ende tatenreicher Tage dem als gut und richtig Erkannten nicht mehr zum Siege verhelfen zu können, begreifen wir die denkwürdigen Worte, die Friedrich Paulsen unter sein Leben setzte: „... Der Wahrheit und der gesunden Vernunft Freund, Feind der Lüge und dem Schein, ein Anhänger der guten Sache, auch der nicht siegenden, der Ehre der Welt nicht allzu begierig, nicht im Gefolge des Willens zur Macht, der Heimat treu, den Eltern und Lehrern seiner Jugend dankbar zugetan, lebte er in einer Zeit, die von dem allen das Gegenteil hielt, und verließ daher nicht unwillig diese Welt in der Hoffnung einer besseren.“ Sie sind auf seinen Wunsch in der Kirche seines Geburtsortes, des friesischen Dorfes Langenhorn, ihm zum Gedächtnis eingegraben worden und mögen, indem sie auch hier ihre Stelle finden, seinem Andenken dienen. Dr. M. Kehnert-Berlin

Literatur

Heinrich Spiro: „Verschworene der Zukunft.“ Ein Roman. Im Xenien-Verlag Leipzig, 1911. 3 M.

Dieses etwas breite, aber von sympathischem Enthusiasmus durchwärmte Buch behandelt das politische Erwachen eines deutschen Studenten am Ende der achtziger Jahre des verflorenen Jahrhunderts. Er ist einer von jenen „Verschworenen der Zukunft“, die keine Verschwörung wollen, sondern „Arbeit für die Zukunft.“ Es wäre aufs lebhafteste zu begrüßen, wenn unter unseren Studenten auch heute sich solche Verschworene in recht großer Zahl finden wollten, Verschworene, die, wie der Held des Romans, bevor sie im Parteigetriebe untertauchen, harte Arbeit leisten, an ihrem wissenschaftlichen Rüstzeug sowohl wie an ihrem Charakter, Arbeit, die sie befähigt, Phrasen zu zerstreuen und sich in allem Parteihader das Auge für nationale Ziele offen zu halten. Und darum sei dies sonnige Buch mit seinen kernigen Gestalten besonders unseren wahrhaft national gesinnten Studenten und ihren Freunden empfohlen. Vielleicht führt es manchen zur Einsicht und befestigt manchen Einsichtigen in seinem Entschluß. Auch diese werden dann, wie die Studenten von damals, den Worten zujubeln, die am Ende des Buches der achtzigjährige Bismarck ihnen zuruft: „Galten wir was wir haben, vor allen Dingen, ehe wir Neues versuchen. Fürchten wir uns nicht vor denjenigen, die uns das nicht gönnen, was wir haben. Es sind Kämpfe in Deutschland ja immer gewesen. ... Nur muß man in allen Kämpfen, sobald die nationale Frage auftaucht, auch immer einen Sammelpunkt haben, und das ist für uns das Reich, nicht wie es vielleicht gewünscht werden könnte, sondern wie es besteht, das Reich und sein Kaiser.“ —

— a —

Drama und Freimaurerei, so betitelt **Heinrich Welter** eine freimaurerische Betrachtung über die Dramatik von heute (Berlin, Alfred Unger; Preis geh. 2 M.), und er liefert damit einen höchst geschickt geschriebenen Beitrag zu den keineswegs zahlreichen maurerischen Veröffentlichungen, die den Nichtmaurer anziehen können. Denn der Verfasser täuscht sich durchaus nicht über die geringschätzige Gleichgültigkeit im öffentlichen Bewußtsein gegenüber allem Logenwesen. Er räumt sogar freimütig und ohne jede stilistische Fuchswängerei ein, daß die Schuld hieran nicht

nur bei den Zeitübeln zu suchen ist. So folgt man dieser aufrichtigen Bemühung, den gedanklichen Kern der Hauptwerke moderner Dramatik zu erfassen und dann die Beziehung der leitenden Absicht zu maurerischen Prinzipien festzulegen, mit wirklichem Anteil, und verzichtet sogar gern auf die manchmal nahe kommende Erörterung des Anspruchs intellektueller Priorität, den Welter für seinen Zirkel dabei als selbstverständlich erhebt. Von Bedeutung ist der Vorschlag, einen Freimaurepreis für Dramatiker zu schaffen, und zwar gleichsam als guten Anfang zu einer künftig lebendigeren Fühlungnahme des Freimaureturns mit der Kunst überhaupt. Allerdings geht dies zunächst Kunst und Künstler nur wenig, sondern ganz vorwiegend die Bruderschaft selber an. Ihr Mangel an ideeller wie praktischer Initiative, durch anachronistisches Mysterienwesen umschirmt, hat ja eben den Skeptizismus der Draußenstehenden fortwährend bestärkt. Noch andere Bedenken hervorzulehren würde erst geboten sein, wenn es dieser Welterischen Anregung in der Tat gelingen sollte, dem Logenverbände begreiflich zu machen, daß jetzt allerdings ein Ehrenpunkt ins Spiel gebracht worden ist. Auch der Verfasser ahnt einige der späteren Inkonvenienzen voraus, und andere läßt er erkennen, ohne es selbst zu wollen. Zum Beispiel Seite 58, wo Fuldas „Talisman“ einfach empfohlen wird; bei der Rettung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ kann einem bange werden. Als vor einem Jahre ein bekannter Berliner Großtheologe zum Fall Jatho das Wort genommen und kunstreich um die Differenzen herumgeredet hatte, bemerkte die Germania trocken, das sei die Theorie: Wenn auch obgleich je nachdem. Sie kam auch hier wieder einmal zur Anwendung. C. N.

Schulfragen — Frauenfrage

Höheres Lehrerinnenseminar oder Studienanstalt. Wohin die Auswüchse des Frauenrechtlerinnentums führen, zeigen die englischen Suffragetten. Auch bei uns treten die gleichen Bestrebungen überall hervor, Bestrebungen, die der Ansicht entspringen, daß Mann und Weib nicht nur gleichwertig seien, sondern nach allen Seiten hin genau gleiches leisten

könnten und müßten, daß dementsprechend die Vorbildung der Knaben und Mädchen genau dieselbe zu sein hätte. Wenn diese, wie von den Frauenrechtlerinnen behauptet wird, berechnigte Forderung erfüllt würde, so würde sich bald zeigen, daß auf keinem Gebiete das Weib hinter dem Manne zurückstehe, daß ihm jedes Berufsgebiet gleicherweise liege, daß es jede Lebensstellung genau so gut ausfüllen könne wie der Mann.

Es soll hier nicht darauf eingegangen werden, daß dem Manne für sich solche Gedanken nicht kommen, denn er kennt die Grenzen, die ihm die Natur gezogen hat, er erkennt die Überlegenheit der Frau auf so manchem Gebiete des Lebens nicht nur vorurteilsfrei, sondern willig und gern an; es soll vielmehr darauf hingewiesen werden, daß die Studienanstalt ein Kind jener gleichmacherischen Forderung ist. Die Studienanstalt ist genau den höheren Knabenschulen nachgebildet: wir finden auch hier das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule. Nun soll keineswegs geleugnet werden, daß es Mädchen gibt, die sich ihrer Anlage nach zur Ärztin usw. eignen, aber bei Betrachtung der großen Masse der Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts wird wohl zugegeben werden müssen, daß es sich hier um Ausnahmen handelt. Der Beruf, der dem Mädchen, das nicht heiratet, am nächsten liegt, ist der Beruf der Lehrerin. Die Anstalten aber, die zu diesem Beruf am besten vorbereiten, sind offenbar die Lehrerinnenseminare. Diese Anstalten haben sich ganz selbstständig entwickelt, nicht etwa im Anschluß an die Lehrerseminare. Sie tragen der weiblichen Eigenart weitgehend Rechnung. Aber gerade darum sind sie den Frauenrechtlerinnen ein Dorn im Auge. Mit Wort und Schrift werden sie von ihnen bekämpft und es ist nur zu bedauern, daß sich auch mancher Mann von der oft blendenden Dialektik jener Darwen beeinflussen läßt.

Ein unveräußerliches Vorrecht der weiblichen Natur ist das Gefühl, hilflosen Wesen, vor allem den Kindern den nötigen Beistand zu leisten. Dieses Gefühl wird aber weder durch die gymnastischen, noch durch die realgymnastischen, noch durch die Oberrealschulkurse der Studienanstalt (vgl. die preussischen

„Bestimmungen“ vom Jahre 1908, S. 23 f.) befriedigt. Die Anstalt, die in eingehender Weise mit der Kindesnatur bekannt macht, aus dieser Kenntnis die Folgerungen und Forderungen für die Praxis des Erziehungsberufs nicht nur zieht, sondern auch in den Übungsschulen ausüben läßt, ist das Lehrerinnenseminar. Daß diese Beschäftigungen den Schülerinnen eine hohe Befriedigung geben, die die Studienanstalt — Ausnahmen immer zugeben — nicht zu geben vermag, ist dem vorurteilslosen Beobachter nicht zweifelhaft, ebenso daß diese Vorbereitung für den hochwichtigen Beruf eine viel geeignetere ist, als die rein wissenschaftliche Beschäftigung in den Studienanstalten.

Es ist erfreulich, daß (i. Korrespondenz für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik, Berlin, den 3. Juli 1912) in Preußen die Lehrerinnenseminare (Oberlyzeen) mit 7490 Schülerinnen den Studienanstalten mit 3292 Schülerinnen trotz einer gewissen Hochflut weit voraus sind; es ist zu hoffen, daß diese Hochflut bei dem gefunden Empfinden des deutschen Volkes in seiner überwiegenden Mehrheit bald auf ihr gebotenes Maß — die Studienanstalt muß in der Ausnahme bleiben — zurückgeht.

Nun wird geflüffentlich der Irrtum verbreitet, daß seit Neugestaltung des höheren Mädchenschulwesens im Jahre 1908 die Schülerinnen des höheren Lehrerinnenseminars (Oberlyzeums) nicht mehr wie früher gute Aussicht auf passende Anstellung hätten. Es ist darum nötig, einmal zusammenzustellen, wo dies möglich ist.

Das Abgangszeugnis des höheren Lehrerinnenseminars berechtigt ausdrücklich zur Anstellung an höheren Mädchenschulen und zum Unterricht sogar auf der Oberstufe. Allerdings ist eine Beschränkung insofern eingetreten, als die Hälfte der wissenschaftlichen Stunden auf der Mittel- und Oberstufe der Lyzeen von akademisch vorgebildeten Kräften gegeben werden muß, aber die andere Hälfte der Stunden steht ihnen offen; sie können sogar für den methodischen Unterricht im Lehrerinnenseminar herangezogen werden. Ferner können sie angestellt werden an gehobenen Mädchenschulen, an Mittelschulen, selbstverständlich an Volksschulen, weiter an Volksschullehrerinnenseminaren, an Präparanden-

und Übungsschulen und als Erzieherinnen. Allein um der Stellen an gehobenen Schulen willen und um die Nachfrage nach Erzieherinnen zu decken, ist das höhere Lehrerinnenseminar, das auch in den fremden Sprachen ausgebildet, unumgänglich nötig.

Ferner wird geflüffentlich der Irrtum verbreitet, als ob das höhere Lehrerinnenseminar denen keine genügende Vorbildung gebe, die auf die Universität gehen und die Oberlehrerinnenprüfung ablegen wollten. Schon äußerlich betrachtet ergibt sich die Unhaltbarkeit dieser Ansicht. Die entsprechenden Klassen der höheren Mädchenschule und die drei wissenschaftlichen Klassen des höheren Lehrerinnenseminars haben ebensoviele Jahrgänge wie die Studienanstalt, das Seminar reicht aber um ein Jahr, das praktische Jahr, über sie hinaus. Für die wissenschaftlichen Stunden sind in der höheren Mädchenschule und dem Seminar 161 Stunden angesetzt, in den Oberrealschulkursen der Studienanstalt 153, den Realgymnasialkursen 166, den Gymnasialkursen 170. Nimmt man zu den Stunden des Seminars die sechs Stunden hinzu, die auf Methodik, auf Einführung in die Literatur jedes Faches und auf Anleitung zum Experimentieren in der Naturkunde verwendet werden, so kann Mädchenschule und Seminar mit 167 Stunden den Vergleich mit allen Teilen der Studienanstalt auch hier durchweg aushalten. Dasselbe gilt, wenn man die Eigentümlichkeit jeder Anstalt erwägt. Das Gymnasium hat seinen Schwerpunkt in den alten, das Realgymnasium in den neueren Sprachen, die Oberrealschule in Mathematik und Naturwissenschaften, das höhere Lehrerinnenseminar in den historisch-philosophischen Fächern. Es wird wohl kaum behauptet werden können, daß die letztere Vorbereitung weniger für das Universitätsstudium geeignet sei als die der anderen Anstalten. Höchstens könnte man sagen, daß zum erfolgreichen Besuch der Universität Kenntnis des Lateinischen unerlässlich sei. Obgleich die Oberrealschule ihren Zöglingen ebenfalls kein Latein zur Universität mitgibt, so ist diese Meinung doch nicht abzuweisen, und in der Tat bestehen an manchen Seminaren schon Lateinkurse für diejenigen, die zur Universität gehen wollen, — ein Ausweg, der um so unbedenklicher ist,

als nur solche sich zum Universitätsstudium entschließen werden, die einen Überschuß an geistiger Kraft besitzen.

Nur nebenbei sei hier eine Betrachtung angestellt über die Tatsache, daß von den 34 Studienanstalten in Preußen vier Anstalten der gymnasialen, 27 der realgymnasialen und drei der Oberrealschulrichtung folgen (s. die oben angezogene Korrespondenz). Wäre bei Gründung dieser Anstalten stets der Interessentkreis der Mädchen als entscheidender Grund angenommen worden, so hätte man durchweg den humanistischen Weg betreten, man hätte Gymnasien mit griechischer Sprache und Literatur gründen müssen, die den Mädchen ganz anderen Gewinn bringen können, viel besser geeignet sind, sie zu fesseln und zu begeistern für das ganze Leben, als die Beschäftigung mit den lateinischen Schulschriftstellern, mit Naturwissenschaft und Mathematik.

Zum Schluß seien einige praktische Erwägungen angestellt, die dem höheren Lehrerinnenseminar eine Vorzugsstellung vor der Studienanstalt anweisen.

Der Gang durch die Studienanstalt erfordert eine Entscheidung der Schülerinnen mit dreizehn Jahren, der durch das Lehrerinnenseminar erst mit sechzehn Jahren. Wird dieser Weg dann nicht gewählt, so besitzt die von der höheren Mädchenschule, dem Lyzeum, abgehende Schülerin doch eine abgeschlossene Bildung, die die Studienanstalt als reine Vorbereitungsanstalt für die Universität nicht gibt. — Auch die Schülerinnen, die Studienanstalt und Universität wählen, werden meist dem Lehrerinnenberuf zustreben und versäumen so die bei weitem bessere Gelegenheit zur Vorbereitung, die das Seminar für diesen Beruf einmal mit der Praxis der Übungsschule und dann mit dem steten, jahrelangen Wechsel von Theorie und Praxis gibt, dessen Wert und Notwendigkeit auf anderen Gebieten, z. B. dem der Medizin, längst anerkannt ist. — Die Schülerin des Seminars ist mit zwanzig Jahren nach wohlbestandener Prüfung erwerbsfähig. Die Schülerin der Studienanstalt fängt jetzt ihr Berufsstudium erst an. Nun denke man an unborgegesehene Schicksalsschläge oder an andere Ursachen, die das weitere Studium verhindern. Wie viel besser erscheint bei solchen Erwägungen Grenzboten III 1912

der erste Weg, bei dem ohnehin das Universitätsstudium ebenfalls möglich ist! — Nicht unerwähnt darf ferner bleiben, daß gerade das Alter von zwanzig Jahren die Zeit ist, in der sich viele Mädchen verloben. Was nützt allen diesen das auf der Studienanstalt erworbene Wissen! Sie sind auf ihrem Bildungsgang stecken geblieben. Halbheit und Unklarheit ist das Ergebnis. Für Haushaltungs- und Mutterberuf haben sie nichts erworben. Das Seminar hingegen mit seiner reichen Unterweisung auf allen Zweigen des Erziehungsgebietes ist auch für diesen Beruf eine direkte Vorbereitungsanstalt.

Die Klagen darüber, daß unsere höheren Knabenschulen ihre Zöglinge körperlich und geistig schädigten, wollen nicht verstummen. Sie sind gewiß übertrieben; aber wenn auch nur ein Teil der Vorwürfe, die man ihnen macht, zutreffend ist, wie kann man da beantworten, solchen Gefahren unsere weibliche Jugend auszusetzen, auf deren Gesundheit das Wohl unseres Volkes beruht!

Prof. Dr. Göpfert-Eisenach

Dr. C. Dickhoff, „Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Schulhygiene, der Erziehung und des ersten Jugendunterrichts.“ Teubner, Leipzig 1911.

Die nur 124 Seiten umfassende Schrift zeugt von starker Eigenart. Mit großem Geschick ist hier ein ungeheurer Stoff in seinen wichtigsten Merkmalen so eng zusammengearbeitet, daß das Ergebnis in Broschürenform erscheinen konnte, ein zwar äußerlicher, aber großer Vorzug in einer Zeit, wo man gewöhnt ist, die unwesentlichsten Dinge immer gleich in dicken Bänden bearbeitet zu sehen. Diese treffende Kürze ist eine Eigenart, die in allen Kapiteln des Buches hervortritt und angenehm berührt. Die Arbeit ist ein Querschnitt durch die heutige Literatur der Erziehung, des Unterrichts und ihrer Grenzgebiete in bezug auf den ersten Jugendunterricht und entwickelt die modernen Forderungen, wie sie in den als Unterlage dienenden etwa 250 einschläglichen Werken niedergelegt sind. Ein vorzüglich gearbeiteter Literaturnachweis, nach Sachgebieten geordnet, führt diese Schriften auf und wird so einmal zum Monument werden von dem, was man um 1911

in der Pädagogik wollte und forderte. Dieser Literaturnachweis wird all denen, die heut in der Pädagogik Rat und Belehrung suchen, also für alle Pädagogen, für Ärzte und gebildete Laien, ein willkommenener Führer sein, vor allem ein zuverlässiger. Der Verfasser hat von einem Höhenfluge aus die Brennpunkte, die Hauptforderungen der einzelnen Schriften bestimmt und sie zu einem klaren Bild von dem heutigen Standpunkt der Pädagogik und der Schulhygiene geordnet. Diese rein objektive Darstellung des Für und des Wider in den Schriften gewinnt an Frische durch die zu allen wichtigen Fragen befundete persönliche Stellung Dichtoffs.

Um den reichen Inhalt anzudeuten, will ich den Inhalt skizzieren. Eine Reform unserer Schule wird als notwendig empfunden, weil sie kein physiologisches und psychologisches Verständnis der Kindesnatur zeige; sie besitze kein methodisches Geschick, verstehe nicht Sachgebiete vernünftig zu konzentrieren, und endlich fehle es ihr an sozial-pädagogischem Verständnis. Dies sind die Vorwürfe, die Dichtoff in den Werken entgegentreten. Er zeigt das Ideal der Modernisten: Persönlichkeitskulten, das freie Sichtenfallen, das Sich-ausleben der Kindesnatur.

Der Verfasser sichtet nun eingehend und sorgfältig das breite Material und zeigt, inwieweit die Vorwürfe berechtigt sind und was an den Vorschlägen brauchbar ist, immer knapp und treffend; dabei weiß er geschickt seine persönliche Stellung zu begründen. Einzelne Kapitel, in erster Linie das über „Schulzucht“, sind ungemein treffend und glänzend in der Darstellung. Ich nenne noch „Anschauungsunterricht“, „Malendes Zeichnen“ und „Blumenpflege“. Nicht ganz teile ich seine Ansichten über den Wert des Werkunterrichts.

Kurz noch eine prinzipielle Frage. Auf S. 59 sagt der Verfasser: „Lehrplan, Lehrstoff und Lehrweise müssen die Probe aushalten, ob sie auf das kindliche Interesse gestimmt sind.“ Worauf ist denn nun das kindliche Interesse gestimmt? Doch wohl auf Spiel und spielende Beschäftigung, womit Naturvölker im allgemeinen noch heute auskommen. Der Kulturmenschen braucht aber Arbeit, Schaffen; der Trieb dazu muß durch

Gewöhnung entwickelt werden; und das ist der kindlichen Natur unbequem. Ob der Verfasser mit seiner Forderung nicht doch etwas weit geht? — Jedenfalls aber tönt durch die ganze Schrift die mahnende Stimme: Macht euch los vom Schema, laßt das Kind zum rechten Menschenkinde erblühen. Erzieht aber das Kind nicht bloß dahin, daß es frei sein Recht fordern darf, sondern daß es auch Pflichten hat. Gott gab nicht bloß das Kind, sondern er gab ihm auch Eltern und Erzieher. Individualität — aber auch Autorität!

Ein Meisterwerk in der Zusammenfassung ist das Schlusswort. Das ganze Buch ist reich an Gedanken, man kann es nur abschnittsweise lesen. Ich empfehle es allen um die Erziehung besorgten Menschen.

Ernst Wienecke = Berlin

Genealogie

Ein Geschlecht, dem der „Semigotha“ ganz besonderes Unrecht tut, indem er von ihm jüdische Herkunft behauptet, sind die **Freiherrn von Kap-herr**, denen u. a. der Fideikommißherr **Freiherr Hermann von Kap-herr-Lodwig** zu Lodwig im Königreich Sachsen, geboren 1853, und der Fürstlich Schaumburg-Lippische Kabinettschef **Freiherr Hermann von Kap-herr**, geboren 1863, angehören. Die Genealogie der Kap-herr ist nämlich schon seit langem einwandfrei veröffentlicht. Es geschah dieses im „**Deutschen Herold**“, Nr. 4, vom Jahre 1897. Diese Monatschrift ist, wie bekannt sein dürfte, das Organ des **Vereins „Herold“** zu Berlin, des ältesten, angesehensten und mitgliederreichsten unter den genealogisch-heraldischen Fachvereinen der deutschsprachlichen Länder. An seiner Zeitschrift durfte das „Redaktionskomitee“ des „Semigotha“ nicht achlos vorübergehen. Und da sich dort am Fuße der vorbezeichneten Stammtafel der Kap-herr sogar die Sätze finden: „Die vorstehende, auf urkundlichen Belegen (Kirchenbüchern usw.) beruhende Stammtafel liefert den Beweis, daß die mehrfach ausgesprochene Behauptung, die Familie von Kap-herr sei israelitischer Abstammung, völlig erfunden ist. Die eigentümliche Schreibweise des Namens findet sich schon im siebzehnten Jahrhundert und ist jedenfalls angenommen worden, um eine unrichtige

Aussprache desselben (Rapher) zu verhindern," so ist auch hier wieder das „Redaktionskomitee“ des „Semigotha“ von grober Fahrlässigkeit nicht freizusprechen. Dieser Vorwurf ist um so berechtigter, als sich die Angabe von der jüdischen Herkunft der Kap-herr zwar in der ersten Auflage (Salzburg 1889) der „Geadelten jüdischen Familien“ findet, in der zweiten Auflage des Werkes (Salzburg 1891) das ganze Geschlecht aber unerwähnt blieb.

Was sagt nun der „Semigotha“ über Kap-herr? Es heißt dort: „**Kapp**-herr (von Lodwig) aus dem Stamme Aaron," also mit zwei p in der ersten Silbe, und dann wird ganz ins Blaue hinein auch noch hinzugesügt: „Konvertiert Mitte des neunzehnten Jahrhunderts." Für die „Begläubigung der jüdischen Genese“ beruft sich dabei der „Semigotha“ auf Grigner und auf Kohuts Werk: „Berühmte jüdische Männer und Frauen". Ich kann dazu nur bemerken, daß Grigner in seinen „Standes-Erhebungen und Gnaden-Acten Deutscher Landesfürsten“ über den angeblich jüdischen Ursprung der Kap-herr nichts bemerkt, und daß Kohuts sehr interessantes Buch alles andere ist, als eine Quelle für die Beantwortung genealogischer Fragen.

In Wirklichkeit sieht die Genealogie der Kap-herr folgendermaßen aus. Johann Christian (I.) Rappherr war Ende des siebzehnten Jahrhunderts Pastor zu Rentersleben bei Magdeburg. Sein Sohn Johann Christian (II.) wurde Bürgermeister zu Sternberg in Mecklenburg und ist daselbst 1751 gestorben. Ein anderer Sohn: Hartwig Stephan wurde Pastor in Sternberg und heiratete die Tochter des Präpositus Dr. Brandl Des Bürgermeisters Johann Christian (II.) Sohn war: Johann Christian (III.), Senator zu Güstrow, gestorben 1788, dessen Ehefrau Christiane Sophie, geborene Spalding, diesem bekannten vornehmen, ursprünglichen schottischen Geschlecht entstammte. Vom Senator zu Güstrow kommen nachfolgende drei Söhne hier in Betracht: Johann Christian (IV.), Karl Ludwig und Christoph Alexander. Johann Christian wurde Arzt und erhielt als russischer Staatsrat den russischen Erbadel. Seine Tochter Charlotte Dorothee, die, nach der Abung russischer Edelleute im Auslande,

„von Kap-herr“ genannt wurde, heiratete später den nachmaligen ersten **Freiherrn** von Kap-herr (s. unten). Eine Nichte von ihr: Alexandra Ivanowna, wurde später die Gemahlin des nachmaligen russischen Ministers des Innern und Ministerpräsidenten Ivan Loginowitsch Goremytin. Die männlichen Sprossen dieser russischen Linie des Geschlechtes sind in Rußland zum Teil zu hohen Ehrenstellen gelangt. Karl Ludwig, der zweite Sohn des Güstrower Senators, ist im Jahre 1845 zu Rostock verstorben, wo er jahrelang großherzoglich mecklenburgischer Zollinspektor gewesen war. Sein Sohn Hermann Christian (V.) ist der erste Freiherr. Er war geboren am 16. September 1801 zu Rostock und erhielt am 27. Juli 1868 den großherzoglich hessischen Freiherrenstand. Er war damals Bant Herr und königlich spanischer Konsul zu Dresden. Seine Gattin stammte aus der russischen Linie des Geschlechtes (s. oben). Von beiden stammen sämtliche Freiherren von Kap-herr der Gegenwart. Der dritte Sohn des Güstrower Senators war Christoph Alexander, der 1862 als Stadtrat zu Magdeburg gestorben ist. Er hat eine „Magdeburger Linie“ begründet, die bürgerlich geblieben ist und, allem Anscheine nach, im Bürgerstande noch kräftig weiterblüht. Bei diesem ganzen Befunde spricht nicht das geringste dafür, daß das Geschlecht jüdischer Herkunft sei. Im Gegenteil: der Pfarrer zu Rentersleben als Ahnherr schließt diese Möglichkeit geradezu aus!

In unverzeihlicher Weise ist ferner der „Semigotha“ bei dem Geschlechte „**Treskow**“ hereingefallen. Er schreibt: „Nicht zu verwechseln mit den gut deutschen Edelgeschlechtern derer von Treskow und Treslow sächsl. Uradels und in der Mark. Nun evang. . . . Stammen von dem Juden Treskow, fgl. preuß. Armeelieferanten in den Befreiungskriegen 1813 und 1815, der . . . von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten den Adel bekommen hat.“

Zunächst ein Wort über die Chronologie des „Semigotha“! Also angeblich in den Befreiungskriegen war der Mann Armeelieferant: 1813 und 1815? Und jedenfalls in jenen hat er sich die Verdienste erworben, wegen derer er geadelt wurde?

Das aber von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten! Ich dachte doch, König Friedrich Wilhelm der Zweite sei im Jahre 1797 gestorben! So betreiben die Gewährsmänner des „Semigotha“ Genealogie! Die Wahrheit ist folgende, und diese soll in den vorliegenden, ausschließlich der genealogischen Wahrheit dienenden Berichten dem Leser nicht vorenthalten werden.

Es gibt ein uradeliges Geschlecht Treskow oder Tresdow, das dem märkischen Uradel angehört und dessen gleichnamiges Stammhaus bei Ruppin gelegen war. Es erscheint mit Heinrich von Treskow im Jahre 1351 zum ersten Male urkundlich. Aus diesem Geschlechte stammte Albert Sigismund Friedrich von Treskow oder Tresdow, geboren 1717, gestorben zu Halberstadt im Jahre 1787: königlich preussischer Geh. Justizrat, Kanonikus zu Halberstadt, Rechtsritter des Johanniterordens. Dieser Albert Sigismund Friedrich lebte in einer Gewissensehe mit Marie Elisabeth Mangelndorf, die ihrerseits aus einem bürgerlichen Geschlechte stammte, zu Zabauß bei Milow im Jahre 1726 geboren und die Tochter eines Küsters war (Albert Sigismund Friedrich war Herr auf Milow!). Aus dieser Gewissensehe stammte ein Sohn: Sigmund Otto Joseph, geboren zu Milow am 16. März 1756, der also rechtlich: „Mangelndorf“ hieß, nach der Sitte der Zeit aber den Geschlechtsnamen seines Erzeugers führte, nämlich: „Treskow“. Diese Abstammungsverhältnisse sind vollkommen zweifellos nachgewiesen. Sie finden sich im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch des Uradels“, Jahrg. 1904, S. 837, und im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Briefadeligen Häuser“, Jahrg. 1908, S. 906 und Jahrg. 1912, S. 982. Den Taufschein des Sigmund Otto Joseph, der Vater, Mutter und die Taufpate der „Gewissensehe“ auf das Genaueste erkennen läßt, ist von mir an zwei Stellen in wissenschaftlich-genealogischen Abhandlungen im Wortlaute veröffentlicht worden. Alles das weiß der „Semi-

gotha“ nicht, so daß es hier recht schwer fällt, an ein „Übersehen“ zu glauben. Besagter Sigmund Otto Joseph ist nun identisch mit dem angeblichen „Juden Treskow“, nämlich dem „Armeelieferanten“, der im Jahre 1797, am 14. Januar, also ganz richtig von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten, den preussischen Erbadel durch Diplom erhielt, und zwar mit einem, demjenigen der uradeligen Tresdow oder Treskow nachgebildeten Wappen. Es zeigt nämlich das Wappen der uradeligen Tresdow oder Treskow: in Silber drei (zwei oben, einen unten), nach rechts gekehrte schwarze Entenköpfe mit goldenen Halsbändern, und das Wappen des Diploms von 1797: in Silber, innerhalb eines goldenen Schildesrandes drei (zwei oben, einen unten) silberne Straußenköpfe. Der Helmschmuck der uradeligen Tresdow oder Treskow ist ein mit Pfauenfedern besteckter Entenkopf und derjenige des Diploms von 1797 ein mit Pfauenfedern besteckter Straußenkopf. Man sieht also ganz deutlich, daß der goldene Schildesrand und die Umwandlung der Entenköpfe in Straußenköpfe beliebt wurden, um das briefadelige Geschlecht von 1797 von dem uradeligen, aus dem es stammte, zu unterscheiden. In dem Diplom von 1797 erfolgte die Adelserhebung nun unter dem Namen „von Treskow“ und seitdem hat das uradelige Geschlecht Tresdow oder Treskow allmählich die einheitliche Schreibweise: „Treskow“ für sich selbst durchgeführt. Sigmund Otto Joseph von Treskow ist im Jahre 1825 zu Owinz, als Herr der Herrschaft Strzelce bei Kutno und Owinz bei Posen, ferner als Kanonikus zu Magdeburg und Herford gestorben und von ihm stammt das ganze heutige Geschlecht Treskow ab, das also der „Semigotha“ ganz fälschlich zu Judenabkömmlingen macht. Ihm gehört u. a. das bekannte Mitglied des preussischen Hauses der Abgeordneten: Sigismund von Treskow auf Friedrichsfelde bei Berlin usw. an.

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz



Reichs Spiegel

(vom 19. August bis 25. August)

Fleisch- und Jesuitennot

Wir stehen wieder einmal im Zeichen der Lebensmittelteuerung. Vor einem und vor zwei Jahren hieß es noch „Fleischnotrummel“, „Fleisch- und Brotwucher der Agrarier“ usw. — heute lesen wir im Vorwärts schon vom „Fleischwucher der Agrarier und Großschlächter“. Übers Jahr wird man vielleicht vom „Fleischwucher der Agrarier, Groß- und Kleinschlächter und Wubler“ usw. lesen. Aber erst, wenn alle am Fleischhandel beteiligten Kreise für die ungeheure Steigerung der Preise verantwortlich gemacht sein werden, dann darf man hoffen, der Mehrheit nähergekommen zu sein. Denn sie alle: Vieh- und Schweinezüchter, Zwischenhändler, Schlächter und Detaillisten haben ihr Teil daran. Sie haben das getan und werden fortfahren das zu tun, was der Kaufmann die Ausnutzung der Konjunktur nennt. Sie haben die Preise gesteigert, als die Nachfrage größer wurde — natürlich ohne Rücksicht auf die Geldbeutel der Verbraucher — und die Frage ist nur die, ob die Höhe der Steigerung der Spannung zwischen Bedarf und Produktion entspricht oder ob tatsächlich eine Bemüherung der Bevölkerung durch den Fleischhandel stattfindet.

Daß der Bedarf gestiegen ist, daran zweifelt niemand. Die Industrie hat die Zahl ihrer Arbeiter vermehrt; außer der Million Fremder, die in Deutschland fast das ganze Jahr hindurch tätig sind, strömen alljährlich mehrere Millionen Ausländer herein, die als Touristen, Geschäftsleute oder auch nur Durchreisende den Verbrauch vergrößern; eine große Rolle spielen die Feste, Jubiläen, Erinnerungsfeiern, die aus tausend wichtigen und wenigen ernstern Gründen in allen Gauen der deutschen Heimat gefeiert werden. Da wird „für billiges Geld“ verbraucht, vernichtet, vertan, weil es „en gros“ geliefert werden kann, während der einzelne Verbraucher, die Familie der kulturell wichtigsten Bevölkerungskreise, der Beamten, Lehrer, Offiziere und selbstverständlich auch der Arbeiter sich den teuren Fleischgenuß vielfach versagen müssen.

Man zahlte in Berlin für ein Pfund in Pfennigen:

Jahr	Rind-	Kalb-	Lamm-	Schweine- fleisch	Speck geräuchert	Schinken	Schweine- schmalz
1901	64	78	61	63	75	108	64
1912	110	110	105	88	90	160	90
Erhöhung . . .	46	32	44	20	15	52	26

Man vergegenwärtige sich, was eine Familie von sechs Köpfen einschließlich Bedienung wöchentlich im Durchschnitt mindestens an Fleisch verbraucht, so wird man die Mehrbelastung des Budgets leicht ermessen können. Mit der Steigerung der Löhne und Beamtengehälter steht sie aber nicht im Einklang, da diese fast ganz durch die Erhöhung der Mieten aufgebraucht wird.

Wer einigermaßen Verständnis dafür hat, zu beurteilen, welche Verbitterung und Unlust, welchen Pessimismus gerade Nahrungsorgen in der Familie erzeugen,

der wird auch die politischen Gefahren ermessen, die für ein Land in der Verheerung eines Teils der Bevölkerung gegen andere Teile wegen der Lebensmittelpreise liegt, der wird aber auch erkennen, was seitens der einzigen vorhandenen autoritativen Stelle, seitens der Staatsregierung getan werden mußte, um dem Übel zu steuern. Was hat die Regierung getan, seit sie vor einem Jahre und dann wieder im Januar dieses Jahres die aufgeregte öffentliche Meinung zu beruhigen suchte? Wenn man die zahlreichen Statistiken sieht, die amtlich und halbamtlich veröffentlicht wurden, so könnte man sagen: viel! Sieht man sich aber die Zahlen näher an, so muß man sagen: nichts! Die amtlichen Statistiken bestätigen lediglich, was wir alle Tage am eigenen Leibe erfahren: die Preise steigen. Wenn wir aber daraus folgern, es ist nicht genug Fleisch da, so wird uns gesagt: Doch, die Landwirtschaft produziert genug. Also muß doch der Zwischenhandel daran Schuld sein? Doch wir kommen auf den Wochenmarkt und hören schon zwei Stunden nach seinem Beginn, daß bestimmte Fleischsorten nicht mehr zu haben sind, daß also wir und noch hundert Familien unseres Stadtteils heute auf gewisses Fleisch verzichten oder die noch um zehn vom Hundert höheren Preise beim Fleischer an der nächsten Ecke zahlen müssen.

Diese Widersprüche hat die Regierung bisher nicht aufgeklärt, obwohl sie es gekonnt hätte. Für einen so exakt arbeitenden Apparat, wie z. B. die preußische Verwaltung es ist, kann es nur eine Kleinigkeit sein, festzustellen, wohin, in welche Taschen der ungeheuere Aufschlag als Verdienst fließt, den zwei Drittel der Bevölkerung bezahlen muß. Der mißtrauische Bürger sagt: entweder ist die Verwaltung doch nicht so, wie wir noch geneigt sind, zu glauben oder die bösen Landräte stecken mit den Agrariern unter einer Decke; der gewerkschaftlich organisierte Arbeiter aber macht den nach kapitalistischen Gesichtspunkten geleiteten Staat verantwortlich, und, da er hungern muß, erklärt er den Staat für sich als überflüssig und wertlos. Wie lange kann es noch dauern, daß die Ansichten über Lebensmittelnot beim Mittelstande und bei der Arbeiterschaft auseinandergehen? Wenn die Regierung sich nicht bald entschließt, die wirklichen Gründe für die hohen Preise und gleichzeitig wirksame Abhilfemaßregeln anzugeben, werden sich die Grenzen zwischen Mittelstand und Arbeiterschaft zugunsten der radikalen Parteien noch mehr verwischen wie es heute schon der Fall ist. Eine die Mehrheit schädigende Nahrungsmittelpolitik schafft eine natürliche Interessengemeinschaft aller derer, die an den Geschäften der Minderheit nicht teilnehmen können.

*

*

*

Ein freimütiges und energisches Auftreten der Regierung in der Lebensmittelfrage erscheint uns um so mehr geboten, als sie allen Anlaß hat, sich einiges Kapital Vertrauen im Lande anzuhäufen. Neben der Teuerung pocht ein anderes Gespenst an die Pforten des Reichs und begehrt Einlaß: die Jesuiten. Das Vorgehen des bayerischen Ministerpräsidenten Freiherrn von

Hertling in der Jesuitenfrage hat die Reichsregierung vor eins der schwierigsten Probleme gestellt, die es für Deutschland überhaupt gibt, um so schwieriger im gegenwärtigen Augenblick.

Die Aufrollung der Jesuitenfrage bedeutet nicht mehr und nicht weniger als einen Vorstoß des Ultramontanismus gegen das deutsche Kaisertum. Der Augenblick ist dabei äußerst geschickt gewählt: das deutsche Volk ist nicht nur in Katholiken und Protestanten gespalten, auch durch die Mitglieder der evangelischen Kirchen geht ein tiefer Riß; die staatliche Autorität, viel zu eng verbunden mit den Wirtschaftsinteressen der Bevölkerung, ist unleugbar im Schwinden begriffen; der nationale Gedanke hat, soweit sich mit ihm nicht imperialistische Tendenzen in der Weltwirtschaft verbinden, für den inneren Ausbau des Reichs an Zugkraft verloren; die imposante Organisation der sozialdemokratischen Partei zieht die gebildete Jugend, die vor der Ausartung des wirtschaftlichen Kampfes noch instinktiv einen Abscheu empfindet, mächtig an; die Armee wird nicht von allen uneingeschränkt als Pflanzstätte vaterländischer Tugenden bewertet, nachdem ein vierzig Jahre währender Friede gerade in ihr tausende von Unzufriedenen gezüchtet hat; Großgrundbesitz und Industrie prophezeien der Monarchie schlimme Tage, wenn sie sich nicht entschließen sollte, mit Ausnahmegesetzen den aufwärtsstrebenden Kräften der Demokratie entgegenzutreten. — Doch auch bei den Ultramontanen sieht es nicht viel besser aus: sie haben eigentlich nur noch beim deutschen und beim polnischen Volke einigen Einfluß, und der ist bei den deutschen Katholiken auch schon im Schwinden. Der glänzende Verlauf des letzten Katholikentages braucht uns nicht zu beunruhigen; es war eine geschickt vorbereitete und einstudierte Parade der Römlinge, keine Rundgebung der Katholiken Deutschlands.

Welch besseres Mittel gibt es aber als die deutschen Katholiken unter dem Schlagworte ihrer Bedrückung durch den protestantischen Staat wieder zusammen zu führen, sie unter Führung des Ultramontanismus zu einigen und dann mit Hilfe der evangelischen Autoritätsparteien den Staat, die Monarchie gegen den Umsturz zu verteidigen, die Umsturzgedanken selbst aber durch die Jesuiten ausrotten zu lassen! Hilfe gegen den Umsturz, das ist der Röder, um unsern Regierenden den Jesuitenbraten schmachhaft zu machen; wird er aber dennoch abgelehnt, so ist mit der Jesuitenagitation wieder soviel Mißtrauen in den katholischen Volksteil Deutschlands gesät, daß man sich im Hinblick auf die Zukunft auch damit bescheiden kann. Diesen Zielen dient der bayerische Jesuitenerlaß, diente die Resolution auf dem letzten Katholikentage zu Aachen, dient die Eingabe der bayerischen Bischöfe an den Bundesrat wegen Aufhebung des Jesuitengesetzes.

Unserer Regierung liegt nun die schwierige Aufgabe ob, auf der einen Seite die Aufhebung des Jesuitengesetzes oder auch nur seine Milderung zu verhindern und auf der andern Seite den Schein, als sollten die deutschen Katholiken gekränkt werden, zu vermeiden. Es ist selbstverständlich, daß hier

von einer Kränkung der Katholiken nicht die Rede sein kann. Die Jesuitenfrage ist eine rein politische, die mit dem katholischen Glauben nichts zu tun hat und sich daher nicht gegen die deutschen Katholiken richten kann. Die Reichsregierung nimmt ihr gegenüber nur dieselbe Haltung ein, wie es die verschiedenen Päpste getan haben. Hält sie die Jesuiten für schädlich, so wird sie den Standpunkt des Papstes Clemens des Vierzehnten akzeptieren, hält sie sie im Augenblick für nützlich, so wird sie sich der Auffassung des Papstes Pius des Siebenten anschließen. Papst Clemens der Vierzehnte hat die Jesuiten als Schädlinge gekennzeichnet; sein Erlaß, der den Jesuitenorden auflöste ist in Nr. 16 der Grenzboten durch Herrn Professor Dr. Brosch-Freiburg veröffentlicht. Wir halten die Jesuiten für die größte Gefahr, mit der Deutschland bedroht werden könnte. Ihre Rückkehr wäre für Millionen Deutsche das Signal zum Übergang zum Radikalismus, nicht aus Lust am Protestieren, sondern im Bewußtsein der Gefahr, die deutschem Wesen und deutscher Kultur von jener Seite droht.

G. C.

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Schwiegerstr. 1a.

Bernsprecher der Schriftleitung: Amt Halzburg 6719, des Verlags: Amt Lügnow 6610.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dörfner Straße 26/27.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald ausserst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Stränge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.



Die jungtürkische Krisis

Vom Absolutismus durch Parlamentarismus zum Konstitutionalismus

Von Dr. Ernst Jääh-Berlin



Die türkische Revolution scheint mit der deutschen Marokkopolitik das gleiche Schicksal zu teilen — das nämlich, daß die öffentliche Meinung lange, allzulange braucht, um in dem täuschenden Wirrwarr allzu rascher, widersprechender Depeschen sich ruhig zu orientieren und um schließlich doch langsam zu finden, daß die alltäglichen und landläufigen Eindrücke nicht den richtigen Weg gewiesen, sondern in die Irre geführt haben. Deutsche Diplomaten und Bankdirektoren — hüben wie drüben — bestätigen mir diese bedauerliche Erfahrungstatsache, ebenso türkische Minister des neuen Kabinetts wie des alten Komitees und andere führende Politiker der europäischen wie der asiatischen Türkei, Militärs und Zivilisten, aus fast allen Nationalitäten — meist Persönlichkeiten, mit denen ich seit Jahren vertraut bin und die sich darum offen aussprechen.

So sagte mir jetzt in Konstantinopel auf der Hohen Pforte ein deutschfreundlicher Minister, der seinerzeit in Deutschland ausgebildet wurde: „Schade, daß gerade in des deutschen Volkes Meinung unsere ehrliche Reformarbeit als ‚Sturz der Jungtürken‘ und als ‚Sieg der Alttürken‘ mißverstanden und daß unser aufrichtiger Wille zur Konstitution als ‚Reaktion‘ mißdeutet wird. Und doch stellt unsere gegenwärtige jungtürkische Entwicklung im Grunde nichts anderes dar, als einen Übergang vom französischen Doktrinarismus zur deutschen Praxis.“ „Oder mit anderen Worten“ — so fügte der greise Großwesir hinzu — „von einem scheinbaren Parlamentarismus zu einem wirklichen Konstitutionalismus“.

Und in der Tat: wer die Geschichte der jungtürkischen Revolution kennt, der konnte und mußte auch in der jetzigen Krisis nur ein naturnotwendiges Glied in der bisherigen Entwicklungskette*) erkennen. Ich bin jetzt wiederum wochenlang

*) Die Grundlinien und auch die Schnittpunkte habe ich bereits 1908 und 1909 in meinem Buch „Der aufsteigende Halbmond“ aufgezeichnet, im „Hilse“-Verlag.

Zeuge der neuen Revolution gewesen, genau wie schon 1908 in Konstantinopel und wieder 1909 in Saloniki und nochmals 1910 in Albanien; und ich muß gestehen, daß ich während der ganzen Krisis nicht einen Augenblick an ihrem ruhigen und normalen Verlauf gezweifelt habe — ich habe das in Konstantinopel auch wiederholt ausgesprochen. Nur einen einzigen Tag gab es, wo die logische Geradlinigkeit nicht ganz klar gesichert war: solange nämlich die Frage nicht beantwortet werden konnte, ob die Armee sich in „Liga“ oder „Komitee“ teilen lassen würde und gegeneinander eine Machtprobe versuchen wollte, oder ob das Offizierskorps in überwältigender Geschlossenheit einig war und die neue Regierung stützte. Einen Tag nur dauerte diese Ungewißheit, und alsbald war es entschieden, daß für die Offiziere die Parole weder „Komitee“ noch „Liga“ hieß, sondern daß die gleiche Militäreinheit, die 1908 die Verfassung erzwungen und sie 1909 gerettet hatte, sie auch jetzt 1912 gesichert hat — damals vor der Bedrohung von oben, jetzt vor dem Mißbrauch von unten — damals den Buchstaben des Gesetzes, jetzt den Geist der Erfüllung.

* * *

Man erinnere sich: die alte Türkei war — schlechtweg — der Sultan Abdul Hamid. Ein Staatsbegriff bestand nicht zu Recht; das Wort „Vaterland“ (vatan) zu schreiben, zu drucken, auszusprechen, war verboten; das konnte Verfolgung und Verbannung kosten, auch langjährigen Kerker oder jähen Meuchelmord. Zu so unsinnigen Übertreibungen war die alles ausschließende Selbstherrlichkeit des altfranzösischen L'état c'est moi noch nie und nirgends gesteigert worden, wie in der alten Türkei durch solch sinnloses Mißtrauen eines von wachsenden Wahnvorstellungen gequälten Sultans. Aber ein „Vaterland“ läßt sich wohl aus dem Wörterbuch streichen, nicht aber aus dem Volksempfinden. In geheimen und kleinen Komitees fanden sich Patrioten zusammen, und was die Flüchtlinge in Paris literarisch und langsam vorbereiteten, das erreichten mit einem kühnen Schlag die Offiziere daheim durch ihr mutiges Pronunziamento im Juli 1908: die Verfassung, die den Sultan von seiner Kamarilla selbstfüchtiger Kreaturen befreien und ihm staatsmännische Berater bringen sollte in einer selbst durch den Koran vorgesehenen Volksvertretung. Was die Armee so erzwungen, das hat das Komitee übernommen — jenes „Komitee für Einheit und Fortschritt“, das zunächst Militärs und Zivilisten, Literaten und Advokaten vereinigte, eben noch im Dunkel einer verborgenen Feme, jetzt plötzlich im Glanz der politischen Macht. Der Sultan selbst verbeugte sich bei jenem denkwürdigen Selamlık in der Yildiz-Kiosk-Moschee, steckte sich die revolutionäre Rosette an die Brust und proklamierte sich selbst zum „Präsidenten des Komitees“! Allein — solch alter Absolutismus und solch junger Parlamentarismus konnten sich nicht ineinander finden, sich nicht ineinander fügen, und eine halbjährige Rivalität endete in jener blutigen Reaktion des 13. April 1909, in der der wortbrüchige Absolutismus noch einmal sein gefährliches Haupt erhob und den vertrauensseligen Parlamentarismus auf Leben und Tod bedrohte — und wieder eroberte der rasche Siegesmarsch der verfassungstreuen Armee dem bereits geflohenen Komitee die Konstitution.

* * *

Der Parlamentarismus war gerettet und richtete sich ein. Die Berufspolitiker des Komitees verdankten Paris nicht nur ein angenehmes Exil als frühere Flüchtlinge, sondern auch ihre politischen Theorien als fleißige Enghypodäristen. Zwar — auf die diskreditierende Guillotine verzichteten sie und zogen es vor, den entthronten Sultan, obwohl das unschuldige Blut Tausender und Abertausender um gerechte Rache schrie, in eine humane und doch sichere Pension nach Saloniki zu geben in die Villa Allatini. Man wollte die Wahrheit des Wortes von Bismarck bestätigen: „Der Türke ist der Gentleman des Orients.“ Aber die überlegene Allmacht des alten Sultans sollte beim neuen Sultan zur gesetzlichen Ohnmacht umgestaltet werden. Vor einer allzu raschen Republikanisierung rettete wiederum das militärische Veto den hierarchischen Staat des Kalifen, des Beherrschers aller Gläubigen. Der neue Sultan stieg aus dem goldenen Käfig lebenslänglicher Abgeschlossenheit auf den wankenden Thron eines zitternden Reiches, und seine Unerfahrenheit und Unselbständigkeit, Gutmütigkeit und Dankbarkeit drückte ihn mehr und mehr in die Rolle eines „Präsidenten des Komitees“ hinein — mehr noch eines bloßen Ehrenpräsidenten. Der Präsident des republikanischen Frankreich und der König des parlamentarischen England hat mehr Vollmachten als dieser Sultan eines solchen Parlamentarismus. Das Komitee diktierte — und der Sultan proklamierte.

Auch das türkische Parlament überbot allmählich sein französisches Vorbild und auch das englische Ideal. Der türkische „Parlamentarismus“ ist rudimentärer geblieben und radikaler geworden als die französische Praxis — rudimentärer aus geschichtlichen Gründen und radikaler durch komiteetürkische Raison. Die magna charta des türkischen Parlamentarismus ist die Verfassung des Jahres 1876, die damals nur zwei Monate bestanden hat, dann sistiert und erst wieder 1908 — wie gesagt — durch die Militärrevolution dem Sultan abgezwungen worden ist — also nach zweiunddreißig Jahren. Diese Konstitution war eine Kopie des französischen Systems: aber während dieses in Frankreich selbst in diesen zweiunddreißig Jahren durch verschiedene Verfassungsrevisionen weiter entwickelt und vervollkommen worden ist, ist es in der Türkei im unvollständigen Status geblieben — antiquiert und konserviert, ohne die Erfahrungen und Veränderungen der parlamentarischen Praxis und auch ohne jegliche Vorbereitung des zum größten Teil analphabetischen Volkes auf eine solche Reise. Die jetzige Krisis bedeutet also zunächst formell einen Ausbau der alten Verfassung durch Ausfüllung von Lücken, durch Kommentar und Interpretation zwischen Kammer und Senat, zwischen Parlament und Krone; sie bedeutet den Versuch einer Anpassung an natürliche Voraussetzungen und Verhältnisse, oben wie unten.

Denn so sehr das Komitee die Autorität des Sultans gemindert hat, so sehr hat es auch die Rechte des Volkes geschmälert. Das eben aufgelöste Parlament war in Wirklichkeit keine Volksvertretung auf Grund gesetzlicher Wahlen, sondern nur die Repräsentation eines geringen Bruchteils infolge einer willkürlichen Auswahl. Die breite Volksmasse eines weiten Analphabetismus brauchte schon von vornherein ernsthaft nicht zu zählen: in den Tagen vor und nach der Auflösung der Kammer, als durch die ganze europäische Presse eine durch die tatsächlichen Ereignisse nicht erklärliche Erregung wogte, da boten in Konstantinopel die Gassen und die Kaffees das gleiche Bild gleichgültiger Ruhe — kaum daß ein paar

Duzend Neugieriger mehr als vorher das Kaffee gegenüber der Kammer bevölkerten, im behaglichen Stief an der Margilehpfefte kauend. Nur im benachbarten Moscheehof lagerte ein Piquet Kavallerie, um irgendwelche Gelüste eines etwa durch falsche Schlagworte verführten Hasenpöbels schon durch die bloße Demonstration drohender Vereitschaft zu dämpfen. In Budapest ist es neulich, als der Ministerpräsident Graf Tisza das ganze Parlament durch ein starkes Militäraufgebot einzäunen ließ, „revolutionärer“ zugegangen als jetzt in Konstantinopel, dessen ganzer „Belagerungszustand“ darin sich bemerkbar machte, daß häufige Patrouillen von Lanzenreitern auch die Fremden von der Wachsamkeit einer starken Regierung überzeugten und sie so allmählich auch von der Einbildung irgendwelcher Gefahren heilten. Das analphabetische Volk schied für diesen Parlamentarismus aus; aber auch die redefähige Intelligenz schloß dieser „Parlamentarismus“ aus — sowie sie sich als Opposition gab, und zwar durch einen radikalen Wahlterrorismus.

Um dies zu ermöglichen, war vorher nötig gewesen, daß — sowie zunächst der Sultan und schließlich auch die Volksvertretung — so auch der dritte Teil der Regierungsmacht dem Komitee gehorchte: das Ministerkabinett. Das Pariser Vorbild hatte auch das Postulat der Ministerbildung aus der Mitte der Deputierten hergegeben. Die Mehrheit konnte und mußte das Komitee von Anfang an haben als damals einzige Organisation einer politischen Arbeit, die zudem das Verdienst hatte, die alte Türkei zu befreien und die neue Türkei vorzubereiten — freilich dank dem entscheidenden Schlag des patriotischen Offizierskörpers. Die parlamentarische Mehrheit des Komitees besetzte also alle Ministerposten (wohlverstanden außer dem Kriegsministerium!) und durch diese auch alle einflußreichen Regierungsstellen. So verfügte das Komitee über eine sicher funktionierende Wahlmaschinerie, deren Rad es auch gegenüber der Bedrohung durch eine parlamentarische Opposition mit brutaler Energie und mit allen Chikanen laufen ließ. Wie innerhalb des französischen Konvents schließlich die Leute aus der Gironde, die Girondisten sich von den Jakobinern getrennt hatten, so verließen jetzt selbst die Saloniker zum Teil das jungtürkische Komitee. Versammlungsfreiheit und Redefreiheit verschwanden, ebenso Pressfreiheit und Wahlfreiheit. Der preußische Landrat hat wohl noch nie solchen Wahlzwang anwenden können, wie das türkische Komitee, und selbst deutsche Konservative in Konstantinopel sind durch die Mittel dieses türkischen Terrorismus zu Kritik und Protest provoziert worden. Dieses Komitee „Einheit und Fortschritt“ wollte eine Einheit erzwingen, um dann weiter dem Fortschritt sich widmen zu können. Die „Einheit“ zwischen Krone, Kammer und Kabinett war gelungen, die „Einheit“ innerhalb der Kammer scheinbar auch — die Opposition war verhindert und vertrieben. „L'état c'est moi“ — so konnte nun auch dieses Komitee sagen. Das Komitee diktierte und die Kammer votierte. Der monarchische Absolutismus des Sultans Abdul Hamid hatte im parlamentarischen Despotismus des Komitees sein Ende und ein Extrem erreicht. . . „Und die Kammer absolut, wenn sie unseren Willen tut“ — so konnte das türkische Komitee das preußische Zitat variieren und auch gleich Chamisso's Nachtwächter hinzufügen: „Lobt die Jesuiten!“

Auch das jungtürkische Komitee rechtfertigt sich mit dem Zweck, der die Mittel heiligen soll. Und die jungtürkischen Demokraten argumentieren wie die alt-

preussischen Konservativen: „Die Verfassung respektieren wir; aber — da unser analphabetisches Volk nicht reif ist, sie richtig zu verstehen und sie richtig zu verwenden, so ist es unsere Pflicht gemäß unserer Intelligenz und Überlegenheit, einen ungeschickten Gebrauch des Wahlrechts zu verhindern und solche Wahlergebnisse zu verbürgen, daß unsere bessere Einsicht und unser guter Wille die Fortschritte schaffen kann, die der Staat braucht.“ Solche Fortschritte hat das Komitee geleistet: in der Finanzordnung, im Bahnbau, besonders in der Armereform dank der Persönlichkeit des Generalissimus und Kriegsministers Mahmud Schevket Pascha, der selbst nie Komiteemitglied war. Er begann als Militärdiktator, der den Sieg der Revolution entschied, und er wurde Kriegsminister, der als solcher trotz langem Widerstreben und erst nach vielen Widerständen sich zum Kollegialmitglied des Komiteeministeriums hergab, weil er frei von Reibungen für die Armee arbeiten wollte und weil er im Komitee die einzige feste Organisation sah; und so mußte er schließlich endigen als Komiteediktator, belastet mit dem Odium des Komiteeterrorismus — aber eben deshalb auch ohne Militär. Denn diese stärkste Stütze hatte das Komitee langsam, aber sicher verloren in den drei Jahren seiner Herrschaft. Das gleiche Offizierkorps, das gegen die Tyrannei des Absolutismus revoltierte, rebellierte jetzt gegen die Tyrannei dieses „Parlamentarismus“ — im Namen und zugunsten der Konstitution.

* *

An zweierlei Fehlern des Komitees konnte und mußte diese Wiederholung der Offiziersbewegung einsehen: am tripolitanischen Krieg und am albanischen Problem. Wohl darf das Komitee den Ruhm beanspruchen, den Widerstand gegen den italienischen Angriff so gut organisiert zu haben, daß die vorher feindlichen Brüder, Araber und Türken, jetzt in einer unlöslichen Waffenbrüderschaft zusammengeschweißt sind. Aber dieser militärische und moralische Prestigege Gewinn schafft zugleich auch die neue arabische Schwierigkeit, die jetzt jeden Friedensschluß belastet. Der Hauptvorwurf aber geht dahin, daß dieser „Krieg“ überhaupt nicht vermieden worden ist: die Diplomatie des listigen Sultans Abdul Hamid hätte vorgebeugt; die Unerfahrenheit der jungen Komiteemänner konnte dieser Komplikation nicht entgegen.

Dem jungtürkischen Komitee wird die „Jugend“ vorgehalten: die führenden Exminister sind meist dreißig bis vierzig Jahre alt; sie waren vorher kleine Beamte — der eine bei der Post, der andere als Lehrer — und sie sind in der nur dreijährigen Praxis des türkischen Parlamentarismus herangereift, nur ein, zwei Jahre als Deputierte, nur ein, zwei Jahre als Minister, und vorher ohne politische Schulung, ohne staatsmännische Erfahrung. Es sind Intelligenzen; Dschavid Bey, der Dönme aus Saloniki, ein Jude von Rasse und ein Mohammedaner von Religion, sogar ein Finanzgenie — aber die Autorität des Alters und der Persönlichkeit, die der Orient mehr braucht als Europa oder gar als Amerika, fehlt diesen Personen heute noch, und dieser Mangel prädestiniert sie für eine erst spätere Wirkung auf Grund reicherer Praxis. Daß die Vorwürfe selbstfüchtiger Berechnung und Bereicherung berechtigt sind, glaube ich nicht; daß Politiker, die eben noch nur 1200 Mark jährlich verdienen, in leitenden Staatsstellungen über Revenüen von 50 000 Mark verfügen können, Neid und Argwohn erregen, ist allzu

menschlich. In Wirklichkeit wird in der Türkei weniger Vassallkorruption geübt, als in Ungarn oder in Italien, oder gar in Amerika. Nur das scheint richtig, daß Staatsgelder auch für Komiteezwecke verwendet worden sind — etwa so wie wenn die preußische Regierung und der Bund der Landwirte sich gegenseitig subventionieren. Aber auch das mußte schließlich eine Folge jener gewaltsamen und ungesunden Einheit von Kammer, Kabinett und Krone sein — in dieser Abart von Parlamentarismus. „L'état c'est moi!“

Den „Parlamentarismus“ des Komitees haben die Offiziere auch an einer anderen Stelle verspüren können: nicht nur, daß die Politik des Komitees Bürgerkrieg auf Bürgerkrieg verursachte, in Albanien und in Arabien, von einer zur anderen Grenze, sondern daß das, was das Militär in schweren Kämpfen erobert und pazifiziert hatte, am grünen Tisch des Komitees wieder verschlechtert und gefährdet wurde. Die Federn der Diplomaten, der Zivilpolitiker haben da meist verborben, was die Armee mit so großen Opfern errungen hatte. Die Schwankungen des Komiteekabinetts, in dem heute Minister Versprechungen gaben, die morgen andere Minister brachen, haben gerade in Albanien einen Wirrwarr geschaffen und verschuldet, dessen Zechen wiederum die Offiziere zu zahlen hatten. Schließlich hat der Wahlterrorismus des Komiteekabinetts die Armee selbst zur Urne kommandiert mit Komiteewahlzetteln und die Albanesen in der Zwischenzeit eingesperrt oder im Fall von Widerstand verprügeln lassen. Als dann aber gegen die dadurch verursachte Empörung die Offiziere wieder ins Feld ziehen sollten, da „meutern“ diese — weil sie die Freiheit, Gerechtigkeit und Gesezlichkeit, die sie mit albanischer Hilfe 1908 geschaffen und 1909 gesichert haben, jetzt mißbraucht sehen zur Unfreiheit, Ungerechtigkeit und Ungesezlichkeit.

Wieder bewährt und bestätigt sich der ethische Idealismus des türkischen Offizierskorps, genau wie 1908 und 1909. Was das „europäische“ Ungarn apathisch erträgt — die Magyarisierung von Schwaben und Sachsen, eine solche Entrechtung bekämpft die „asiatische“ Türkei mit dem sittlichen Gerechtigkeitsgefühl des türkischen Offizierskorps. Nun sollen die Offiziere aber keine Politik treiben. Darauf erklärte mir ein türkischer Prinz, der General ist: „Unsere Offiziere beschäftigen sich auch nicht mit Politik im europäischen Sinne, im Sinne von Parteipolitik und von Alltagspolitik; das ist eine geringe Anzahl, die das tut: ein paar hundert unter den 27000 Offizieren. Aber so gut es Politik ist, das Vaterland gegen den äußeren Feind zu verteidigen, so sehr ist es unsere Pflicht, auch vor inneren Katastrophen zu warnen und das Land zu bewahren — durch das Gewicht unserer Macht. Gerade unsere Pflicht ist das, weil wir nicht wie Sie in Europa eine ganze Stufung von intelligenten Schichten haben, die solche politische Entscheidungen beeinflussen können. Bei uns ist das Offizierskorps die einzige Einheit einer gebildeten und intelligenten Organisation, die das Zeug dazu hat, nach großen politischen Gesichtspunkten zu orientieren. Darin ist das Offizierskorps einig: eine Spaltung existiert nicht. Die vielgenannte „Viga“ ist nur eine Art Vorposten, der Exponent der allgemeinen Unzufriedenheit, nicht mehr als etwa hundert Offiziere, und sie ist alsbald nach dem Erfolg wieder verschwunden. Auch dem Komitee gehören nur noch einige hundert an, und auch sie lassen sich jetzt neutralisieren.“

Und ein anderer General rechnete mir vor, daß Militärschulen in größerer Anzahl vorhanden sind als Zivilschulen, daß auch die Medizinschulen militärischen

Charakter haben (tatsächlich kenne ich einen Medizinprofessor, der als solcher zugleich Oberst ist), daß auch statistisch die eigentliche Bildungsschicht das Offiziercorps darstellt und daß auch der Soldat, der als Analphabet seinen dreijährigen Militärdienst antritt, lesen und schreiben gelernt hat, wenn er diesen verläßt. Deshalb nimmt die Heeresleitung so gerne griechische und armenische Freiwillige an — ich war im Kriegslager von Smyrna jetzt selbst wieder Zeuge — weil ihr Schulsack den Kameraden in der Kaserne zugute kommen soll. Man sehe auch Enver Beys Arbeit in der Cyreneika an: sie ist nicht nur militärisch, sondern auch zivilistisch und zivilisatorisch, durch improvisierte Zeltschulen, in denen er Soldaten- und Nomadenkinder unterrichten läßt, ebenso durch wirtschaftliche Organisation von Wegen und Märkten, von Handel und Verkehr, von Geldpapier und Ackerkultur. Alles das, worin sich bei uns Beamte und Ressorts teilen, macht dort allein der Offizier. Der türkische Offizier hat auch mehr geschichtliches und kulturelles Verständnis für die Voraussetzungen und für die Eigenart seines mohammedanischen Volkes als der alzurash vom Pariser Firnis angetünchte Komiteepolitiker. Man muß in Berlin Enver Bey selbst gehört haben, um zu wissen, wie fein und wie richtig er europäische Technik anerkennen und doch mohammedanische Kultur schätzen kann, wie gründlich er ein echter und guter Türke geblieben ist — glücklicherweise — gegenüber den Mängeln und Schwächen der europäisch-amerikanischen Zivilisation. Der türkische Offizier verkörpert das beste Element der Türkei — zugleich den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. In Bulgarien ist der klassische Revolutionär der Mönch und der Priester seit Pansios Bedruf vom Berg Athos, er ist zugleich der Träger und Verbreiter der Bildung; in der Türkei fällt diese Rolle dem Offizier zu, besonders seit er die deutsche Schule durchmacht. Konstantinopel ist der Platz der Prätorianerkämpfe des alten Byzanz und der späteren Janitscharengefühle des späteren Stambul. Aber die Offiziersrebellion in der türkischen Revolution strebt nicht nach einer Säbelherrschaft und sie stellt sich nicht in den Dienst einer Klassenherrschaft, sondern sie will Gefeßlichkeit und Gerechtigkeit verbürgen — einmütig im Namen der Konstitution: sowie diese hergestellt ist, tritt das Militär wieder in Reih und Glied zurück. Es wird immer die Hand am Puls der Staatsentwicklung haben; aber es hat bisher der Versuchung widerstanden, selbst der Pulsschlag zu sein — im Nern einer förmlichen Militärdiktatur.

* * *

So sieht die „Reaktion“ in der Türkei aus. Schon läßt die europäische Presse die gestürzten Größen des Komitees im Gefängnis schmachten — sie bewegen sich in Wirklichkeit so frei wie je zuvor. Das neue Kabinett achtet die Konstitution, indem es auch das Komitee nicht verfolgt, sondern es als gegebene Opposition anerkennt. Schon daß es gegen den beredtesten Wortführer des Komitees, gegen Dschavid Bey nicht rachsüchtig prozessiert trotz seines geradezu revolutionären Appells, den ich ihn in der Schlußsitzung der Kammer an die Armee habe richten hören (sie solle die Waffen ergreifen und gegen Konstantinopel marschieren!) — schon diese Tatsache illustriert die Loyalität des neuen Kabinetts; eine ähnliche Rede im deutschen Reichstag oder gar im preußischen Abgeordnetenhaus wäre nicht so dahingegangen. Auch die Personalien sollten die neuen Minister vor einer „reaktionären“ Verdächtigung retten: sie sind fast alle solche Persönlichkeiten, die der

alte abgesetzte Sultan seinerzeit verbannt oder verfolgt hat, in den Kerker geworfen oder mit Mordanschlag bedroht hat — und sie sollten jetzt eine Politik zugunsten ihres eigenen Todfeindes treiben?! Die Identifizierung bloß der Komiteetürken mit den Jungtürken überhaupt hat ja schon seit vier Jahren, seit dem Beginn der Julirevolution und durch die ganze jungtürkische Entwicklung hindurch, wiederholt Mißverständnisse und Falschurteile veranlaßt. Als jungtürkische Komiteetürken haben alle Reformtürken angefangen — Zivilisten und Militärs; allmählich haben aus den Komiteetürken verschiedene Richtungen sich entwickelt. Aber Reformtürken sind sie alle; Alttürken im Sinne der politischen Reaktion gibt es keine — wenigstens nicht als politische Partei noch als publizistische Organisation. Der Begriff „Jungdeutschland“ hat gleichfalls verschiedene Nuancen umfaßt, so gut wie der „Einheitsdeutsche“ später in verschiedene Zweige auseinandergegangen ist, ohne die gemeinsame Wurzel zu verlieren.

Das türkische Pendel ist von dem einen Pol eines extremen Absolutismus in den Gegenpol eines radikalen Parlamentarismus hinüber- und hinausgeschwungen und nähert sich jetzt allmählich der mittleren Linie eines maßvollen Konstitutionalismus. Der Absolutismus des Sultans kannte und duldete weder einen Parlamentarismus noch einen Konstitutionalismus. Der Parlamentarismus des Kabinetts ließ sich vom Konstitutionalismus das Prestige und vom Absolutismus die Methode. Der Konstitutionalismus des neuen Kabinetts nimmt aus dem Absolutismus lediglich die Autorität des Sultans und aus dem bisherigen Parlamentarismus die Legislative der Kammer und verbindet beide Teile durch die Exekutive eines Kabinetts, das vom Sultan berufen wird und von der Kammer unabhängig bleibt. Die „Einheit“, in der das Komitee Krone, Kammer und Kabinett durcheinandergeschmolzen hat, teilt sich wieder in die drei Worte und Funktionen von Krone, Kammer und Kabinett nebeneinander. Das französische System soll durch die deutsche Methode ersetzt werden; etwas, was für die Türkei zunächst noch Doktrinarismus bleiben mußte, durch eine Praxis, für die sie natürlichere Voraussetzungen hat. Was in Deutschland und für seine Volksbildung kein politisches Ideal mehr zu sein braucht, kann es für die analphabetische Türkei noch lange sein. Wenn irgendwo, so hat in einem solchen Lande ein Kabinett „über den Parteien“ Platz — mit der Autorität einer Regierung, die von einer durch eine analphabetische Masse gewählten Kammer sich nicht abhängig macht.

Autorität hat dieses neue Kabinett, das erfahrene Staatsmänner aus verschiedenen Großwesiraten der neuen und alten Zeit vereinigt. Es hat die Autorität, einen Friedensschluß mit Italien fertig zu bringen und die albanische Gefahr zu bannen. Der Absolutismus des alten Sultans hat im Dienst des Panislamismus massakrieren lassen; der Parlamentarismus des jungtürkischen Komitees hat durch Terrorismus die Nationalitäten vertürken wollen; der Konstitutionalismus des neuen Kabinetts will dezentralisieren und dadurch osmanisieren. Diese Dezentralisationstaktik bedeutet aber keinerlei Autonomiegewährung; und eine Autonomiepolitik wünscht auch der österreichische Vorschlag nicht. Der türkische Auslandsminister, der Armenier Noradunghian, hat ganz recht, wenn er die freundschaftliche Anregung so Österreich versteht (im Wortlaut einer Konstantinopeler Korrespondenz):

Wenn Graf Berchtold damit die Politik der Ottomanisierung meint, die von den großen Staatsmännern Mehjid, Nali und Fouad begonnen und unglücklicherweise während der

Regierung von Abdul Hamid wieder aufgegeben wurde, so sind wir damit vollständig einverstanden. Unter Ottomanisierung verstehe ich die Proklamierung und die erweiterte Anwendung des Prinzips, daß zwischen den verschiedenen Rassen des Reiches ein gemeinsames, natürliches Band besteht, ein Band der vollständigen Gleichheit und Einigkeit in allen Fragen des ottomanischen Interesses. In diesen Fragen müssen Türken, Araber, Griechen und Armenier als ottomanische Patrioten handeln, was aber unter keinen Umständen etwa bedeuten soll, daß Griechen, Araber oder Armenier zu Türken gemacht werden sollten. Auf Grund ihres dynastischen und militärischen Wertes ist die türkische Rasse gleichzeitig Basis und Gipfel des Reiches. Alle anderen Rassen jedoch haben ihren Sitz im Reiche und das absolute Recht ihrer freien Entwicklung gemäß ihren nationalen Traditionen. Wenn also Graf Berchtold das Wort Dezentralisation in diesem Sinne meint, so sind wir mit ihm vollständig einverstanden.

Autonomie im Sinne etwa österreichischer Kronländer und Landtage ist für die türkische Wirklichkeit ein Unding — weil es keine Kronländer gibt, die etwas wie Landtage bilden könnten. Es gibt nur eine albanische oder eine arabische Einheit; aber alles andere — das bulgarische oder serbische, griechische oder rumänische, armenische oder türkische Element — stellt nur durcheinandergewürfelte Stücke und Splitter dar, ohne geographische Zusammengehörigkeit, in allen Ecken und Enden zerstreut, bunter als ein Mosaikboden. Auch eine „Christliche Einheit“ gibt es gegenüber der mohammedanischen Einigkeit nicht: alle christlichen Konfessionen — ein Duzend an der Zahl — leben unter sich in grimmiger Fehde als mit dem toleranteren und numerisch überall überlegeneren Islam. Eine politische Autonomie würde Arabien, das von englischen Agitatoren, zurzeit meist von ägyptisch-englischen Offizieren überschwemmt ist, an England ausliefern. Die albanische Intelligenz will — davon habe ich mich in wiederholten Besprechungen überzeugen können — keineswegs eine sezeßionistische Autonomie, sondern anerkennt durchaus die politische Zentralgewalt in Konstantinopel und wünscht nur eine Dezentralisation in kulturellen Fragen (wie Sprache und Schule, Kirche und Kommune), die eine national-albanische Entwicklung ermöglichen sollen im Interesse einer national-osmanischen Reichsstärkung — gegenüber bulgarisierenden und serbifizierenden und gräzifizierenden Tendenzen. Darum regen sich auch eben diese Balkanstaaten jetzt über die türkisch-albanische Verständigung auf; darum richtet sich aber auch die österreichische Mahnung gerade gegen diese Balkanstaaten und betont ausdrücklich die österreichische Zustimmung zur türkisch-albanischen Verständigung. Österreich selbst ist in Albanien desinteressiert, seit sein Balkanrivale Italien durch Tripolis abgelenkt und ferngehalten wird. Ein italienisches Albanien hätte Österreich vom Mittelmeer ab- und ausgeschlossen, und wäre darum von Österreich mit Waffengewalt verhindert worden. Ein türkisches Albanien befreit Österreich von der Sorge und Last einer Balkanexpansion, solange Bulgarien ruhig bleibt.

In der abgelaufenen Woche hat es einen Tag gegeben, an dem die beteiligte Diplomatie die Kriegsgefahr für wahrscheinlicher gehalten als je. Der Fürst von Montenegro hat geglaubt, die türkische Krisis dazu ausnützen zu sollen, durch Grenzwiderwärtigkeiten daran zu erinnern, daß er für die Streichung des Waffensich von 20000 türkischen Pfund, die seinerzeit der Sultan ihm jährlich geschenkt, die aber das Komitee ihm entzogen hat, sich rächen und unangenehm werden kann. Es gibt türkische Politiker, die dazu raten, den montenegrinischen

Störenfried zur Ruhe und Raifon zu bringen — durch großmütige Darreichung des alten Gnadengehaltes; aber jeder Staatsmann fürchtet sich vor der Mißdeutung eines solchen Aktes durch den künftigen Nachfolger. So haben die Mächte in Cetinje intervenieren müssen und zwar mit einmütiger Energie, einschließlich Rußland, das angesichts seiner ostasiatischen Sorgen leicht sich in Baltischport zu einer Friedenspolitik auf dem Balkan hat verpflichten können. Das weiß auch der Zar von Bulgarien, dessen Größe in seiner fünfundsingzigjährigen Regierung darin sich bewährte, immer den richtigen Augenblick an der Stirnlocke zu fassen und festzuhalten; er weiß, daß „sein Moment“ jetzt nicht gekommen ist, und er reist ruhig in die Ferien, unbesümmert um die mazedonischen Meetings.

Die Besorgnis bestand nur in der einen Richtung: will die Türkei ihrerseits zur Lösung der inneren Krisis das gesamte Osmanentum gegen einen äußeren Feind führen? Der Italiener stellt sich nicht. Also gegen Montenegro? Ein türkisch montenegrinischer Krieg hätte den Bulgaren, Serben und Griechen zur Schicksalsstunde gerufen — und Österreich und Rußland wären interessiert worden. Die Staatskunst des neuen Kabinetts in der Türkei verzichtet aber auf solche waghalsige Abenteuer und zieht es vor, einen ehrlichen Frieden zu wahren, um endlich Zeit, Ruhe und Kraft zu finden für eine aufrichtige Ausgestaltung des Konstitutionalismus der neuen Türkei.



Aus Prozessen des Jahres 1911

Von Dr. Paul Ernst-Weimar



Im Frühling des Jahres 1911 wurde ein Kindermißhandlungsprozeß in Berlin verhandelt, der typisch ist. Nichts kann uns deutlicher den Abgrund zeigen, der unter unserer Kultur sich aufstut, wie diese Kindermißhandlungen. Unzählige Jahrtausende haben die Menschen gerungen, sich aus der Gedankenlosigkeit und Roheit des Tieres zu befreien: schon bei dem ersten Aufleuchten der Geschichte, in den alten Zeiten Babylons finden wir ein hohes Sittlichkeitsbewußtsein bei den vorzüglichsten Menschen erreicht, und die ganze bekannte Geschichte der Menschheit scheint nur den Zweck zu haben, dieses Sittlichkeitsbewußtsein in immer größeren Kreisen von Völkern zu verbreiten, indem es gleichzeitig immer rationaler und geistiger gestaltet wird. Da erleben wir, mitten in den Hauptstätten unserer Kultur, Straße an Straße neben der selbstlosen Arbeit des Gelehrten, der Hingebung des Künstlers, der Begeisterung des Gottsuchers, der Hoffnungslosigkeit des Menschheitsbeglückers Vorgänge, wie sie selbst unter den höheren Tieren nicht beobachtet werden. Alles, was uns menschlich am Menschen erscheint, macht solche Vorgänge unerklärlich, dennoch sind sie nicht durchaus selten.

Die vierjährige Johanna Stand war aus dem Verhältnis hervorgegangen, das der Angeklagte, ein Arbeiter Sollanet, mit der ledigen Johanna Stand seit Jahren unterhielt. Das Kind war den Eltern zur Last. Die Hausbewohner hörten fast täglich ein klägliches Wimmern aus der Wohnung des Paares. Die fortgesetzten Mißhandlungen, die Nervenschicks, Schmerzen, Blutverluste und Verängstigungen erschöpften das Nervensystem des Kindes; vormittags mußte es bis zwölf Uhr im Bett bleiben, nachmittags war es allein in der Wohnung eingeschlossen, in der Erwartung der abendlichen Mißhandlungen durch den heimkehrenden Vater. An einem Tage hatte das Kind aus Hunger Fleisch gegessen, das für den Vater bestimmt war; als er abends zehn Uhr angetrunken nach Hause kam, riß er das Kind aus dem Bette, faßte es an die Beine und schlug es mit dem Kopfe mehrmals auf die Kante des Fensterbrettes; dann warf er es auf den Boden und trat mit den Füßen auf ihm herum. An den Folgen der Verletzungen starb das Kind: das vierjährige Geschöpfchen ist also buchstäblich totgequält. Bei der Verhaftung schwebte der Mörder in Gefahr, von der empörten Menge gelyncht zu werden.

Sollanet ist gewiß ein Mörder der aller schlimmsten Art, denn einer, der das wehrlose Wesen mit einem einzigen Schläge getötet hätte, wäre ja barmherzig gewesen gegen ihn. Aber rechtlich konnte man seine Tat nur als Mißhandlung mit tödlichem Ausgang bestrafen; der Staatsanwalt beantragte fünfzehn Jahre Zuchthaus, der Gerichtshof erkannte aber nur auf zehn Jahre, weil die Trunkenheit als mildernder Umstand angenommen werden mußte.

Es liegt hier einer der Fälle vor, wo das Volksempfinden im Gegensatz zu dem gerichtlichen Urteil steht, und es lohnt da sich wohl eine nähere Betrachtung.

* * *

In barbarischen Zeiten, vor der Entwicklung des Staates, haben die Menschen drei Arten, wie sie sich gegen das Verbrechen verhalten: die Rache, die Kompensation und die Friedloserklärung.

Die Rache ist die natürliche Gegenäußerung des durch das Verbrechen Getränkten; wenn das Volk jenen Sollanet lynchen wollte, wenn das Volksempfinden erklärt, er sei zu gering bestraft, wenn Journalisten schreiben, für solche Verbrecher müsse als Verstärkung das Prügeln wieder eingeführt werden, so sind das alles Äußerungen des naiven Rachedurstes. Man mache sich klar, trotz aller Worte von beleidigtem Rechtsgefühl, von Sühne und dergleichen, daß es sich um nichts weiter handelt als darum: einem Menschen, der Böses getan hat, wieder Böses zuzufügen. Man hat in den barbarischen Zeiten die Rache dann abgelöst durch Geldbußen, die der Verbrecher dem Beleidigten zahlen mußte, etwa den Hinterbliebenen. Hier tritt ein anderer Gedanke in den Vordergrund: Der Verbrecher soll die Folgen seiner Tat nach Möglichkeit wieder gutmachen. Offenbar ist der Gedanke sittlicher und rationeller wie der erste. Endlich wirkt noch ein dritter Gedanke: Man macht einen Menschen, der ein Verbrechen begangen hat, und von dem man deshalb befürchtet, daß er seine Mitmenschen nicht nur dieses eine Mal, sondern öfters schädigen wird, dadurch unschädlich, daß man den anderen das Recht gibt, ihn zu töten, wo sie ihn finden. Auch das ist ein rationeller und gewiß auch nicht unsittlicher Gedanke. Heute ist die Rück-

wirkung der Gesellschaft auf den Verbrecher eine Angelegenheit des Staates geworden und erscheint als Rechtspflege; man lehnt theoretisch die Rache ab, praktisch und theoretisch den an sich so sehr vernünftigen zweiten Gedanken, daß er seine Tat durch eine Geldzahlung an die Geschädigten wieder gutmachen solle — in der Praxis wurde durch die Entschädigung die unschuldige Familie des Verbrechers allzusehr in Mitleidenschaft gezogen, und ein Mörder machte seine Angehörigen zu Proletariern —; und man setzt an die Stelle des auch vernünftigen dritten Gedankens, nämlich, daß man einen aus irgendwelchen Gründen gemeingefährlichen Menschen unschädlich machen müsse, ein Konglomerat von Theorien über Schuld und Sühne, Abschreckung, Gerechtigkeit, Verantwortlichkeit, Recht und Verantwortung.

Diese moralischen oder philosophischen Theorien sind aber bei unseren modernen Kenntnissen und Anschauungen nicht mehr stichhaltig. Man behauptet, mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt, daß die Abschreckungstheorie durch die Tatsachen widerlegt sei (diese sogenannten Tatsachen sind freilich bloße Statistiken, deren Deutung durchaus willkürlich ist). Schuld, Verantwortlichkeit, Verantwortung verlieren für überzeugte Anhänger der Milieutheorie, des Vererbungsglaubens, der psychologischen und psychiatrischen Gelehrsamkeit völlig ihre Bedeutung; Recht und Gerechtigkeit erscheinen mindestens den anarchistischen Theoretikern durchaus zweifelhaft. Aber wir brauchen alle solche mehr oder weniger fragwürdigen Meinungen und Glaubenssätze der heutigen Menschen gar nicht, wir brauchen nur an das Wort Jesu zu denken: „Wer sich unter euch rein fühlt, der werfe den ersten Stein.“ Jener Sollanek ist gewiß ein Verbrecher der fürchterlichsten Art, und Gott verhüte, daß irgend jemand, der diese Zeilen liest, etwas ähnliches begehen könnte. Und dennoch: Wer, der dieses liest, wenn er ehrlich gegen sich ist, mag den ersten Stein werfen? Sollanek ist ein vertierter Mensch und handelt als solcher; aber wenn Gott die Handlungen der Menschen wägt, dann legt er in die eine Waagschale die Tat dieses vertierten Menschen und in die andere, etwa wenn ein sittlich und geistig ganz hochstehender Mensch über seinen Mitmenschen die Achseln zuckt: und das Zünglein steht in der Mitte. Wenn wir sittlich höher stehen, durch Abstammung, Erziehung, Lebenslage, eigene Arbeit an uns, dann haben wir höhere Pflichten, dann sündigen wir da, wo der Gemeine überhaupt nicht sündigen kann, weil er zu gemein ist. Das ist die ethische Betrachtung der Frage, da sind wir alle ungleich, und von dem Höheren wird Höheres verlangt. Vor dem Gesetz aber müssen alle Menschen gleich sein, denn das Gesetz muß ja von den blinden Menschen gehandhabt werden, nur Gott hat die Wahrheit, welche die ethische Beurteilung erfordert. Deshalb ist es ein unheilvoller Fehler in unserem heutigen Rechtswesen, daß man ethische Momente mit in das Recht und in die Rechtsprechung aufgenommen hat.

Die Menschen sind sich nicht klar über den Fehler, und daraus entstehen Zustände, die auf die Dauer unmöglich sind. Man zieht Psychiater bei Prozessen zu; nun, jeder Verbrecher fast ist irgendwie seelisch krank; der Arzt als Arzt muß auf die schematischen Fragen — und die Fragen müssen ja schematisch sein — stets antworten, daß freie Willensbestimmung nicht angenommen werden kann. Was soll der Richter mit einem ungeheuerlichen Verbrecher machen nach einer solchen Auskunft? Man kann den Menschen auch nicht dauernd im Irrenhaus halten, denn der Arzt, wieder als Arzt, muß erklären, daß sein Zustand nicht der

eines eigentlich Irren ist. Würde man im Fall Sollanet einen Soziologen fragen, so würde der sagen: Wenn der Mensch als Sohn gebildeter Menschen geboren wäre, so hätte er sicher seine Tat nicht vollbracht. Wäre diese Auskunft des Soziologen nicht gleichwertig mit der eines Psychiaters? Ganz schroff muß man sagen: Wenn die moralischen Gedanken, die man in die Rechtspflege gemischt hat, konsequent zu Ende gedacht würden, wenn das praktische Bedürfnis des Lebens und das stumpfe Denken der praktisch tätigen Menschen nicht beständig Kompromisse schufen, so könnte kein Richter heute einen Verbrecher verurteilen. Schon in unserem Falle liegt ein solches Kompromiß ganz naiv zutage: weil der Mensch betrunken war, hat man ihm nur zwei Drittel der vom Staatsanwalt beantragten Zuchthausstrafe zugeteilt. Weshalb nur „mildernde Umstände“? Weshalb noch zwei Drittel? Weshalb nahm man nicht völlige Sinnlosigkeit an, weshalb ließ man ihn nicht ganz frei? Nur weil der Richter sich sagte, daß der Mensch doch irgendwie unschädlich gemacht werden muß.

In meinen jüngeren Jahren mußte ich einmal in halbamtlicher Eigenschaft an der Verurteilung von Landstreichern teilnehmen. Vierzehn elende, verkommenene Wesen wurden nacheinander hereingeführt; jedem einzelnen wurde die lange Liste seiner Vorstrafen wegen Landstreichens und Bettelns vorgelesen; der Angeklagte stand blöde und stumpf vor dem Amtsrichter und erwiderte kein Wort. Der Polizist bezeugte, daß er ihn beim Betteln ergriffen hatte. Der Richter fragte ihn, ob er nachweisen könne, daß er sich um Arbeit bemüht habe. Der Angeklagte schüttelte resigniert den Kopf. Ja, was sollte denn dieser Mensch mit den zitternden Händen, dem gedunsenen Gesicht, dem ausdruckslosen Lächeln, dem gedankenlosen Augenzwinkern — was sollte der denn überhaupt wollen können? Hätte sich jemand dieser Leute angenommen, sie in saubere Kleider gesteckt, ihnen eine reinliche Wohnung gegeben und gesundes Essen, nach einigen Tagen wären sie alle dem Wohltäter entflohen, wieder auf die Landstraße, in den Frost, den Hunger, den Schnaps und den Bettel; und solche Leute sollen arbeiten? Der Staatsanwalt stand auf, er sprach bei jedem dieselben Worte: „Dem Angeklagten ist es nicht gelungen, glaubhaft zu machen, daß er sich ernsthaft um Arbeit bemüht hat.“ In einer kleinen Stunde waren die vierzehn Unglücklichen verurteilt, jeder zu sechs Wochen Haft und zwei Jahren Überweisung an die Landespolizeibehörde. Als ich den Saal verließ, da verspürte ich ein Grauen, wie ich es noch nie gekannt hatte, und obwohl ich bei der Verhandlung gar nichts hatte tun dürfen, obwohl mir vollständig klar war, daß diese Menschen irgendwie unschädlich gemacht werden müssen, hatte ich doch ein Gefühl, als sei ich Mitschuldiger an einem Verbrechen. Es wurde mir klar: Nie würde ich solche Menschen anklagen, nie sie verurteilen können; Anklage wie Verurteilung war eine Lüge. Ich glaube, mancher junge Jurist empfindet so wie ich, und erst allmählich härtet er sich ab. Aber muß das denn so sein? Ist es denn nötig, eine notwendige Handlung der Gesellschaft zum Schutz der Guten und Ordentlichen gegen die Bösen und Lasterhaften mit einer Lüge zu verbinden? Der Soldat tötet im Krieg seinen Feind, der ein guter Mensch ist wie er selber, weil er sein Vaterland beschützen muß. Kann denn der Richter nicht verurteilen, nur weil er die Gesellschaft schützen muß?

Aus jener Vermischung der Rechtsprechung und des Rechts mit fremden Bestandteilen, den dadurch nötigen Kompromissen und der Lüge, welche mit dem

allen verbunden ist, entstehen dann jene Urteile, gegen die das Empfinden des Volkes protestiert. In der Praxis hat das Volksempfinden fast immer unrecht, haben die gelehrten Juristen fast immer recht, und gewiß stände es um unsere Rechtspflege viel besser, wenn man etwa die Schwurgerichte abschaffte und an die Stelle, wo fast immer ungebildete Viehhürger sitzen, die erfahrenen und gebildeten Berufsrichter setzte. In diesem Jahre wurde endlich, nach sechzehn Jahren, durch ein Wiederaufnahmeverfahren den unglücklichen Kaiserdelegierten ihr Recht, die durch ein aus Bürgern gebildetes Schwurgericht wegen Meineids zu langen Zuchthausstrafen verurteilt waren, die diese Strafen auch abgehüßt haben. Alle Menschen sind den menschlichen Schwächen unterworfen, und es ist an sich durchaus möglich, daß auch der Berufsrichter in Zeiten hochgehender politischer Leidenschaft seine Unbefangenheit verliert; aber die Gefahr wird bei ihm — vorausgesetzt natürlich jene allgemeine Ehrenhaftigkeit, welche der deutsche Richter und Beamte hat — geringer sein wie bei dem Laien, weil er eben durch seinen Beruf die Gefahren der Subjektivität besser kennt wie der Laie und deshalb auch sich selber gegenüber mehr auf der Hut sein wird. In jenem Falle der Kaiserdelegierten ist unwidersprochen geblieben, daß Berufsrichter bei ihrer Urteilsbildung die Aussagen des unglaublichen Hauptbelastungszeugen ausgeschaltet hätten und so zu einer Freisprechung gekommen wären. Nicht in einer Verstärkung des Laienelements in der Rechtsprechung liegt also eine Hoffnung für Besseres: aber doch sollte man auf die Urteile der Laien hören, sollte man das Schwinden des Gefühls der Rechtsicherheit im Volk als wichtige Symptome betrachten. Wie so oft im gesellschaftlichen Leben äußert sich ein richtiges Gefühl in falschen Vorschlägen und Urteilen.

Das Volk wollte Sollanek lynchen: das wäre ein scheußlicher Mord für einen scheußlichen Mord gewesen. Wenn man für Menschen, wie er ist, die Prügelstrafe wieder einführt, so würde man Roheit gegen Roheit setzen, wie Christus sagt, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Macht man sich klar, wie die Prügelstrafe auf die Beamten wirkt, die sie vollziehen müßten? Das wären bei uns frühere Unteroffiziere, die brav und ehrenhaft im Heer gedient haben in der Hoffnung auf eine ihrer menschlichen Würde entsprechende Anstellung. Kann man einem Ehrenmann solche Dienste zumuten? Und wenn man keinen Ehrenmann für sie hat, kann der Staat minderwertige Subjekte verwenden zur Vollziehung seiner Anordnungen? Würde sich das Herabdrücken der Sittlichkeit auf die paar Personen beschränken, die man als Züchtiger verwendet, würde nicht eine allgemeine Verrohung einreißen? Und endlich: Hat der christliche Staat das Recht, auch den am tiefsten Gesunkenen, auch den, der sich selbst seiner Menschenwürde beraubt hat, wie etwa jener Sollanek, so zu behandeln, wie er es ja an sich gewiß verdiente, als einen Menschen ohne Menschenwürde? Auch für ihn ist Christus am Kreuz gestorben, auch ihm bietet sich noch die Liebe Gottes an, und wir würden Gott schänden in ihm.

Noch einmal: Was gesagt wird, mag alles falsch sein; aber wenn Ansichten in einem Volke allgemein verbreitet sind, so muß ein richtiges Gefühl zugrunde liegen — ein „richtiges“, vielleicht besser gesagt „notwendiges“ Gefühl: denn wohin die Wege der Nationen gehen, das ist uns unbekannt, und mag ein Gefühl zum Aufstieg oder zum Niedergang führen — nicht nur können wir das vorher

nicht wissen, wir können auch nicht wissen, was Aufstieg oder Niedergang im Rat-schluß Gottes bedeutet. So muß man auch die im vergangenen Jahre so lebhaft entbrannte Debatte über die Todesstrafe verstehen.

Die besonnenen, erfahrenen und tüchtigen Männer haben sich fast alle für die Todesstrafe ausgesprochen, gegen sie haben sich fast nur eine Anzahl schlechter Literaten geäußert, die weder Erfahrung, noch Verstand, noch Bildung haben. Aber wenn wir unsere Einrichtungen von heute ansehen, so finden wir, daß sie fast alle einmal die Ideale schlechter Literaten waren: müssen wir uns doch sagen, daß die Meinung der Nation im Grunde von elenden Skribenten gemacht wird. Eine solche Tatsache gibt gewiß zu denken, und es gibt doch sehr zu denken, daß zu allen Zeiten Gott den Mund der Unmündigen außersehen hat, seinen Willen zu verkünden. Könnte nicht doch in Äußerungen von Menschen, die durch Eitelkeit und unverdiente Machtstellung halb närrisch sind, eine Wahrheit verborgen sein? Könnte es auch hier nicht sein, wie etwa in den medizinischen Wissenschaften, wo die neuen Anregungen zum großen Teil von Leuten gegeben werden, die mehr oder weniger Charlatane sind, jedenfalls weder Kenntnisse noch Erfahrung in der Wissenschaft haben? Ich habe bei solchen Erscheinungen oft an das Traumleben denken müssen: Was der Traum positiv aussagt, ist fast immer Unsinn; aber oft liegt ihm etwas Wahres zugrunde: sei es in bezug auf unsere körperliche oder geistige Verfassung, oder auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, Wünsche und Hoffnungen; und wer die Traumsprache verstünde, der würde manches Wichtige über sich erfahren.

Mir schien, daß die Gegner der Todesstrafe alles Menschen waren, die von den Notwendigkeiten des bürgerlichen Lebens nichts wissen und irgend ein Ideal — das oft genug im Gegensatz zu ihrer ganz mesquinen Persönlichkeit stand — kritiklos in Wirklichkeit umsetzen wollten, während die Fürsprecher durch Amt, Stellung und Leben die harten Notwendigkeiten der wirklichen Welt kennen. Die einen sagen: Der Richter, welcher zum Tode verurteilt, ist ein Mörder; die andern: Ein Mensch, der für seine Mitbürger eine beständige Bedrohung ist, muß unschädlich gemacht werden, und die humanste Art, ihn unschädlich zu machen, ist die Hinrichtung. Wie, wenn der Gegensatz nur daher käme, daß man die Strafgewalt des Staates falsch begründet, nämlich mit jenem Konglomerat widerspruchsvoller moralischer Gedanken, statt einfach mit der Notwendigkeit, die Guten vor den Bösen zu schützen — so im allgemeinen und groben, wie das praktisch überhaupt möglich ist? Wenn man bei einem Frauenmörder vor Gericht nicht mehr fragte: Ist der Mann zurechnungsfähig gewesen? sondern: Wie schützen wir die Frauen vor diesem Menschen?

Wir fassen die Reaktion der Gesellschaft gegen die Verbrecher als „Strafe“ auf: da liegt unser Fehler. Mit unendlichem Scharfsinn hat die Jurisprudenz sich bemüht, Rautelen zu schaffen für eine ganz objektive Beurteilung der einzelnen Fälle; aus einer längst veralteten Psychologie hat sie die Begriffe wie „Vorsatz“, „Überlegung“, „Zurechnungsfähigkeit“, „verminderte Zurechnungsfähigkeit“ und ähnliches genommen und sucht nun das wirkliche Leben — und das Verbrechen ist ja Leben im allerhöchsten Sinne — in diese Begriffe einzupassen. Aber das Resultat wird stets sein, daß ein Würfelspiel nicht zufälliger entscheiden könnte. Die Worte Jesu sind fast immer nicht nur Ausdruck der höchsten Sitt-

lichkeit, sie sind auch Resultat der höchsten Klugheit. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“, das ist ein weiser Satz, vor dem unsere Auffassung von Strafe und Sühne verschwinden sollte. Es ist ja nicht so, daß die moralische Betrachtung und Beurteilung etwa nur allein herrschte: da könnte ja Recht und Gericht nicht bestehen; in der Praxis muß eben doch immer der Schutz der Gesellschaft den Ausschlag geben, und wir haben sogar die entsprechenden Einrichtungen: ein Bettler wird mit sechs Wochen Haft bestraft; nachher wird er auf zwei Jahre der Landespolizeibehörde überwiesen, also nicht „bestraft“, sondern nur unschädlich gemacht. Haben wir das moralische Recht, den Bettler zwei Jahre seiner Freiheit zu berauben, weil er die anderen Menschen schädigen wird? Wir haben es so gut oder so schlecht, als daß wir ihn vorher sechs Wochen in Haft hielten, weil er einmal beim Betteln betroffen wurde. Wir scheint, daß die Moral hier überhaupt nicht in Frage steht, ebensowenig wie beim Krieg: moralisch oder unmoralisch, die Menschheit muß sich vor dem Verbrecher schützen.

Denken wir wieder an Sollanet. Was wird mit dem Menschen sein, wenn er nach zehn Jahren aus dem Zuchthaus kommt? „Gebessert“ ist er sicher nicht; wie soll man sich denn überhaupt eine „Besserung“ vorstellen? Vielleicht wird er durch die Furcht vor einer neuen Schandtat zurückgehalten — das ist die einzige Garantie, welche die heutige Rechtspflege den Menschen bieten kann, die nach zehn Jahren in der Umgebung des Unholzs leben müssen. Und was bedeutet das Leben für den Bestraften selber? Ist sein künftiges Leben denn auch für ihn selbst so wertvoll, daß es auf die Gefahr seiner Mitmenschen erhalten werden mußte?

Dadurch, daß als „Strafe“ erscheint, was ein notwendiger Selbstschutz der Gesellschaft ist, wird die Rechtspflege von heute feige, ist bereits die Gesetzgebung feige geworden. Gesetz und Richter schließen die Augen vor ihrer eigentlichen Aufgabe: die Welt vor den Bösewichtern zu schützen. Nach langen Anstrengungen und Mühen der Polizei wird endlich ein Mädchenhändler gefaßt und vor Gericht überführt: wenn er seine Strafe erledigt hat, kehrt er wieder zu seinem verruchten Leben zurück, das weiß jeder. Hat nicht die Gesellschaft die Pflicht, die unglücklichen Mädchen zu schützen, die der Schurke in Zukunft ins Unglück stürzen wird, ist denn der Mädchenhändler ein so wertvoller Mensch, daß man ihn nicht irgendwie unschädlich machen dürfte? Ja so weit geht es, daß man noch nicht einmal entmenschten Eltern, die wegen Mißhandlungen ihrer Kinder bestraft sind, die Kinder gegen ihren Willen entziehen kann. Hätte Sollanet noch ein zweites Kind, nach zehn Jahren könnte er zurückkommen und auch dieses zweite Kind totquälen. Wäre es nicht möglich, den Mädchenhändler auf der Stirn zu brandmarken, daß er für immer erkennbar bliebe für Mädchen, die er etwa verlocken will? Wäre es nicht möglich, Menschen, welche wegen Kindermißhandlung bestraft sind, dauernd das Recht abzuerkennen, Kinder zu erziehen, ihnen ihre Kinder also abzunehmen und auf ihre Kosten in einer ordentlichen Familie erziehen zu lassen? Als Grund, weshalb unsere moderne Feigheit vor solchen Vorschlägen erschrickt, wird eine falsche Auffassung von Tat, Folgen, Strafe und Sühne vorgeföhoben. Man gibt vor, durch die „Strafe“ könne eine Tat „gefühnt“ werden; wenn der Verbrecher aus dem Zuchthaus kommt, so ist er genau dasselbe Glied der Gesellschaft, wie er vorher war; wenigstens für ihn wäre die Tat dann so gut

wie nicht geschehen. Aber eine Tat ist ein lebendiges Wesen, das nach jeder Richtung fortwirkt: der Ermordete wird nicht wieder lebendig, seine Familie kommt ins Elend, das verkaufte Mädchen wird nicht wieder unschuldig, es bleibt elend und wirkt Unfittliches. Und auch für die Persönlichkeit des Verbrechers ist diese philiströs-humane Auffassung unsinnig. Jeder wird auch durch das, was er tut; alles, was einer je getan hat, das wirkt auch in ihm weiter. Wenn man den Mädchenhändler brandmarkt, so ist das nötig nur für die unerfahrenen Menschen, der Erfahrene erkennt den Schurken schon an dem Ausdruck, den seine eigenen Taten seinem Gesicht aufgepreßt haben; aber für die Unerfahrenen gerade ist er ja gefährlich.

* * *

Es ist am Anfange dieser Betrachtungen gesagt, daß das Recht früherer Zeiten einen Gedankengang hatte, den man heute hat fallen lassen: daß der Verbrecher den angerichteten Schaden ersetzen solle.

Auf diesem Gedanken beruht die Einrichtung der Verbrecherkolonien: man sucht die Arbeit des Verbrechers für die Gesellschaft zu nützen, nebenbei mit dem Gedanken, ihn einerseits für fernere Zeiten unschädlich zu machen, anderseits ihm doch die Möglichkeit zu geben, wieder ein guter Mensch zu werden; und da es geschehen kann, daß auch ein guter Mensch ein Verbrechen begeht, so würde man wenigstens gegen diesen, seltenen, Menschen gütig und fittlich handeln durch Darbietung dieser Möglichkeit. Aus verschiedenen Gründen haben die meisten Staaten die Verbrecherkolonien aufgegeben; aber sollte man nicht das Prinzip beibehalten können auch in anderer Ausführung?

Man könnte sich die Arbeitshäuser als Vorbilder nehmen, die ja doch auch nicht Strafanstalten sind, sondern Anstalten, in denen man Menschen zur Arbeit zwingt, die ohne den Zwang der Gesellschaft zur Last fallen. Man könnte etwa solche verurteilten Verbrecher, wie Sollanet und ähnliche sind, von denen es klar ist, daß sie in Freiheit eine beständige Bedrohung für die Menschheit bedeuten, in solchen Arbeitshäusern unterbringen, bringt der Staat ja doch auch arme Irre zwangsweise in Anstalten unter, nur weil sie für ihre Mitmenschen gefährlich sind. Es käme auf die Organisation an, daß die Arbeit dieser Leute ihren gesellschaftlichen Wert behielte und sie nicht mit einem Teil ihres Unterhalts der Gesellschaft zur Last fielen; vor allem sollte man die gesundheitschädlichen Industrien in diesen Anstalten betreiben und so das Leben ordentlicher Leute, die sonst in ihnen arbeiten, auf Kosten dieser wertlosen Menschen bewahren.





Mängel des preußischen Wassergesetzentwurfs

Von Justizrat Dr. Baumert-Spandau



Der neue preußische Wassergesetzentwurf, der dem Abgeordnetenhaus vorgelegt und von der Kommission desselben in erster Lesung beraten ist, ist himmelweit verschieden von dem 1894 veröffentlichten ersten Entwurf und von dem zweiten Entwurf vom Jahre 1907. Man kann wohl sagen, daß die Verfasser des jetzigen Entwurfs die Streitfragen des Wasserrechts, die die Neuzeit bewegen, zutreffend erfaßt und der Hauptsache nach richtig gelöst haben. Der Entwurf bedeutet daher in wasserrechtlicher Beziehung einen ungeheuren Fortschritt. In volkswirtschaftlicher Hinsicht sind seine Entscheidungen meisterhaft, während die des Entwurfs von 1894 stümperhaft waren. Das Gesetz ist aber wohl erst dann als gelungen zu betrachten, wenn alle Interessenten dabei bestehen können. Auch dies läßt sich von dem Entwurf im allgemeinen sagen. Selbstverständlich hat er aber manche Lücken, manche Schwächen, manche Härten, manche Fehler.

1. Zunächst enthält der Entwurf nicht das geringste über die Regelung des internationalen Wasserrechts. Preußen besitzt aber meist den unteren Lauf der Ströme. Wenn in Preußen die Errichtung einer Fabrik nicht genehmigt wurde, weil sie den Wasserlauf zu sehr verunreinige, so gingen die Unternehmer ein paar Meilen höher in den benachbarten Kleinstaats, erhielten dort die Genehmigung und der Wasserlauf in seinem preußischen Gebiete wurde doch verunreinigt. Neuerdings ist in Österreich ein Projekt besprochen worden, wonach das Wasser der oberen Oder in Österreich abgeleitet werden soll, um einen Donau-Oberkanal zu speisen. Natürlich muß die Ableitung des oberen Oberwassers auf die Schifffahrt der Oder in Preußisch-Schlesien einen nachteiligen Einfluß ausüben. Ist nach internationalem Wasserrecht Österreich hierzu berechtigt? — Sachsen hat jüngst mit Erfolg Beschwerde geführt, weil das Wasser der Elbe bei Wassermangel durch Stau in Böhmen ungebührlich zurückgehalten wurde. — Preußen hat sächsische Grundbesitzer mit ihren Anträgen auf Vorflut abgewiesen, weil unsere Gesetze nur zugunsten preußischer Grundbesitzer gegeben seien. — Wegen des Wassers der Donau und dessen Versickerung ist ein heftiger Streit zwischen Baden und Württemberg entbrannt. — Ähnlich droht ein Streit zwischen Bayern und Österreich aus dem Wasser des Walchensees und dessen Ableitung zu entstehen. — In der Schweiz ist jüngst eine Konferenz über das internationale Wasserrecht abgehalten worden, weil in den Kantonen der Schweiz diese Frage vielleicht noch brennender ist, ja, die Schweiz ein interkantonaes Wasserrecht zu

schaffen im Begriff ist. Der österreichische Entwurf eines Wasserrechtsgesetzes enthält eine Bestimmung bezüglich des internationalen Wasserrechtes im § 86i dahin, daß die Genehmigung zu einem Wasserwerk zu versagen sei, sofern die zu gewinnende Energie dem Inlande entzogen würde. Preußen sieht von einer derartigen Bestimmung ab und wohl mit Recht, weil es infolge der geographischen Verhältnisse bei wasserrechtlichen Grenzstreitigkeiten stets der leidende Teil sein wird. Wohl aber dürften die vorhandenen Mängel des preußischen Wasserrechts dahin führen, daß im Deutschen Reiche doch allmählich gewisse allgemeine Sätze des Wasserrechtes, soweit sie zwischen den einzelnen Staaten zur Regelung der Nutzung des Wassers, der Verunreinigung der Flüsse und der Ableitung notwendig sind, als deutsches Reichswasserrecht angenommen werden. Und es ist dann zu hoffen und zu wünschen, daß die Bedingungen, die der preußische Gesetzentwurf bezüglich der Erbohrung und Erschließung von unterirdischem Wasser stellt, allgemeine Rechtskraft sich in ganz Deutschland erwerben wird. Denn bis jetzt ist es noch in Deutschland rechtens, daß jeder dem Brunnen seines Nachbarn das Wasser abgraben und entziehen kann. Der preußische Entwurf räumt klar mit diesem Rechtsatz, der den Raub gewissermaßen heiligt, auf. Auch andere Gesetzgebungen haben mit diesem aus dem Römischen übernommenen Gesetze mehr oder minder gebrochen oder es gemildert, so namentlich Italien und Ungarn. Wenn man daher auch hoffen kann, daß die vielseitigen Grenzbeziehungen der deutschen Staaten untereinander zu einem deutschen Wasserrecht mindestens in dem Umfange führen werden, wie dieses einem internationalen Wasserrecht entspricht und daß der jetzige preußische Entwurf dazu vorbildlich sein möge, so wird man doch das Fehlen von internationalen wasserrechtlichen Bestimmungen im Entwurf zurzeit noch nicht beseitigen können.

2. Dem Entwurf fehlt eine deutliche, klare, kurze und bündige Sprache. Wenn auch seine Sprache nicht ganz so geheimnisvoll und unverständlich, wie die des Bürgerlichen Gesetzbuches ist, so hat er doch reichlich genug lange Sätze und viel zu viel Verweisungen auf andere Paragraphen, die zum Teil, wenn man ihnen nachgeht, einen erschrecklichen Umfang annehmen. Es muß dies verbessert werden. Nun ist es zu bedauern, wenn man unser Bürgerliches Gesetzbuch mit dem Schweizerischen Gesetzbuch vergleicht, daß wir Deutschen keine verständliche Rechtssprache mehr haben, sondern sie erst von den Schweizern lernen müssen. Auch die neu erschienene schweizerische Wassergesetzbuchvorlage mit ihren achtundfünfzig kurzen Paragraphen ist klar und verständlich. Sie enthält nur kurze klare Sätze.

Zustizrat Dr. Obermeyer-München sagt in seinem dem Verlande deutscher Müller erstatteten Gutachten (Der Müller, 1912, S. 563): „Ein Mangel des preußischen Entwurfs ist die schwere Verständlichkeit insbesondere für den Laien. Dieser Mangel ist aber das Korrelat des Vorzugs der streng juristischen Durchbildung, er muß daher wohl mit in den Kauf genommen werden.“ Dieser Ansicht bin ich nicht. Auch ein juristisch streng durchgebildetes Gesetz kann leicht lesbar sein, wenn seine Abfassung auch etwas mehr Fleiß und Liebe zur Verständlichkeit erfordert. Es erfordert mehr Mühe und Nachdenken darüber, ob und wie das Gesetz ein nicht bewandelter Jurist verstehen kann.

Wie wenig der Entwurf die deutschen Sprachbegriffe benutzt, zeigt wohl am besten der Umstand, daß er die Wasserläufe in solche erster, zweiter und dritter

Ordnung einteilt. Dabei hat unsere deutsche Sprache einen so großen Reichtum an Ausdrücken über Flüsse, daß der Gesetzgeber wirklich nicht in Verlegenheit zu sein brauchte, welchen Ausdruck er für die Wasserläufe erster, zweiter und dritter Ordnung wählen sollte. Es sei hier nur auf die deutschen Begriffe Ströme, Flüsse, Bäche, Rinnsale, Wasserläufe, Gräben, Kanäle hingewiesen. Warum sollte es nicht möglich sein, die Wasserläufe erster Ordnung Ströme, die Wasserläufe zweiter Ordnung Flüsse und die Wasserläufe dritter Ordnung Bäche zu nennen. Was die künstlichen Wasserläufe betrifft, könnte man die Kanäle erster Ordnung als Schiffahrtskanäle bezeichnen, die anderen Kanäle als Fluß- oder Bachkanäle. Der Gesetzgeber hat dies vermieden, vielleicht um Mißdeutungen nicht aufkommen zu lassen. Indes würde, wenn er die Begriffe gesetzlich festlegt, das Wort in kurzer Zeit sich als solches mit diesem Begriff einbürgern. Man würde nach wenigen Jahren es kaum anders verstehen. Aber daß ein Gesetz, das immerzu spricht von Wasserläufen erster, Wasserläufen zweiter und Wasserläufen dritter Ordnung, nicht bloß herzlich schwerfällig ist, sondern auch jeder Volkstümlichkeit entbehrt, bedarf wohl keiner Begründung. Je volkstümlicher die Rechtsprache ist, um so schneller wird das Gesetz sich allgemein einbürgern und einleben im Rechtsbewußtsein des Volkes. Je klarer und kürzer der Rechtsbegriff ausgedrückt werden kann, um so besser und zutreffender und richtiger wird er gehandhabt werden können. Also fort mit diesem langatmigen Begriff von Wasserläufen erster, Wasserläufen zweiter und Wasserläufen dritter Ordnung. Sollte die Redaktion des Gesetzes, wie die Kommission des Abgeordnetenhauses es wünscht, dem Deutschen Sprachverein, übertragen werden, so richte ich hiermit an denselben die Bitte, die Begriffe Wasserläufe erster Ordnung, Wasserläufe zweiter Ordnung und Wasserläufe dritter Ordnung aus dem Gesetz herauszubringen.

3. Der Gesetzentwurf schafft ein allgemeines Wasserleitungsrecht in dem Umfange, wie es in Oberitalien seit dem Mittelalter mit Erfolg besteht, und dahin geht, daß jedermann das Recht hat, zu beliebigen Zwecken Wasser über andere Grundstücke zu leiten, selbstverständlich nur gegen volle Entschädigung. In Deutschland will man ein so allgemeines Recht nicht schaffen. Schon der Name zeigt, wie unglücklich man es aufgefaßt hat. Man nennt es ein Zwangsrecht. Man betrachtet es vom Begriff des Zwanges aus, während man es vom Begriff der Freiheit aus betrachten sollte, daß jedermann, der volkswirtschaftlich Wasser nutzen will, die Freiheit haben soll, die Wasserkräfte zu erschließen und nutzbar zu machen, auch wenn fremde Grundstücke hinderlich dem entgegenstehen. Man hat das Zwangswasserleitungsrecht zwar in sehr vielen allgemein gehaltenen Spezialfällen gewährt, nämlich in § 309 zugunsten

1. der Ent- oder Bewässerung von Grundstücken,
2. der Wasserbeschaffung zu häuslichen oder gewerblichen Zwecken,
3. der Beseitigung von Abwässern,

aber nicht ganz allgemein zu allen Zwecken der Wasserwirtschaft, also z. B. nicht um einen schiffbaren Stichkanal bis in die nahe Schiffahrtsstraße zu führen. Nach § 46 kann man sich das Recht auf Höfen, Anlegestellen und Stichkanäle zwar verleihen lassen, aber daß man dazu fremdes Eigentum in Anspruch nehmen darf, gestattet der Entwurf nicht. Einer Fabrik kann jedoch unendlich viel an einem solchen vielleicht nur kurzen Stichkanal gelegen sein. Ihr Fortbestand kann davon

abhängen. Ebenso wenig wird es jemandem erlaubt, einen Stichkanal von seiner Longrube oder seinem Bergwerk aus zu dem nächsten Schiffahrtskanal zu leiten. Zu derartigen gewerblichen oder industriellen Schiffahrtskanälen gibt der Entwurf nicht das Zwangswasserleitungsrecht, sondern nur zu obigen drei Zwecken. Dabei dient doch die Erschließung von Ton- oder Kiesgruben der Hebung und Förderung der ungenutzt im Boden liegenden Schätze und sie entspricht gerade den Interessen der Landwirtschaft, die doch derartige Böden besitzt. Allerdings haben wir in Preußen ein allgemeines Enteignungsrecht, welches dem allgemeinen Wohl dienenden Unternehmungen verliehen werden kann und großen Unternehmungen zur Anlage solcher Stichkanäle — wenn auch mit Schwierigkeiten — wohl ausnahmslos gewährt zu werden pflegt. Indes für kleine privatwirtschaftliche Unternehmungen ist es nicht geschaffen. Das Fehlen dieses Rechtes auf Anlage eines schiffbaren Stichkanals durch fremdes Grundeigentum zur nahen Schiffahrtsstraße bedeutet daher eine Benachteiligung der kleinen Unternehmungen. Sollen jedoch unsere großartigen teuren Schiffahrtsstraßen ausgiebig benutzt werden, so können wir eines derartigen Anschlußrechtes durch Stichkanäle nicht entbehren. Nur dann werden die für unsere Schiffahrtsstraßen gemachten Aufwendungen die gewünschten Früchte tragen.

4. So rücksichtsvoll im allgemeinen der Entwurf mit den bestehenden Rechten am Wasser umgeht und sie mit einem Rechtsschutz zu bekleiden versucht, so ist ihm dies doch in einem Falle wohl nicht ganz gelungen. Das preussische Privatflugesetz vom 28. Februar 1843 hatte in seiner Abneigung gegen die gewerbliche Nutzung des Wassers und in seinem, man kann wohl sagen, Haß gegen die Triebwerke dieselben rechtlos gemacht. Es heißt in § 16 letzter Absatz, daß künftig angelegte Triebwerke zu einem Widerspruch gegen Anlagen, die ihnen das Wasser entziehen, nicht berechtigt sein sollen, sondern daß dieses Recht nur den 1843 schon bestehenden Triebwerken zustehen soll und auch nur für den Umfang ihres damaligen Betriebes. Neue Triebwerke sind damals absichtlich als rechtlos hingestellt, weil man sie irrtümlich als Schädlinge in der Volkswirtschaft erachtete und ihr ferneres Entstehen nicht begünstigen wollte. Das Gesetz von 1843 wollte jedoch die damals schon bestehenden Triebwerke nicht ganz rechtlos hinstellen und deshalb bestimmte es in § 16, daß, wenn einem damals schon bestehenden Triebwerk das zum Betrieb in dem bisherigen Umfang erforderliche Wasser entzogen wird, dagegen ein Widerspruchsrecht gegeben ist. Dieses Widerspruchsrecht hat sich in der Praxis als ein sehr schwacher Rechtsbehelf erwiesen. Des Näheren habe ich dies ausgeführt in meiner Schrift über die Unzulänglichkeit der Wassergesetze, 1876, S. 43, 44. Seitdem haben sich die Verhältnisse verschlechtert. Erst jüngst erhielt ich ein Gutachten über diese Frage von einem Sachverständigen, welches dahin lautet, daß aus der Bauart und Beschaffenheit der Mühle sich nicht das geringste mehr sagen lasse, welchen Umfang sie im Jahre 1843 gehabt habe. Zeugen, die aber 1843 oder noch vorher in der Mühle gearbeitet oder gelebt haben, oder zutreffende Beobachtungen gemacht haben, konnten nicht mehr gefunden werden und können im Leben überhaupt nicht mehr gefunden werden. Solche Zeugen gibt es so gut wie gar nicht mehr. Es wäre ein merkwürdiger Zufall, wenn ein Mann, der 1843 ein Triebwerk besaß, heute noch leben sollte, um Zeugnis ablegen zu können. Denn wenn er selbst das Triebwerk noch besitzt, so kann er gar nicht Zeuge,

sondern nur Kläger sein. Ein Mann, der aber 1843 ein Triebwerk besaß, oder in demselben arbeitete, wird doch wohl durchschnittlich bei uns als dreißig Jahre alt angenommen werden können, und da seit 1843 fast siebenzig Jahre verfloßen sind und die Menschen bei uns nicht hundert Jahre alt zu werden pflegen, so gibt es eben für gewöhnlich solche Zeugen nicht mehr. Und da ferner die neuere Technik mit ihren neuen Turbinen nicht bloß die 1843 bestehenden Wasserräder meist beseitigt hat, auch infolge von Reparaturbedürftigkeit ein Mühlenwerk im Laufe von siebenzig Jahren einmal von Grund aus umgebaut werden muß, so kann man nur selten sagen, daß das heut bestehende Werk schon 1843 in diesem jetzigen Umfange bestanden hat. Trotzdem bestimmt der Entwurf in § 42 folgendes:

„Hat im bisherigen Geltungsbereiche des Privatflugesetzes vom 28. Februar 1843 bei dessen Verkündung (4. März 1843) an einem Wasserlaufe zweiter oder dritter Ordnung ein Triebwerk rechtmäßig bestanden, so darf ihm durch die Benutzung nicht das Wasser entzogen werden, das zum Betriebe der Anlage in dem damaligen Umfange, oder wenn auf Grund besonderen Titels das Recht zu einer Erweiterung des Betriebes damals bereits bestanden hat, zum Betriebe der Anlage in diesem erweiterten Umfange notwendig ist.“

Dieser auch etwas lange Satz ist vom Rechtsstandpunkt aus doch wohl sehr bedenklich. Wie kann heut ein Mühlenbesitzer den Umfang des Betriebes seiner Mühle im Jahre 1843 nachweisen und wie kann ein praktischer Gesetzgeber im Jahre des Heils 1912 einen Umfang des Betriebes im Jahre 1843 zur Grundlage einer gesetzlichen Bestimmung machen? Der Umstand, daß dies dem heute geltenden Recht entspricht, ist keine Entschuldigung. Denn Aufgabe neuer Gesetze müsse es sein, unklare und deshalb unhaltbar gewordene Gesetzesbestimmungen durch neue klare und haltbare zu ersetzen. Der § 42 des Entwurfs kennt eine solche Aufgabe nicht, läßt vielmehr unhaltbare Zustände weiter bestehen und macht sie dadurch noch unhaltbarer. Nun wird allerdings in §§ 81, 349 des Entwurfs den betroffenen Triebwerksbesitzern ein Rechtsbehelf dagegen gegeben. Alle beim Inkrafttreten des Entwurfs rechtmäßig bestehenden Wasserbenutzungsanlagen haben einen Anspruch darauf, daß ihr Wasserrecht durch Beschluß der Verleihungsbehörde sichergestellt werde. Ein derartiges sichergestelltes Recht steht einem verliehenen Recht gleich.

Dies ist der Ausweg, um der unhaltbaren Vorschrift des § 42 allmählich das Lebenslicht auszublauen. Richtiger will mir scheinen, wenn der Gesetzgeber von § 42 abgesehen und allen im Geltungsbereiche des Gesetzes vom 28. Februar 1843 bestehenden Triebwerken aufgegeben hätte, die Verleihung innerhalb zehn Jahren nachzusuchen, und daß die betreffenden Triebwerksbesitzer auch von Amts wegen dazu anzuhalten seien. Nur so würde man Klarheit und Sicherheit schaffen. Wenn es auch für den Gesetzgeber einfacher und scheinbar liberaler ist, den einzelnen Triebwerksbesitzern selbst zu überlassen, ob sie die Verleihung neu nachsuchen wollen, so werden dies doch sicher eine größere Anzahl teils aus Unkenntnis, teils aus Sorglosigkeit unterlassen und jener unklare Zustand wird solange bestehen bleiben, bis der letzte davon betroffene Triebwerksbesitzer die Sicherstellung seines Rechtes durch Beschluß der Verleihungsbehörde erwirkt haben wird. Für die nach 1843 entstandenen Triebwerke, die fast rechtlos sind, empfiehlt sich unter allen Umständen von dem § 81 des Entwurfs baldigst nach seinem Inkrafttreten Gebrauch zu machen. Dadurch werden auch sie auf eine rechtliche Grundlage gestellt und

genießen sodann Schutz für ihre Wasserbenutzung. Aber für die vor 1843 schon bestandenen Triebwerke ist dieser Weg nicht ganz ungefährlich. Wenn auch der Entwurf dies dadurch begünstigt, daß er in solchen Fällen die Stempelgebühr für die Verleihung auf ein Viertel ermäßigt, so ist es doch fraglich, ob und inwieweit die Verleihungsbehörde auf § 42 Rücksicht nimmt, und wenn sie dies, wie wohl anzunehmen ist, auch tun wird, so wird doch der Gegner stets geltend machen können, daß die Wassernutzung seit 1843 eine umfangreichere geworden ist. Jedenfalls setzt sich der Triebwerksbesitzer, der vom § 81 Gebrauch macht, der Gefahr aus, daß man ihm die Wasserkraft teilweise aus irgendwelchen Gründen im Interesse der Ausgleichungen, oder weil sonst Ansprüche erhoben werden, nimmt, schmälert.

5. Ebenso schützt der Entwurf die an öffentlichen Strömen bestehenden Triebwerke, welche früher hohe Abgaben an den Staat gezahlt haben und diese im Wege von Rezenten meist abgelöst haben, nicht davor, daß ihnen jetzt wieder neue Abgaben für die Wassernutzung auferlegt werden. Der Entwurf hat nämlich in § 54 neu die Bestimmung geschaffen, daß der Fiskus sich bei der Verleihung von Wassernutzungsrechten in schiffbaren Strömen (das sind Wasserläufe erster Ordnung) einen Wasserzins ausbedingen darf. Die Kommission hat den § 54 gestrichen und dafür neue Bestimmungen beschlossen.

Damit schafft der Entwurf eine neue Abgabe, den Wasserzins. Richtig ist ja, was Volk*) hervorhebt, daß nach dem jetzt geltenden Recht und zwar auf Grund von § 38 II 15 Allgemeinen Landrechts und nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts der Fiskus schon jetzt berechtigt ist, einen derartigen Wasserzins zu erheben. So läßt er sich bisher für Eisbahnen Pacht zahlen, für die Erlaubnis, im Winter Eis aus den Strömen zu fördern, ein geringes Geld geben, oder für das Lagern von Floßholz usw., ganz abgesehen von dem eigentlichen Wasserzins, nämlich vom Zahlen von Geld für die Entnahme von Wasser oder für das Benutzen von Wasser.

Indes schafft der Entwurf doch die Abgabe in einer viel allgemeineren Art. Drei Minister sollen einen Tarif aufstellen und die Verleihungsbehörde soll bei der Verleihung die Abgabe auf Antrag mit festsetzen (§ 106d). Nun ließe es sich vielleicht rechtfertigen, daß man neuentstehenden Wasserbenutzungsanlagen einen Wasserzins oder eine Abgabe auferlegt. Es will mir jedoch nicht billig erscheinen, wenn man diesen Wasserzins, den der Entwurf vorsieht, allen zurzeit bestehenden Wasserbenutzungsanlagen, die bisher davon befreit waren, jetzt nach Jahren auferlegt**). Einerseits sind solche Anlagen in der selbstverständlichen Voraussetzung der Abgabefreiheit errichtet und seitdem betrieben und schließlich auch derartig käuflich erworben worden.

Wenn jetzt derjenige, der sie käuflich erworben hat, mit einer Abgabe belastet wird, die er doch bei dem Abschluß des Kaufs nicht kannte, so erscheint dies mindestens unbillig. Es läßt sich erst recht nicht rechtfertigen bei den großen Mühlen, die schon lange bestehen und die früher reichlich Abgaben an den Staat

*) Volk, „Die Neuordnung des Wasserrechts in Preußen“. S. 15.

**) Nach § 349 Abs. 5 soll dies allerdings erst fünf Jahre nach dem Inkrafttreten des Entwurfs geschehen.

zu zahlen hatten und diese Abgaben meist durch große Kapitalien im Laufe der Jahre mit Hilfe der Rentenbank abgelöst haben. Wie kann man derartigen Anlagen von neuem einen Wasserzins auferlegen wollen?

Diese rückwirkende Kraft des Wasserzinses erachte ich mindestens unhaltbar. Aber in unserer heutigen Zeit scheint man es zu belieben, beim Besitz nicht sonderlich auf dessen wohlverworbene Rechte Rücksicht zu nehmen. Man braucht nur auf die rückwirkende Kraft der Bäckereiverordnung und die rückwirkende Kraft der Zuwachssteuer zu blicken, so findet man, daß in der Tat die rückwirkende Kraft des Wasserzinses nicht ohne Beispiel ist. Aber trotzdem dürfte dies nicht zu rechtfertigen sein.

Wenn ferner die Minister einen Tarif ausarbeiten sollen, so ist es fraglich, ob sie für jede Provinz eine verschieden hohe Gebühr ansetzen werden, wie doch angebracht wäre. Denn wenn in unserem reichen Westen ein industrielles Wert wohl eher eine Abgabe erschwingen kann, so könnte doch in unserem industriearmen Osten eine gleich hohe Wasserabgabe für die Industrie dort geradezu verhängnisvoll werden. Jedenfalls wird sie niemals das Erschließen der Wasserkräfte fördern und begünstigen. Meines Erachtens schließen die Bestimmungen der Kommission die Festsetzung eines verschiedenen Tarifs für die einzelnen Provinzen nicht aus.

Wenn die Kommission durch das Verlangen der Aufstellung eines Tarifs einen gewissen Schutz für die Wasserbenützer geschaffen hat und namentlich auch denjenigen, die die Verleihung eines Wassernutzungsrechtes nachsuchen, die Möglichkeit gewährt, von vornherein die Höhe der Abgaben zu erfahren, so dürfte doch ein solcher Tarif, soll er nicht unerwünschte Wirkungen hervorrufen, nur in geringer Höhe festzusetzen sein. Andernfalls kann er dazu führen, daß unsere Wasserkräfte weiter unbenutzt liegen bleiben. Wenn daher die Industrie gegen die Aufserlegung des Wasserzinses gewissermaßen sturmläuft, so kann man sich dies wohl erklären.

In Bayern ist man dahin gekommen, von einer Abgabe für neu zu schaffende Wasserwerke in der Regel abzusehen, weil man sonst deren Entstehen allzusehr erschwert und so glaube ich, wird wohl auch der preussische Staat von der Erhebung des Wasserzinses mindestens in den östlichen Provinzen besser absehen.

Man hat die Abgabe Wasserzins genannt. Indes rechtfertigt es sich nicht, einen Zins auf alte bestehende Anlagen neu zu legen, die ihren früheren Wasserzins durch Kapitalzahlungen abgelöst haben. Wenn jedoch der Staat kraft seiner Steuerhoheit eine Steuer von allen Wasserbenützern erheben, also eine Wassersteuer einführen will, so würde sich dies auf Grund der Steuerhoheit wohl staatsrechtlich rechtfertigen lassen, ob auch wirtschaftlich ist eine andere Frage.

Der Entwurf nennt nun die Abgabe weder Wasserzins noch Steuer, sondern bezeichnet sie als Gebühr, worunter man eine öffentlich rechtliche Abgabe für eine Leistung zu verstehen hat nach dem Vorbilde des Kommunalabgabengesetzes (§ 4). Eine Gebühr soll nach der Leistung bemessen werden. Nun kommen z. B. bei Erschließung der Wasserkräfte doch auch sehr deren Herstellungskosten in Betracht. Ein Wasserwerk, das kostspielige Wasserbauten (Wehre, Schleusen usw.) erfordert, wird vielleicht gar keine oder nur eine geringere Gebühr erübrigen können als ein Werk, das nur sehr wenig Aufwand erfordert, um das Wasser ausgiebig zu nutzen. Wird dies im Tarif auch zum Ausdruck gebracht werden? Wenn dies auch nach dem Entwurf § 106e, nach welchem alle in Betracht kommenden Verhältnisse zu

berücksichtigen sind, möglich ist, so wird dies doch schwerlich durchführbar sein, weil ja ein Vergleich nicht anzustellen ist und weil auch ein Tarif dies nicht abmessen kann. Er könnte höchstens eine Ermäßigung bei teuren Wasserbauten zulassen.

Wird die Gebühr aber gleichmäßig auferlegt, z. B. nach der erzielten Kraft, so würden dadurch die Wasserkräfte, die kostspielige Bauten erfordern, unerschließbar gemacht werden. Dabei sind bei uns früher benützte Wasserkräfte, die eingegangen sind und brach liegen, zahlreich genug anzutreffen. Es war bei ihnen überhaupt nicht möglich, einen Gewinn zu erzielen. Durch die Einführung eines Wasserzinses werden vielleicht noch weitere still gelegt. Indes sollen diese Gebühren nur bei Wasserläufen erster Ordnung, also schiffbaren Strömen erhoben werden. An solchen Strömen werden Wassertriebwerke wohl nur selten noch entstehen. Die Gebühr bezieht sich daher mehr auf Benutzung des Wassers zu anderen industriellen Zwecken, z. B. auf Wasser für Dampfmaschinen, Kühlwasser für Dampfturbinen, Wasserableitung für kleinere Gewerbe, wie z. B. Brauereien usw. und da ist es interessant, zu erfahren, daß in einer westlichen Provinz der Fiskus für Kühlwasser, das ein großes Elektrizitätswerk für seine fünf Turbinen beanspruchte, eine Jahresgebühr von 100000 Mark verlangte, dieselbe aber auf 50000 Mark ermäßigt hat. Eine Jahresabgabe von 50000 Mark dürfte denn doch kaum noch mäßig genannt werden können.*)

6. Der Entwurf bringt endlich nicht die Öffentlichkeit der Flüsse, welche von vielen Seiten gefordert und gewünscht worden ist. Speziell habe ich schon 1876 in meiner Schrift über die Unzulänglichkeit der Wassergesetze S. 222, 227 f. näher begründet, warum zutreffend und befriedigend das Wasserrecht nur dann geregelt werden könne, wenn man die Öffentlichkeit der Flüsse und zwar aller Flüsse anerkennt. In Württemberg hat man dies verwirklicht. In Bayern nahm man beim neuen Wassergesetz davon Abstand, weil man, wie die Regierung sich äußerte, an der Gesetzesauffassung des Wassergesetzes von 1852 nicht rütteln könne. In Sachsen einigte man sich dahin, daß man nur die Betten der namentlich aufgeführten öffentlichen Ströme als im Eigentum des Staats stehend erklärte (§ 5 Abs. 5). In Österreich dagegen geht man ebensoweit wie in Württemberg und hat alle Gewässer für öffentlich erklärt und der neue österreichische Entwurf hält daran fest. Der preußische Gesetzgeber hat sich auf diesen allein richtigen Standpunkt nicht zu stellen vermocht. Es scheinen ihm hierbei gewisse seit alter Zeit in Preußen bestehende Eigentumsrechte an Flüssen hinderlich gewesen zu sein. Indes hätte man diese Eigentumsrechte, die zum Teil sogar an Seen bestehen, durch welche die Schiffsfahrtsströme hindurchfließen, zur Not ebenso wie in Sachsen als ein Eigentum am Bette erklären können, man hätte es also nicht aufzuheben brauchen. Jedenfalls hätte man dies aber beim schlesischen Muenrecht tun können. Vielleicht hält der Entwurf an dem Eigentum deshalb fest, um den Wasserzins des Fiskus besser begründen zu können. Wie es aber auch sein mag, mindestens ist es unlogisch und der Natur des Wassers widersprechend, wenn man einen Fluß, d. h. das Bett und das darin fließende Wasser als im Eigentum stehend erklärt. Die Welle des fließenden Stromes kehrt sich an kein Eigentum, kehrt sich an keine Staatsgrenzen, sie fließt bis ins Meer und man muß sie erst fangen und in

*) Wossische Zeitung vom 21. Juni 1912.

künstliche Kanäle leiten, wenn man sie beherrschen will. Wenn daher auch der Entwurf der Theorie nicht entsprochen hat und er Wünsche nicht erfüllt hat, so hat er doch praktisch nicht die Folgerungen aus dem Eigentum gezogen, die man bisher fehlerhafterweise gezogen hat. In seinen Bestimmungen lehrt er sich an den Eigentumsbegriff gar nicht oder doch nur sehr wenig, und da es bei einem Gesetz mehr auf die praktische Gestaltung als auf die theoretische Ausbildung ankommt, so kann man trotz der Festsetzung des privaten Eigentums mit den Bestimmungen des Entwurfs im allgemeinen zufrieden sein.

Wie die Rechtsprechung mit diesem Eigentumsbegriff sich abfinden wird, ist allerdings eine andere Frage. Da ist leider zu befürchten, daß die Rechtsprechung, nicht nur die der Gerichte, sondern auch der Verwaltungsbehörden, aus diesem Eigentumsbegriff Folgerungen ziehen werden, die der Volkswirtschaft schädlich sein können. Deshalb wäre es besser gewesen, den Eigentumsbegriff, den kein preussisches Gesetz bisher ausgesprochen, den nur das Reichsgericht bei Privatflüssen anerkannt hat, den aber das Oberverwaltungsgericht auch bei diesem verworfen hat, neu zu schaffen.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Erste Fortsetzung)

Nach diesen Worten geht der zornige junge Mensch über einige Zeilen hinweg nach der Aderfurche, wo in einen nassen Sack sein Weintrug eingewickelt ist. Er rollt ihn aus der Umhüllung, geht wieder zurück und reicht den braunen Steintrug dem Tagelöhner zum Trunke dar. Aber in den Arbeiter ist auch die Wut gefahren. Er nimmt das Gefäß wohl entgegen, doch er schleudert es sofort mit wuchtigem Entwurf wider einen Grenzstein in der Furche, daß es zu Scherben zerscheit. Dazu brüllt er:

„Da, Lausbub, hast du dein Gefäß, laß dir's jekert vom Boden auf! Was mir net gegönnt ist, will ich auch net . . . Und noch mal: da, ihr hochmütig Lumpepack, schafft euch euer Arbeit selber!“

Mit hastigen Schritten geht er den Ader hinauf. Der Bursche flucht dem Davongehenden nach, greift nach einer Erdscholle und wirft sie dem Tagelöhner nach. Der dreht sich noch einmal herum, streckt die Zunge heraus und spottet:

„Wart nur, du Laufert, was wirst du noch so klein werden, wenn deinem Alten seine Spitzbubereien erst ans Tageslicht kommen!“

Karl wird freideweiß und mit weiten Schritten rast er dem Tagelöhner nach, dabei zwischen den Zähnen hindurchstöhnend:

„Das sollst du mir büßen, Karl, daß du meinen Vater einen Spitzbub geheißen hast! Lebendig kommst du mir net aus den Händ'!“

Die beiden Frauen eilen hinter ihm drein. Sie holen ihn ein, bevor er an März herankommt, und klammern sich an ihn. Sophie jammert:

„Karl, lieber Karl, mach dich doch net unglücklich wegen so einem Saufbold!“

Da bleibt der Bursche stehen, schüttelt mit unbändiger Kraft die Arme, an denen er festgehalten wird, bäumt mit dem Oberkörper zurück und knirscht:

„Wollt ihr mich gehn lassen, ihr bredig Weibsvolk!“

Doch sie lassen nicht loder; sie lassen sich hin und her schütteln, aber sie lassen nicht loder. Schließlich fallen alle drei zu Boden. Karl versucht wieder aufzukommen, allein die beiden Frauen werfen sich über ihn und pressen ihn mit der Last ihrer Körper auf die Erde nieder, so lange, bis der Seppel weit genug fort ist, um nicht mehr eingeholt werden zu können. Dann erst stehen sie auf. Auch Karl erhebt sich und wendet sich seiner Schwester zu. Aber noch ehe er ein Wort an sie richten kann, hört er oben vom Wege her seinen Namen rufen. Vielleicht der Vater?

Er dreht sich herum und sieht hinauf. Es ist nicht der Vater. Denn in dem Fuhrwerk, das auf dem Wege oben angehalten hat, geht kein Rappe, sondern ein Schimmel. Karl fragt die Frauen:

„Ist das net der Hummel?“

Die beiden bejahen und sehen ebenfalls gespannt nach dem Gefährt. Der Bauer winkt mit der Peitsche und ruft noch einmal:

„Karl, Sophie! gehen mol eruff, ich will eich was sa'!“

Die Geschwister eilen die Zeile hinauf. Unterwegs fragt Sophie:

„Seßmajajosepp! Was wird denn der wollen?“

Untwisch antwortet ihr der Bruder:

„Hab doch net gleich so Angst! Der Vater wird heut morgen net mehr herausfahren können, hat er jedenfalls dem Hummel gesagt, wir sollten net auf ihn warten!“

Aber auch ihm klopf das Herz stärker. Daß dieser verwünschte März-Seppel mit seinem Schlechtgeschäz alleß wieder aufgerührt hat in ihm! Der Teufel soll ihn holen!

Und die beiden Geschwister erreichen das Aderende.

Sophie lehnt sich wider die zu einer Pyramide aufgeschichteten Säcke, drückt die linke Hand auf das klopfende Herz und knotet mit der rechten ihr Kopftuch auf. Sie atmet mit weitgeöffnetem Munde.

Karl umfaßt mit der einen Hand den Holmen der Wagenleiter, die andere stützt er in die Hüfte.

Zwischen je zwei Sprossen der sich gegenüberliegenden Leitern ist ein schmales Brett eingeklemmt, auf dem der Bauer und die Bäuerin sitzen. Der Bauer hält nachlässig das Leitseil und die Peitsche in den Händen. Er ist hemdärmelig und hat einen breitrandigen spitzen Strohhut von grüner Farbe auf dem Kopf. In seinen wässerigen blauen Augen irrt eine große Verlegenheit. Da fragt Karl:

„Na, Vetter Hummel, warum henn ihr uns denn gerufen? Hat euch mein Vater was auszurichten geben?“

„Naa, lieber Du,“ antwortet der Gefragte, „das grad net! Ich wollt dir auß mir was sa'!“

Die Bäuerin, deren Gesicht fast ganz in ein weiß und blau getüpfeltes Kopftuch verstedt ist, stupft ihrem Manne mit dem Ellenbogen in die Seite und sagt das eine Wort:

„Maddhees (Matthias)!“

Der Bauer setzt den Strohhut ab und kraht sich auf dem Kopfe.

Nun wird der junge Bursche ungeduldig:

„Dunnerkeil, Better Hummel, nix für ungut, habt ihr denn euer Maul daheim in der Schublad liegen lassen?“

Wieder stupft die Bäuerin ihrem Alten in die Seite und ruft:

„Maddhees, hsch!“

Karl wettert los:

„Was Hummelsen, jehert laßt doch den Better Hummel mal zu Wort kommen. Ist unser Haus abgebrannt, ober was ist los?“

Und die Bäuerin, die absolut nicht haben will, daß der Bauer zu den Kindern von der traurigen Begebenheit spreche, sagt mit drängender Stimme:

„Maddhees, fahr fort, sunsch kriet der Gaul en Sonnenstich!“

Der Bauer aber, der sich die ganze Zeit über besonnen hat, wie er den beiden die schaurige Nachricht möglichst schonend beibringen solle, spuckt kräftig auß und schreit mit grober Stimme, als ob er mit einem Streit habe:

„Dunnerkeil noch enein un faa End! Ihr zwaa, machi, daß ihr haamsummt, eier Vatter hot vun erem Gaul den Brustkafchte halb eingeschmisse kriet!“

Als Sophie das hört, tut sie einen gellenden Schrei und fällt wimmernd zur Erde. Das Pferd, das mit niederhängendem Kopfe dagestanden hat, bäumt hoch auf, so daß die Schere zu zerbrechen droht. Der Bauer zerrt das Leitseil mit mächtigem Ruck zurück und schlägt dem Tiere den knallenden Peitschenriemen in die Weichen. Die Pferdehufe praddeln auf den haritrockenen, klingenden Feldweg nieder und dann rast der Wagen im Galopp davon. Der Angstschrei der Bäuerin und das Fluchen des Bauern werden von dem Geratter und Gepolter des Wagens verschlungen.

Karl, der beim Schauen des Gauls rasch vom Wagen zurückgetreten ist, bückt sich zu seiner Schwester nieder, die immer noch ganz fassunglos wimmernd am Boden kauert, und sagt mit einschmeichelnder, trauriger Stimme:

„Kumm, Sophiechen, steh auf; wir gehen heim. 's ist vielleicht garnet so schlimm. Du weißt ja: so ein Bauer kann einem ja nichts auf anständige Art und Weis' sagen. 's ging uns aber auch net besser. Steh auf, Sophie, daß wir heimgehen!“

Eine herzerreißende Angst ist in ihrem Gesichte. Um den Mund zuden kleine Schmerzfältchen; über die bleichen Wangen rollen Tränen. Karl fühlt, daß er angesichts solcher Niedergeschlagenheit den Kopf hochhalten müsse, und tröstet:

„Man darf net gleich ans Schlimmste denken, Sophie. Da hat gewiß ein Gaul beim Beschlagen ein bißchen ausgetreten und den Vater ein bißchen getroffen. Wirst sehen, 's ist net anders!“

Sophie schüttelt nur den Kopf.

Der Bursche läuft den Ader hinunter, zieht seinen Rock an und gibt dabei der Tagelöhnerin Nachricht von dem, was der Hummel erzählt hat. Die sagt dabei ununterbrochen:

„Sehmajajosepp, was ein Unglück! Sehmajajosepp, was ein Unglück!“

„Ich will euch was sagen, Märgen: macht jekert auch Mittag und geht heim. Ihr könnt ja am Nachmittag wieder rausgehen, vielleicht hat sich euer Narr bis dahin wieder anders besonnen und geht mit euch die Gummern fertig brechen! 's sind ja nur noch ein paar Zeilen!“

„Ich glaub ehnder, daß ich meine Schläg krieg, wenn ich zu ihm sag, daß er mir wieder helfen soll!“

„Na, dann geht allein heraus, Märgen. Ich weiß jekert doch net, wie ich heut Mittag abkommen kann daheim. Mit der Sophie ist ja rein garnig anzufangen, das seh ich aweil schon. Wenn ihr fertig seid, könnt ihr kommen, dann spann ich ein und hol die Gummern. Na also: Guten zum Mittagessen!“

Er packt seiner Schwester Kleider, die sie vor der Arbeit abgelegt hat, zusammen und geht wieder den Ader hinauf.

Oben angelangt, muß er der Sophie beim Ankleiden behilflich sein; sie ist wie lahm. Als sie zum Gehen bereit ist, legt Karl ihren Arm in den seinen und zieht sie mit:

„Also, marsch jekert, Sophie, der Vater wartet vielleicht mit Schmerzen auf uns!“

Sophie gibt ihm keine Antwort. Die Tränen rinnen ihr unaufhörlich über die bleichen Wangen.

Je näher sie aus dem entfernten Feldstrich zum Dorfe kommen, um so belebter werden die Wege. Es ist Mittagszeit und die meisten kehren heim. Manche wissen bereits von dem Selbstmord des Schmiedes, und diese haben für die beiden Geschwister je nach Gemütslage einen verächtlichen oder einen mitleidigen Blick. Wer noch nichts weiß und das Mädchen weinen sieht, fragt wohl auch:

„Na, Maad, warum greinscht dann? Is dir was passiert?“

An ihrer Stelle muß stets Karl antworten, denn Sophie redet nicht ein Wort und trocknet nur hin und wieder mit dem Kopftuchzipfel ihre Tränen ab. Wenn Karl den Fragern Auskunft über die Ursache zu seiner Schwester Kummer gegeben hat, dann schütteln sie die Köpfe und sagen:

„Sehmajajosepp, was en Unglück! Awwer grein nor net so, Sophie, sunscht werchte jo krank!“

Als die Geschwister zum Dorfe hineinkommen, sehen sie überall an den Gassenenden und vor den Toren erregt zu einander sprechende Gruppen stehen. Hembärmelige Bauern, die Hände in den Hosentaschen, junge Weiber und alte. Diese mit lautem Gekreische und lebhaften Gebärden. Die Arme und Hände fuchteln in der Luft herum. Barfüßige Kinder schleichen um die Gruppen der Alten, um womöglich einige Neuigkeiten zu erlauschen. Bisweilen scheuchen die Erwachsenen sie fort.

Sowie man die Geschwister bemerkt, wendet man sich ihnen zu und schaut ihnen nach. Hin und wieder hört man auch Rufe wie:

„Des sin mer die rechte!“ Oder: „Do is de Hochmut aach vorm Fall kumme!“

Vor dem Hause des Wagners Hallwachs ist eine größere Menge versammelt. Das ist in der Nähe der Schmiede, und Hallwachs ließ bei Salzer seine Wagen beschlagen und die Räder bereifen. Man glaubt, von dem Wagner besondere Neuigkeiten erfahren zu können. Aber der weiß nichts, oder er tut so, als wisse er nichts; wozu das Geflatsche? Er hat eine Stummelpfeife im Mund und schafft eifrig an einem Ernteleiterwagen herum, der bis zum Abend ausgebeßert sein soll.

Karl befinnt sich, ob er nicht einmal zu dem Wagner hinübergehen und ihn um Auskunft bitten solle, wie's daheim stehe. Der war als Freund seines Vaters doch ganz gewiß gleich einmal zu ihm gelaufen.

In diesem Augenblick kommt ein Rudel Kinder heran. Ein Mädel mit verwirrtem strohgelben Haar saust auf Sophie zu, macht vor ihr Halt, droht mit dem Finger und sagt dazu:

„O—u—owow, Sophie, dein Vadder hot sich bodgeschosse, o—u—owow!“

Da geht eine merkwürdige Veränderung mit Sophie vor sich. Ihre Tränen versiegen plötzlich, und auf ihr Gesicht kommt in langsamen Schritten ein seltsames Lachen. Dieses Lachen macht des Mädchens Züge zuerst ganz starr und langgezogen. Dann kommen die Augen in ein flimmerndes Zucken. Die Wimpern sind irrlohernd und scheinen aus Verlorenem in Verlorenes zu gehen. Sophie zieht den Arm aus dem des Bruders, stößt den Burschen von sich weg, beugt beide Arme zu einem rechten Winkel, reckt die beiden Zeigefinger in die Höhe und dreht sich mit großer Geschwindigkeit um sich selbst, indem sie halb lachend, halb singend dazu sagt:

„Hahihahohohohohh, tschtschtsch, mein Vater hätt sich totgeschossen!“

Dann wieder fällt sie ihrem Bruder um den Hals, küßt ihn stürmisch auf den Mund und lacht dazu. Einen Augenblick hernach steht sie ganz stille, betrachtet sich die Menschen, die einen Kreis um sie und den Bruder gebildet haben, öffnet die Augen unnatürlich groß und weit, deutet mit starr gerecktem Arm und Zeigefinger der Reihe nach auf einige Männer und murmelt dazu: „Mein Vater, mein Vater, alles mein Vater!“

Bei dem seltsamen Gebahren des Mädchens lachen einige Kinder hell auf. Das macht die Wahnsinnige wütend; sie tritt nach den Lachern und schreit und kreischt mit spitzer, gellender Stimme: „Lachst auch noch, lachst auch noch, hä, hä?!?“

Die Kinder weichen zurück. Ein brutaler, ebenso unverständiger Bauer tritt vor, hebt drohend die Faust gegen das Mädchen und schilt:

„Nühr mer nor die Kinner an, du toll Mensch, do schla' ich der die Knoche taput!“

Bei diesen Worten springt Karl vor und deckt mit seinem Leib die unglückliche Schwester. Die Adern auf seiner Stirn sind zorngeschwellt, und er zielt den Bauern an:

„Ihr seid der letzte, der ihr was macht!“

Dann packt er Sophie und trägt sie die paar Schritte hinüber nach dem Hause wie ein kleines Kind. Sie läßt es willenlos geschehen. Ihr Kopf ruht müd auf der Schulter des Bruders.

Scharen von Kindern folgen den Davongehenden. Die Alten bleiben stehen und schimpfen auf Sophie, die sich verstelle.

Karl tritt durchs Tor und verriegelt es vor den nachdrängenden Kindern.

3.

Im Hofe ist es still.

Der Gefelle hat das Pferd bereits gefüttert und sitzt nun auf einem umgepflügten Korbe in einer schattigen Ecke. Er hat den Kopf wider die Wand gelehnt, den Hut tief ins Gesicht gerückt und rührt sich auch nicht, als er durch das Gesecht des Strohhutes die Geschwister kommen sieht. Er wird gehen müssen; was braucht ihm da viel an dem ganzen Kram zu liegen?

Karl trägt seine Bürde durch die offenstehende Haustür. Als die Tante, die in der Küche sitzt, Schritte hört, sieht sie nach, wer es sei. Karl ruft mit tiefem Weh in der Stimme:

„Lieb, lieb Tante!“

Und diese:

„Jegmajosepp, was ein Unglück, ihr lieben Kinder!“

Als Sophie die Stimme ihrer Tante hört, springt sie mit einem Ruck von Karls Arm und macht wieder ihre tolln Worte und Gebärden wie auf der Gasse. Die Tante, in deren Gesicht keine Farbe ist, richtet einen starren fragenden Blick auf den Neffen. Der antwortet:

„Sie ist irr worden, Tante, vielleicht hat sie auch nur Fieber. Wir schaffen sie ins Bett!“

Er packt die Kranke mit festem Griff und führt sie unter dem Beistand seiner Tante in das neben der Küche liegende Zimmer der beiden Frauen. Während Karl das Bett bereitet, entkleidet die Tante das Mädchen und setzt sich dann zu ihm auf den Bettrand, der Kranken gütig zusprechend wie einem unpäßlichen kleinen Kinde. Es dauert lange, bis sie ein wenig beruhigt ist. Nur mit ihrem immer unheimlicher werdenden Nachen, das die beiden Zuhörer selbst in eine große Erregung versetzt, hört sie nicht auf. Sie ist wie von einem Nachkrampf befallen.

Als Karl seine Tante nach den Einzelheiten des Unglücks auszufragen beginnt, macht Sophie Anstalten, wieder aus dem Bette zu springen und gebärdet sich ganz rasend. Tante Settchen verweist ihm das Fragen:

„Jeggott, lieber Bub, frag aweiß net; du siehst ja, wie das Märe gleich zu toben anfängt. Red eben garnix mehr davon, nachher will ich dir ja sagen, was ich weiß!“

Und sie beruhigt die Kranke wieder.

Nach einer Weile sagt sie zu Karl, der vor Ungebuld vergeht, genau zu wissen, was vorgefallen sei, mit besorgtem Gesichte:

„Man kann sie net allein lassen; 's wird gut sein, Karl, wenn du nauf ins Schloß gehst und holst eine Schwester. Ich kann doch net am Bett hocken bleiben, 's ist doch so viel Arbeit jeger!“

„Ja, Tante Settchen, ich geh!“

Der Bursche sieht prüfend an sich hinunter:

„Tante, werd ich denn so zu den Schwestern gehen können, oder soll ich mein ander Zäckchen und die Sonntagstiefel anziehen?“

„Ach, lieber Bub, geh nur so, wie du bist; wer guckt denn heut darnach?“

Karl geht hinaus. Im Hausgang bleibt er stehen und sinnt eine kleine Weile. Soll er die Stiege hinauf in des Vaters Schlafzimmer gehen und selber

nachsehen, was da geschehen ist? Es friert ihn den Rücken hinunter. Sicher liegt er tot und starr droben auf seinem Bette wie einstmal die Mutter. Noch gräßlicher vielleicht ist der Anblick, weil er sich doch selbst ums Leben gebracht hat. Wenn er noch lebte, wäre Tante Settchen zweifellos bei ihm gewesen und hätte nicht in der Küche gegessen. Er wird sich Gewißheit verschaffen, wird sich selbst überzeugen. Schon hat er den einen Fuß auf die unterste Treppenstufe gesetzt, als wieder die Schauer seinem Rücken hinunterfließen wie eiskalte Wassertropfen. Da zieht er den Fuß wieder zurück und steht steil und lauscht hinauf. Es ist so unheimlich still da droben. Die alte Pendeluhr, die vom Fußboden bis an die Decke reicht, tickt nicht. Warum steht sie? Wenn eines tot im Hause liegt, halten sie die Uhren an. Karl seufzt schwer auf, wendet sich ganz von der Stiege weg und öffnet die Haustür gleich nebenan.

Im Hofe schaut er sich um. Der Geselle sitzt noch immer auf dem Korbe in der schattigen Ecke und schläft jetzt. Die Arme hängen schlaff herunter, der Kopf ist auf die Brust gesunken und der Hut liegt vor ihm auf dem Boden. Ein gesunder Schlaf neben der Werkstätte, darin der Schmied vor wenig Stunden sich erschossen. Die Blutlache neben dem Amboss ist noch nicht ganz verdunstet.

Karl ruft den Schläfer an. Zweimal muß er rufen, bis er wach wird.

„Willem! . . . Willem! . . . Noch hinein, Karl, werd doch wach!“

Wilhelm fährt schlaftrunken auf, räfelt sich, gähnt, reibt die Augen und schüttelt den Schlaf von sich.

„Ja ja! So, Meister, da bin ich!“

Er glaubt sich von seinem Meister angerufen. Wie Karl das hört, schießen ihm die Tränen in die Augen, die ersten seit den Ereignissen des Morgens. Seine Seele hat noch keine Zeit gehabt, sich mit sich selbst zu beschäftigen, zu sich zu kommen.

„Willem, ich mein, mit dem Meister hätt's ein End?!“

Der Geselle reißt die Augen auf und flucht:

„Dunnerkeil, du bist's ja, Karl!“

„Ja, Willem, ich bin's!“ erwidert Karl und geht auf den Gesellen zu. Nun muß er sich besinnen, was er eigentlich von ihm wollte.

Der Geselle, ein kräftiger Mensch Mitte der Zwanzig, kommt dem Meistersohn entgegen, reißt sich zuerst verlegen das stoppelige Kinn, streckt aber alsdann die schwarze, an mehreren Stellen von der schweren Arbeit blutig geschundene Schmiedehand nach ihm aus und ergreift die Hand, die eben gerade die Tränen aus den Augen wischt.

„Karl, grein net! Das paßt sich net für einen jungen Mann. Wer weiß, ob's net so am beste war, was er getan hat!“

„Hat er's also wirklich getan, Willem, hä??“

Der Geselle antwortet nicht, sondern zieht den Burschen hinter sich nach in die Werkstätte. Sie ist tadellos ausgeräumt wie an Samstagabenden. Die Hämmer alle in Reih und Glied an den Wänden, darüber die Hufeisen in verschiedenen Größen, die Zangen und Feilen, die Meißel und die Hufmesser. Die Schraubstöcke sind zur Schonung der Federn weit aufgesperrt und schauen aus wie bräunende Raubtierrachen. Auf der Esse brennt kein Feuer. Ein paar Schritte seitlich davon steht der Amboss. Auf einem Holzkloß, den starke Reifen umfesseln,

ist er verankert. Zwei schwere Zuschlaghämmer liegen auf dem Holzkloß. Zu Füßen des Ambosses eine Blutlache. Wortlos deutet der Geselle darauf. Er spürt, wie seine Hand fester umschlossen wird.

Karl starrt auf das rote Raß. Der mit Quarzsteinen gepflasterte Fußboden ist rings um den Amboss ein wenig eingesunken. Das kommt von der Wucht der Hammerschläge, die täglich auf ihn niederfallen. Und in dieser Einsenkung steht das Blut, das dem Herzen seines Vaters entfloß. Es ist noch nicht ganz in die Erdrizgen zwischen den Pflastersteinen versickert.

So steht der Bursche da und starrt. Sein Kopf ist heiß, aber seine Knie schlottern vor zitternder Kälte; in der Herzgrube liegt ihm ein banger Druck. Karl selbst weiß es nicht, ob es ihn friert, oder ob er Angst hat. Er muß daran denken, wann er das letztemal Blut gesehen. Das war im Winter beim Schlachten. Aus der durch einen Messerstich geöffneten Brust des Schweines focht er den starken Blutstrahl fließen. Bei dieser Vorstellung kommt ihm mit gräßlicher Deutlichkeit das Gewaltsame und Grausame des Todes, den sein Vater in eigener Wahl erlitten, zum Bewußtsein. Er stöhnt tief auf, blickt dem Gesellen ins Gesicht und fragt:

„Wer hat ihn denn zuerst gefunden?“

„Deine Tante!“

„Wer hat ihn denn hineingetragen?“

„Er hat noch gelebt, da ist die Tante Settschen gleich zum Doktor gerennt. Aber wie sie mit dem Kommen ist, war er nodert (nachher) schon tot. Haben sie ihn zusammen hineingetragen.“

Es graut ihm vor einer Frage, doch er stellt sie.

„Wo hat er sich denn hingeschossen?“

„Drei Schuß in die Lunge. Das Blut ist ihm zum Mund herausgelaufen, kopfvor hat er über dem Amboss gehängt!“

Der Bursche wird von der Erregung so heftig geschüttelt, daß seine Hand aus der des Gesellen fliegt.

„Komm, Willem, wir gehen hinaus!“ sagt er, „ich hab genug, ich kann net mehr!“

Sie treten wieder in den Hof. In der warmen Sonne wird es Karl wohler. Ein Guhn pikt aus einer auf dem Wiste liegenden angefaulten Gurke die weißen Kerne. Karl sieht es, und das weckt seine häuerliche Nüchternheit wieder auf. Er setzt den Hut ab und wischt mit dem Rodärmel den Schweiß von der Stirne. Dann fragt er den Gesellen:

„Willem, hast den Rapp gefüttert?“ „Jo, ich hab ihn fertig gemacht!“

„Ich will dir was sagen, Willem! Spann ein und hol drauß in der Langgewann die Gummere. Nimm den großen Wagen, denn auf den Vollerfarren (= Polsterfarren) gehen die Sädelchen net all. Im Vorbeifahren kannst du dir die Märgen rufen, die kann dir helfen laden. Ich kann net mitfahre, ich muß nauf zu den Schwestern; eine holen. Die Sophie ist krank worden!“

Der Geselle fragt, was ihr sei. Karl ist nun wieder ruhiger geworden, vielleicht auch nur stumper und antwortet:

„Wie sagt man als, Willem? —: Ein Unglück kommt selten allein. Ich tät mich net wundern, wenn das Räde verrückt tät werden!“

Er wendet sich um und geht zum Tore hinaus.

(Fortsetzung folgt)



Kindersprache und innere Wahrhaftigkeit

Don Kreischulinspektor Dr. Rauch-Waldenburg i. Schl.



Das Stedenpferd aller pädagogischen Zugenbmächter ist der Klapperstorch. Für was alles trägt dieser unglückselige Märchen vogel nicht die Verantwortung! Für die Lügenhaftigkeit der Jugend und ihre sexuelle Schmutzgesinnung, für ihren frühreifen Skeptizismus und ihre Respektlosigkeit; denn diese böswillige Vertrauensstauschung der Eltern lehrt ja die Kinder lügen, wie die Erzieher lügen, fälscht ja die natürliche Unschuld des Geschlechtsempfindens durch den Lüsterheitsreiz der Heimlichkeit, zwingt ja die Kleinen, alle Aussprüche Erwachsener mißtrauisch nachzuprüfen, verleiht ja dem Heranwachsenden das Gefühl, klüger und ehrlicher zu sein als seine berufenen Führer.

O wehe dieser Ausgeburt des leibhaftigen pädagogischen +++ Gottseibeius! Salzmans Krebsbüchlein hätte füglich ungeschrieben bleiben können; denn in diesem einen Rattenkönig von pädagogischen Todsünden allein haben wir den Grund für alle Verderbtheit des kommenden Geschlechts. Wunder über Wunder, daß bei dieser gewaltsamen Mißerziehung unser Vaterland nicht längst ein einziges riesiges Verbrechensasyl ist! Darum Kampf dem Klapperstorch! Und wir werden die Reform-erziehung und als Resultat das Reformkind haben.

Das Reformkind wird nicht zur Lügenhaftigkeit neigen und die Sprache in naiver Dreistigkeit als Mittel, Zwecke zu erreichen, gebrauchen; das Reformkind wird nicht, wenn das neue und fremde Gefühl der Geschlechtlichkeit über es hereinbricht, damit zu spielen geneigt sein; das Reformkind wird nicht im Alter der geil aufschießenden Körper- und Verstandeskräfte, in dem beliebten Hüpelalter, an allen Überlieferungen zu zweifeln und an allen Autoritäten zu rütteln geneigt sein. Das Reformkind, fürchte ich, wird ein Homunkulus sein, dem vor lauter Zugenbhaftigkeit die Kraft zur Sünde fehlt. Oder sollte die Gefahr trotz Reformpädagogik nicht so groß sein? Sollte nicht der Klapperstorch allein und was seiner Art ist in der Erziehung von ehedem die Schuld an all den aufgezählten Sünden tragen, sondern die menschliche Natur des Kindes, von deren „natürlicher Güte“ der alte Menschenkenner von Sanssouci zu dem großen Philanthropen sagte: „Salzmann, Er kennt die Kanaille nicht?“

Ernsthaft gesprochen: ich habe es nicht etwa darauf abgesehen, eine Ehrenrettung des Klapperstorchs zu schreiben, nicht einmal eine Ehrenrettung unserer Eltern — sie haben das nicht nötig. Vielmehr möchte ich nur von diesem viel gebrauchten und viel mißbrauchten pädagogischen Musterbeispiel aus einem Fundamentalirrtum unserer heutigen Erziehungsrichtung zu Leibe.

Das „Ammenmärchen“ vom Klapperstorch soll ein trasses Beispiel für die Unwahrhaftigkeit in der Erziehung sein. Nun wohl, prüfen wir also dann einmal die Wahrhaftigkeit dessen, was als Ersatz geboten wird. Da ist zunächst der liebe Gott, der die Kinder schenkt. Schön und gut! Sofern wir religiös gesonnen sind, glauben wir das. Aber darauf kommt es nicht an, daß unser Glaube und unsere Aussageabsicht übereinstimmen, sondern daß unser Glaube und unsere Aussagewirkung sich decken. Es ist die bequemste und verbreitetste Art von Lüge, daß man sagt, was man meint, ohne sich darum zu kümmern, was der andere darunter versteht und verstehen muß. Wir sprechen doch aber für des anderen Verständnis und halten nicht für unser eigenes Verständnis Monologe. Die Frage ist also hier: Was versteht das Kind unter dem Ausdruck „Gott schenkt die Kinder“? Es versteht zweifellos darunter: Gott schickt einen Engel mit einem Paket, der an der Tür klingelt und mit einem schönen Gruß sein Geschenk abgibt. Eben weil das Kind den Ausdruck so „falsch“ versteht, ist diese Darstellung ebenso poetisch und ebenso brauchbar für die Kindererziehung wie der liebe alte Klapperstorch; aber „wahrhaftiger“ ist sie nicht um einen Deut.

Einen Schritt weiter gehen die, die da dem Kinde erklären, die Mutter habe das Kind „unter dem Herzen“ getragen, oder sie habe es „in sich“ geborgen gehabt. Auch hiervon werden, mit etwas mehr Schwierigkeit zwar, die Kleinen sich ebenso abenteuerliche, poetische, kindliche wie falsche Vorstellungen machen. Darum bringen es denn die ganz Unentwegten fertig, dem Sechß- oder Zehnjährigen anzuvertrauen, daß die Kinder im Leibe der Mutter entstehen, womit sie dann freilich alle Poesie und Lieblichkeit gründlich zerstört haben; denn nur uns Erwachsenen ist der tragende Mutterleib ein Heiligtum, weil er uns zugleich das Mysterium der Liebe und des Werdens ist. Recht drastische Vorstellungen wird man also mit solcher „rückhaltlosen Offenheit“ freilich erwecken, aber — und das ist das Närrische — richtige auch nicht. Abgesehen davon, daß man selbst eine anatomisch nur einigermaßen richtige Vorstellung dem Kinde nicht geben könnte, ohne die dann doch wohl nicht gut durchführbare Demonstration am Objekt, abgesehen davon, gehört vor allem doch wohl zur „richtigen“ Vorstellung auch der Stimmungswert. Eine noch so genaue botanische Beschreibung der Rose gibt die richtige Vorstellung nicht, wenn sie zu erwähnen vergißt, welche Bedeutung diese Blume in der Poesie aller Zeiten hatte. Erst wenn dies erfaßt ist, schwingen bei dem Wort „Rose“ all die Töne in der Seele des Hörenden, die in der des Sprechenden erklingen. Fehlt dem Hörer dieser Stimmungswert, so muß er den Sprechenden „miß“verstehen. Ebenso „miß“versteht unter allen Umständen das Kind seinen geschmacklosen Erzieher, der ihm von Unterleib und Nabelschnur erzählt. Das Kind erfaßt solch törichtes Gerede als einen Reiz zum Lachen und Ulf. Es wird sich sehr möglicherweise gerade mit solcher Wahrhaftigkeit angeführt glauben. Denn es hat den richtigen Instinkt, daß der heilige Ursprung eines Menschenkindeß doch nicht eine groteske Unappetitlichkeit sein kann; und als solche stellt es ihm, dem Kinde, der „wahrheits“mutige Erzieher dar.

Also: eine „wahre“ Belehrung des Kindes über Geschlechtlichkeit und Geburt ist unmöglich, weil das noch nicht geschlechtlich empfindungsfähige Kind die dazu gehörigen Stimmungswerte nicht zu erfassen vermag. Das Kind ist eben noch nicht ein „Mensch“; es ist nur ein Teil eines solchen. Unsere liberale Gleich-

macherei aber mit ihrem verschrobenen Naturbegriff aus der Rationalistenzeit will nicht allein alle sozialen, sondern gar auch die biologischen Unterschiede leugnen. So kommt es, daß sie wie Mann und Weib, so auch Erwachsener und Kind einander gleichsetzt. Und das nennt sie „natürliche“ Erziehung. „Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.“

Das Kind denkt in all und jedem anders als der Erwachsene; es denkt „kindlich“. Darum kann man zum Kinde nicht wie zum Erwachsenen reden, sondern man muß alles erst in die Kindersprache übersetzen; das ist pädagogische Wahrhaftigkeit.

Ein Beispiel: Ich wollte kürzlich achthährigen Volksschülern klar machen, daß das fünfte Gebot begründet sei in dem unendlichen Werte des Menschenlebens. Das habe ich so gemacht, daß ich sie finden ließ, wie alles Töten von Tieren, das Schlachten sowohl wie das Vernichten der Schädlinge, seine Berechtigung findet im Nutzen des Menschen; daraus haben wir dann gefolgert, daß Gott alles für den Menschen geschaffen, daß dieser aber dann als Herr und Sinn der Schöpfung unantastbar sein muß. Diese ungeheuerlich anthropozentrische Vorstellung ist natürlich nicht die meinige. Aber sie kommt von allen dem Kinde möglichen Vorstellungen dem am nächsten, was mich ein jahrelanger Kampf mit der Philosophie glauben gelehrt hat. Mehr als Annäherungswerte kann aber kein Erwachsener dem Kinde vermitteln. Wer sich damit nicht abfinden kann, daß er zum Kinde immer, gewollt oder ungewollt, wie durch eine schallüberklingende Wand spricht, wer damit nicht klug zu rechnen versteht, wer das pädagogische Lächeln nicht besitzt, der lasse seine Finger vom Erziehungswerke; er muß sonst Unheil anrichten.

Nun werden die Idealisten die Hände über den Kopf zusammenschlagen und klagend rufen: Aber das ist ja schrecklich! Dann muß ja für jedes Kind einmal die Zeit kommen, wo es zu begreifen anfängt, daß sein Erzieher immer in einem besonderen Jargon zu ihm gesprochen, ihm uneigentliche, gedrehte, halbe, Viertelwahrheiten gesagt hat. Dann aber wird der junge Mensch an aller Ehrlichkeit, an aller Einfachheit zweifeln, ja vielleicht verzweifeln.

Gewiß! Genau so töricht und kurzsichtig wird auch einmal der junge Mensch diese Frage betrachten. Auf keinem anderen Wege kann er zur Selbständigkeit gelangen. Ehe er begreifen lernt, daß es nicht Wahrhaftigkeit, sondern Narrheit ist, zu jedem Menschen über dieselbe Sache in denselben Worten zu reden, ehe er begreifen lernt, daß Wahrhaftigkeit nicht die einfachste, sondern die schwierigste, komplizierteste Tugend ist, wird er eine Zeitlang geneigt sein, die Führer seiner Kindheit Lügner zu schelten, wird er daran den ersten tiefen Schmerz seiner Jugend erleben. „Recht sich nehmen zu neuen Werten — das ist das fürchtbarste Nehmen für einen tragsamen und ehrfürchtigen Geist.“ Aber der Weg der Natur führt immer durch Schmerzen und durch Gefahren zu Erfolgen. Auch das ist nötig, daß „Jünglinge geopfert werden, damit Männer werden“. Die Naturverbesserer können nur Verwirrung und größeres Unheil stiften.

Pädagogische Wahrhaftigkeit ist eine Sache des Tates, die allem Konsequenzmachen entgegengesetzt ist. Ob man einem Kinde vom Storch erzählen soll? Man? Einem Kinde? Du mußt es fühlen, ob du es deinem Kinde erzählen willst. Mit dem Grundsatz „es ist doch nicht wahr“ ist die Sache nicht abgetan.

Für wen wahr, das ist die Frage. Meinem altflugen Töchterchen möchte ich die Fabel nicht aufstischen; sie hat für ein Kind ungewöhnlich starken Realitätsinn; sie würde möglicherweise soviel Einzelheiten erfragen und soviel Aberdazwischenwerfen, daß ich ins Gedränge geriete. Ihr wird man eine Antwort geben müssen, die auf später vertröstet. Meinem Jungen aber könnte ich sie unbefehens erzählen; er würde in seinem Flattersinn sich an der bunten Ausschmückung ergötzen und als wirklich aufgefaßte Tatsache nur daraus nehmen, daß es mit der Herkunft der Kinder eine gar wunderbare Sache ist. Nun aber beide Kinder beieinander sind, geht es nicht an, ihn anders zu berichten. Warten wir ab! Der Augenblick wird den richtigen Einfall bringen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Heeresfragen

Die Lehren von Rybnitz. In der vorigen Woche hat eine seit fast vier Jahren spielende Angelegenheit ihren vorläufigen Abschluß vor dem Landgericht zu Ratibor gefunden, die vor allen Dingen die Aufmerksamkeit derjenigen Kreise beansprucht, bei denen Liebe für die Armee und Verständnis für ihre Bedeutung für das Vaterland und die Nation vorhanden ist.

Der Tatbestand ist folgender: Eines Tages erhält der **Amtsrichter Knittel** zu Rybnitz, Leutnant der Reserve im Feldartillerieregiment Peuter, Schlesiisches Nr. 6, die dienstliche Mitteilung von seiner Überführung zur Landwehr zweiten Aufgebots. Der Mann, den sein Regimentskommandeur als tüchtigen Soldaten und außerordentlich beliebten Kameraden kennzeichnet, fühlt sich durchaus im Einklang mit den im Offizierskorps herrschenden Auffassungen gemäßregelt und sucht sich begreiflicher Weise Kenntnis von den Gründen für die Maßregelung zu beschaffen. Bei seinem direkten Vorgesetzten, dem Bezirkskommandeur, erfährt er, daß seine Überführung aus „dienstlichen Gründen“ erfolgt sei, was nach der in der Armee herrschenden Terminologie gleichbedeutend ist mit dem Vorwurf der Unbrauchbarkeit im praktischen Dienst beim Regiment. Der seiner militärischen Fähigkeiten sich wohl bewußte Knittel geht nun zum Kommandeur seines Regiments, der gemäß den Bestimmungen der

Behrordnung den formellen Antrag auf Veretzung zur Landwehr zu stellen hatte. Dieser empfängt den beliebten Kameraden als Privatmann, klärt ihn, soweit solches mit dem Dienst vereinbar, über die Gründe seiner Maßregelung auf, und gibt damit Knittel dasjenige Material in die Hand, dessen er bedarf um in ein längst geahntes Netz von Kleinstädtischen und politischen Intrigen hineinzugreifen. Die „dienstlichen Gründe“ für die Veretzung des Offiziers sind nämlich nach dem Zeugnis des Generalleutnants von der Groeben identisch mit dem Mißfallen, das gewisse Teile der Bevölkerung von Rybnitz an der politischen Haltung des Amtsrichters nehmen und die wiederum nach der Aussage Groebens ehrenrühriger Art sind.

Bei der Wahl zum preussischen Landtage im Jahre 1908 hatte Knittel, der selbst Katholik und durch seine Gattin mit einer streng katholischen Familie verbunden ist, für den Kompromißkandidaten des Zentrums und der Polen, den Polen Senba, gestimmt, und hatte dann die Wahl in den Kirchenvorstand angenommen, aus dem kurz zuvor eine Anzahl von deutschen Mitgliedern herausgewählt worden war. Diese Haltung hatte den begreiflichen Zorn der Deutschnationalen herausgefordert und bei Beamten, Lehrern, Richtern und sonstigen deutschen Bürgern berechtigte Empörung erregt. Den Niederschlag der berechtigten Empörung bildete die unberechtigte Aufforderung des Bezirkskommandeurs an das Regiment des Leut-

nants der Reserve Knittel, den p. p. Knittel zur Landwehr überführen zu lassen. In einem als „privat“ gekennzeichneten Schreiben an den Kommandeur, Obersten von Bundt, erläuterte der Bezirkskommandeur, Oberstleutnant Freiherr von Vietinghoff, das Gesuch, indem er Verdächtigungen und Übertreibungen, die der Wahlkampf und persönliche Mißgunst gegen Knittel getrieben hatten, ohne Nachprüfung auf ihre Berechtigung, weitergab und unter anderem auch mitteilte, der Kriegerverein habe alle seine Mitglieder, die für den polnischen Kandidaten des Zentrums und der Polen gestimmt hatten, zum Austritt gezwungen.

Um sich von diesen Vorwürfen zu reinigen, beantragte Knittel einen ehrengerichtlichen Spruch gegen sich selbst und, als dieser zu seinen Gunsten ausfiel und der Bezirkskommandeur keine Miene machte, ihn auch sonst in der Gesellschaft zu rehabilitieren, betrat er den Weg von Beschwerden, die sogar bis zur Allerhöchsten Stelle führten und insofern für den Offizier erfolgreich waren, als seine Versetzung zur Landwehr II rückgängig gemacht und Knittel zur Landwehr I überführt wurde. Aber die persönliche Rehabilitierung konnte er mit gesetzlichen Mitteln nicht erzwingen. So entschloß er sich zu einer Eingabe an den Kriegsminister, in der er gegen Vorgesetzte, insbesondere gegen den Bezirkskommandeur Oberstleutnant Freiherrn von Vietinghoff und gegen den Bezirksamtschef Hauptmann Kammler die schwersten Beleidigungen aussprach. Diese Eingabe führte nun zu einer Klage der Heeresleitung gegen den Amtsrichter Knittel, die in der abgelaufenen Woche zu Ratibor verhandelt wurde und mit der Freisprechung Knittels endigte. In der **Begründung des Spruchs** aber heißt es: „Dem Hauptmann Kammler ist der Vorwurf gemacht worden, er sei ein bössartiger Geisteschwacher, vor dem man sich in dieser Beziehung in acht nehmen müsse. Diesen Vorwurf hat das Gericht als wahr erwiesen angesehen. Die Geisteschwäche wurde als festgestellt betrachtet, auf Grund der Sachverständigenurtheile. Die Bössartigkeit wurde erblickt in dem zweideutigen und nicht offenen Verfahren gegenüber dem Angeklagten und dem Oberleutnant Giese, sowie in dem Verhalten

des Hauptmanns Kammler bei den Kontrollversammlungen. Hierfür ist der Wahrheitsbeweis objektiv erbracht. Den Oberleutnant Giese hat der Hauptmann Kammler zu verhindern gewußt, daß er zu seiner Braut nach Ratibor fahren konnte, und das Verhalten Kammlers bei den Kontrollversammlungen, seine Freude am Bestrafen beweisen seine bössartigen Charaktereigenschaften. Der Vorwurf der Lüge und der wiederholten Lüge gegenüber dem Hauptmann Kammler ist durch den Wahrheitsbeweis in zwei Fällen bewiesen. Dem Bezirkskommandeur Baron von Vietinghoff wurde wiederholte Lüge vorgeworfen. Auch dafür hat das Gericht den Wahrheitsbeweis als erbracht angesehen. Baron Vietinghoff hat **bewußt** die Unwahrheit gesagt.“

Mit Recht fragt die Kölnische Zeitung, ob der Prozeß notwendig gewesen sei, mit Recht fragt die Post, „ob denn von den verantwortlichen Stellen alle Mittel und Wege versucht worden sind, dem Volke dieses peinliche Schauspiel zu ersparen.“ War es in der That notwendig der Heeresleitung, dem Offizierkorps, ja der ganzen Nation die Blamage zu bereiten, die in dem gerechtfertigten Freispruch Knittels liegt? Nach nüchternem Menschenverstand mußte von den dem Bezirkskommando vorgesetzten Stellen sorgfältig untersucht werden, wie denn die Widersprüche zwischen den Angaben des preußischen Oberstleutnants und des preußischen Amtsrichters möglich geworden sind. Dann hätte sich ungewisselhaft ergeben, daß an irgendeiner Stelle dem „Privatbrief“, der die Verfehlungen Knittels kennzeichnete, nicht die subtile Beachtung zugewendet worden ist, die er verdiente, nachdem er, dieser Privatbrief, die Grundlage für die Maßregelung des an sich tüchtigen Offiziers geworden war. Die Angaben im Privatbrief des Bezirkskommandeurs an den Regimentskommandeur mußten auf ihre Wahrheit hin geprüft werden. Wäre das mit der notwendigen Sorgfalt geschehen und hätten nicht gewisse Beteiligte, die es vielleicht an der Sorgfalt haben fehlen lassen, sich immer wieder an das Formale geklammert, dann wäre es zweifellos zu der öffent-

lichen Verhandlung nicht gekommen, und die Offiziere von Bietinghoff und Kammler wären nicht von einem Zivilgericht öffentlich verurteilt worden, sondern von dem zuständigen Offizierehrengericht. Herr Knittel hätte es wohl nach solcher Rehabilitierung auch als Richter für taktvoll gefunden, um seine Verletzung aus Rybnik nachzusehen. Der Herr Justizminister hätte, durch den Herrn Kriegsminister aufgeklärt, zweifellos keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Also mit einigem Takt und gutem Willen war die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, ohne das Aufheben und ohne die Blamage für unser Offizierkorps. Nun wird sie von den Armeegegnern weidlich ausgeschlachtet und Presse und Parlament reichlich Stoff zu Erörterungen liefern, die dem Ansehen des Offizierkorps nicht förderlich sein können. Es scheint auch, als wollten die betroffenen Vorgesetzten den Kampf weiter führen: andernfalls wäre es nicht verständlich, wie Generalleutnant von der Groeben nach den loyalen und einwandfreien Erklärungen Knittels auf der Klage gegen Knittel bestehen könnte. Man will offenbar eine Verurteilung Knittels wegen Beleidigung unter allen Umständen herbeiführen, um wenigstens einen Schein des Rechts zu schaffen, der gegen Knittel spräche. Doch bleibt noch die Hoffnung, daß Erzellenz von der Groeben sich eines anderen besinnt: auch eine Verurteilung Knittels wegen der Beleidigung Groebens würde an dem in Ratibor gefällten Urteil nicht ein Titelfchen ändern. Im übrigen sind uns für die Sache selbst um die es sich hier handelt weder Herr Knittel noch Erzellenz von der Groeben interessant. Wir haben keine Veranlassung für Herrn Knittel einzutreten, dessen Auffassung von der Polenpolitik des Zentrums der unsrigen diametral gegenübersteht.

* * *

Die politische Haltung Knittels ist es denn auch, die der sogenannten „nationalen“ Presse in diesem Falle eine Zurückhaltung gegenüber der Heeresleitung auferlegt, die angesichts der sonstigen Ergebnisse des Prozesses bedauert werden muß. Zweifellos hätte das Offizierkorps des betreffenden Landwehrbezirks ein Recht gehabt, Herrn Knittel auszustoßen,

wenn seine Ansichten mit den im Offizierkorps herrschenden unvereinbar gewesen wären. Dann aber hätten auch sämtliche Zentrumsmitglieder, die für den Polen gestimmt haben, mit hinausgemußt, und vor allen Dingen die hochadligen Führer. Aber der Ehrenrat des Landwehroffizierkorps hat durchaus im Einklang mit der Verfassung und mit den Ansichten des obersten Kriegsherrn Knittel für würdig erachtet, die Offiziersuniform weiter zu tragen. Mit diesem Urteil des Offizierehrenrats hat sich die Presse abzufinden.

Um so mehr aber wird unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch die zutage getretenen Mängel in derjenigen Organisation, die durch Vermittlung der Parlamente und der Presse unter Mitwirkung der ganzen Nation entstanden sind. Und in dieser Beziehung wollen wir uns die Sehkraft nicht trüben lassen durch den Zorn über das Verhalten des politischen Gegners.

* * *

Ein offenkundiger Fehler in der Organisation ist die Bestimmung der Wehrordnung, wonach die Überführung eines Reserveoffiziers zur Landwehr in jedem Falle durch den Kommandeur desjenigen Regiments erfolgen muß, dessen Uniform der Betreffende trägt. Ganz abgesehen davon, daß der Reserveoffizier durchaus nicht immer bei demselben Regiment zur Übung eingezogen werden muß, also auch der Fall eintreten kann, daß der zuständige Regimentskommandeur den Reserveoffizier, über dessen Zukunft er formal zu entscheiden hat, persönlich gar nicht kennt, führt gerade diese Bestimmung dazu, Vorgänge des bürgerlichen und politischen Lebens ins Heer zu tragen, und, was mir noch viel schwerwiegender erscheint, das Verantwortlichkeitsgefühl bei einer für den Geist des Offizierkorps sehr wichtigen Kategorie von Vorgesetzten, bei den Kommandeuren, abzustumpfen. Selbst bei einem so idealen Regimentskommandeur, wie es der nunmehrige General von Bunde war, tritt die Möglichkeit ein, einen ihm persönlich sympathischen, dienstlich tüchtigen Offizier aus seinem Regiment entfernen zu müssen, weil er sich auf die Aussage des gleichberechtigten Bezirkskommandeur verlassen muß. Der Bezirkskommandeur ersucht in einem offi-

ziellen Schreiben den Regimentskommandeur um Beantragung der Überführung eines Reserveoffiziers zur Landwehr unter Hinweis auf die Bestimmungen der Behrordnung. Die durch angebliche Tatsachen belegte Begründung der Forderung aber legt er in einem Privatbrief nieder. Dieser Privatbrief verhindert den Regimentskommandeur, sich dienstliche Auskunft zu erbitten, denn er muß ja dem im Range gleich stehenden Kameraden glauben. Der nicht ganz charakterfeste Kamerad aber benuzt dieses Zusammentreffen, um Dinge in die Armee zu tragen, die nicht nur ihrem Charakter nach, sondern auch durch die Verfassung mit der Armee nichts zu tun haben.

Nun soll selbstverständlich nichts verallgemeinert werden. Herr von Vietinghoff bildet zweifellos eine Ausnahmeerscheinung unter den Bezirkskommandeuren. Dennoch darf eine Bestimmung nicht bestehen bleiben, deren Gefahren durch einen so krassen Fall aufgezeigt worden sind, will man nicht das Vertrauen in den vornehmen Geist des Offizierskorps erschüttern. Infolgedessen sollte die Armeeleitung die **Behrordnung dahin abändern**, daß der Antrag auf Versetzung eines Reserveoffiziers zur Landwehr stets von der Stelle (Regiment oder Bezirkskommando) auszugehen hat, bei der die dienstlichen Gründe dafür erkannt worden sind, nach Einforderung eines Personalberichts über den in Frage kommenden Offizier von der anderen Kommandostelle. Wenn ein Bezirkskommandeur zu der Überzeugung kommt, daß einer der Offiziere seines Bezirks wegen seines Verhaltens als Staatsbürger nicht mehr geeignet oder nicht würdig erscheint, Reserveoffizier oder überhaupt Offizier zu bleiben, dann soll er auch die volle Verantwortung für seine Auffassung tragen und diese nicht, auch nicht zum Teil, auf andere Schultern abwälzen dürfen. Eine solche Anordnung entspräche allein dem hohen Geist, der unser Offizierskorps durchwehen soll.

Ein zweiter Mißstand, den die Verhandlung in Ratibor scharf beleuchtet, ist die **Personalfrage**. Wenn auch Vietinghoff und Kammler Ausnahmeerscheinungen sind, so bestätigt ihr Vorhandensein doch die weit verbreitete Ansicht, daß die Posten der Bezirks-

kommandeure und der Bezirksamte nicht durchgehends mit der nötigen Sorgfalt besetzt werden. Sie gelten als Ruheposten oder gewissermaßen als eine Art Gnadenbrot. Das Vorhandensein solcher Stellen ist ja einerseits zu begrüßen, weil es die Möglichkeit gibt, an sich tüchtige Offiziere, die nicht vollständig selbstdienstfähig erscheinen, der Armee zu erhalten.

Doch damit wird in allererster Linie sozialen Gesichtspunkten Rechnung getragen, nicht rein technisch-militärischen, **da das Vorhandensein solcher Stellen auch zu Halbheiten und Mangel an Entscheidungsfähigkeit führen kann**. Kommandeure, die nicht gern Verabschiedungen von ihrem Regiment aus haben wollen, oder die persönliche Unannehmlichkeiten befürchten, kommen leicht dazu, tatsächliche unfähige Offiziere an eine andere Stelle abzuschieben, wo sie dann scheitern und anderen Vorgesetzten Verdruß bereiten. Gewiß sind Stellen notwendig für vorübergehend nicht selbstdienstfähige Offiziere, in denen sich diese wieder erholen können. Es sind sogar solche erforderlich, die den ausgesprochenen sozialen Zweck verfolgen, demuntauglich gewordenen Offizieren den Übergang zu einem anderen Beruf zu ermöglichen. **Das Kommando für Bezirksamte** sollte immer verbunden sein mit der Aufgabe, neben dem Dienst beim Bezirkskommando noch eine bestimmte Arbeit leisten zu müssen, die der militärischen oder außermilitärischen Ausbildung des Betreffenden und seinem späteren Fortkommen diene. Solche Arbeiten könnten sein: Vorbereitung für den Lehrerberuf im Kadettenkorps nach bestimmten Plänen, Vorbereitung für Bibliotheksdienst oder Journalistik, Besuch von Handels- und anderen Fachhochschulen. So wie das Kommando jetzt ist, scheint es ein Institut zu sein, daß den an sich nicht ganz widerstandsfähigen Offizier nur zur Trägheit erzieht. Nicht ganz so, aber doch ähnlich liegen die Dinge bei einem Teil unserer Bezirksadjutanten; auch den hierzu ausgesuchten Offizieren würde ein gewisser Zwang zu wissenschaftlichen Arbeiten nichts schaden.

Damit aber würde dem sozialen Bedürfnis genügend Rechnung getragen sein. Im übrigen müßten ausschließlich technisch-

militärische Gesichtspunkte den Ausschlag geben, wie solches analog in allen anderen Berufen der Fall ist. Andernfalls geraten wir noch mehr in Vetterwirtschaft hinein und das Niveau unseres Offizierskorps muß sinken, da die halbtauglichen den vollwertigen den Weg versperren. Auch sonstige Reigungen, die der Armee nicht förderlich sein können, werden durch das Vorhandensein zu zahlreicher Ruheposten unnötig und unmerklich gefördert. So: das auf eine „anständige Weise Loswerden“, das u. a. auch bei Versetzungen von der Garde zur Linie eine nicht gerade erfreuliche Rolle spielt! Vielfach übt auch eine übertriebene und kurzfristige Kameradschaftlichkeit ihren Zwang. Die Regimentskommandeure suchen oft genug junge körperlich verunglückte Offiziere zu hindern, den Abschied zu nehmen, wenn sie sonst tüchtig gewesen sind. Der lebenskluge Oberst kennt die Gefahren, die der verabschiedete Offizier im Kampf ums Dasein zu bestehen hat und die Hoffnung den jungen Kameraden bis zur Majorspension durchzuschleppen ist oft genug gerade der Anlaß dafür, daß junge Leute sich sogar glänzende Zukunftsmöglichkeiten verderben. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, diesen Gedanken weiter auszuspinnen; nur auf eine Beobachtung sei hingewiesen: ist es nicht eigentümlich, daß gerade unter den verabschiedeten Offizieren der höheren Grade trotz der erreichten höheren Pensionen die politische Unzufriedenheit oft krassere Formen annimmt, wie bei den in jungen Jahren verabschiedeten Offizieren? Der ganze Grund für diese Erscheinung liegt in der Tatsache, daß der Mann unter dreißig stets noch befähigt sein wird, sich eine Lebensstellung zu schaffen, der aus seinem Beruf herausgerissene Mann über vierzig aber nicht. Man nehme den Regimentskommandeuren die Möglichkeit, nicht ganz felddienstfähige Offiziere in großer Zahl durchzukrüppern. Das aber kann am wirksamsten geschehen durch Beseitigung der Bezirkskommandeure und Offizierstellen als Ruheposten.

Wird man dennoch den Bezirksamtsstellen für manche Offiziere als Schluß der Laufbahn im Meer ins Auge fassen müssen, so sollte der **Bezirkskommandeur** unter keinen Umständen — von Zufälligkeiten natürlich
Grenzboten III 1912

abgesehen — das Ende einer Offizierslaufbahn bilden. Die Stellung als Bezirkskommandeur sollte vielmehr einen Teil der Vorbereitung für den Regimentskommandeur ausmachen. Gegenwärtig wird die Vorbereitung durch den Oberstleutnant beim Stabe gewonnen. Das scheint mir eine Kräftevergeudung. Der frische, tatensfrohe Stabs-offizier, der selbst noch den Feldmarschallstab im Tornister trägt, hat ein ganz anderes Interesse an dem Zusammenhalt zwischen Nation und Armee, als der Oberst z. B., der von seinem Bezirkskommando aus sorgenvoll ins Zivilleben blickt. Der Bezirkskommandeur, der die Aussicht hat später einmal noch ein Regiment, ja sogar ein Armeekorps zu kommandieren, wird auch in seinem Bezirk eine erheblich größere Autorität ausüben, als der alternde Stabs-offizier, der womöglich schon mit einem Privatmann seines Bezirks unterhandelt wegen Übernahme einer Agentur

Das sind Erwägungen und positive Vorschläge, die sich aus den Verhandlungen zu Ratibor ergeben. Es bleibt nur noch eine Frage übrig, die seitens der Armeeführung öffentlich und ohne Rückhalt und Verlausfaltung beantwortet werden muß: **Ist die von einem Vorgesetzten im ehrengerichtlichen Verfahren ausgesprochene Lüge strafbar?** Nach dem Prozeßbericht soll der frühere Kommandeur des 6. Armeekorps dienstlich erklärt haben, daß die Lüge des Vorgesetzten nicht kriminell sei. Ist das richtig? Sollte es richtig sein und sollte wirklich jeder Vorgesetzte vor dem Ehrengericht zur Lüge greifen dürfen, um den ihm unbequemen untergebenen „Kameraden“ beseitigen zu können, dann wäre es die allerhöchste Zeit, daß gerade die nationale Presse und die nationalen Parteien eingriffen, um solchem ungeheuern Mißstand ein Ende zu bereiten. Denn eine solche Auffassung wäre gleichbedeutend mit einer Vergiftung der Armee und einer Zerstörung ihres Rückgrats, der Kameradschaft.

G. Cl.

Literatur

Zwei Künstlerromane. Der Künstlerroman der Romantiker war aus einem Gefühl schwärmerischer Verehrung für den geschilderten

Meister entstanden, der moderne sieht im allgemeinen verständiger aus. Er predigt nicht die Religion der Kunst, er schildert Zeit, Tätigkeit und Leben, ja er will vorzugsweise durch eine pragmatische Verknüpfung historischer Notizen belehren und ist insofern eine nützliche Kost für Leser, die sich wohl mit kunsthistorischen Dingen beschäftigen möchten, aber nicht über genügende Ausdauer oder Bildung verfügen, um wissenschaftliche Bücher selber durchzuarbeiten. Ein besonders für die reifere Jugend geeignetes gutes Muster dieser Gattung ist **H. von Schoelers** auf fleißigen Studien beruhender „**Rafael von Urbino**“ (Leipzig 1911, Verlagsbuchhandlung Schulze u. Co. 3,50 M.), der wohl geeignet ist, das eine Zeitlang zurückgetretene Interesse an dem großen Meister wieder zu beleben. Weit tiefer und gründlicher ist jedoch **D. Merschlowitz** „**Leonardo da Vinci**“ (Ders. Verlag. Volksausgabe 3 M.). Auch hier kann man nicht eigentlich von einem Kunstwerk reden, dazu ist das kulturhistorische zu breit behandelt und die Haupthandlung nicht interessant und einheitlich genug. Aber das Problematische in Leonardos Wesen, die Art, wie tiefste Erkenntnis ihm die Tatkraft unterbindet, ist vortrefflich herausgearbeitet. Doch soll nicht der große Künstler allein geschildert werden, auch seine Zeit, und da unterbreitet der Autor dem Wiß- und Schaubegierigen ein in der Tat vollständiges Bild aller Bestrebungen und Gefinnungen einer äußerlich noch glänzenden, innerlich aber schon sich zerlegenden Zeit. Hoffeste und Volksaufläufe, Humanistik und Alchemie, Mönchtum und Hexerei sind hier mit gleich großer Akkurateffe geschildert, und die interessanteste Figur neben dem Helden, der häufig auftauchende Niccolò Machiavelli darf sogar eine hervorragende künstlerische Leistung genannt werden. Im ganzen ein Buch, das lange festhält und einen bleibenden Eindruck hinterläßt.

— a —

Literaturgeschichte

Geschichte der schweizerischen Literatur, von Jenny u. Kossel. Bern, A. Francke, 1911. 2 Bde. 8 M.

Ein Werk so unschweizerisch wie nur denkbar. Schwankend und unsicher in der Methode, oberflächlich und nur auf das

Sinnenfällige gerichtet in der Beobachtung, geschwollen und redselig im Ausdruck. Die paar guten Bemerkungen, die sich hier und dort finden, wie die Bezeichnung der Gesellschaftsphilosophie im achtzehnten Jahrhundert als verborgene materialistisch, oder die Betonung von E. F. Meyers schwüler Natur, die sich hinter eine straffe Selbstdisziplin verbirgt, — bleiben gelungene Einfälle, sie hatten keine Zeit zu Gedanken heranzureifen und die Darstellung des Tatsachenmaterials grundsätzlich zu durchdringen. Noch so gute Einfälle können ein zweibändiges Werk, das eine Reihe wertvoller Einzelarbeiten unter einheitlichem Gesichtspunkt zusammenzufassen beansprucht, nicht retten. Der Grundgedanke selber ist als guter Einfall in der Einleitung stecken geblieben und vermochte nicht Traggpfeiler des Ganzen zu werden: die poetische Vergangenheit und Gegenwart aller eidgenössischen Völker als einheitliche Äußerung des schweizerischen Nationalbewußtseins darzustellen — der Sprachgrenzen und Massenverschiedenheiten ungeachtet.

Ich habe in meinem Buche: Teilprobleme (Berlin 1910) die Möglichkeit einer schweizerischen Nation eingehend erörtert und verweise hier auf jene Begründungen, die mich zu dem Schluß kommen ließen, daß seit 1848 ein interkantonales schweizerisches Nationaldasein sich entwickelt. Auch ließ sich die gegenwärtige Entwicklungsstufe bestimmt und unzweideutig dahin feststellen, daß die Entwicklung bei weitem nicht abgeschlossen ist, daß wir es in der Hinsicht mit dem Werdenden, nicht mit dem Fertigen zu tun haben. Diesbezüglich gehen die Verfasser in ihrer Einleitung einig mit mir, unterlassen aber die methodische Konsequenz: „die Entwicklung des schweizerischen Nationalismus als gliederndes Prinzip durchzuführen. Die Zeit vor 1848 hätte demnach nur als Provinzialliteratur behandelt werden dürfen, wie dies Bächtold oder Godet getan haben, da es doch bis dahin eine schweizerische Literatur nur in dem Sinne gab, wie es eine medienburgische oder eine normannische gibt, als Zweiggebiet der deutschen, beziehungsweise der französischen. Die glückliche Neugestaltung der Schweiz im Jahre 1848 konnte die Volkseele auch nicht über Nacht neu gebären und

das Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit mit einem Schlag aufheben. Erst als sich die germanisch-romanische Eche im Laufe der Jahrzehnte, dank der politischen Reife des Schweizervolkes, bewährt hat, erst als sich gezeigt, daß im Schatten des gemeinsam errichteten Freiheitbaumes gut Leben sei, erst als die Ereignisse der siebziger Jahre ein cäsarisches Deutschland fürchten ließen und die Zeit den Abwehrpatriotismus gegen den „großen Kanton“, gegen das Reich gezeigt hat, erst da trug die schweizerische Nationalidee den Sieg über die sprachliche Zugehörigkeit endgültig davon. Selbst die großen Schweizer der Wandlungsjahre, Keller und Meyer, vermochten den Sieg der Volkspsyche in ihrem Innern nicht ungebrochen durchzuführen und daß sie unter dem Zwiespalt gelitten, habe ich in meinen Teilproblemen gelegentlich nachgewiesen. Auch Widmann und Spitteler gehören noch in manchen Stücken der alten Garde an. Auch sie sind weit mehr deutsche Richter als schweizerische. Nur den Jüngsten hat die historische Entwicklung diesen Zwiespalt erspart: Möschlin, Preconi, Faller, Heer, Bernoulli, Lisa Wenger, Jakob Schaffner, Huggerberger, Monnier, Combe — das ist die hoffnungsvolle Schar, die als erste Generation aus einem rein helvetischen Nationalbewußtsein erwachsen ist.

Eine so gegliederte Literaturgeschichte hätte ein treues Bild schweizerischen Verdens gegeben, hätte hineinleuchten können in das innerste Innere jener wunderbaren historischen

Wechselwirkung zwischen Kanton und Bund, die uns das Entstehen einer hochentwickelten Nation fast in der Gegenwart erleben ließ und das auf der rein ethischen Grundlage der Freiheit, losgelöst von den primären Triebfedern der Sprache- oder Rassengemeinschaft.

Die Verfasser haben sich aber in den Einzelheiten nicht minder als in der Gesamtanlage ihres Werkes vergriffen. Sie sind von einer bereits längst erreichten Stufe schweizerischer Literaturgeschichte arg herabgestiegen. Die historische Fülle und Ergiebigkeit Wächtold'scher Forschung, die psychologische Eindringlichkeit und ästhetische Gemeingültigkeit Sait'sch's, die klare Lebendigkeit Mörikofer's ist nirgends erreicht. Die vielen ebenso schönen wie wertvollen Artikel J. B. Widmann's im Verner Bund, in denen der Dichter mit staunenswerter Leichtigkeit der Einfühlung die Ereignisse der schweizerischen Literatur Jahrzehnte hindurch beurteilt, wie einige hervorragende Arbeiten Oskar Walzels und Paul Seipels, haben eine Grundlage geschaffen, der Jenny's und Roffels Neubau nicht würdig ist. Beiläufig noch dies: die überwundene Phrase, ein schweizerisches Nationaldrama müsse sich in der Richtung von Schillers Tell bewegen, dürfte sich eine wissenschaftliche Literaturgeschichte nicht mehr leisten. Müssen denn auch Literaturhistoriker immer wieder an das VII. Kapitel des grünen Heinrich erinnert werden?

R. M.





Reichsspiegel

(vom 26. August bis 1. September)

Bank und Geld

Der Geldmarkt — Diskonterhöhung in England — Die Lage im Inlande — Die spekulative Bewegung an der Börse — Die Gefahren der spekulativen Übertreibung — Börsenspekulation und Banken — Der Verlauf der gegenwärtigen Kursbewegung

Früher als sonst in regulären Zeiten hat die Herbstbewegung auf dem Geldmarkt eingesezt. Die Bank von England hat den Anfang gemacht und ihren Zinsfuß auf 4 Prozent erhöht, einen vollen Monat früher, als sie sonst zu der üblichen Herbstverteuerung des Zinsfußes zu schreiten pflegt. Denn wenn man vom Jahre 1907, jenem Hochkonjunkturjahr unseligen Angedenkens, absieht, hat immer erst der September oder der Oktober ein Wiederanziehen der Zinsfüße nach der sommerlichen Abspannung gezeitigt. Im Jahre 1908, dem Jahre der Depression, ist dieses Anziehen vermehrten Geldbedarfs sogar ganz ausgeblieben. Damals konnte die Bank ihren Zinsfuß während des ganzen Herbstes auf den minimalen Stand von $2\frac{1}{2}$ Prozent belassen und sah sich erst bei Beginn des neuen Jahres — einem gleichfalls ungewöhnlichen Termin — veranlaßt, zu einer Erhöhung zu schreiten. Dieser Vergleich zeigt deutlich, wie sich die Verhältnisse des Geldmarktes im Laufe dieser vier Jahre verschoben haben. Die internationale Hochkonjunktur fängt an, sich auf dem Geldmarkte energisch fühlbar zu machen. Die Diskonterhöhung der Bank von England war schon mit Sicherheit seit einiger Zeit vorauszusehen. Der Privatdiskont war über die Bankrate hinaus gestiegen und der Wechselbestand der Bank infolgedessen derart angeschwollen, daß er sich um etwa zehn Millionen Pfund höher stellte als im Vorjahre. Zugleich machten bedeutende Goldausgänge für brasilianische Rechnung und ein deutscher Goldbezug von zehn Millionen Mark ein Anziehen der Diskontschraube erforderlich, um einer Fortsetzung des Abflusses zu begegnen. Die Maßnahme ließ sich auch schon deshalb nicht länger aufschieben, weil Amerika von Tag zu Tag mehr als Geldnehmer auftritt. Die Erntebewegung hat dort begonnen und beansprucht zur Finanzierung erhebliche Kapitalien. Diese bereit zu stellen wird dem New Yorker Markt um so schwerer, als das Wirtschaftsleben einen fortschreitenden Aufschwung zeigt und große Mittel absorbiert. Daher lassen die Bankausweise eine zunehmende Schwächung erkennen und es kann mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß der Geldbedarf der New Yorker Börse binnen kurzem einen außerordentlichen Umfang annehmen wird. Einstweilen ist nun erfreulicherweise noch keine unmittelbare Rückwirkung der internationalen Versteifung auf den Geldmarkt im Inlande zu verspüren. Der Status der

Reichsbank ist ein befriedigender; der Metallwert hat sogar eine solche Kräftigung erfahren, daß der Goldbestand nahezu eine Milliarde Mark beträgt. Die Bank hat daher erklären können, daß vorläufig Anlaß zu einer Diskontänderung nicht gegeben sei. Aber das Monatsende hat doch auch hier schon größere Ansprüche zutage treten lassen. Der Privatdiskont ist bis auf $4\frac{3}{4}\%$ Prozent gestiegen und hält sich somit in unmittelbarer Nähe der Bankrate; und für Ultimogeld mußten $4\frac{3}{4}\%$ bis $4\frac{1}{4}\%$ Prozent, also für den Monat August recht erkleckliche Sätze bewilligt werden. Es fehlt also auch bei uns nicht an Anzeichen, daß eine größere Anspannung im Anzuge ist und daß die Lage des Geldmarktes ganz plötzlich ein anderes Aussehen gewinnen kann, als bisher. Sehr in das Gewicht fällt dabei, daß die Börsenspekulation in den letzten Wochen wieder recht üppig in das Kraut geschossen ist und erhebliche Mittel in Anspruch nimmt.

Diese Aktivität der Börse hat etwas Unbehagliches und muß bedenklich stimmen. Unzweifelhaft ist in den Kurserneuerungen der letzten Wochen das rechte Maß schon wieder überschritten worden. Die Selbstbeschränkung, welche man sich im Frühjahr und Vor Sommer auferlegt hatte, ist vergessen. Wie üblich, faszinieren die starken Kurssteigerungen die Menge und so hat die Börse unter kräftiger Beihilfe der Mitläufer anscheinend nur ein Ziel vor Augen: die Kurse so schnell als möglich in die Höhe zu treiben. An sich wird eine Zeit ausgesprochenen wirtschaftlicher Hochkonjunktur naturgemäß von einem Steigen der Kurse begleitet sein. In der Regel aber pflegt die anfangs gesunde und wirtschaftlich berechnete Bewegung ein immer schnelleres Tempo einzuschlagen und sich schließlich zu überstürzen. Raum jemals noch dürfte es der Börse gelungen sein, in solchen Zeitläufen Besonnenheit und kühles Blut zu bewahren. Vielmehr ist es meist die Übertreibung der Agiotage, welche schließlich die erste Ursache des Zusammenbruchs darstellt und durch eine Börsenderoute eine umfassende Wirtschaftskrise einleitet. Es wäre verfehlt, wollte man aus diesem Verlauf der Entwicklung der Börse als solcher einen Vorwurf machen und die Gründe für diese Erscheinung in der Institution selbst suchen. Die Börse ist als solche nicht verantwortlich für derartige Übertreibungen; sie wird geschoben. Nicht die berufsmäßigen Börsenhändler und Spekulanten, sondern das außerhalb der Börse stehende Publikum ist es, welches die großen Bewegungen ansacht und unterstützt. Eine von der Börse selbst inszenierte Aufwärtsbewegung ist selbst unter den günstigsten äußeren Umständen kurzlebig, wenn sie keinen Widerhall im Lande findet. Tritt dies aber ein, so ist die Börse bald nicht mehr Herr der Bewegung. Das Privatpublikum pflegt sich meist spät aber um so nachhaltiger zu begeistern, wenn eingeweihte und sachkundige Kreise schon die Gefahren einer weiteren Fortsetzung der Fausse klar erkennen. Nichts vermag dann das Spekulationsfieber zu dämpfen, weder Warnungen noch Geldverteuerungen machen den mindesten Eindruck. Was will auch ein Zinsunterschied von ein oder zwei Prozent auf das Jahr für den Spekulanten bedeuten, der von einem Tag auf den andern einen doppelt so hohen Kursgewinn erhofft und in der Regel erzielt? Nur ein Mittel kann helfen: eine rücksichtslose Kreditbeschränkung seitens der Banken. Eine solche läßt sich aber gerade in solchen Zeiten ungemein schwer durchsetzen. Man darf nicht vergessen, daß die Banken keine Erziehungs- sondern Erwerbsinstitute sind, und daß in der Regel ihr Interesse an einer ergieblichen Einwirkung

auf das Publikum erst da beginnt, wo es durch geschäftliches Interesse gefordert wird, das heißt also wenn die Rücksicht auf die eigene Sicherheit eine Einschränkung des Kredits gebieterisch fordert. Solange das nicht der Fall ist, pflegten die Banken einer Aufwärtsbewegung sympathisch zur Seite zu stehen, ja sie nach Kräften zu fördern. Ihr Weizen blüht ja bei einem lebhaften Börsengeschäft und steigenden Kursen. Das ist die Zeit, wo nicht nur die Provisions- und Zinseneinnahmen steigen, sondern wo vor allem das Emissionsgeschäft die großen Gewinne abwirft. Es ist also den Banken durchaus nicht zu verdenken, wenn sie das spekulative Effektengeschäft durch Kreditanweisung begünstigen. Nun hat aber die Kreditanweisung für Spekulationszwecke, das heißt also die Bevorschussung von Effekten, selbst wenn sie sich im vorsichtigsten Rahmen hält, das Eigentümliche, gleichsam automatisch zu wachsen und die Spekulation zu einer immer größeren werden zu lassen. Die Bank muß bei ihren Beleihungen eine gewisse generelle Wertgrenze festsetzen; sie wird industrielle Aktien nur bis zu einem gewissen Prozentsatz des Wertes beleihen. Ist sie vorsichtig, so greift sie diesen Prozentsatz tunlichst gering, so gering, daß nach ihrem Ermessen jede Gefahr für sie ausgeschlossen und ein spekulativer Anreiz vermieden ist; im andern Fall wird sie die Beleihungsgrenze höher bemessen und sich vielleicht mit einer bescheidenen Menge begnügen. Aber auch wenn sie vorsichtig ist, so zwingt sie die Rücksicht auf die Konkurrenz, Effekten wenigstens bis zu dem Satz zu beleihen, der auch bei anderen soliden Instituten im gegebenen Zeitpunkt beobachtet wird. Gleichviel nun, wie hoch derselbe gegriffen ist: eine kräftige Haufbewegung an der Börse erhöht unmittelbar die Lombardsfähigkeit der Effekten. Die Kurssteigerung vermehrt die Spekulationskraft des Schuldners und zwingt unter sonst normalen Umständen die Bank, immer neue Mittel dem Markt zur Verfügung zu stellen. So wächst die Zahl der Käufer und die Summe der gewährten Spekulationskredite von selbst lawinenhaft. Außerordentlich schwierig ist es, im Laufe einer solchen Aufwärtsbewegung den Punkt zu erkennen, wo für die Bank ein Einhalten und eine Restriktion der Kredite geboten ist. Dieser wird meist nur durch die allgemeine Disposition der Bank bestimmt werden; sie versagt die Kredite, wenn ihre allgemeine Lage und ihre Liquidität ein weiteres Anwachsen der Debitoren nicht mehr gestatten.

Nun läßt sich an der gegenwärtigen Kursentwicklung ziemlich genau der geschilderte Hergang verfolgen. Nach den Schrecken der Marokkoaffäre und dem Ausbruch des italienisch-türkischen Krieges war im Vertrauen auf gesicherte politische Zustände und auf die günstige Wirtschaftskonjunktur eine lebhafte Aufwärtsbewegung der Kurse in Fluß gekommen. Sie zeigten daher zu Beginn des Jahres einen recht hohen Stand. Es folgte dann aber die energische auf Krediteinschränkung abzielende Aktion der Reichsbank. Die Kurse wichen und zwar scharf, als die Banken tatsächlich in großem Umfange die Kredite einzogen und beschränkten. Die Furcht vor teurem Geldstand und vor neuen politischen Verwicklungen tat das Uebrige, um die Börse in Schach zu halten, obwohl die wirtschaftliche Lage an sich ein immer glänzenderes Bild darbot. Die Börse versuchte verschiedentlich, der günstigen Konjunktur durch eine Aufwärtsbewegung Rechnung zu tragen; indessen erstikte jeder Anlauf im Keime, weil das eingeschüchterte Publikum die Gefolgschaft versagte. Erst nachdem die Diskontermäßigung der Reichsbank die übermäßigen Sorgen über die Gestaltung der Geldverhältnisse zum Schweigen gebracht hatte

kehrte allmählich das Vertrauen zurück und mit der Erstarkung des Geldmarktes vermehrten die Banken wieder ihre Aktionkraft. Von diesem Augenblick an ist eine Belebung der Effektenmärkte zu konstatieren, die zuerst zögernd und von Rückschlägen unterbrochen einsetzte, dann sich schärfer akzentuierte und in den letzten Wochen nach dem oben geschilderten Gesez einen fast stürmischen Gang eingeschlagen hat. Einige Kurse der führenden Werte mögen das verdeutlichen. Es notierten (ohne Dezimalen)

	1911	1912		
	1. Juli	2. Januar	1. Juli	31. August
Gelsenkirchner	197.—	208.—	188.—	206.—
Luxemburger	188.—	196.—	174.—	182.—
Phönix	245.—	260.—	260.—	278.—
Deutsche Bank	265.—	265.—	254.—	260.—
Diskonto C.	188.—	193.—	185.—	190.—
3. Reichs-Anleihe	83.60	82.70	80.50	79.50

Wir sehen also, daß die Kurse in der Zeit von zwei Monaten rasch wieder die Höhe erklommen haben, welche sie zu Jahresanfang inne hatten, ja daß, wenn man von den Banken abieht, sie zum Teil noch weiter höher gestiegen sind und auch den vorjährigen Stand sehr beträchtlich übertreffen. Die Bankwerte hatten unter den Folgen der Kreditrestruktion und dem Einbruche der Insolvenzen am Baumarkt besonders stark gelitten. Erst in der letzten Woche hat eine plötzliche Aufwärtsbewegung diese Differenz zum Teil ausgeglichen. Es ist nun von Interesse,

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Prümaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.

sich die Frage vorzulegen, ob die gegenwärtige Börsenlage schon als eine ungesunde und gefährliche anzusehen ist. Man wird hierbei weniger die Höhe des Kursniveaus als entscheidend betrachten dürfen, als die voraussichtliche Rückwirkung der Bewegung auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse. Wie sich aus der obigen Zusammenstellung ergibt, sind die Kurse zwar annähernd die höchsten in den letzten zwei Jahren erreichten, sie sind aber zum Teil noch wesentlich niedriger als während der letzten Hochkonjunktur. An sich dürfte, wie an dieser Stelle wiederholt schon betont ist, der Verlauf der gegenwärtigen Wirtschaftskonjunktur kaum einen Anlaß bieten, exzessive Kurssteigerungen der Montan- und Bankwerte für gerechtfertigt anzusehen. Denn mit wenig Ausnahmen wird diese günstige Konjunktur doch nicht zu belangreichen Dividendenerhöhungen führen, weder bei den Montanunternehmungen (Phönix ausgenommen) noch bei den Banken. Sieht man auf die Rente, so waren daher die Kurse auch vor der jüngsten Aufwärtsbewegung reichlich hoch. Die Gefahr liegt aber darin, daß diese jetzt so markant hervortretende Steigerung ihre Fortsetzung findet, weil der Augenblick noch nicht gekommen scheint, in welchem die Banken glauben, Einhalt gebieten zu müssen. Mit einer Vermehrung der spekulativen Engagements und mit einem Anwachsen der für diese schlimmsten Kredite droht aber das sichere Fundament, welches unsere wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Politik der Zurückhaltung und Einschränkung gewonnen hatten, wieder in das Wanken zu geraten. Nichts könnte daher vom Standpunkte der allgemeinen Interessen unerwünschter sein als eine exzessive Börsenhausse im gegenwärtigen Augenblick. Sie könnte und müßte die Reichsbank nötigen, alsbald wieder zu schärferen Maßregeln zu greifen.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
 Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Süssow 6510.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wagners
Saar-Riesling
 Deutschlands vornehmster
 Schaumwein
 Hergestellt aus feinsten Qualitätsweinen der Saar
 Frei von Liqueur und Cognac!
 Zentral-Verkaufsstelle Berlin W. 30, Luitpoldstrasse 18.



Die Neuroyalisten in Frankreich

Von Dr. Fritz Koepfe-Berlin



roß Portugal scheint der republikanische Gedanke während der letzten zehn Jahre in Europa wenig Fortschritte gemacht zu haben. Die freien Norweger holen sich einen König, die oberitalienischen Sozialdemokraten stimmen für den Krieg und damit für die monarchische Regierung, und sogar in dem Vaterlande des revolutionären und republikanischen Willens, in dem demokratischen Frankreich, macht sich seit Jahren eine an Tatkraft wachsende royalistische Propaganda bemerkbar.

Frankreich ein Königtum? Das klingt ganz unglaublich für den, der nur den Royalismus vom Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts kennt. Damals hatte sich eine exklusive Clique in das Haus des Figaro und des Gaulois zurückgezogen, beschimpfte und belächelte die Republik, pflegte im übrigen Eleganz und Bornehmheit und nannte sich mit einem Hauch von Resignation und Sentimentalität: royalistisch und katholisch.

Seitdem hat sich vieles geändert. Neben diese Mäuden sind neue, junge, lärmende Propheten des Königtums getreten. Ihre Kampfesweise ist entschlossener, kühner, rücksichtsloser, ihre Lehre tiefer und klarer begründet; ihre Überzeugung erscheint daher aufrichtiger. Sie sind ebenso gläubig und begeistert wie die alten Royalisten verzweifelt und entzaubert. Sie legen keinen so großen Wert auf die Formel: royalistisch und katholisch; denn ihr Katholizismus ist platonisch und wird von dem Geschütz der positivistischen Philosophie stark zurückgedrängt.

Der Neuroyalismus kämpft für reinsten, unverfälschten Nationalismus: Frankreich den Franzosen, für rassenreines Franzosentum; Frankreich soll wirtschaftlich und politisch sein ureigenes, von fremden Einflüssen vollständig freies,

seiner Tradition und Geschichte gemäÙes Leben führen. Unter Tradition und Geschichte ist hier natürlich das erbliche Königtum zu verstehen, das so viele Jahrhunderte in Frankreich geherrscht hat. Diese Tradition sei durch die Revolution abgebrochen worden und müsse nun wieder erneuert werden, wenn Frankreich nicht von den „Mischlingen“ überwältigt werden wolle. Rassenreinheit sei eine der Hauptlebensbedingungen der Staaten, denn die Nation sei kein zufälliges Produkt. Die These vom *contrat social*, die in der Revolution aufgestellt wurde, sei falsch, denn tatsächlich sei die Zugehörigkeit zu einer Nation kein freiwilliger Akt, sondern ein natürlicher, historisch begründeter Vorgang. Durch Eltern und Geburt wird jedem das Vaterland bestimmt. Die völkische Gemeinschaft sei nicht sozialer Art, wie die dritte Republik behauptet, sie ruhe auf dem alten ererbten nationalen Zusammengehörigkeitsgefühl, auf der gemeinsamen Geschichte, dem gemeinsamen Charakter, der ererbten Autorität, also auch auf dem Königtum.

Die Ziele und Wünsche der Neuroyalisten treten deutlicher hervor durch den Gegensatz zum Bestehenden. Sie wollen in allen Punkten etwas Neues, Anderes, Gegenständliches als die Republikaner. Sie wollen nicht nur die jetzige Regierung durch einen König ersetzen, vielmehr soll — und darin unterscheiden sie sich auch von den Altroyalisten — das Königtum auf einem durchaus anderen Prinzip errichtet werden: während die Republik demokratisch und angeblich sozial ist, soll das Königtum Frankreich die alte Ständeordnung als Grundlage haben und lediglich national sein. Die Demokratie sei schuld am Strebertum und Egoismus der Zeit, an der Unfähigkeit der leitenden Männer, an der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit der unteren Klassen. Paul Bourget, der Traditionist, zeigt in seinem Roman „L'Étape“, wie die Stappen zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten nur mit großen Opfern an Glück, mit dem gleichzeitigen Zusammenbruch einer ganzen Familie zu überschreiten seien. Die alten traditionellen Schranken würden dagegen ein gar zu rasches Aufsteigen verhindern, die Begehrlichkeit dämpfen und weit sicherer als soziale Geseze eine harmonische Gestaltung der Gesellschaft ermöglichen. Als die alten Innungen und Klassen noch bestanden, da habe es nicht so viel Elend und Armut gegeben wie heute unter der „sozialen Republik“.

Die so fundamentierte Monarchie müsse auch mit der republikanischen Verwaltung brechen: so bildet politische und wirtschaftliche Dezentralisation ein weiteres Ziel des Neuroyalismus. Tatsächlich stellt die Zentralisation der gesamten Verwaltung in Paris, die Ohnmacht und Abhängigkeit der Lokalgewalten, die Bevormundung durch die Hauptstadt ein starkes Hindernis für Frankreichs wirtschaftliche und geistige Entwicklung dar; die Dezentralisation würde die Kleinliche Kirchturnspolitik vernichten, das Selbständigwerden geographisch, landschaftlich oder industriell in sich geschlossener Landschaften würde der Provinz die Bewegungsfreiheit und Initiative wiedergeben, die sie durch Paris verloren hat. So sehr die Royalisten hierin für die Erneuerung Frankreichs

arbeiten, so verkehrt ist es von ihnen zu behaupten, die Zerstörung der Lokalgewalten wäre ein Werk der Revolution und den Traditionen des alten Frankreichs entgegen, die Republik wäre im Prinzip zentralistisch. Allerdings lag den Revolutionsmännern viel an einer straff organisierten Zentralgewalt, da sie Paris in der Hand hatten; und zu diesem Zwecke haben sie an die Stelle der durch ihre Parlamente recht selbständigen königlichen Provinzen die willkürlich geschaffene Departementsinteilung gesetzt. Aber damit blieben sie einigermaßen in der Tradition, denn die Absorbierung der Provinz durch Paris hat schon zwölf Jahrhunderte vor der das „ancien régime“ umfassenden Zeit eingesetzt und alle französischen Könige haben an ihr gearbeitet. Erinnert man sich dieser historischen Tatsache, so erscheint die Verknüpfung der Dezentralisationsforderung mit der Verfassungsfrage als kaum mehr denn ein geschicktes taktisches Manöver von seiten der Royalisten. Prinzipiell ist sie durchaus keine Forderung der französischen Monarchie.

Etwas ganz anderes ist es dagegen mit einer weiteren aktuellen Frage, die für die Theorie des absoluten Königtums von Bedeutung ist: mit dem Antiparlamentarismus. Frankreich ist parlamentsmüde. Die Zahl der Wähler nimmt ab, die Gleichgültigkeit gegen den Parlamentarismus wächst. Zahlreiche politische Skandale, die offenbare Korruption eines Teils der politischen Welt, der Mandats hunger (15 000 Franken Gehalt im Jahr!), der Stimmenkauf, das Versagen in wahrhaft großen Fragen, die Enttäuschung einiger Bevölkerungsschichten, die ihre Wünsche vom Parlament nicht erfüllt sahen: alles dies hat mit den Volksvertretern auch die Volksvertretung in Mißkredit gebracht. Seit geraumer Zeit lebt eine antiparlamentarische Propaganda, die besonders von der Confédération du Travail (den Gewerkschaftlern unter den Sozialisten) geführt wird und zur Stimmenthaltung bei den Wahlen auffordert. Diese Stimmung ist von den Royalisten bald erkannt und gefördert worden. Sie greifen zu folgender Beweisführung: Die Deputierten und die aus ihrer Zahl gewählten Minister sind vollkommen unfähig und korrumpiert; das System der Volksvertretung führt zu einem Wirrwarr von Kompetenzlosigkeit und Unordnung, zu einer würdelosen Komödie, in der die wahren Lebensinteressen Frankreichs gar nicht zu Worte kommen; in der Sorge um die eigene Wiederwahl, um die Interessen seiner Wähler und seiner Partei geht dem Abgeordneten das nationale Bewußtsein verloren; nur ein nationaler, unbeschränkter und unabhängiger König kann im Innern die Unterschiede gerecht und naturgemäß verteilen und nach außen hin die nationale Würde wahren. Die Republikaner haben aus Frankreich eine Interessengemeinschaft gemacht, eine G. m. b. H. — erst das Königtum könne wieder ein wahres Vaterland schaffen!

Die Kraft und Verbemacht des Neuroyalismus liegt in der Regierung, im Angriff, in der Kritik des bestehenden Regimes. Die Action Française ist ihr Organ; Aktion und nicht Resignation ist ihr Wahlspruch. Über das ganze Land sind Ortsgruppen verstreut, Schulen royalistischer Weltanschauung und

Politik. Die energischen und gebildeten Führer greifen die Regierung an ihrer schwachen Seite geschickt an, weisen auf die faulen Stellen im Parlamentarismus, auf die Unordnung infolge der mangelnden Stetigkeit der verantwortlichen Ministerien, auf den bestehenden Zusammenhang zwischen Politik und Geschäft, die Mißerfolge in der internationalen Politik. Dieser Kampf gegen die Regierung gibt ihnen etwas Frondistisches, Revolutionäres und führt ihnen viele enthusiastische junge Leute, namentlich Studenten zu, die sich und ihr Vaterland aus der Enge der herrschenden und allmächtigen Parteipolitik heraussehen.

Revolutionär ist auch ihre Sprache und die Art ihrer öffentlichen Rundgebungen. Sie haben denselben Wortschatz wie die Anarchisten, sie schwelgen in kräftigen Ausdrücken, in übertriebenen Bildern. Sie beherrschen die Straße mit ihrem lärmenden „Vive le Roi! A bas la République!“ wie einst die Republikaner zu Zeiten der Monarchie mit ihrem „Vive la République!“ Anfänglich mißfiel diese laute Straßenpropaganda dem Kronpräsidenten, dem Herzog von Orléans; er desavouierte die „Camelots du Roy“, deren Auftreten ihm zu kompromittierend schien. Aber bald überzeugte er sich, daß ihre Methode die einzig richtige und wirksame sei; so kam eine Versöhnung zustande, und heute können die Neuroyalisten als die offiziellen Vertreter des hoffenden Königtums angesehen werden.

Der Royalismus in Frankreich hat seit seiner Auffrischung durch die Action Française unverkennbare Fortschritte gemacht. Seine Anhänger stammen aus dem großen und kleinen Landadel, aus der studierenden Jugend, dem zu allen Zeiten konservativ gesinnten Beamtentum und einer Schar Unzufriedener, die, ohne bestimmte Ziele zu haben, einfach etwas anderes herbeisehnen. Das „Volk“, die große Masse fehlt vorläufig noch. Die Royalisten verhehlen sich nicht, daß das Königtum an sich noch ziemlich unpopulär ist. Deshalb tritt bei ihnen die eigentliche Verfassungsfrage hinter speziellen Forderungen zurück; und deshalb versichern sie auch immer wieder dem anderen Parlamentsgegner, der anarchistisch-sozialistischen Confédération du Travail, daß sie durchaus gemeinsame Interessen hätten. Aber so sehr sich beide einig fühlen in dem Haß gegen die Regierungsmänner, in der Verachtung des parlamentarischen und des „demokratischen“ Regimes, so sehr sie sich beide als Märtyrer und Unterdrückter nahe stehen, so wenig wollen die revolutionären Sozialdemokraten etwas von einer Regierungsform wissen, die ihre Theorie verdammt.





Schaffen und Genießen

Die Tendenz zur reinen Konsumtion und ihre Bekämpfung

Von Professor Dr. Alfred Vierkandt-Berlin

III.

Das Abnorme und Schädliche der reinen Konsumtion besteht in der absoluten Passivität des Gesamtzustandes, der keinerlei Kräfte anregt oder betätigt, und daher, wo er auf die Dauer dominiert, zu einer Erschlaffung oder Verweichlichung führen muß. Anzustreben ist an seiner Stelle ein Zustand der Muße, der mit der Ausspannung und Erholung eine gewisse Aktivität vereinigt, eine Verfassung, wie sie außerhalb unserer spezifischen Kulturzustände für das Bereich der Muße bei weitem überwiegt. Wir können ihn noch täglich beim Kinde beobachten: das Spiel, mit dem es seine freie Zeit ausfüllt, ist durchaus nicht rein passiver Natur, setzt vielmehr Phantasie, Wille und Gefühl auf die mannigfachste Weise in Tätigkeit. Ähnlich ist es, wenn Sagen oder Märchen bei den Naturvölkern oder bei unserer Landbevölkerung von Mund zu Mund übermittelt werden: häufig wandelt sich dabei fortgesetzt ihre Fassung — ein unmittelbarer Beweis dafür, daß sie eben nicht rein passiv aufgenommen, sondern in ganz bestimmter Weise aufgefaßt, zu anderen Erlebnissen in Beziehung gesetzt und verarbeitet werden. Was also an die Stelle der reinen Konsumtion treten muß, das ist ein Zustand von produktivem Charakter; und zwar muß er in zweierlei Sinn produktiv sein: in formaler Hinsicht, sofern er die verschiedenen Tätigkeiten des Geistes, Auffassungsvermögen, Gedächtnis, Phantasie, Urteilskraft, Gefühls- und Willensleben, in Bewegung setzt; und in inhaltlicher Hinsicht, indem er der Seele neue Besitztümer, neue Erkenntnisse, neue Auffassungsweisen, neue Arten des Gefühlsverhaltens und des Willenslebens zuführt. Als produktiv können wir einen solchen Zustand deswegen bezeichnen, weil durch die beiden eben angedeuteten Reihen von Wirkungen die Persönlichkeit in der Tat wirkungskräftiger gestaltet wird: jede Übung von Kräften stärkt diese, und jede inhaltliche Bereicherung der Seele erhöht ebenfalls ihre Fähigkeit, sich in der Welt zu behaupten, aus ihr Nahrung zu schöpfen und auf sie zurückzuwirken. Das beste Vorbild für diese Umgestaltung liefert der Sport in der Sommer- und Winterfrische. So viel man vom Standpunkte der stillen Beschaulichkeit und eines

intimen Naturgenusses gegen ihn einwenden mag, sicher ist, daß er für den Wert des Prinzips der produktiven Ausgestaltung der Muße ein glänzendes Zeugnis ablegt: dadurch, daß er an die Stelle der früher herrschenden Entspannung auf körperlichem Gebiete eine starke Anspannung auf bestimmte Ziele hin gesetzt hat, hat er für unsere Volksgesundheit eine ungeheure Bedeutung gewonnen.

* * *

Wir wenden uns nun dazu, das neue Lebensideal auf den verschiedenen hier in Betracht kommenden Gebieten näher zu verfolgen. Wir beginnen mit dem weiten Bereich der Bildungsinteressen.

Vier Haupteigenschaften müssen wir von allen Betätigungen auf diesem Gebiete verlangen:

Die erste ist die Aktivität: die Reize und Eindrücke müssen nicht bloß hingenommen, sie müssen in bestimmter Weise aufgefaßt und verarbeitet werden. In diesem Sinne verlangt die moderne Kunstbewegung vor allem Schulung des Auges, Übung im Sehen, Ersehen des einfachen Hinstarens durch ein wirkliches Auffassen, durch eine zergliedernde Betrachtung, die eine Menge von Einzelheiten genau und gründlich erfasst und sich klar macht. Mit dem ästhetischen Genuß haben diese Übungen im analysierenden Sehen direkt noch nichts zu tun, aber sie bilden eine unentbehrliche Vorbereitung dafür. Von einer hemmenden Wirkung der Reflexion ist auf die Dauer nicht die Rede: abgesehen davon, daß im Einzelfall der Analyse die zusammenfassende Betrachtung folgt, wird überhaupt mit der Zeit das, was anfangs mit vollem Bewußtsein geübt werden muß, zur unbewußten Eigentümlichkeit. Es ist erfreulich, daß unsere Museumskataloge stellenweise anfangen, durch ganz knappe Hinweise auf die wichtigsten Tatsächlichkeiten der einzelnen Bilder zu solchem Analysieren anzuleiten. Auch die einschlägige Literatur nimmt immer mehr zu, die den ästhetischen Gehalt der Kunstwerke zergliedert und uns die einzelnen Bestandteile einer normalen ästhetischen Auffassung Stück für Stück vergegenwärtigt, wobei wiederum zu sagen ist, daß das, was sich bei dem Leser zunächst bewußt abspielt, sich später zum unbewußten Bestandteil der ästhetischen Gesamtauffassung verdichten kann. Für den musikalischen Genuß gibt es bekanntlich in ähnlichem Sinne gehaltene Anleitungen in Gestalt kurzer Erläuterungen, doch bis zu einer förmlichen systematischen Erziehung zum analysierenden Hören hat sich die Bewegung hier noch nicht entwickelt. Wer selbst eine Kunst ausübt, wenn auch nur in bescheidenem Maße z. B. in Gestalt des einfachen Zeichnens, wird dadurch natürlich sein Kunstverständnis wesentlich vertiefen. Überall muß auf diesem Gebiete die Forderung lauten: vom Wissen zum Erleben. Ohne intellektuelle Stützen geht es dabei nicht ab: in diesem uferlosen Meere ertrinkt, wer sich ihm lediglich im Vertrauen auf seine natürlichen Kräfte überläßt.

In unserem Schulwesen ist die Förderung der Aktivität im Prinzip wohl von jeher anerkannt worden; zu seiner Verwirklichung kann jedoch noch unendlich viel geschehen. Die amerikanischen Anstalten sind uns in dieser Beziehung vielfach überlegen, indem sie z. B. dem Laboratoriumsbetrieb an den Mittelschulen eine viel größere Rolle einräumen oder beim geometrischen Unterricht etwa ein halbes Duzend Schüler gleichzeitig an ebensovielen Tafeln eine Konstruktion durchführen lassen. Daß das Zeichnen die Aktivität im naturkundlichen Unterricht begünstigt, hat man ebenfalls seit einiger Zeit erkannt. Für die Geographie spielt die Beschäftigung mit der Landkarte eine ähnliche Rolle. Ebenso wirkt es natürlich fördernd, wenn man z. B. in der Mathematik möglichst viel Aufgaben und zwar von jedem einzelnen Schüler individuell lösen läßt, wenn man fortgesetzt fragt und jede andauernde Konzentration auf einen einzelnen Schüler z. B. beim Übersetzen vermeidet. — Vorträge für Erwachsene sollten nach Möglichkeit stets mit Übungen verbunden werden, eine Forderung, die durchaus im Sinne der Kunstbewegung liegt. Dazu stimmt, daß an unseren Hochschulen die Übungen gegenüber den Vorlesungen zunehmend an Bedeutung gewinnen. Schwieriger ist es, die private Lektüre des einzelnen Erwachsenen aktiv zu gestalten. Nach Möglichkeit sollte auch hier jeder mit bestimmten Fragestellungen, mit bestimmten Erwartungen und Gesichtspunkten an seinen Stoff herantreten und auf diese Weise die Lektüre zu einer Art Dialog zwischen Leser und Autor gestalten.

Die zweite Forderung bei der Betätigung der Bildungsinteressen lautet für uns: Wahrung des Zusammenhanges. Damit ist es heute im allgemeinen recht mangelhaft bestellt, am schlimmsten bei der allgemein verbreiteten Zeitungslektüre, bei der Duzende heterogener Stoffe in einer halben Stunde den Kopf durchjagen, von denen mindestens die Hälfte unmittelbar in der Seele verflingt, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ein Zusammenhang sollte angestrebt werden in doppeltem Sinne: einerseits ein solcher zwischen den verschiedenen Eindrücken, anderseits ein solcher zwischen ihnen und der ganzen Persönlichkeit. Für die Tagespresse ist dazu die Entwicklung einer eigenen neuen Art von Journalistil erforderlich, zu der Ansätze bereits vorhanden sind: einer solchen, die zwischen Zeitung und Wochen- oder Monatschrift gewissermaßen die Mitte hält, neben der Politik alle Zweige der Kulturbewegung verfolgt und dabei den Ereignissen in einem solchen Abstände folgt, daß sie die Spreu vom Weizen zu sondern und ihre Mitteilungen mit verständnisfördernden Orientierungen einzuleiten vermag. Unserer Schule muß man nachsagen, daß sie die Forderung der Konzentration im Prinzip stets vertreten hat. Viel schlimmer steht es mit unserem Vortragswesen: in welcher chaotischen Weise es seinen Stoff über die Hörer ausschüttet, das sahen wir schon oben. Zum Teil kann man das Übel hier bereits durch das eben ange deutete Verfahren überwinden, sich dem Stoffe mit festen Fragen und Gesichtspunkten zu nähern; schon dadurch wird dieser mit der ganzen Persönlichkeit in Verbindung gebracht.

Am stärksten aber klappt die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit bei unserem sogenannten Kunstgenuß, bei dem das Durcheinander der verschiedenen Völker, Zeitalter und Stile ohne jede einschlägige Vorbildung eine wirkliche Verarbeitung in der Regel völlig unmöglich macht. Für die meisten Menschen ist die Beschränkung auf einen Teil des riesenhaften Stoffes unerläßliche Vorbedingung. Wer reist, wird im allgemeinen gut tun sich auf eine geringere Anzahl von Meistern und Schulen zu beschränken. Wer auf das Museum seines Ortes angewiesen ist, wird ebenfalls besser tun an der Hand einer guten gedruckten oder mündlichen Einführung sich auf wenige Bilder eines oder einiger Meister zu beschränken und diese wiederholt durcharbeiten als wahllos alles zu erleben. Vor allem aber soll er im Kupferstichkabinett ein häufiger Gast sein und sich wiederum an der Hand von Führern in wenige oder einen einzelnen Meister vertiefen. Erwerb und Benützung theoretischer Kenntnisse ist unentbehrlich; mit ihrer Hilfe wird er nach drei Richtungen hin den erforderlichen Zusammenhang herstellen können. Erstens handelt es sich darum sich die historische Stellung der einzelnen Künstler klarzumachen. Eine Würdigung ihrer Werke ist ohnedies vom heutigen Standpunkte oft ausgeschlossen. Insbesondere ist das Einleben und Einfühlen in den ganzen Geist der Kunstrichtung erforderlich, wenn es sich um entferntere Zeiten oder fremde Völker handelt: ein wirkliches Verständnis, ein ästhetisches Nacherleben ist hier ohne theoretische Stütze ausgeschlossen. Wesentlich ist zweitens eine elementare Kenntnis der einschlägigen Technik. Denn das Verständnis für sie schärft den Blick, gibt uns Anregungen für eine bestimmte Auffassung und eröffnet uns Einsichten in das Ziel, das der Künstler verfolgt hat und die Mittel, die er dazu gewählt hat. Die dritte Aufgabe besteht dann in dem Erfassen der Persönlichkeit des Künstlers. Hierdurch erschließt sich eine Fülle von neuen Beziehungen zwischen den einzelnen Kunstwerken und eröffnen sich eine Reihe neuer Gesichtspunkte für ihre Auffassung. Erst wo diese Arbeiten geleistet sind, ist ein tieferes Eindringen in die Kunstschöpfungen möglich; erst jetzt kann man ihren Inhalt wirklich erleben, erst so wird die Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes zu einem Gewinn, zu einer Bereicherung für das ganze Seelenleben.

Die Forderung des Zusammenhanges läßt sich, wie eben schon angedeutet, voll verwirklichen nur in Verbindung mit einer dritten Forderung, nämlich derjenigen, einer individuellen Auswahl aus der Fülle des Stoffes. Gerade hier haben wir am meisten gegen ein eingewurzeltes Vorurteil anzukämpfen. Die populäre Meinung geht immer noch dahin, der Gehalt der allgemeinen Bildung sei wenigstens innerhalb derselben Bildungsschichten für alle Menschen derselbe und dulde keine Ausnahmen und Auslassungen. Und doch liegen die Dinge hier ganz anders als bei der Wissenschaft und dem beruflichen Können: dort ist innerhalb des einmal gewählten Feldes relative Vollständigkeit unentbehrlich, hier, wo der Schwerpunkt nicht auf der Sache, sondern auf der Person liegt, ist sie nicht nur zwecklos, sondern schädlich. Denn jeder Reiz, dem sich unser

Interesse zuwendet, erfordert Kraft zu seiner Verarbeitung; und die Summe dieser Kraft ist für jeden Menschen ebenso begrenzt, wie die Art, Richtung und Ausdehnung des Interesses bei jedem Menschen verschieden ist. Eine Gleichheit der Bildung kann daher in Wirklichkeit nur eine Gleichheit der Unbildung bedeuten. Ein gleichmäßiges Erfassen z. B. aller zugänglichen Eindrücke in der Malerei wird mit wenigen Ausnahmen zu der tatsächlich weit verbreiteten, eben von dem populären Vorurteil geforderten Barbarei führen.

Unser Schulwesen wird auf diesem Gebiete leider noch von recht engherzigen Vorstellungen beherrscht. Noch immer spielt die Forderung, daß jeder Schüler in jedem Fach das ganze Pensum gehabt haben muß, eine große Rolle. Von einer individuellen Freiheit des einzelnen, sich den Stoff nach seiner Eigenart auszuwählen, sind höchstens schwache Anfänge vorhanden. Die schärfste Verurteilung aber erfordert die gezwungene Privatlektüre von Dichterwerken, wie sie jetzt in den oberen Klassen anscheinend allgemein üblich ist. Die Freiheit der individuellen Wahl wird dabei an einer äußerst empfindlichen Stelle zunichte gemacht: den amüsigen Geistern wird durch die erzwungene, rein verstandmäßige Befassung mit Dichterwerken (für unsere Schulen besteht das Verhältnis zur Kunst immer noch in einem Wissen) kein Gewinn gebracht, den empfänglichen aber wird der Dichter vielleicht lebenslanglich verfehlt.

Das schlimmste Hindernis auf diesem Gebiete besteht in der angeblichen Verpflichtung des modernen Menschen, alle Neuerungen und Vorgänge der Gegenwart zu verfolgen und alles Neue sich anzueignen. Sicherlich ist es in der Jugend heilsam und erforderlich, daß die Seele sich den Eindrücken der Welt möglichst weit öffnet, durch alle Poren ihre Fülle in sich aufsaugt und sie verarbeitet. Ebenso notwendig aber ist für den entwickelten Menschen eine gewisse Zurückhaltung. Freilich verlangt die Art unserer Verhältnisse von vielen Menschen, daß sie sich aus praktischen Gründen in bestimmten Gebieten fortgesetzt auf dem Laufenden erhalten. Daß aber dieselben Ansprüche nun auch an die allgemeine Bildung gestellt werden, das beruht auf jenem Überstrahlen gewisser Gefühlstöne von einem Gebiete auf ein benachbartes, das dem Mechanismus unseres Seelenlebens eigen ist und die Quelle vieles Unheils bildet. Wir werden auch auf diesem Gebiete zwischen äußerem und innerem Reichtum unterscheiden müssen — eine Unterscheidung, zu der die ganze Art der modernen Kultur, ihre häufige Verbindung von äußerer Fülle und innerer Leere, uns nötigt. Auch auf dem Gebiete der Bildung kann man von einem glänzenden Glend sprechen.

Die Notwendigkeit einer Gleichheit der Bildung wird häufig in der Theorie unseres Schulwesens mit der Notwendigkeit einer gegenseitigen Verständigung begründet, die durch das Fehlen jener bedroht wäre. Es liegt nahe, denselben Einwand gegenüber der Forderung der individuellen Auswahl bei der Befriedigung des Bildungsbedürfnisses überhaupt zu erheben. Dabei übersteht man aber, daß es zwei Grundlagen der Verständigung gibt. Die eine ist die Gleichheit,

die andere die Ergänzung. Ein wie wirksames Bindungsmittel auch die zweite sein kann, zeigt schon die Existenz der Familie, die ja die gewaltigen Spannungen der Geschlechter und der Altersklassen in sich umfaßt. Ergänzung bedeutet natürlich nicht völlige Ungleichheit, sondern eine Verbindung von Gleichheit und Ungleichheit, die einerseits für die Möglichkeit des Verständnisses noch Raum läßt, anderseits eben ein Bedürfnis nach Austausch erweckt. Gerade dieses Verhältnis ist offenbar die fruchtbarste Grundlage für menschliche Beziehungen überhaupt; denn es eröffnet die Aussicht auf einen produktiven Charakter der Beziehungen, während eine Verbindung auf Grundlage durchgängiger Gleichheit viel mehr zum rein konsumtiven Charakter neigt. Eben diese Fähigkeit und dieser Wille zum Verständnis bilden nun den vierten Bestandteil unseres Bildungsideals. Der Standpunkt der reinen Konsumtion weiß auch von ihm nichts. Man denke an die schon oben erwähnte Form der modernen Geselligkeit, bei der niemand mehr auch nur äußerlich Neigung zeigt, auf den anderen einzugehen. Echte Bildung ist statt dessen mit der doppelten Fähigkeit ausgerüstet, die abweichende Art des Mitmenschen nachzufühlen und an dem fremden Feuer das eigene zu entzünden; sie enthält also außer der Fähigkeit des Eingehens auf fremde Art auch diejenige der Bereicherung durch sie. Auf dieser Grundlage kann die Geselligkeit wieder zu einem Erlebnis, zur Quelle wechselseitiger Förderung werden. Gerade die individualisierende und auswählende Richtung des Bildungsinteresses schafft dazu die Möglichkeit, indem sie einerseits den Menschen elastisch genug macht, um wirklich in fremdes Wesen einzudringen, und anderseits das Bedürfnis der Ergänzung erweckt. Zu seiner Befriedigung aber müssen, um die edlen Worte Wilhelm von Humboldts hier zu wiederholen, „sich die Menschen untereinander verbinden, nicht um an Eigentümlichkeit, aber an ausschließendem Isoliertsein zu verlieren; die Verbindung muß nicht ein Wesen in das andere verwandeln, aber gleichsam Zugänge von einem zum anderen eröffnen; was jeder für sich besitzt, muß er mit dem von anderen Empfangenen vergleichen und danach modifizieren, nicht aber dadurch unterdrücken lassen . . . Daher scheint ununterbrochenes Streben, die innerste Eigentümlichkeit des anderen zu fassen, sie zu benutzen, und von der innigsten Achtung für sie als die Eigentümlichkeit eines freien Wesens durchdrungen, auf sie zu wirken . . . der höchste Grundsatz der Kunst des Umganges, welche vielleicht unter allen am meisten bisher noch vernachlässigt worden ist.“

Das Gesagte gilt zum großen Teil auch für die Kultur des Reisens, soweit es sich dabei um die intellektuelle Seite handelt. Tatsächlich steht unser Reisen noch durchweg unter dem Zeichen der Kuriosität. Unter Kuriosität ist dabei jeder Eindruck verstanden, dessen einziger Wert darin besteht, neu und apart zu sein, während die Möglichkeit seiner Verknüpfung überhaupt nicht in Frage kommt. Auch hier muß an die Stelle des rein passiven Aufnehmens eines regellosen Durcheinander ein aktives und auswählendes Verhalten treten. Um die landschaftlichen, kulturellen und historischen Reize eines Gebietes zu

erfassen, bedarf es zunächst der Vorbereitung. Abgesehen von den neuerdings anscheinend zunehmenden Studienreisen, bei denen für diese ein besonderer Unterricht sorgt, ist hierfür wiederum eine Reform der einschlägigen Reiseliteratur erforderlich. Die gewöhnlichen Reisehandbücher stehen auf dem Niveau der bloßen Kuriositätsammlung, und die großen geographischen Handbücher sind dem Reisezweck nicht genügend angepaßt. Vereinzelte Anfänge der neuen Literaturgattung sind bereits vorhanden; es handelt sich dabei, könnte man sagen, um eine Art von wissenschaftlichem Vademecum — um Bücher, die uns darüber aufklären, was der gebildete und interessierte Laie auf dem Gebiete der Landschaft, der Bevölkerung und ihrer Kultur, der Geschichte und der Kunst zu beobachten und zu verarbeiten vermag. Der Beobachtung während der Eisenbahnfahrt selbst können die bekannten Hefte „Rechts und links von der Eisenbahn“ dienen. Sie scheinen wenig Zuspruch zu finden, vielleicht zum Teil, weil ihr Ton etwas trocken ist. Jedenfalls gestatten sie, auch die Hin- und Herreise zu einem Erlebnis zu gestalten. Natürlich wird man sich an der Hand solcher Einführungen dann einen festen Plan machen, der sich den Stoff nach persönlichen Gesichtspunkten auswählt und dabei der Forderung nach innerer Einheit genügende Rechnung trägt. Ebenso wesentlich ist für eine wirkliche Verarbeitung das Tempo. Das heutige Automobiltempo läßt die Eindrücke in solcher Weise zu häufen, daß sie sich gegenseitig auslöschen und die Auffassungstätigkeit bald lähmen. Auch hier gilt der Satz, daß der äußere Reichtum oft der Gegensatz des inneren ist. Eine kleine Auswahl in einem Museum, sagten wir schon oben, bildet viel mehr als ein Abstreifen aller Säle. Aber nicht nur der einzelne Eindruck verlangt nach einer gewissen Ruhe und Langsamkeit, um wirklich innerlich erfaßt zu werden; auch größere Ruhepausen sind nötig, damit die gewonnenen Eindrücke nun weiter bewußt oder unbewußt verarbeitet werden und sich miteinander und mit dem ganzen Bewußtsein verbinden.

IV.

Auch unser Gefühlsverhältnis zur Natur auf Reisen bedarf der Veredlung. Zunächst handelt es sich darum, zu der Natur wirklich in ein inneres Verhältnis zu treten, ihre Stimmungen zu erleben, in ihre Seele sich einzufühlen. Vorbedingung ist auch hierfür wieder die Einhaltung eines gewissen Tempos. Wer sich drei Tage im Engadin, drei Tage an den oberitalienischen Seen und drei Tage am Bodensee aufhält, der zerstört jedesmal die eben aufgenommenen Eindrücke durch die folgenden. Wer beim Besuch Brügges nur einen Schnellzug überschlägt, dem wird sich die träumerische Melancholie dieser Stadt, der Reiz ihrer versunkenen Größe nicht offenbaren. Ferner spricht die Natur zu uns nur im Zustand der Ruhe: vor den Klängen der Kurlapelle entweichen Tritonen und Nereiden; und wer im dunkeln Lann das Automobil schmausen hört, der wird das Einhorn nicht schauen. Ebenso wesentlich ist aber auch die innere Ruhe, die innere Einstellung auf die neue Welt, in der

wir uns im Verkehr mit der Natur befinden. In die Natur flüchten wir uns aus der Überfeinerung der städtischen Kultur, aus ihrem Übermaß von Reizen. Natur ist in diesem Sinne das Gegenteil der Großstadt. Wer wirklich ihre Seele erfassen will, der muß sich alles, was ihn an den großstädtischen Kulturapparat erinnert, nach Möglichkeit vom Leibe halten. Dahin gehören die luxuriösen Toiletten, die Diners und gesellschaftlichen Veranstaltungen, sowie der ganze elegante Apparat der Hotelpaläste. Gerade diese Prunkhotels, die ohnehin oft die Landschaft verschandeln, bilden ein bössartiges Beispiel für die verderblichen Wirkungen, die unsere Industrietätigkeit auszuüben vermag, wo sie an niedere Instinkte wie die Prunksucht und das Absonderungsbedürfnis der Reichen appelliert. Wie viel besser paßt zu der Szenerie der grünen Wälder und Berge der schlichte Rodenanzug als die glänzende Gesellschaftstoilette. Man ist stolz darauf, im Hotel mit dem Blick auf die Berge speisen zu können; aber man fühlt nicht, welche Barbarei darin liegt, den ganzen Prunk der städtischen Toiletten der schlichten und stillen Größe dieser Natur gegenüberzustellen. Sicherlich gibt es viele Menschen, die gerade bei ihrer Erholung diesen städtischen Apparat nicht missen mögen, aber ebenso sicher gibt es eine stille Gemeinde, die von diesen Dingen angewidert nach einer stillen Versenkung in die Größe der Natur verlangt; und bei der Zunahme des guten Geschmacks und des künstlerischen Geistes in unseren Tagen dürfen wir hoffen, daß sie im Wachsen ist. Freilich stehen mächtige Zeitströmungen ihr feindlich gegenüber; ebenso deswegen verlangt sie nach einer Organisation, nach besonderen Schöpfungen und Einrichtungen in ihrem Sinne; es müßten Landschaften dem modernen Verkehrsapparate entzogen werden in einem ähnlichen Sinne etwa, wie man bei uns Naturparke zu schaffen begonnen hat. Und wir bedürfen einer Hotelreform, einer neuen Art Hotels, die Einfachheit mit Gebiegenheit verbinden, uns völligen Lärmshutz und behagliche und geschmackvolle Einrichtungen gewähren, und die uns so die Illusion eines Heimes ermöglichen.

Wir erstreben aber noch ein dauernderes und tieferes Verhältnis zur Natur als das bloße zeitweilige Zusammenleben mit ihr. Wir wollen uns in einem Stück Natur wirklich heimisch machen, in ihm wirklich einwurzeln. Dazu kann schon die Befestigung der Eindrücke durch die Erinnerung helfen. Wer etwas auf Stetigkeit und Zusammenhang in seinem Leben hält, der wird wenigstens einige seiner Reiseeindrücke gern im Bilde festhalten. Der Berufstätigkeit und Industrie ist auch hier wieder noch ein weites Feld geöffnet. Künstlerische Wiedergaben von Landschaften zu mäßigen Preisen sind noch viel zu selten. Noch besser ist auch hier ein aktives Verhältnis; über die Photographie erhebt sich daher die Fixierung einer landschaftlichen Szenerie durch den eigenen Bleistift, mag sie auch laienhaft ausfallen. Ebenso wichtig ist die Wiederholung verwandter Eindrücke an Stelle planloser Abwechslung in dem Reiseziel, die Bevorzugung eines bestimmten Typus in der Landschaft. Es ist hier ähnlich wie mit der Kunst, in der uns auch erst die wiederholte Beschäftigung mit demselben

Künstler den ganzen Gehalt seiner Schöpfungen übermitteln. Häufig führt schon der Geschmack oder die Gewohnheit von selbst zu einer solchen Wiederkehr des Gleichen. In wohlhabenden Kreisen kommt neuerdings bekanntlich das eigene Landhaus auf. Der planlosen und rastlosen Unruhe des durchschnittlichen Umherreisens ist es sicherlich ohne weiteres vorzuziehen und für den, der ein hinreichendes Maß von der Welt gesehen hat, ist es ethisch am wertvollsten, weil es ein wirkliches Heim, ein wirkliches Verwachsensein mit einer bestimmten Natur gewährt.

* * *

Wir wenden uns nun dem Gebiete des häuslichen Lebens zu. Wie ist hier die reine Konsumtion durch ein aktives Verhalten zu ersetzen? Wir betrachten zunächst die äußere Seite des häuslichen Lebens. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete, hatten wir gesehen, ist die Eigenerzeugung geschwunden; nur noch die letzten Vorbereitungen zum Genuß fallen in die Sphäre des Hauses. Daran ist nichts mehr zu ändern. Jeder Reformversuch muß hiermit rechnen, er muß auf anderen Gebieten neu zu schaffen suchen, was auf diesem unwiederbringlich dahin ist. Die neuen Aufgaben aber liegen, solange wir von der inneren Seite des Familienlebens absehen, im Bereich der Einrichtung des Hauses und ihrer Erhaltung. Die Wendung unserer Zeit zur Kunst und zum Kunstgewerbe hat hier ganz neue Aufgaben und die Möglichkeit ihrer Erfüllung geschaffen. Freilich muß dabei vor einem Übermaß gewarnt werden. Der Mensch ist in erster Linie ein historisches und in zweiter ein systematisches Wesen; er verlangt nicht nur nach einer Umgebung, die seinem Wesen verwandt ist, sondern auch und mehr noch nach einer solchen, die ihm seine eigenen Erlebnisse, seine Vergangenheit und seine persönlichen Beziehungen vor Augen stellt. Wer schlichte alte Möbel, an denen seine Vorfahren gearbeitet und sich gefreut haben, wer künstlerisch wertlose alte Bilder, die mit Erinnerungen an seine Kindheit oder ältere Generationen vermoben sind, zugunsten eines einheitlichen Stiles beiseite drängt, der handelt nicht nur pietätlos, sondern stellt sich auch ein Armutszeugnis aus. Die ästhetischen Bedürfnisse dürfen auf diesem Gebiete, wie überall, immer erst nach den persönlichen kommen. Bei öffentlichen Bauten und Einrichtungen, denen die persönliche und historische Seite abgeht, wie den Hotels, Warenhäusern, Verwaltungsgebäuden usw. mag neben der Zweckmäßigkeit der ästhetische Gesichtspunkt allein den Ausschlag geben: dasselbe Verfahren auf das Privatleben zu übertragen würde wiederum eine falsche Wertübertragung bedeuten. Innerhalb der so angedeuteten Grenzen aber eröffnet sich nun ein weites Feld der schaffenden Tätigkeit. Es ist wiederum einseitig, wenn man sich, was freilich auf die wohlhabenden Kreise beschränkt bleibt, vom Innenarchitekten seine ganze Einrichtung auf einmal fix und fertig besorgen läßt; spricht aus ihr eine Seele, so wird es fast immer diejenige des Herstellers, nicht diejenige des Benutzers sein. Auch hier ist ein aktives Ver-

halten erforderlich: eine eigene und möglichst schrittweise Auswahl und Herstellung; denn auch hier kommen die besten Gedanken erst bei der Arbeit. Man soll es jedem Raum ansehen können, nicht nur, welchem Zwecke er dient, sondern auch von welcher Stimmung, welchem Geschmack und welchen Interessen seine Bewohner beherrscht sind. Nicht auf Prunk, sondern auf Zweckmäßigkeit, Freundlichkeit und Behaglichkeit und vor allem auf das Kundmachen des Charakteristischen kommt es an. Unsere Industrie überschüttet uns auch auf diesem Gebiete in wahlloser Menge mit der buntesten Fülle der Erzeugnisse. Aus ihnen einheitlich dem persönlichen Verhältnisse Angemessenes auszuwählen ist wahrlich keine kleine Aufgabe. Hier eröffnet sich ein ganz neues Feld, vor allem für die Hausfrau; dazu müssen freilich unsere Frauen erst nach mancher Richtung hin erzogen werden.

Höher als das Kunsthandwerk steht die Kunst im Hause. Neben der technisch-ästhetisch vollendeten Konzertsymphonie hat die schlichte Hausmusik, auch wenn sie von Laien ausgeübt wird, ihren eigenen selbständigen Wert. Auch die Kunst darf nicht als ein letzter Eigenwert gelten im Zusammenhang des ganzen menschlichen Lebens: für ihn darf daher fachmännische Vollendung nicht letztes Ziel schlechtweg sein. Auch auf diesem Gebiete eröffnen sich für die Berufstätigkeit und Industrie neue Aufgaben. Unsere heutige Kunstproduktion ist durchaus auf den Fachmann und das Virtuositentum berechnet. An Erzeugnissen jener schlicht-häuslichen Musik, an der unsere Altvorderen sich erfreuten, fehlt es sehr. Sie müßte erneuert werden, um den eigenen Geist des Hauses auf diesem Gebiete wieder lebendig zu machen. Ähnlich ist es mit den Bildern: eine eigene Zeichnung oder Malerei, sei sie auch noch so dilettantisch, die uns an teure Angehörige, an glückliche Kindheitstage, an lebhafteste Natureindrücke erinnert, hat ebenfalls ihren eigenen persönlichen Wert, der nur ausnahmsweise durch ein Kunstwerk von fremder Hand völlig erreicht werden kann. Und für ein solches gilt der Satz, daß der Wohlhabende nach Möglichkeit nicht fertige Bilder kaufen, sondern sie sich nach seinen persönlichen Bedürfnissen und Interessen schaffen lassen solle.

Am schwierigsten ist es bestellt mit der inneren Seite des Familienlebens. Die alte substantielle Einheit der Familie, das sahen wir oben, mag sie wirtschaftlich-gesellschaftlicher, mag sie religiöser Natur sein, ist zerstört. Ebenso ist dahin die gemeinsame Arbeit innerhalb der Familie. Eine Wiederbelebung ist unmöglich: das Neue kann nur aus den Ruinen erwachsen. Der produktive Gehalt des modernen Familienlebens kann nur noch aktueller Natur sein: er kann nur bestehen in der gemeinsamen Pflege eines Lebensideals. Daran hat es freilich nie gefehlt; nur war dieses Ideal in früheren Zeiten traditionell gebundener Natur. Für unsere Altvorderen war die Moral und Weltanschauung der christlichen Kirche die selbstverständliche geistige Atmosphäre. Auch das Familienleben fand hierin sein letztes Ziel und seinen letzten Sinn: die Familienordnung war ein Stück der gesamten von Gott gestifteten Weltordnung;

und christliche Zucht und göttlicher Wille schwebten als absolute Mächte, denen man gemeinsam diene, über jedem Hause. Heute ist diese Anschauung für weite Kreise zerstört. An ihrer Stelle muß aus den Kräften der Zeit Neues geschaffen werden. Wenn aber die alte Familie auf dem Kollektivismus beruhte, so muß sich die neue umgekehrt auf den Individualismus gründen. Zwei selbständige und eigenartige Persönlichkeiten kommen in ihr zusammen. Ihnen erwächst die schwere Aufgabe, aus ihren verschiedenen Individualitäten eine neue Einheit, ein überpersönliches Ganzes zu schaffen. Das Beste aus beider Wesen soll zusammengeschmolzen werden und daraus eine neue Lebensführung und ein neues Lebensideal erwachsen, das nun beide als ein objektiv gegebenes, als ein überpersönliches Gebilde empfinden, dem sie sich zu beugen haben. Denn es wird nun zum tiefsten Sinne der Gemeinschaft: ein Leben diesem Ideal gemäß zu führen und dieses Ideal selbst dadurch weiter auszugestalten — eine große und unbegrenzte Aufgabe, durch die der Lebensführung ein hinreichendes Maß von Aktivität und Produktivität gesichert wird.

Man wird hiergegen einwenden, daß unsere Zeit kein solches Lebensideal kennt. Tatsächlich beginnen jedoch die Anfänge eines solchen sich heute zu entwickeln, ebenso wie auf dem ganzen Gebiete der Lebensführung die Anfänge eines neuen Stiles sich bemerkbar machen. Und beide Güter können sich naturgemäß nur in enger Wechselwirkung miteinander weiter ausgestalten. Gerade das moderne Lebensideal ist aber eines sehr weiten und tiefen Inhalts fähig. Neben der Vertiefung des Bildungsideals kommt die Umbildung unserer gesamten Moral in Betracht, insbesondere die Ausbildung des Bewußtseins unserer öffentlichen Pflichten. Staat und Gesellschaft haben heute eine Reihe der schwersten Aufgaben zu lösen, an denen jeder mitzuwirken berufen ist. Man denke an die Fülle von Reformbewegungen in unserer Zeit, an die Aufgaben sozialer Fürsorge, die dem Staat und der Gesellschaft überall obliegen, an den Wandel unserer Anschauungen über die Aufgaben des Staates und des Beamtentums. Überall ist es die Pflicht des einzelnen, nach Möglichkeit ein Verständnis für diese Dinge zu entwickeln und an ihrer Ausgestaltung sich zu beteiligen. Eben daraus erwächst nun auch der Gemeinsamkeit der Familie ein ganz neuer Inhalt und Reichtum: auch ihre überpersönliche Lebensordnung und Lebensauffassung muß sich mit allen diesen Bewegungen und Problemen auseinandersetzen und zu ihnen Stellung nehmen. Der Mann wird naturgemäß dabei zunächst der führende Teil sein, aber die Eigenart der Frau wird ihm manches in neue Beleuchtung rücken. Und so wird auch hier aus der Wechselwirkung der einzelnen ein neues, ein überindividuelles Ganzes erwachsen. Voraussetzung dafür ist freilich, daß die Frau ernsthafter und tiefer, mit besserem Verständnis für die Aufgaben der Zeit erzogen wird, als es bei unserem früheren Mädchenschulwesen möglich war.

Diese Gestaltung des Familienlebens wird auch auf die Kinder segensreich wirken. Sie werden dadurch der großen Gefahr entgehen, mit der heute ihre

Entwicklung bedroht ist. In früheren Zeiten wurden sie vielfach zu gemeinsamer Arbeit angehalten und standen zugleich unter dem Ernste der christlichen Zucht: die Eltern erblickten in ihnen eine Saat, die sie für den Staat und für Gott reif zu machen verpflichtet waren. Heute erblicken die Eltern oft ihr letztes Ziel in der einfachen Fürsorge für die Kinder, wobei sie sich keine größere Aufgabe stellen als sinnliches Wohlergehen und Lebensgenuß. Dieser Aufgabe widmen sie sich häufig mit einer völligen inneren Hingabe, bei der die Kinder infolge einer naheliegenden Gefühlsverschiebung eine Art religiöser Verklärung erfahren: inmitten eines entgötterten, von Erwerbsinteressen gestalteten Weltbildes fällt auf diesen einen Punkt ein höherer Schimmer, die Kinder werden also in ihrem niedrigen sinnlichen Ich zum heilig gehaltenen Mittelpunkt. Wie groß ist dabei die Gefahr, daß sie zu egoistischen und schlaffen Genußmenschen werden, die den großen Aufgaben der Zeit und allen Idealen abgewandt sind!

Dieser Gefahr entgeht ein Haus, das ein Allerheiligstes kennt, vor dessen Altären jeder kniet. Freilich, daß die junge Generation sich einfach einfügt in das Lebensideal der alten, wird man wegen der Verschiedenartigkeit der Persönlichkeiten nicht verlangen können. Aber der produktive Charakter des häuslichen Lebens wird schon dadurch gewahrt, daß auf das Kind vor allen Dingen das Vorbild wirkt. Es genügt dafür schon, wenn die Eltern nicht Genuß und Behagen zum Mittelpunkt machen, sondern objektiven Zielen zusteuern. Ihr Aufblick zu den Idealen, deren Verehrung, die dauernde Unterordnung unter sie wird auch die Unterordnungsinstitute des Kindes wecken. Die Regungen der Ehrfurcht, an denen es heute so sehr fehlt, werden so geweckt; die Kraft des Strebens, die diesem Alter so natürlich ist, wird vor Verkümmern bewahrt. Vor allem aber: der Blick und das Streben werden über den engen Kreis der Familie von Anfang an hinausgelenkt. Die Aufgaben der Gemeinschaft, die Pflichten gegen Staat und Gesellschaft, die Berufsinteressen, die geistigen Güter treten von früh auf in den Gesichtskreis und schützen vor egoistischer Verengung. In einem solchen Hause ist auch der Kreis der Aufgaben für die Frau groß genug, um ein Leben voll auszufüllen: was sie leistet, kann den Vergleich mit dem Beruf des Mannes aushalten. Denn auch das ist eine Verirrung der Zeit, entsprungen der einseitigen Abhängigkeit ihres Lebensideals von der beruflichen Produktion, daß sie das besondere berufliche Können grundsätzlich höher schätzt als die ungeteilte Lebensfähigkeit des Mannes.

Auch eine mannigfache gemeinsame Tätigkeit wird, unbeschadet der Verschiedenheit der individuellen Anlagen, möglich sein. Sie liegt vor allem im Gebiet der Bildungsinteressen, in der Ausübung einer Hauskunst, in dem Schmuck des Hauses durch der Hände Werk. Auch unsere Feste werden wieder eine andere Gestalt annehmen, wenn in dem oben angedeuteten Sinne an die Aktivität der Teilnehmer appelliert wird. Auch hier muß der Satz zur Geltung kommen, daß Leisten mehr ist als Empfangen, daß Wenig mehr sein kann als Viel. Mit dem unvornehmen Industrieideal der Massenhaftigkeit muß auch

hier gebrochen werden. Unsere Feste müssen aufhören, den Anblick einer Ladentischaufmachung zu bieten, die Fülle der tausend banalen Bedürfnisse des Alltags muß vom Geschenktisch verschwinden. Wenige ausermählte persönliche Gaben müssen den Tag zum Feiertag machen, ebenso wie der Weihnachtsbaum im verdunkelten Zimmer nicht einfach genug gehalten sein kann. Die Hauptsache muß sein, daß aus allem, aus den fertigen Gaben wie den Darbietungen der Stunde der eigene Geist des Hauses spricht.

Doch genug der Einzelheiten. Mehr als Andeutungen können in diesem engen Rahmen ohnehin nicht geboten werden; mehr als Grundlinien können nicht gezogen werden, wo es sich um den Geist des Werdenen handelt. Es genügt, wenn in dem Leser der Eindruck erweckt ist, daß wir heute mitten in dem Kampf um eine Verjüngung des Lebens, um eine Wiedergeburt der Kultur stehen. Über den Ernst der Lage kann man sich nicht täuschen. Wir sind vor die Entscheidung gestellt: soll der täglich wachsende Reichtum der Nation uns reich oder soll er uns arm machen?



Die deutschen Volksbanken in Oberschlesien

Von Dr. Dompnif



erschlesien ist bekanntlich viel später in den nationalpolnischen Kampf hineingezogen worden als Posen und Westpreußen. Das erklärt sich ohne weiteres daraus, daß dieses Land seit rund siebenhundert Jahren nicht mehr zum Königreiche Polen gehört hatte, daß es also an den Teilungen Polens und den sich daran knüpfenden Kämpfen zur Wiederaufrichtung des polnischen Königreichs nicht teilgenommen, statt dessen aber seit den Friedericianischen Tagen die Segnungen preußischer Verwaltung kennen gelernt hat. So hatten die Oberschlesier auch der letzten polnischen Erhebung 1863 völlig teilnahmslos gegenüber gestanden; während das benachbarte Krakau sich in fieberhafter Sorge um die kämpfenden Brüder in Rußland verzehrte und an Menschen, Geld und Waffen hinüberschmuggelte, was es nur konnte, hatte Oberschlesien nichts für die russischen Polen übrig. Erst die Zeit des Kulturkampfes trug die ersten nationalpolnischen Empfindungen nach Oberschlesien, welche dann in den achtziger Jahren von Krakau aus einerseits, von Posen aus andererseits geschürt wurden. Als man so an die systematische Belehrung der wasserpolnischen, bis dahin gut preußisch gesinnten Bevölkerung

zu Nationalpolen ging, wandte man natürlich alle die Mittel an, welche sich in Posen bewährt hatten. Man warf Posener Akademiker nach Oberschlesien, man gründete dort polnische Zeitungen, man fanatisierte den heranwachsenden, aus bäuerlichen ober-schlesischen Kreisen stammenden Klerus und man gründete nicht zuletzt polnische Volksbanken. Diese Banken Ludowy, welche nach der überzeugenden Bernhardt'schen *) Beweisführung das Rückgrat der ganzen polnischen Bewegung in Posen und Westpreußen geworden sind, mußten auch in Oberschlesien einen starken Einfluß gewinnen; denn hier fanden sie eine arme, geldbedürftige Bevölkerung, welche aber durch das industrielle Leben Oberschlesiens zu einem sozialen Aufstiege angefeuert worden war. In rascher Folge entstanden von 1895 bis 1912 polnische Volksbanken in Beuthen, Rattowitz, Oppeln, Siemianowitz, Ratibor, Königshütte, Gleiwitz, Rybnitz, Kosel, Zabrze, Pleß, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Schwientochlowitz, Myslowitz, Loslau und Tarnowitz. Diese Banken, welche zusammen über etwa eine Million eigenes Kapital und etwa 30 Millionen Spargelder verfügen, befriedigten im Industriebezirke die Kreditbedürfnisse des mittleren und kleineren Bürgerstandes, des Handwerkerstandes und des kleinen Bauernstandes bald im überwiegenden Maße. Damit gewannen ihre Leiter, welche mit den politischen Führern der Polenbewegung identisch sind, bald auch großen Einfluß auf die eingeborene ober-schlesische Bevölkerung. Sie konnten dieser durch die Tat beweisen, daß die Oberschlesier wirtschaftliche Hilfe und Förderung, die ihnen oft von den großen deutschen Kreditbanken versagt wurde, von den polnischen Volksbanken erhielten.**) Es wurden so eine ganze Menge national schwankender Elemente in das polnische Lager hinübergezogen.

Deutscherseits hat man diese Entwicklung länger als ein Jahrzehnt mit angesehen, ohne etwas dagegen zu unternehmen. Der Initiative eines einzelnen entsprang dann eine Gegenbewegung.

Der Amtsrichter Dr. Sontag in Rattowitz, welcher aus einer zweijährigen bei einer Berliner Bank zugebrachten Syndikats-tätigkeit die erforderlichen Kenntnisse mitbrachte, faßte im Jahre 1908 den Plan, als Gegenstück zu der Bank Ludowy in Rattowitz eine Deutsche Volksbank in Rattowitz zu gründen. Er gewann das Interesse des Ostmarkenvereins für diese Gründung und es gelang ihm, einen Prokuristen des Rattowitzer Bankvereins zur Übernahme der Direktorstelle bei der neuzugründenden Volksbank zu bewegen. Mit diesem zusammen unternahm er die Werbetätigkeit und hatte in wenigen Wochen neunundsechzig Genossen beisammen, Kaufleute, Beamte und Handwerker, die teils lediglich um eine nationale Sache zu fördern sich zum Beitritt verpflichteten, teils um später den Kredit der Bank in Anspruch zu nehmen.

*) Bernhardt, „Das polnische Gemeinwesen im Preussischen Staat.“ Zweite Auflage Leipzig, 1911.

**) Vgl. des näheren über diese Entwicklung: Sontag, „Die polnischen Volksbanken in Oberschlesien.“ Grenzboten 1910, Heft 19 und 20.

Im Gegensatz zu den Banken Ludowy, welche Genossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht sind, gründete Sontag seine Volksbank als Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, in der richtigen Erkenntnis, daß sein deutsches Publikum so viel geschäftserfahrener als die polnische Bevölkerung war, daß ihm der Beitritt zu einer Genossenschaft, bei welcher der Genosse mit seinem ganzen Vermögen haftete, nicht zugemutet werden könne. Der Anteil der einzelnen Genossen wurde auf 500 Mark festgesetzt, die Haftsumme auf die gleiche Höhe. Um aber auch weniger bemittelten Personen die Mitgliedschaft zugänglich zu machen, wurde vorgesehen, daß der Anteil in vierteljährlichen Raten von 25 Mark eingezahlt werden darf, so daß es unter Umständen fünf Jahre dauert, bis ein Genosse seinen Anteil voll gezahlt hat. Die Mehrzahl der gründenden Genossen war in der Lage, ihren Anteil voll einzuzahlen, ja viele von ihnen übernahmen mehrere Anteile, so daß die Bank am 1. Juli 1908 mit einigen hundertzwanzig Geschäftsanteilen und einem eingezahlten Kapital von 55 000 Mark eröffnet werden konnte. Es muß hervorgehoben werden, daß die Opferwilligkeit des mittleren Bürgerstandes diese Summe überwiegend zusammengebracht hat. Die Großindustrie, selbst die unmittelbar in Rattowitz angelegene, hielt sich ängstlich zurück, ja ihre Generaldirektoren zeichneten nicht einmal persönlich einen Anteil. Es bestätigte sich auch hier wieder die Erfahrung, daß die obereschlesische Großindustrie Mißtrauen gegen jede Gründung hat, die nicht von ihr ausgeht. Auch die Stadtverwaltung Rattowitz lehnte eine Unterstützung der in ihrer Gemeinde entstehenden Genossenschaftsbank ab. Nur die Regierung in Oppeln interessierte sich für das Projekt, freilich gelang es ihr nicht, eine Unterstützung durch staatliche Gelder für die Volksbank zu erwirken, trotz deren ausgesprochen nationalem Zwecke. Dagegen erhielt die Volksbank durch Vermittlung des Oppelner Regierungspräsidenten von dem Fürsten Guido Hendl von Donnersmard auf Schloß Neudorf im Jahre 1909 ein zinsloses Darlehen von 30 000 Mark auf zehn Jahre. (Freilich wurde ihr das Geld nach zweieinhalb Jahren im Tausch gegen einen noch unten zu erörternden anderweitigen Vorteil wieder abgenommen.) Von der Industrie unterstützten nachträglich die Hohenlohe-Werke Aktiengesellschaft die Deutsche Volksbank durch Errichtung eines Kontokorrentkontos bei ihr.

Die Besorgnis ängstlicher Seelen, daß die Deutsche Volksbank wie manche Genossenschaftsgründung anderwärts in Deutschland ein schlimmes Ende nehmen könnte, erwies sich als völlig grundlos. Der eine Hauptfehler solcher verfallener Genossenschaften, daß Laien, welche vom Bankgeschäft nichts verstanden, den Vorstand bildeten, war durch die Wahl eines Bankprokuristen, der noch dazu aus der Genossenschaftsbranche hervorgegangen war, vermieden. Die Zusammensetzung des Aufsichtsrates, in welchem neben Kaufleuten und Handwerkern wirtschaftlich so unabhängige Personen wie der Gründer der Bank und die Führer der Ortsgruppe des Deutschen Ostmarkenvereins saßen (eine Zeitlang war sogar der Landrat des Kreises Rattowitz Mitglied des Aufsichtsrates), verbürgte eine

Geschäftsleitung, welche sich ebenso weit von Engherzigkeit wie von leichtsinniger Unternehmungslust hielt. So entwickelte sich die Bank erfreulich rasch und brachte es bis zum Schlusse des Geschäftsjahres 1911 auf siebenhundertfiebenundneunzig Genossen mit einem eingezahlten Kapital von 272 000 Mark und 300 000 Mark Spareinlagen. Ihr Umsatz im Jahre 1911 betrug 60 Millionen Mark, ihr Reingewinn 32 500 Mark. Sie hat die letzten beiden Jahre eine Dividende von 5 Prozent ausgeschüttet und konnte dabei noch erhebliche Rückstellungen in die Reservefonds machen. 1911 erhielt sie eine wertvolle wirtschaftliche Stärkung dadurch, daß ihrem Direktor als Treuhänder der Bank eine Königlich Preussische Lotteriekollekte übertragen wurde. Der Gewinn aus dieser fließt in die Kasse der Bank. Im Austausch für diese Zuwendung erklärte sie sich bereit, die 30 000 Mark des Fürsten Händel vorzeitig zurückzugeben.

Der Boden für die Gründung deutscher Genossenschaftsbanken, die in einen bewußten Gegensatz zu den polnischen Volksbanken treten sollten, war bei den politischen Kämpfen in Oberschlesien wohl seit Jahren ein günstiger gewesen, es bedurfte nur des Erfolges der Rattowitzer Bank, um anderwärts zur Nachahmung anzuapornen. Nachdem ungefähr gleichzeitig mit der Rattowitzer Gründung der Bürgermeister Heuser in Myslowitz die Deutsche Volksbank in Myslowitz gegründet hatte, beriefen die Ortsgruppen des Deutschen Ostmarkenvereins in Königshütte, Zabrze und Gleiwitz, und der Amtsvorsteher Klopsteg von Siemianowitz, sowie der Kaufmännische Verein in Siemianowitz den Amtsrichter Dr. Sontag nach ihren Gemeinden, um auch bei ihnen Deutsche Volksbanken zu gründen. Er leistete diesem Rufe Folge, und an allen diesen Orten entstanden von 1909 bis 1911 nach seiner Anleitung Deutsche Volksbanken, welche sich durchweg als lebensfähig erwiesen haben und in einer erfreulichen Entwicklung begriffen sind. Es seien hier kurz die Ergebnisse des letzten Geschäftsjahres (in runden Zahlen) zusammengestellt.

	Zahl der Genossen	Eingezahlte Geschäfts- anteile M.	Depositen M.	Reserve- fonds M.	Gewinn M.
Myslowitz	432	41 000	162 000	7000	9700
Königshütte	418	45 000	387 000	8700	6100
Zabrze	324	61 000	258 000	4000	— 2700
Gleiwitz	644	81 000	180 000	—	fehlt noch (erst 1911 gegr.)
Siemianowitz-Laurahütte	211	66 000	90 000	555	8500

Bei der Gründung der Deutschen Volksbanken in Zabrze und Gleiwitz hat sich die Großindustrie wenigstens teilweise beteiligt. In Gleiwitz gehörte auch der dortige Landgerichtspräsident zu den ersten Genossen und zu denen, welche der Bank von vornherein ein lebhaftes Interesse zuwandten; in Zabrze trat der Landrat des Kreises in den Aufsichtsrat ein. In Königshütte und Siemianowitz-Laurahütte dagegen verhielt sich die führende industrielle Persönlichkeit

zu den Gründungen ablehnend, und diese Stellungnahme wirkte natürlich auf die nachgeordneten Industriebeamten zurück. Wie sehr man auch hier Erfolgsmöglichkeiten der Deutschen Volksbanken unterschätzte, dafür bietet ein interessantes Bild die Prophezeiung eben jener führenden industriellen Persönlichkeit, daß die Volksbank in Königshütte überhaupt keine Spargelder bekommen würde; denn die Arbeiter erhielten in der Hütte ihre Gelder mit 6 Prozent verzinst, da würden sie sich doch hüten, sie zur Volksbank zu tragen, wo sie bestenfalls 4 bis 4½ Prozent erhielten. In der Praxis kam es umgekehrt. Der größte Teil der Spargelder der Deutschen Volksbank Königshütte stammt aus den Kreisen der Angestellten und Arbeiter der dortigen Werke. So oft der Vorstand der Deutschen Volksbank diese beim Eingahlen gefragt hat, warum sie ihr Geld nicht lieber auf die Hütte trügen, wo sie 6 Prozent bekämen, antworteten die Arbeiter: „Weil wir nicht Lust haben, der Hüttenverwaltung Einblick zu gewähren, wieviel wir sparen und, daß wir überhaupt etwas gespart haben.“ Man kann also geradezu sagen, diese Spargelder wären zum größten Teil in die Bank ludowy gewandert, wenn die Deutsche Volksbank nicht begründet worden wäre.

Der Name „Deutsche Volksbank“ hat sich in den wenigen Jahren seit der Gründung der Rattowitzer Bank bereits einen so guten Klang in Oberschlesien verschafft, daß sich je eine Genossenschaftsbank in Bismarckhütte und in Rybnik freiwillig in „Deutsche Volksbanken“ umgewandelt damit zugleich zu deren Programm bekannt haben.

Das Hauptgeschäft der Deutschen Volksbanken als Genossenschaftsbanken ist die Kreditgewährung. Sie legen ihre Mittel, getreu den Schulze-Dehligschen Grundsätzen, nicht in langfristigen Krediten fest, sondern gewähren ihre Darlehen meist gegen Drei-Monatswechsel, deren Prolongation freilich oft unvermeidlich ist. Sie sichern ihre Darlehen durch Bürgschaften und Pfandbestellungen, sie haben alle eine mäßige Obergrenze des einem einzelnen Genossen zu gewährenden Kredites, um dadurch ihre Mittel möglichst vielen und kleineren Leuten zugute kommen zu lassen. Sie können sich rühmen, schon manchen national Schwankenden aus dem polnischen Lager befreit zu haben, indem sie ihm den Kredit, den er früher von der Bank ludowy erhielt, jetzt selbst zur Verfügung stellten. Sie haben manchen deutschen Handwerker, der früher ungern aber notgedrungen zur polnischen Volksbank ging, davor bewahrt, seine deutsche Gefinnung zu verleugnen, sie haben auch aus den Überschüssen ihres Verdienstes stets für nationale Zwecke einen Betrag übrig. So sind die Deutschen Volksbanken in Oberschlesien, wenn sie auch wirtschaftlich an den Banken ludowy oder gar an den Deutschen Kreditbanken gemessen, noch eine kleine Macht sind, doch ein Faktor des Deutschtums im Kampfe um Oberschlesien geworden. Es ist neben ihren natürlich noch bescheidenen Erfolgen auch das moralische Moment nicht zu unterschätzen, daß das mittlere Bürgertum in allen den vorgenannten Orten die Empfindung gewonnen hat, wir haben aus eigener Kraft Kredit-

•

organisationen geschaffen, die ebenso im wirtschaftlichen wie politischen Kampfe ihren Mann stehen. Viel bleibt freilich noch zu tun. Einmal sind noch manche Städte in Oberschlesien vorhanden, wie z. B. Ratibor und Pleß, in denen eine Deutsche Volksbank mit guten Aussichten auf Erfolg gegründet werden könnte, und in denen es dringend not täte, daß den immer weiter um sich greifenden polnischen Volksbanken ein Gegner erstünde. Zweitens könnten die bereits vorhandenen Deutschen Volksbanken recht gut eine Verstärkung ihrer Geldmittel vertragen, um mit den ihnen an Spargeldern so sehr überlegenen Banken Ludowy leichter konkurrieren zu können. Es ist wohl sonst Grundsatz der Schulze-Deißschen Genossenschaften, nur auf der wirtschaftlichen Kraft der Genossen sich aufzubauen, aber diesen Grundsatz wird man hier nicht so streng zu wahren brauchen, wo die Deutschen Volksbanken neben den sonst den Genossenschaften eigentümlichen wirtschaftlichen Aufgaben auch eine national-politische zu erfüllen haben. Freilich wo sollen die Geldmittel zur Unterstützung der Deutschen Volksbanken herkommen? Dazu genügt es nicht, daß sich, wie es neuerdings geschehen ist, die Preussische Zentral-Genossenschaftskasse für die Deutschen Volksbanken interessiert, und über deren Anschluß an eine ihrer Zentralkassen verhandelt hat. Selbst wenn die Preußenkasse den Deutschen Volksbanken entgegenkommende Bedingungen macht, werden sie damit nicht besser stehen, als wenn sie, wie heute die Mehrzahl von ihnen, dem Allgemeinen Verbands der Erwerbs- und Wirtschafts-genossenschaft angeschlossen sind. Das was not tut, wenn das Deutschtum durch finanz-politische Mittel in Oberschlesien Eroberungen machen soll, wäre, einen Strom von 10 bis 20 Millionen Mark nach Oberschlesien zu leiten, welcher dort zur Kleintreditgewährung benutzt werden könnte. Als Kanäle, welche diesen Goldstrom unter das Volk brächten, wären die Deutschen Volksbanken wie geschaffen. Ja, die Regierung müßte es dankbar begrüßen, daß sie so bequeme und populäre Vermittlerstellen bereits vorfände und nicht erst, wie in Posen und Westpreußen, nötig hätte, ein der Deutschen Mittelstandskasse entsprechendes Institut zu gründen. Aber es besteht leider keine Aussicht, daß dem Landtage ein solcher Kredit unterbreitet würde.





Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Zweite Fortsetzung)

4.

Die Kinder draußen haben sich verlaufen. Etliche ziehen hinter einem Schornsteinfeger her und singen den Spottvers:

Schornschtefeger, freideweiß,
Nach mer mol mei Stübche weiß!

Als sie aber sehen, daß sich an dem Schmiedehaus das Tor öffnet, rennen sie wieder dorthin. Karl kümmert sich nicht um ihre neugierigen Blicke und geht an ihnen vorbei durch die Untergasse, dann die steile Berggasse hinauf, die auf die gerade Gasse stößt. Von der Ecke hat man nicht mehr weit zum Schloß, wo den Krankenschwestern noch aus den Tagen des letzten Herzogs von Dalberg ein Flügel eingeräumt ist für Wohnung und Kleinkinderschule. Man muß durch das schöne kunstgeschmiedete Tor, wenn man hinauf will zu den Nonnen, die den ersten Stock inne haben, während die Wohnung gleicher Erde dem Pförtner dient.

Karl öffnet das kreisende Eisentor und tritt ein. Er hört den Schloßpförtner, der nebenbei noch Schuster ist, sein Leder klopfen. Es schallt laut und echomäßig, denn die Stuben sind schon eher Säle. Dann geht er die ausgetretenen Stufen der steinernen Vortreppe hinauf, durch den geräumigen Flur und über die von den Nonnen sauber gefegte Holzstiege.

Oben befällt ihn eine Besskommenheit. Zum erstenmal seit den Tagen seiner frühesten Kindheit ist er wieder einmal da heraufgestiegen. Vor dem Glasabschluß bleibt er stehen und verpusht seine Besskommenheit. Ganz will sie aber nicht weichen. Jaghaft greift er nach dem Glockenzug, der in einem Kreuz aus starkem Eisenblech als Griff endet. Bei der Berührung des kalten Metalles erschrickt er und zieht die Hand wieder zurück. Er bekommt Herzklopfen.

Nun hört er drinnen Schritte, die sich der Glastüre nähern. Rasch zieht er jetzt die Glocke.

Es wird geöffnet.

Eine Nonne erscheint in dem Spalt. Schwarze Kleider, darüber eine blaue Hausschürze gebunden. Um den Hals einen weißen brettsteif gestärkten breiten Stragen. Auch die Stirne ist durch einen gestärkten Leinwandstreifen verdeckt, ebenso ist es mit den Wangen bis zu den Backenknochen.

Karl grüßt die Nonne. Er kennt sie. Gott sei Dank, es ist keine von den jungen, sondern die alte Schwester Euphrosyne, die schon lange Jahre im Dorfe ist und ihm die Schulschwester war. Sie hat schon Runzeln und Falten in dem weissen, flaumigen Gesichte.

„Gelobt sei Jesus Christus, Schwester Euphrosyne!“

Sie antwortet sehr kühl:

„In Ewigkeit!“

Sonst pflegt sie alle Schüler, die zu ihr kommen, sehr freundlich zu empfangen. Aber auch in die Stille ihres Nonnenhauses ist bereits die Kunde von dem Selbstmord des Schmiedes gedrungen.

„Na, was willst du?“

Sie wollte auch den Vornamen des vor ihr Stehenden hinzufügen, aber es gelingt ihr im letzten Augenblicke noch, das Wörtchen Karl rasch zu verschlucken.

Dieser antwortet immer noch beklommen:

„Ei, Schwester, unser Sophie ist ganz plötzlich so krank worden; sie schwärzt ganz irr, und es muß beständig jemand bei ihr am Bett hocken, und die Tante hat doch jetzt so viel Arbeit!“

Bei den letzten Worten schießt dem Burschen die Röte ins Gesicht und eine herbe Reize in die Augen. Er schluckt ein paar Mal und fährt dann fort:

„Da sollen Sie so gut sein und eine Krankenschwester zu uns schicken!“

Ein verächtliches Zucken geht über das Gesicht der Nonne. Sie gibt dem Bittenden zur Antwort:

„Ja, es tut mir leid, Lieber, aber in so ein Haus kann ich doch nicht gut eine Schwester schicken. Denk einmal, so ein Tod! Es gibt keine größere Sünde als diese; ein armer schwacher Mensch greift dem Ratschlusse Gottes vor. Es tut mir leid, aber es geht nicht!“

„Aber, Schwester!“ erwidert Karl in scheuer Demut, „da kann doch unser arm Sophie nirg dafür! Das ist doch dem armen Mädel so auf die Nerven geschlagen! Schicken Sie doch eine Schwester; sie soll sich doch nur zu der Sophie setzen!“

Die Nonne schüttelt den Kopf, und Karl legt noch einmal eine ganze Inbrunst von Flehen in das eine Wort:

„Schwester!“

Und wieder antwortet diese:

„Es geht nicht! In das Haus von einem verbrecherischen Selbstmörder kann ich keine Schwester schicken!“

Wie Karl das Wort verbrecherisch hört, verläßt ihn der Respekt vor der Rutte, der ihn die ganze Zeit noch beherrscht hat. Sein Zähjorn bäumt auf und geht mit ihm durch. Er ballt die Faust, zückt sie in die Höhe, so daß die Nonne erschreckt zurückweicht, und wettert dann los:

„Dann laß es bleiben, du, du, du, du, du . . . Nonn! Wer weiß, wie dir's noch geht!“

Die letzten Worte hört die Nonne hinter der Glastür, die sie in der Furcht vor dem jungen Burschen rasch zugeworfen hat.

Ehe Karl sich wieder zur Stiege wendet, tritt er mit seinen schweren genagelten Aderschuhen noch einmal wider die Tür, daß die Glasscheiben klirren. Dann polktert er hinab. Die Schnallen an seinen Schuhen rasseln wie Sporen.

Der Schuster-Pförtner hat das wütende Gebrülle gehört und ist aus seinem Zimmer heraus in den Flur getreten. Er hält seine grüne Arbeitschürze zusammengegrasft, damit die Leder schnitzel nicht auf den Boden fallen und ihn verunreinigen.

„Na na!“ sagt er, als er den jungen Salzer erblickt, „was geht denn da für sich? Was ist denn das für ein Getreisch in einem anständigen Haus?“

Karl stürmt an dem Manne vorbei, reißt die Haustür auf und schreit dazu:

„Laßt mir meine Ruh, Markert! Wenn Ihr was schaffen wollt, nehmt Euern Anieriemern und meßt ihn mal der Nonn da droben an, dem miserablen Weibsbild!“

Und draußen ist er und rast die Berggasse hinunter. Die Leute, die ihm begegnen, stellen sich auf die Seite und schauen ihm kopfschüttelnd nach. Seine Wangen sind hochrot, und die Augen gehen in wildem Feuer. Die Fäuste sind geballt, und die Arme stoßen beim Laufen vorwärts und wieder zurück wie die Räderstangen einer Lokomotive. Toll wirbeln in seinem Hirn die Gedanken durcheinander. Er kann nichts denken, aber das weiß er, daß ihm keiner mit einem verkehrten Worte in die Quere kommen darf. Er wird einen solchen Kerl zusammenbrechen wie mürbes Stroh.

Erst als er in die Untergasse einbiegt, beruhigt er sich ein wenig und verlangsamt er seinen Lauf. Was wird wohl Tante Settchen sagen, wenn er ihr von dem Benehmen der Schwester Euphrosyne erzählt? Tante Settchen, die so viel auf Frömmigkeit hält?

Mit verstörtem Gesichte tritt er in die Stube zu Tante und Schwester. Die Tante fragt:

„Na, Bub, kommt sie?“

Karl schüttelt nur den Kopf.

„Sie kommt net?“

Großes Ersäunen liegt in dem verwelkten Altjungferngesichte.

Der Neffe schüttelt abermals verneinend den Kopf, und Tante Settchen fragt wieder:

„Warum kommt sie net? Untertag brauchen die doch net viel auszugehen, und awell sind zudem garnet viel Kranke im Ort!“

Der Bursche deutet mit dem Kopfe nach der Zimmerdecke, darüber der tote Vater liegt. Tante Settchen versteht. Sie sagt nur mit einem schmerzlichen Zucken um den Mund:

„Ah, berntwegen!“

Karl schickt einen besorgten Blick auf die Schwester, die das Gespräch mit ihrem fortwährenden Nachen und Grinsen begleitet, und fragt:

„Was sollen wir jekert machen?“

Tante Settchen will die Märgen, die Tagelöhnerin zu der Kranken setzen und fragt den Burschen, wo die Frau sei.

„Na ja, wenn sie heimkommt, kann sie bei dem Mäde bleiben. Und du mußt jetzt noch einmal zum Doktor gehen. Man kann das net so anstehen lassen. Und dann muß er überhaupt einmal herbei. Schon berntwegen!“

Und nun deutet Tante Settchen mit dem Kopfe nach der Zimmerdecke, darüber der Lote liegt.

„Ich geh net gern zum Doktor, Tante! 's ist dir aber auch gar zu dumm, daß der grad beim Schmied Reinig wohnt!“

Als Sophie das Wort Schmied hört, wird das Loben wieder lebhafter. Sie lacht grell und spiz und ruft nach ihrem Vater, und nach dem Weggange Karls muß Tante Settchen eine Viertelstunde das Wort Vater in ihre Ohren gellen lassen. Sie sucht vergebens, das Mädchen zu beruhigen. Mit einem tiefen Seufzer läßt sie sich auf den Stuhl sinken, greift in ihre Rocktasche und wühlt darin herum; sie sucht nach ihrem Rosenkranz. Wo Menschen nicht mehr helfen können, steht man zu Gott um Hilfe.

Tante Settchen küßt das kleine Kreuzchen am Rosenkranz, nimmt es zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten und der linken Hand, während sie die Perlen in der inneren Handfläche der rechten Hand hält, und dann betet sie den schmerzhaften Rosenkranz. Jesus, der für uns Blut geschwigt hat. Der für uns ist gezeißelt worden. Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden. Der für uns das schwere Kreuz getragen hat. Der für uns ist gekreuzigt worden.

Der schmerzhafteste Rosenkranz paßt jetzt am besten in ihre Lage. Der kirchlichen Zeit nach müßte man ja den glorreichen beten.

Während des Gebetes rollten ein paar ganz stille Tränen über ihre welken Wangen, ganz stille und ganz wenige. Denn Tante Settchen — jeder im Dorfe nennt sie so — Tante Settchen ist keine Greinerliche und Sentimentale. Sie hat in ihrem fünfzigjährigen Leben viel Ursache gehabt zum Weinen, aber sie hat gemerkt, daß das viele Weinen dumm macht und die Seele zermürbt; denn Tränen zersfurchen ebenso sehr die Seele wie das Gesicht.

Tante Settchen seufzt und murmelt:

„Gott, geb ihm die ewig Ruh und leucht ihm mit deinem ewigen Licht. Amen!“

Während ihres Gebets ist der Arzt eingetreten.

„Tag, Fräulein Settchen!“ grüßt er freundlich. „Na, was passiert denn da nicht noch alles?“

„Da, Herr Doktor, betrachten Sie sie mal, ich glaub als, 's ist aus mit ihrem Verstand!“

„Owo, owo, owo!“ beruhigt der Arzt und tritt an das Bett, auf dessen Rand er sich setzt, um der Kranken den Puls zu fühlen. Sophie aber wehrt sich heftig gegen jede Berührung, sträubt sich und schreit, daß das nicht ihr Vater sei, und nur ihren Vater wolle sie. Der Arzt beschwichtigt. Doch seine Worte sind vergebens. Tante Settchen und Karl müssen das Mädchen festhalten, damit der Mann die Temperatur messen kann. Sie ist nicht sehr hoch, kaum Fieber zu nennen. Er zieht die Stirnhaut hoch, steht auf, nimmt den Kopf der Kranken zwischen die Hände und schaut ihr in die Augen. Dann sagt er seufzend:

„Sie können schon recht haben, Fräulein Settchen. Am besten ist die sofortige Unterbringung in eine Anstalt. Vor allem: nach Möglichkeit jede Aufregung von

ihr fern halten. Und das eingeben, was ich jetzt verschreibe. Der Junge kann's ja gleich holen in der Apotheke zu Worms. Geben Sie zuerst ein ganzes Pulver; ich denke, sie kann daraufhin einschlafen. Kommt's nicht dazu, geben Sie noch ein halbes; hören Sie: nur ein halbes!"

Bei den letzten Worten holt er einen Füllfederhalter aus der Westentasche hervor, entnimmt seiner Briefmappe ein schmales Rezeptformular und beschreibt es.

Tante Settchen aber kommt in eine Unruhe; sie möchte den Doktor etwas fragen und getraut sich nicht recht. Sie wird verlegen und atmet schwer. Erst als der Arzt das Rezept zusammenfaltet, faßt sie allen Mut zusammen und redet den Mann an:

„Herr Doktor, ich möchte Sie nur etwas fragen!"

„Na, Fräulein Settchen, was haben Sie noch auf dem Herzen?"

„Herr Doktor, ich verstehe ja nix von der Wissenschaft, aber ich wollt nur mal fragen, ob Sie uns net die groß Schand ersparen könnten?"

Karl, der in der Ecke zwischen Bett und Wand sitzt, horcht auf.

„Sie wissen doch, mein armer Schwager wird net kirchlich beerdigt, wenn wir net nachweisen, daß er das in der Geistesgestörtheit getan hat. Könnten Sie mir net einen Schein ausstellen für den Herrn Pfarrer? Ich mein doch, wenn ein Mensch einmal zu so einem Schritt kommt, müßt er net mehr ganz gescheit sein; hä, Herr Doktor?"

Nun ist der Bursche in seiner Ecke voller gespannter Aufmerksamkeit. Da hat er noch gar nicht daran gedacht. Tante Settchen, die allzeit Besorgte, die denkt an alles.

„Ja, Fräulein Settchen!" entgegnet der Arzt und zuckt die Schultern, „das ist so ne Sache. Menschlich genommen, möcht ich Ihnen schon helfen..."

Karl weiß schon, daß es schwer fallen wird, von dem Arzt den gewünschten Schein zu erhalten. Eine Feindschaft gegen den Mann, der dem Vater die christliche Grabehre verweigern wird, springt wie ein zuckender Funke in ihn. Er möchte den Doktor nehmen und die Nonne mit ihm totschlagen. Er knirscht mit den Zähnen.

„Ja, menschlich genommen, möchte ich Ihnen ja schon helfen. Aber ich glaube nicht, daß ich Ihren Wunsch erfüllen kann!"

Karl steht auf und geht aus dem Zimmer; er kann das nicht mehr anhören. Wie wird man den Vater begraben?

Im Hofe hilft er dem inzwischen mit den Gurken angefahrenen Gesellen die Säde abladen und ausleeren. Die Haufen auf der Scheuertenne werden höher.

„Nein!" sagt der Arzt im Zimmer zu Tante Settchen, „ich glaube nicht, daß ich Ihren Wunsch erfüllen kann. Ich habe gestern mit ihm gesprochen, und da war er nichts weniger als geistesgestört, nicht einmal unvernünftig war er. Sagen Sie mal selbst, Fräulein Settchen, hat er in den letzten Wochen einen anderen Eindruck auf Sie gemacht als früher?"

„Na, Herr Doktor, das ist und bleibt wahr, daß er die ganze Zeit arg aufgereggt war. Denken Sie doch auch mal die viele Rechnerei! Herr Doktor, ich geh einmal net davon ab: wenn ein Mensch das tut, dann ist er schon verrückt!"

„Auf dem Weg, Fräulein Settchen, kommt man dazu, jede unmoralische Tat als Ausfluß einer vorhandenen Geisteskrankheit zu erklären!“

Die beiden müssen ihr Gespräch unterbrechen, denn Sophie tobt fürchterlich. Tante Settchen fragt nur noch, ob der Herr Doktor ihren Wunsch denn wirklich beim besten Willen nicht erfüllen könne. Sie erhält von dem Arzte die Antwort, daß er noch Verschiedenes abwarten wolle. Er habe bereits mit dem Bürgermeister gesprochen. Das Gericht komme und lege Siegel an, jedenfalls werde man auch gleich Einsicht in die Bücher nehmen, und da müsse sich ja viel und Entscheidendes ergeben.

Karl, der gerade mit dem Gesellen und der Tagelöhnerin durch die Haustür kommt, hört die letzten Worte und erbleicht bis in die Lippen. Es ist ihm, als fließe alle seine Kraft im Herzen zusammen und verflüchtige dort wie ein Hauch. Er hält sich am Türpfosten. Also glaubt auch schon der Doktor an die Wahrheit der Gerüchte?

Während Karl erbleicht, errötet Tante Settchen, aber sie hat denselben Gedanken wie der Neffe: also hat der Verdacht sich schon so festgesetzt. Sie sagt jetzt nur noch:

„Ach Gott, Herr Doktor, was ein Unglück!“

„Nicht den Kopf verlieren, liebes Fräulein,“ tröstet der Arzt, „auch das heilt im Laufe der Zeit.“

Dann nimmt er seinen Hut, um zu gehen; unter der Tür stehend, spricht er noch einmal zurück:

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Fräulein Settchen, daß vernünftige Menschen Ihnen nichts anrechnen werden!“

Tante Settchen hat ihre Last mit der Kranken, die in eine Irrenanstalt soll. Aber woher das Geld nehmen? Denn Sophie wird ärmer sein als das ärmste Kind im Dorfe. Tante Settchen weiß das. Wie hoch wird der veruntreute Betrag sein? Hoch, sehr hoch wird er sein; er wird die Kaution von zehntausend Mark übersteigen. Wäre er kleiner, dann hätte der Schmied es auf andere, auf gütliche Art und Weise geregelt und hätte nicht zum Revolver gegriffen. Aber Sophie muß in eine Anstalt, vielleicht, daß sie wieder geheilt wird. Und Tante Settchen wird arbeiten, um der Nichte die richtige Pflege zu verschaffen. Sie hat der sterbenden Schwester versprochen, den Mutterwaisen eine gute und getreue Mutter zu sein. Tante Settchen wird in ihren alten Tagen bei den Bauern als Tagelöhnerin schaffen. Das ist bitter, aber einen Schwur bricht man nicht.

Die Altjungfer wird in ihren Überlegungen gestört durch die drei Leute, die aus der Küche, wo sie bis zum Weggehen des Doktors gewartet haben, ins Zimmer treten, Karl, Wilhelm und die Märgen.

Sophie starrt die Eintretenden an und schreit dann nach ihrem Vater, der wieder nicht dabei sei. Karl wendet sich der Tagelöhnerin zu und sagt:

„Märgen, bleibt Ihr einmal einen Augenblick bei dem Rade. Man kann ja rein garnix bei ihr plaudern, und der Willem will doch meiner Tante und mir was sagen! Bleibt so lang mal hier, wir gehen in die Küche!“

Wenn Tante Settchen auch nicht des Schmiedes Frau war, der Geselle nennt sie Meisterin und sagt in der Küche zu ihr:

„Meistern, ich muß Euch und dem Karl was sagen!“

„Und was wär das, Willem?“ fragt Lante Settchen, als sie sieht, daß der Bursche in Verlegenheit gerät.

„Offen und ehrlich rausgered, ist es das: ich möcht aus Euerm Dienst austreten. Der Karl hat ja das Schmiedehandwerk doch net so gelernt, daß er seinem Vater sein Geschäft weiterführen könnt, und vorhin hat der Schmied Reinig mich drum angesprochen, ich sollt zu ihm gehen als Gesell. Wißt Ihr, Meistern, die Bauerei (Landwirtschaft) gefällt mir doch net.“

„Na, Willem, preßiert dir das so??“ braust Karl auf. „Wo du doch bei meinem Vater gelernt hast und jahrelang Gesell bei ihm warst, hä, wie ist das??“

Lante Settchen beschwichtigt den Erregten:

„Karl, sei still und laß den Willem doch nur ruhig gehen. Was soll er denn auch bei uns noch schaffen? Er hat recht, daß er geht, wo er doch beim Schmied Reinig gleich ankommen kann.“

Zu dem Gesellen gewendet, fährt sie in ebenso ruhigem Tone fort:

„Geh du nur ganz ungeniert fort, Willem. Das ist doch ganz natürlich, daß du bei uns jekert net mehr bleiben kannst, und wenn sich dir da gleich so eine gute Gelegenheit bietet, einen Unterschlupf zu finden, ohne daß du auf die Walz zu gehen brauchst, hast du nur recht, wenn du zugreiffst!“

Im Stillen denkt sie, daß der Schmied Reinig ein rechter Schlaupf sei, indem er dem Gesellen seines einzigen kundenreichen Konkurrenten gleich eine Stelle anbiete, noch ehe dieser auf den Gedanken kommen konnte, das Geschäft seines verstorbenen Meisters selbständig weiter zu führen. Aber was geht sie das an? Sie hat mit den eigenen Sorgen genug.

„Meistern, könntet Ihr mir net auch gleich meine Papiere und mein Dienstbuch geben?“ fragt der Geselle.

„So, Willem, das kannst du auch kriegen; wart einen Moment, ich geh nauf und hol dir's!“

Sie wendet sich Karl zu, der auf die verweisenden Worte seiner Lante hin die Hände in die Hosentasche gesteckt und zum Küchenfenster hinaus auf das Scheuerdach gesehen hat, und ruft ihn an:

„Karl, du könntst mit mir naufgehen!“

„Wenn Ihr Euch fürchtet, allein nauf zu gehen, Meistern,“ wirft Willem ein, „will ich gern mit Euch gehen!“

Da wendet sich Karl scharrend herum und schnarrt:

„Das ist net nötig, Willem, wir fürchten uns vor unserem Vater net!“

Er sagt das so und denkt nicht daran, daß er seinen Fuß schon auf der untersten Treppenstufe wieder zurückgezogen hat. Der Geselle erwidert ihm:

„Karl, ich tät auch ganz gern noch mal meinen Meister sehen, eh ich aus dem Haus geh. Warum behandelst du mich auf einmal so wegwerfend? Du wirst doch begreifen, daß ich jekert überhaupt fort muß!“

„Kein Streit net, ihr zwei Duben!“ beschwichtigt Lante Settchen, „in einem Haus, wo ein Totes liegt! Also, ihr könnt ja alle beid' mit nauf gehen!“

Sie gehen zu dreien die knarrende Stiege hinauf; Willem voran, in der Mitte Lante Settchen, zuletzt Karl. Der atmet schwerer bei jedem Treppentritt.

Als der Geselle oben ist und vor der Tür des Zimmers, in dem der Schmied liegt, stehen bleibt, greift Karl nach dem Rock seiner Tante und hält sich fest. Die dreht sich um und fragt:

„Na, Karl, was hast du denn?“ . . .

Tante Settchen faßt den Burschen bei der Hand und führt ihn in die Totenkammer, die Willem geöffnet hat.

Die Fenster und Läden sind geschlossen; so ist ein Halbdunkel in dem Zimmer. Durch ein Astloch in einem Fensterladen fällt ein Sonnenstreifen, von schwebenden regenbogenfarbenen Stäubchen erfüllt, herein und legt sich über das mit einem weißen Leinentuch verdeckte Bett, als ob er mit seinem hellen Finger auf den roten Fleck deuten wolle, der das weiße Tuch färbt.

Tante Settchen geht auf den Fußspitzen nach dem Fenster und öffnet es samt dem Laden zu einem schmalen Riß; es wird hell in dem Zimmer. Die beiden Burschen stehen zu Füßen des Totenlagers.

„Wollt ihr ihn auch wirklich sehen?“ fragt Tante Settchen.

Sie nicken.

Die Frau huscht nun an das Kopfende des Bettes, beugt sich darüber, faßt das Tuch, das die Leiche bedeckt, mit beiden Händen an den Zipfeln und zieht es zurück. Dabei behält sie ihren Neffen fest im Auge.

Karl schaudert ein wenig. Wie kann eine Stirn, die sonst so lebensvoll gebräunt unter dem schwarzen Straußhaar lag, auf einmal so wachsgelb werden? Und wie seltsam die Augen! Die Lider sind halb darüber gesenkt, und durch einen schmalen Schlitze sieht man verglast und gebrochen, was sonst braun und oft so lustig funkelte. Und die Nase dazwischen so scharf wie ein Messerrücken. Der Blick könnte sich daran schneiden. Die Lippen sind so unbarmherzig fest aufeinander gepreßt, fast verschwinden sie unter dem dunklen Schnurrbart, der scharf absticht, gegen den gelben Untergrund der Haut. Die Arme des Toten liegen schlaff an den Seiten. Haben diese Arme wirklich einmal den schweren Schmiedehammer geschwungen?

Und was Karl jetzt sieht, jagt ihm noch stärkere Schauer über die Seele.

Hellrot fließen aus der mit halbvertrocknetem, schon ein wenig dunkel gewordenem Blut bedeckten Brust die vier kleinen Wunden, wo die Kugeln eindrangen.

Tante Settchen sagt mit gebrochener Stimme:

„Siehst du, mein lieber Bub, das ist dein Vater!“ . . .

Während Tante Settchen Fenster und Laden wieder schließt, erhebt er sich vom Boden. Wilhelm, der tief erschüttert ist und seinen Gleichmut wiederzugewinnen trachtet, sagt verlegen:

„Ihr müßt auch ein Kreuz und ein Lichtchen zu euerm Vater stellen und ein Gläschen Weihwasser mit einem Buzzweigelchen!“

„Ja, das machen wir jetzt“, antwortet Karl, „die Tante ist halt noch net dazu kommen!“

Die drei ordnen das Nachttischchen in der von dem Gesellen angeregten Weise. Weihwasser und Licht muß die Tante aus ihrem Zimmer holen, denn als sie den Finger aus dem auch über dem Bette des Schmiedes unter einem

Ecce-Homo-Bild hängenden Weihwasserteßelchen zurückzog, war er nur mit grauem Staube bedeckt. Mannsleut geben halt nicht so viel auf fromme äußere Zeichen, denkt Tante Settchen.

Als man das Zimmer wieder verlassen will, sagt der Geselle erinnernd noch einmal: „Meistern!“ und blickt dabei Tante Settchen bedeutsam an.

„Jaso, Willem,“ antwortet die Angerufene, „du willst ja deine Papiere!“

Sie sucht in der altmodischen Schreibkommode, wühlt in dem Inhalt verschiedener Schubladen. Nach einigem Suchen nimmt sie einen Briefumschlag heraus und hält ihn in das Licht des einfallenden Sonnenstreifens, um die Aufschrift zu lesen:

„Papiere des Schmiedegesellen Wilhelm Taubert.“

„Da sind sie!“ sagt Tante Settchen und verschließt den Sekretär, wie sie dort die altmodischen Schreibkommoden nennen, wieder.

Sie gehen die Stiege hinab.

Unten im Hausgange untersuchen sie den Inhalt des Umschlages. Das Dienstbuch ist nicht darin. Nach langem Hin- und Herreden sagt Karl:

„O mein, wie kann man so dumm sein! Die Dienstbücher werden ja droben auf dem Rathhaus beim Bürgermeister aufgehoben!“

Da erwidert Tante Settchen:

„Ich muß nachher doch nauf und das Absterben vom Vater anmelden, da bring ich dir's mit, Willem und schreib dir auch ein Zeugnis hinein. So wird dir's jeßert doch net pressiere!“

„Ei, nein, ich kann ja noch helfen Gummere zählen!“

Tante Settchen setzt sich auf den Stuhl, der neben dem Herd steht, zieht ihren Neffen an der Hand zu sich her an ihren Schoß und sagt zu ihm:

„Lieber Bub, ich muß jeßert mal allerhand mit dir reden, denn, wie du siehst, wir zwei sind die einzigen, die bei der Hand sein können und wollen und auch bei der Hand sein müssen! . . . Darfst net schimpfen, Karl, das sind Schickungen von unserem Herrgott, die muß man stillschweigend tragen!“

Und weiter sagt sie ihm, daß, wie er aus dem Katechismus ja auch selbst wisse, dem Vater, weil er „das“ getan habe, das kirchliche Begräbniß verweigert werde, wenn der Doktor nicht bescheinige, daß der Vater das in einem Anfall von Geistesstörung getan habe. Bis jeßt sei der Arzt ja ganz und gar abgeneigt, einen solchen Schein zu schreiben und habe nur den Totenschein ausgestellt. Es sei leicht zu erraten, daß der Doktor nichts anderes abwarten wolle als die gerichtliche Untersuchung.

Karl zuckt zusammen und fragt:

„Tante Settchen, warum gerichtlich Untersuchung? Ob Mord oder Selbstmord vorliegt?“

„Nein, lieber Bub, das net, denn das ist klar, daß Selbstmord vorliegt.“

Sie schweigt ein wenig, denn es fällt ihr schwer, dem Kinde zu sagen, daß auch sie an die verbrecherische Schuld seines Vaters glaube. In ihr Schweigen drängt sich die begehrende Frage Karls:

„Wenn's das net ist, was ist es dann anders?“

„Ach Gott, lieber Bub!“

„Da sag mir's doch auch, Tante, und red aus, wenn du was angefangen hast!“

„Na, dann horch! Im Lauf des Tags wird das Gericht noch von Worms kommen und wird alles versiegeln, weil ihr Kinder doch noch net volljährig seid. Bei dieser Gelegenheit werden auch ganz sicher die Rassenbücher revidiert und da könnt schon herauskommen, daß euer Vater net — net — net . . . net ehrlich war!“

Als Karl das hört, brüllt er wie ein zu Tode getroffenes Tier auf:

„Tante!“

Dann ist es wieder stille. Man hört nur das Schluchzen Karls gedämpft aus dem Schoße der Frau bringen. Plötzlich springt er auf, fährt mit beiden Händen in die Haare, läuft in der Küche herum und wimmert:

„Lieb Tante Settchen, lieb Tante Settchen!“

Dann bleibt er stehen, sieht die Angerufene mit starrem Blicke an und fragt:

„Kann das wirklich wahr sein?“

„Sieber Bub, du darfst net so außer dir sein! Wir sind all Menschen, und jeder hat seine Fehler. Der eine fällt tiefer, der andere net so tief. Wenn dein Vater unrecht getan hat — Gott verzeih ihm seine schwere Schuld, wie er uns unsere kleine Sünden vergeben soll! Aber was ist groß und was ist klein?“

Karl hört mit offenem Munde zu. Er muß sich zur Aufmerksamkeit zwingen, denn seine Gedanken kreisen saugend um die Vorstellung, sein Vater sei ein Verbrecher. Als Tante Settchen ausgerebet hat, sagt er zu ihr:

„Wenn ich nur auch so denken könnt wie du, Tante. So als wenn du wüßt, wie alles zusammenhängt, und wie unser Herrgott darüber denkt!“

„Wenn du mal so alt bist wie ich, Karl, da bist du auch net mehr so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen und nimmst's, wie's kommt. Aber jetzt will ich dir was sagen: ich geh eben auf der Stell nauf aufs Rathaus und laß den Tod vom Vater einschreiben. Heut ist Mittwoch, da ist der jung Schullehrer droben und versieht den Greffierdienst. Unter der Weil kannst du ja mal naus zum Doktor gehen und kannst ihn noch mal drum bitten, er soll uns doch so einen Schein schreiben für den Herrn Pfarrer. Steh dir auch gleich das Rezept ein, da kannst du vom Dokter aus gleich nach Worms in die Apotheke laufen!“

Sie steht auf, bindet die Küchenschürze los, hängt sie an einen Haken hinter der Tür und sucht sich unter den dort befindlichen Kleidern ihre Ausgehschürze hervor, stellt sich vor den Kleiderschrank, die Scheiben der Overtüren als Spiegel benutzend, und streicht mit der flachen Hand ordnend über ihre gescheitelten Haare. Nachdem sie auch noch ihre Schuhe abgebürstet und die Schnürriemen daran fester gebunden hat, geht sie.

(Fortsetzung folgt)





Der Berliner Roman

Von Dr. Arthur Westphal-Berlin



s hat lange gedauert, ehe die jüngstdeutsche Literatur sich dazu verstand, die neuen tausendfältigen Erscheinungsformen einer Zeit, in der sie lebte und deren Luft sie atmete, nun auch als neue künstlerische Probleme zu werten. Immer und immer wieder ist sie auf ihrem Wege überraschenden Erscheinungen begegnet, für die in ihrer Schulästhetik kein besonderes Kapitel vorgesehen war. Heute waren es die gelösten Kräfte des Dampfes und der Elektrizität, die beunruhigend und rätselhaft in ihren durch Klassizität und Romantik beschränkten Gesichtskreis traten, und am nächsten Tage war es der Sozialismus mit seinen ungeahnten Problemen, war es die immer bedrohlicher näher rückende Masse des Proletariats, waren es die Automobile, die Röntgenstrahlen, die Luftschiffe und tausend andere Dinge mehr, die mit Blitzzugsgeschwindigkeit auf ihren bedrängten Geist anstürmten. Sie wußte sich in der Fülle dieser Erscheinungen keinen Rat und machte es wie der brave Vogel Strauß, der bekanntlich in angenehmer Selbsttäuschung seinen Kopf in den Sand gräbt, wenn er irgendwo eine Gefahr mittert. Sie ignorierte ganz einfach das von Tag zu Tag ungebärdiger brodelnde Leben ihrer Zeit. Sie verstopfte sich die Ohren vor dem lauter und hitziger werdenden Kampfe, der da draußen die freigewordenen Kräfte eines veränderten Zeitalters gegeneinander hegte. Sie machte aus ihrer erbärmlichen Not eine Tugend, indem sie das, was sie in seiner Gesamtheit nicht zu fassen vermochte, als unpoetisch, als roh, ja gar als unsittlich verwarf. Und sie suchte und fand Schutz in der glänzenden Isoliertheit ihrer Götter und Helden, die mit verstimmten Mienen in verstaubten Tempeln umherstanden und von Eisenbahnen und Dynamomaschinen und Luftschiffen und Arbeiterbataillonen nichts wußten und nichts zu wissen brauchten.

Erst ganz allmählich dämmerte die Erkenntnis, daß die neue Zeit in ihren Schatzkammern wohl auch ungeahnte künstlerische Möglichkeiten trug. Die großen russischen Epiker und Polas unerschrockene Gegenwartstromane gaben den ersten Anstoß. Das, was man den deutschen Naturalismus nennt, war eines Tages lebendig geworden und segte wie ein Gewitter, verwüstend und reinigend zugleich,

durch die zeitgenössische Literatur. Eine pathetische Jugend verlangte für das Leben der Gegenwart das gleiche Recht, das man jedem historischen Schmöler anstandslos einräumte. „Reißt doch die Augen auf,“ rief sie, „habt doch nur den Mut, das Leben einmal ohne gefärbte Brillengläser zu sehen! Schreiet da nicht alles nach künstlerischer Gestaltung? Ist euch, wenn ihr durch eine Straße des sich riesenhaft reckenden Berlin geht, diese Stadt nicht tausendmal wichtiger, nicht tausendmal näher als das alte Rom mit seinen Gräbern und Trümmern und kalten Steinen?“

An dem Tage, als das geschah, wurde das heutige Berlin für die deutsche Dichtung entdeckt. Das Gefühl, daß die moderne Millionenfiedelung, dies wie mit Vampyrarmen gierig um sich greifende Riesenungeheuer, ein unendlich reizvolles, aber auch unendlich beunruhigendes ästhetisches Problem darstellt, hat sich seitdem nicht wieder ersticken lassen. Wie ein roter Faden zieht es sich durch die literarische Produktion der letzten zwanzig Jahre. Immer und immer wieder kreist die Sehnsucht und der Ehrgeiz unserer Romanschriftsteller um die eine Aufgabe: den Rhythmus der Millionenstadt künstlerisch zu erfassen; die brausende Melodie des Jahrhunderts mit den Mitteln einer ästhetischen Gestaltung zur Sinfonie zu steigern; aus dem mörderischen Lärm der Maschinenäle, aus dem Rattern der Stadtbahnzüge, der Automobile und elektrischen Bahnen, aus dem Auf und Ab von Leben und Tod, von Vernunft und Irrsinn, von Rauch und Nüchternheit, aus den bunt spielenden Lichtern der Friedrich- oder der Leipziger Straße, aus dem ganzen kaleidoskopisch, verwirrend und spukhaft, vorübertaumelnden Hegenabbat dieser seltsamen Stadt ein mit visionären Dichteraugen gesehenes Weltbild zu zaubern. Und es liegt auf der Hand, daß keine Stadt stärker als Berlin die Augen aller künstlerisch interessierten Gegenwartsgeister auf sich zog. Nirgends muhten die Möglichkeiten größer erscheinen, als angehts dieses mit beklemmender Schnelligkeit emporstießenden Riesenorganismus. Nirgends war mehr Bewegung, mehr Drängen und mehr Fluß. Nirgends schienen mehr Energien aufgespeichert, nirgends schien der Pulsschlag fieberhafter und schneller. Und nirgends glich das Heute dem Gestern weniger als in der neuen Hauptstadt des Deutschen Reiches, der, wie einem lang aufgeschossenen Jungen in den Flegeljahren, niemals die Kleider passen wollten, die man ihr anzog.

Berliner Romane hatte es natürlich auch schon gegeben, ehe Berlin zur Millionenstadt anschwoh. Um nur zwei Namen zu nennen: Paul Heyse und Friedrich Spielhagen und später Paul Lindau hatten das Berlin, das sie kannten und mit dem sie groß geworden waren, mehr als einmal dichterisch zu bewältigen gesucht. Und in bedeutendem Abstände hinter ihnen gab es eine unübersehbare Zahl kleinerer Geister, die sich, je nach Maßgabe ihrer Kräfte, mit dem fraglichen Problem auseinandergesetzt hatten. Aber das sind nicht die Erscheinungen, die in diesem Zusammenhange interessieren. Sie fußen auf anderer Basis. Sie sind aus einem Berlin herausgewachsen,

von dem die heutige Dreimillionenstadt kaum mehr den Namen kennt. Die Zeit ist über sie hinweggegangen und hat ihnen, wenn man von historischen Werten absieht, jede Bedeutung für die Gegenwart genommen. Aber ein anderer Name darf in einer Untersuchung über den modernen Berliner Roman nicht fehlen: Theodor Fontane. Der Dichter der „Jenny Treibel“, der „Irrungen, Wirrungen“, der „L'Abultera“, der „Cécile“ und der „Effi Briest“ gehört auf jeden Fall in die vorderste Reihe jener Geister, denen die künstlerische Eroberung des neudeutschen Berlin am Herzen lag. Wenn auch das Berlin, das Fontane sah, schon heute dreißig oder mehr Jahre zurückliegt; wenn er das Großstadtproblem auch weniger in seiner Totalität faßte, sondern es eigentlich nur in einer Reihe glänzend gemeisteter Ausschnitte aus einer ganz bestimmten Berliner Bourgeoisie illustrierte — ihm gebührt jedenfalls der Ruhm, als Erster und vielleicht als Verufenster mit wahrhaft dichterischen Mitteln den modernen realistischen Großstadtroman geschaffen zu haben. Es war der Geist unserer Zeit, der in seinen Büchern lebte, und die mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit gemeisterte Atmosphäre des rasch aufstrebenden, fleißigen, tüchtigen und nüchternen Groß-Berlin schwebte darüber. Es gab und gibt eine niemals unterbrochene Verbindung zwischen den Fontaneschen Romanen und der lebendigen Gegenwart. Und alles, was eine neue und noch immer werdende Epoche an seltsamen Dingen und Werten hervorbrachte, erschien hier zum ersten Male zum wirklichen Kunststil verdichtet.

Das muß um so entschiedener ausgesprochen werden, als die Ausbeute an wirklich guten Berliner Romanen bis auf den heutigen Tag verzweifelt gering geblieben ist. Natürlich hatte es eine junge und ohne jede kulturelle Vergangenheit vorwärtstürmende Stadt wie Berlin in der Beziehung unendlich viel schwerer als etwa Paris, wo die Schriftsteller und Romanciers eine seit Jahrhunderten fertige Kultur jederzeit vorfanden. Dem neuen Berlin einen Kunststil schaffen, hieß: eine Kultur, die noch gar nicht vorhanden war, gewissermaßen hellseherisch in ihren embryonalen Reimen herauszufühlen; in einem unbestimmbaren und ungeberdigen Chaos so etwas wie Gesetze, Regeln, Systeme und große Linien zu erkennen. Man kommt dem Bilde einer Parvenustadt natürlich nicht schon deshalb nahe, weil man selber ein Parvenu ist und sich nun dauernd wie ein solcher benimmt. Leider war das und ist das, wie wir sehen werden, noch heute der Fehler, dem eine ganze Reihe Berliner Romanschriftsteller immer wieder verfällt. Ein von jeher beliebter Kniff besteht darin, die an sich gleichgültigen Romanbegebenheiten vor eine Berliner Kulisse zu stellen, ohne daß ein wirklich organischer Zusammenhang zwischen beiden existiert. Das gibt natürlich dem Stoffe einen gewissen äußeren Reiz, und der Berliner Leser darf befriedigt und geschmeichelt niden, wenn ihm auf den Seiten seines Buches ab und zu die Namen Kempinski oder Wertheim oder Friedrichstraße begegnen. Wie weit diese Art zu arbeiten von der Tiefe des wirklichen Problems entfernt ist, braucht wohl nicht näher erläutert zu werden. Aber es ist immerhin

charakteristisch, daß der pseudoliterarische Typus, an den wir dabei denken, mit jedem neuen Büchermarkte wiederkehrt und auf solche Weise den reinen Begriff des Berliner Romans zu verwirren und zu verbunkeln droht.

Das sind ganz und gar nicht die Erscheinungen, die uns in diesem Zusammenhange beschäftigen. Vielmehr haben wir es, wie oben angedeutet, hier nur mit jener Klasse von Romanen zu tun, die das Berlin von heutzutage im Bilde oder im Bruchteil eines Bildes wirklich zu erfassen trachten. Freilich muß vorausgeschickt werden, daß auch für diese Bücher das Großstadtproblem nicht immer das Entscheidende und Primäre bedeutet, wie es beispielsweise in Max Krepers vor fünfundzwanzig Jahren geschriebenen „Verkommenen“ der Fall war. (Übrigens mag, wer Lust hat, an diesem Buche die merkwürdig rasche Wandlung des literarischen Zeitgeschmacks kontrollieren.) Auch sie stellen, mehr oder weniger, allerlei menschliche Dinge, Begebenheiten und Zusammenhänge manchmal recht willkürlich in eine Berliner Umgebung. Auch sie geben fast niemals das Problem in seinen verwickelten Zusammenhängen, sondern nur in mehr oder weniger glücklichen Einzelausschnitten. Aber sie machen dann doch den einen oder den anderen Ton aus dem unübersehbaren Weltstadtgetriebe lebendig. Sie haben das, was vor allen Dingen nötig ist: den Kontakt mit der Gegenwart, mit der Realität der Erscheinungen. Und man wird ihnen, als Illustrationen zur Zeitgeschichte, als künstlerische Deutungsversuche des riesenhaften Berlin von heutzutage, eine tiefere ästhetische Daseinsberechtigung nicht gut abstreiten können. Ein Blick auf einige in den letzten Jahren erschienene Bücher dieser Art mag das erweisen. (Wobei freilich eingeschaltet werden muß, daß bei der Fülle des Materials die nachstehende Übersicht über literarische Neuerscheinungen ganz und gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann.)

Das zum unheimlichen Riesenorganismus anschwellende Berlin, gesehen aus der täglich mehr bedrohten Peripherie, malt Clara Viebig in ihrem großzügig angelegten Romanwerk: „Die vor den Toren“ (bei Egon Fleischel u. Co., Berlin). Die immer wieder erstaunliche Kraft dieser Schriftstellerin, die schon seit ihrem Buche vom „Täglichen Brot“ in der allerersten Reihe der zeitgenössischen Berliner Romanciers steht, hat hier ein lebensprägendes Kolossalgemälde aus dem Boden gestampft, das die unruhigen Zeiten der Berliner Gründerjahre, mit ihren Millionenbauern und Spekulanten, mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten und ihren zertretenen Hoffnungen, mit ihren Fieberzuständen und mit ihrer ungesunden Rastlosigkeit in prachtvolle Linien bündigt. Das Buch ist, wenn ich mich recht erinnere, bei seinem Erscheinen auch in den Grenzboten ausführlich gewürdigt worden, und ich kann mich deshalb mit der Feststellung begnügen, daß in Clara Viebig's Tempelhofer Roman die fieberhaft rasche Entwicklung, die Berlin nach dem großen Siebziger Kriege durchgemacht hat, in wundervoll passenden Akkorden lebendig geworden ist, und daß sich hier aufs neue ein berufenes episches Talent bewährt hat, das den Vergleich mit Zolaschen Büchern geradezu herausfordert.

Die großen kulturell-ästhetischen Gesichtspunkte, die den Viebig'schen Roman adeln und ihm wirklich die Kraft einer dichterischen Vision geben, wird man in der übrigen Romanproduktion der letzten Jahre leider vergeblich suchen. Die Halbheit und neurasthenische Ratlosigkeit, an der, mehr oder weniger, unsere ganze heutige Literatur leidet, ist dem Romantypus, an den wir hier denken, naturgemäß nicht eben günstig gewesen. Unsere Schriftsteller gehen allem, was auch nur entfernt an al Fresco-Wirkungen erinnern könnte, mit fast pathologischer Angst aus dem Wege. Sie sind in der Regel viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, um die Dinge dieser Welt in künstlerischer Objektivität, aus einer gewissen Distanz zu sehen. Aber auf der anderen Seite weist ihre mehr nach innen gedrängte und mehr auf subtilere Wirkungen gestellte Kunst hin und wieder doch eigene Klänge von großer Schönheit auf, Klänge, die das in Rede stehende Problem, wenn auch nicht erschöpfen, so doch in seinen Umrissen aufdämmern lassen. In allererster Linie muß da auf Kurt Münzers Buch von den „Kindern der Stadt“ (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus) verwiesen werden. Diese stille, feine Geschichte, in die der verworrene Lärm der modernen Weltstadt wie ferne Orgelbrausen hineinrauscht, macht allerlei Töne lebendig, die im Ohre hängen bleiben und den Genießenden nachdenklich stimmen. Auch hier ist — freilich in ganz anderer Art als bei Clara Viebig — der Versuch gemacht, das, was wir den Rhythmus der Großstadt nannten, im Bilde und im dichterischen Symbol festzuhalten. Von allen Büchern, an die wir hier denken, verdienen die „Kinder der Stadt“ wohl am ersten den Titel eines im tiefsten Sinne modernen Berliner Romans. Denn sie sehen das Problem wirklich in seinem innersten Wesen, und sie holen mit jenem leisen ästhetischen Takte, den nur verfeinerte Nerven aufbringen, allerlei ungeahnte und nie gehörte Melodien aus fernen Welten herauf.

Einen mit großem artistischen Können und mit viel zeichnerischer Begabung erfaßten Ausschnitt aus der Berliner Vorstadt von heute gibt Georg Hermanns „Rubinke“ (bei Egon Fleischel u. Co.). Das Bild, das hier von einer Kleinbürgerlichen Gegenwartswelt gemalt wird, erscheint bis in seine letzten Einzelheiten gewissenhaft ausgetuscht. Die äußerlich imponierenden, und doch unsagbar nüchternen Straßenzüge und Plätze und Maurermeister-Architekturen, die die nach Vororten wie Schöneberg und Wilmersdorf hinüberleitenden Grenzgebiete charakterisieren; die Gegend, in der über Nacht aus öden Feldern riesige Rohbauten hervorschießen; das wunderliche Zwittergeschöpf, das nicht mehr Berlin, aber noch nicht einen selbständigen Organismus darstellt; mit einem Worte das, was man heute die westliche Berliner Vorstadt nennen könnte — das hat in Georg Hermann einen geschickten und zweifellos begabten Schilderer gefunden. Allerlei amüsante und plastisch herausgehobene Bilderchen erstehen in diesem Buche. Die Atmosphäre von Kleinbürgerlichkeit und billigem Prozedentum, auf die dabei alles ankommt, ist äußerst glücklich begriffen. Und das einzige, was man gegen diesen tragikomischen Lebensroman eines Berliner Friseurgehilfen

einwenden könnte, wäre der Vorwurf, daß Georg Hermann seiner artistischen Laune etwas über Gebühr die Zügel schießen läßt, daß sein ewig ironisches Lächeln auf die Dauer ermüdet, und daß er in seinem Verhältnis zu den Geschöpfen der eigenen Phantasie nicht mehr die richtige dichterische Liebe aufbringt.

Bei Martin Beradt, der in seinem Buche „Das Kind“ (bei S. Fischer, Berlin) ein armseliges ostpreußisches Dienstmädchen zur Romanheldin macht, findet sich diese dichterische Liebe auf jeder Seite. Beradt unterhält jene zarten menschlichen Beziehungen zu seinen Geschöpfen, die einem Buche erst die rechte poetische Weihe, die rechte, aus dem Herzen fließende Wärme verleihen. Die Geschichte, die er erzählt, strömt einen merkwürdig feinen Duft aus. Kultur ist darin, und seelischer Takt und starkes dichterisches Miterleben. Und wenn auch, im letzten Grunde, das Großstadtproblem für Beradt hier ebenso wenig ausschlaggebend ist wie in seinem früheren klugen, warmen und persönlichen Buche von den „Eheleuten“ (bei S. Fischer, Berlin), so ist doch genug Klang und genug Lokalfolorit darin, um das Auftauchen dieser Romane in einer Untersuchung wie der vorliegenden zu rechtfertigen.

In das unterirdische Berlin mit allen seinen erschreckenden Zusammenhängen leuchtet Hans Hyans Buch: „Die Verführten“ (Pan-Verlag). Auch hier hat eine starke künstlerische Gestaltungskraft sich aus dem buntschillernden Getriebe der Weltstadt den Ausschnitt gesucht, den sie am gründlichsten kennt und zu dem ihre Begabung sie treibt. Das Beste an diesem Buche ist die unbetrübte Wahrheitsliebe und die ästhetische Unerbittlichkeit, von der es beseelt ist. Da werden den Dingen keine rosafarbenen Mäntelchen vorgeführt. Da spricht das Leben seine kalte, grausame, unzweideutige Sprache. Und da schlägt ein aus den Raschemmen und Schlupfwinkeln des nördlichen Berlin kommender dumpfer Ton mit bedrohlicher Deutlichkeit an das Ohr des gedankenlosen Philisters.

Felix P. Greve pinxelt in dem Roman von „Fanny Eßler“ (bei Axel Juncker, Stuttgart) die dunklen Wege eines Mädchenschicksals in eine Berliner Umgebung. Auch dies Buch wird von einer tiefen ästhetischen Unerbittlichkeit getragen. Auch hier fallen unheimlich grelle Lichter in verstoßene Winkel der Großstadt. Nur möchte man dem Roman hier und da eine stärkere künstlerische Disziplin, eine straffere Linienführung wünschen.

Eine anspruchslose, aber eben deshalb sehr sympathische Illustration zu dem Berlin um das Jahr 1880 gibt Felix Holländer in seinem autobiographischen Roman: „Unser Haus“ (bei Erich Reiß, Berlin). Die künstlerische Bedeutung dieses Buches liegt im Persönlichen, in der starken inneren Leuchtkraft, die es durchströmt. Aber nebenher, wie unbeabsichtigt, ersteht dann auch das klarumrissene Bild einer eben in Berlin lebhaft gewordenen Bürgerfamilie. Aus dem Persönlichen schält sich das Typische, und wenn man das Buch aus der Hand legt, sieht man im Geiste ein paar menschliche Silhouetten, die mit dem Bilde des immer noch werdenenden Berlin organisch zusammenhängen.

Rudolf Lothars „Herr von Berlin“ (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) und Rudolf Pressbers „Bunte Ruß“ (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) setzen sich, jeder in seiner Art, mit dem literarisch-künstlerischen Berlin von heutzutage auseinander. Beide Bücher wiegen nicht sonderlich schwer. Beide Bücher sind flüchtig gearbeitet und gehen nicht sehr in die Tiefe. Aber wer Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, wird in Lothars amüsanter Zukunftspantomastie so gut wie in Pressbers etwas absichtlich auf humoristische Akzente gestellter Geschichte allerlei Dinge finden, die für das Wesen des neuerliner Zeitgeistes charakteristisch sind.

Die Aufzählung von Büchern, die das moderne Berlin aus irgendeinem bestimmten Gesichtswinkel heraus betrachten, ließe sich, wie gesagt, mit Leichtigkeit bis ins Unendliche verlängern. Daß das nicht der Zweck der vorliegenden Arbeit sein kann, liegt auf der Hand. Wir haben lediglich an einer Reihe markanter Beispiele zu zeigen versucht, wie sich die Erscheinung des Berliner Riesenungeheuers im zeitgenössischen Schrifttum spiegelt. Und zum Schluß bleibt uns nur noch die Aufgabe, eines literarischen Typus zu gedenken, der ebenfalls gern unter der Flagge „Berliner Roman“ segeln möchte, und den gerade die letzten Jahre zum Verdruß aller ernsthaften Geister herangezogen haben. Wir meinen jene Bücher von ausgesprochenem Parteicharakter, wie sie Robert Sautel, Eugen Jles und neuerdings Arthur Landsberger schreiben. Sie kommen, da sie von keinem Talente getragen werden, künstlerisch überhaupt nicht in Betracht. Aber sie wachsen sich trotzdem allmählich zu einer öffentlichen Gefahr aus, gegen die gar nicht scharf genug Front gemacht werden kann. Sie suchen sich ihre Stoffe mit Vorliebe in jenem übel berüchtigten Milieu des äußersten Berliner Westens, das durch ein paar Sensationsprozesse in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt worden ist. Sie sind von einem Geiste der Unkultur, des Ungeschmacks und der ästhetischen Zuchtlosigkeit getragen, für den die härtesten Worte gerade gut genug sind. Sie behaupten typisch zu sein und handeln ausschließlich mit Klatsch und mit elenden Indiskretionen.

Eine deutliche Abwehr tut hier bitter not. Der ernsthafte Berliner Roman hat mit diesen Ausgeburten einer spekulativen und sensationshungrigen Reporterphantasie nichts zu schaffen. Und wem die unendlich verwickelte Erscheinung des heutigen Drei-Millionen-Berlin künstlerisch überhaupt etwas zu sagen hat, der wird einen dicken Strich zwischen der eigenen Weltanschauung und den gleichgültigen Geschäften wurzelloser Literaten machen.





Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schulfragen

Zur Schulreform. In den aus der Schulreform von 1901 hervorgegangenen Lehrplänen und Lehraufgaben ist wiederholt der Gedanke ausgesprochen, daß die verschiedenen Schulformen, also Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule, durch die ihnen gewährte Gleichberechtigung die Möglichkeit erhalten sollen, ihre besondere Eigenart kräftiger zu pflegen. Und wenn man heute einmal ein wenig an dem Griechischen oder Lateinischen in den Gymnasien rüttelt, dann wird einem auch sofort entgegengehalten, dadurch werde die Eigenart des Gymnasiums verletzt. Was schadet es denn, wenn diese verletzt wird? Das könnte doch nur dann bedenklich erscheinen, wenn wir sicher wüßten, daß diese Eigenart etwas durchaus Unübertreffliches und deshalb Unantastbares wäre. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß diese Eigenart verletzt werden muß, wenn es allgemeine pädagogische Erwägungen erfordern, die höher einzuschätzen sind als fachmännische Liebhabereien. Mit dieser Betonung der Eigenart der verschiedenen Schulformen wird eine gesunde und naturgemäße Weiterentwicklung unseres höheren Knabenschulwesens nur gehemmt. Darauf einmal nachdrücklichst hingewiesen zu haben, ist nicht das geringste Verdienst des Werkes des Pöfener Akademiedozenten Dr. **Hudolf Lehmann** über „**Erziehung und Unterricht**“, das eine wesentlich veränderte und erweiterte Neuauflage des vor etwa einem Jahrzehnt erschienenen Buches „**Erziehung und Erzieher**“ darstellt. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912. 9 Mark.)

„Was könnte es für einen Wert haben, die gerade jetzt vorhandenen Schulformen in ihrer Eigenart zu konservieren?“ fragt Lehmann mit Recht. „Nicht auf die Schule kommt es an, sondern auf die Schüler, nicht auf die Eigenart bestimmter Schulformen, sondern auf die Vorbildung, die sie mit ins Leben geben. Tatsächlich wird und muß denn auch die Entwicklung aufs Gegenteil hinauslaufen: die vorhandenen Schularten werden sich vermutlich auch weiterhin einander nähern, wie sie das bereits in den letzten fünfundzwanzig Jahren getan haben, ohne daß darum der Unterschied der verschiedenen Bildungsgrenzen völlig verwischt zu werden brauchte.“ Daß eine solche Annäherung erfolgen wird, ist auch meine Meinung, und in dieser Richtung bewegt sich auch der von mir gemachte Vorschlag eines Einheitsgymnasiums mit wahrstreichem Griechisch, der diese Annäherung für das Gymnasium und das Realgymnasium herbeiführen will. Mit der fakultativen Gestaltung des griechischen Unterrichts ist Lehmann auch durchaus einverstanden. Er sagt: „Das von den Vertretern des Klassizismus so erbittert bekämpfte ‚englische Gymnasium‘, d. h. eine Anstalt, wo die Schüler zwischen Englisch und Griechisch die Wahl haben, erscheint mir als ein sehr mögliches, ja in mancher Hinsicht wünschenswertes Gebilde, und ich sehe nicht ein, warum es den Tod des klassischen Unterrichts bedeuten soll.“ Das vermag ich auch nicht einzusehen, ich bin vielmehr der Ansicht, daß durch eine solche Gestaltung der griechische Unterricht an bildender und begeisternder Kraft gewinnen wird, weil an ihm dann nur solche Schüler

teilnehmen werden, die ihm wirkliches inneres Interesse entgegenbringen, während jetzt viele Schüler ihm nur mit Widerstreben folgen und dadurch für ihn zu einer die bildende Wirkung hemmenden Last werden.

Auch ist die Forderung Lehmanns nur zu berechtigt, daß dem deutschen Unterricht in unseren höheren Schulen ein breiterer Raum gewährt werden muß. Aber dies muß nicht bloß aus den von ihm angeführten Gründe geschehen, damit im deutschen Unterricht die Lektüre der Übersetzungen fremder Schriftsteller, die in der Schule im Original nicht gelesen werden können, erfolgen kann, sondern vor allem deshalb, damit unsere eigenen großen Prosaisker der verschiedensten Gebiete in diesem Unterricht berücksichtigt und größere Abschnitte aus ihren Werken gelesen werden können, statt daß jetzt nur gelegentlich ein kurzes Bruchstück aus ihnen in dem Lesebuch den Schülern bekannt wird. Griechische, römische, französische und englische Historiker z. B. sind in der Schullektüre mit ganzen Werken oder wenigstens umfangreichen Auszügen aus diesen vertreten, so Xenophon, Thukydides, Livius, Tacitus, Mignet, Thiers, Macaulay usw., aber Ranke, Sybel, Treitschke finden nur gelegentlich einmal im Lesebuche die dürftigste Erwähnung. Und ähnlich verhält es sich mit den klassischen Prosaiskern anderer Gebiete.

Vor allem muß auch Zeit und Raum geschaffen werden für unsere großen Philosophen, und es ist erfreulich, daß Lehmann auch in seinem neuen Werke wieder mit größter Entschiedenheit für die Notwendigkeit eines philosophischen Unterrichts eintritt, dem auch ich seit Jahren aus tiefster Überzeugung das Wort rede. Keine Zeit bedurfte mehr eines solchen Unterrichts, als gerade die unserige, in der in bezug auf die letzten und tiefsten Fragen des Lebens eine Verwirrung der Begriffe herrscht, der mit aller Gewalt gesteuert werden muß, wenn unser geistiges und sittliches Leben nicht schweren Schaden leiden soll. Und da muß der Hebel im Jugendunterricht angelegt und durch eine angemessene philosophische Unterweisung der reiferen Jugend dieser eine Waffe in die Hand gegeben werden, mit der sie sich gegen die auf sie einströmenden feichten Sophistereien unserer

Grenzboden III 1912

Zeit verteidigen kann. Das überaus lesenswerte Kapitel über „die Philosophie als Gipfelpunkt des höheren Unterrichts“ in Lehmanns Werk beginnt mit der beherzigenswerten Klage und Anklage: „Wenn wir vom Unterricht in der Philosophie sprechen, so berühren wir damit nicht nur eine Lücke, sondern geradezu einen wunden Punkt unseres höheren Unterrichtswesens. Eine Wissenschaft, deren tiefgreifender Einfluß auf das Geistesleben der Völker wie der einzelnen niemals bestritten worden ist, ein Bildungstoff, dessen Platz im Schulunterricht der gebildetsten unserer Nationen von so lange her feststeht, daß man in Österreich wie in Frankreich eine Diskussion darüber, ob ihm dieser Platz mit Recht zukomme, einfach als absurd ablehnen würde, ein Lehrfach, das auch bei uns lange Zeit ein fester Bestandteil des Gymnasialunterrichts war — ist seit nun fast zwei Jahrzehnten aus den Lehrplänen unserer höheren Schulen gestrichen und geschwunden.“ Das ist ein immer unhaltbarer werdender Zustand. Es gibt, wie Lehmann bemerkt, vielleicht keinen Punkt in unserem höheren Unterrichtswesen, der so deutlich wie dieser zeige, daß wir in Gefahr stehen, hinter anderen, zum Teil hinter jüngeren Nationen zurückzubleiben; denn kein Lehrgegenstand vermag in gleichem Maße „den Blick weiter, das Urteil gerechter, das Wollen maßvoller zu gestalten,“ d. h. intellektuell und vor allem ethisch zu wirken, als ein verständig geleitetes Studium der Philosophie.

Ich erwähne nur nebenbei, daß Lehmann auch für eine stärkere Berücksichtigung der geistigen Eigenart der Schüler der Oberstufe eintritt als sie im allgemeinen geübt wird und sich auch in diesem Punkte als ein Vertreter eines gesunden und besonnenen Fortschritts zeigt. Das tut er aber vor allem in seinen Forderungen über Zucht und Unterrichtsweise, deren eingehende Prüfung und Beherzigung allen Lehrern nicht genug empfohlen werden kann. Mit scharfem Blick hat Lehmann die auf diesem Gebiet noch vorhandenen Schäden erkannt. Er weist überzeugend nach, daß durch die gesamte heute allgemein übliche Lehrmethode die Tätigkeit des Lehrers viel zu sehr auf ein immer wiederholtes Richten und Urteilen und viel

zu wenig auf ein ruhiges Einwirken, ein stilles Wachsen und Gewährenlassen gestellt wird. „Der Schüler wird nach seinen einzelnen Leistungen wie nach dem gesamten Stande seines Wissens kontrolliert und immer wieder kontrolliert, und die beständig erneute Pflicht zu prüfen und zu zensieren, nimmt einen großen Teil der Zeit und der Tätigkeit des Lehrers in Anspruch, ja sie zwingt ihm geradezu schematische äußerliche Wertmesser, wie z. B. das Extemporale, in die Hand, weil er keine Zeit findet, durch ruhige und allmählich gesammelte Beobachtung sich ein tieferes Urteil zu bilden.“ Und in bezug auf die Disziplin in der Schule hebt Lehmann sehr wahr hervor, daß der Gehorjam, als einzige Pflicht des Schülers aufgefaßt, ihn zwingt, andere Verpflichtungen zu verletzen, die seinem Gefühl natürlicher und dringender erscheinen müssen, und daß Moral und Disziplin nicht immer zusammenfallen. Der Lehrer sollte deshalb nicht in jedem Verstoß gegen die Disziplin sofort Unredlichkeit und Betrug erblicken. „Er wird vieles, wenn auch entschieden, so doch ruhig und vielleicht in humoristischer Form ablehnen, was jetzt mit einem Aufwande von sittlicher Entrüstung gestraft wird, der zu dem Vergehen in keinem Verhältnis steht.“ Alles in allem: „Mehr Interesse und Leben in den Stunden und dafür weniger disziplinarischer Zwang, mehr unmittelbare Beteiligung jedes einzelnen Schülers und dafür weniger Aufsicht und Kontrolle.“

Das sind alles goldene Worte, wie denn überhaupt das ganze Werk, vor allem für die Lehrer an höheren Schulen, aber, besonders in dem ersten Teil, auch für die Lehrer an allen anderen Schulen die wertvollsten Winke und Anregungen enthält und ohne Voreingenommenheit den verschiedenen pädagogischen Problemen ins Auge schaut, so daß man wünschen und hoffen muß, daß es zu breiter und tiefter Wirkung gelange.

Prof. Dr. Budde-Hannover

Drama und Theater

Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670.

Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Von **Werner Richter** (Palaestra LXXVIII). Berlin, Mayer u. Müller, 1910. IX und 420 Seiten.

Die Geschichte des deutschen Theaters im siebzehnten Jahrhundert scheint mit der Karte von Afrika weiteisen zu wollen, denn immer mehr schwinden die leeren Stellen und machen positiven Angaben Platz. Unsere Kenntnis der Tatsachen, der Persönlichkeiten, der feineren Zusammenhänge wächst und die vorliegende Arbeit eines ungemein belesenen Anfängers fördert sie wieder um ein bedeutendes Stück. Es gelang ihm nicht nur die romanischen Quellen des „Liebeskampfes“ aufzudecken, wodurch wir den Unterschied zwischen dieser und der vorausgegangenen Sammlung von 1620 verstehen lernen, er fand überdies in Breslau sieben Szenare von Dramen, die uns den merkwürdigen Johann Christ. Hellmann näher rücken. Richter besitzt aber auch die Gabe, das einzelne zu allgemeineren Schlüssen zu benutzen, und so begnügt er sich nicht mit den Nachweisen der Quellen, sondern verwendet sie zu einer Aufklärung über das Verhältnis von Banden-, Jesuiten-, Kunstdrama und Oper. Die an sich wertvollen Stoffe werden zum Mosaikbild zusammengesetzt und, wenn es auch Fragment bleiben muß, weil so viel Material noch unzugänglich in den Bibliotheken und Archiven ruht, so fällt es doch viel reicher aus als das bisher bekannte. Lieblingsmotive, gern gebrauchte Theatereffekte treten hervor, die Mischungen des dramatischen Charakters werden klarer, selbst die einzelnen Dramatiker oder besser Theatraliker von damals gewinnen ein schärferes Gesicht. Freilich war es nicht möglich, alles in einer anmutigen Form darzustellen, die Inhaltsangaben nehmen einen breiten Raum ein, handelt es sich doch meist um schwer aufzutreibende Drucke oder gar um Handschriften; aber Richter war auch in dieser Hinsicht bemüht, gewissermaßen Rettungsinseln zu schaffen, von denen aus man das Vorüberwogen etwas ruhiger übersehen kann. Jedenfalls führte er sich mit dieser Arbeit glücklich ein und bedeutet einen Gewinn für die Wissenschaft. Näher auf die Art und die Resultate der Untersuchung einzugehen ist hier freilich nicht der Ort.

Prof. Richard Maria Werner-Wien

Bernard Shaw: Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden. S. Fischer Verlag, Berlin 1911.

Kein lebender ausländischer Autor dürfte sich heute einer größeren Verbreitung in Deutschland erfreuen als Shaw. Die Gründe dafür sind leicht zu finden. Erstens traf seine Satire bei uns ein durch Nietzsche Ideen vorbereitetes Publikum und gab dem Rauschfeuer der Nietzschebegeisterung, das gerade zu erlöschen drohte, neue Nahrung, und zweitens wurde bekannt, daß Shaw Sozialist war und da gegenwärtig, aus hier nicht näher zu erörternden Ursachen, in unseren oberen Gesellschaftsschichten Sozialismus nach dem Theater unbedingt das beliebteste Gesprächsthema ist, spielt man gerne auf ihn an. Die Folge ist, daß Shaw deutschen Lesern, die nicht zwischen journalistischer Technik und ideellem Gehalt zu unterscheiden vermögen, vor allem als Witzbold oder geistreicher Paradoxist (besonders durch seine breit angelegte Don Juan-Parodie „Mensch und Übermensch“) gilt, den leicht Verlegten aber, die jeden raschen Witz als „Anpöbelung“ tragisch nehmen, als einer von jenen „Auch-Sozialisten“, obwohl doch seine sozialistische Bedeutung, wenn man von dem sehr lesenswerten und nachdenklichen Essay „Sozialismus für Millionäre“ abieht, sicher mehr in seiner Tätigkeit als Volksredner, denn als Schriftsteller liegt. Das Beste an Shaw, sein Künstlertum, wird dagegen fast ganz übersehen oder doch zu wenig gewürdigt, vielleicht gerade weil er als echter Künstler sich wenig daraus zu machen scheint. Shaw ist in allererster Linie Dramatiker, von jener scharfen dialektischen Art, als deren Hauptvertreter uns Deutschen mit Recht Hebbel gilt. Seine dialektische Klarheit ermöglicht es ihm, wie Hebbel, den Standpunkt beider Parteien zu erfassen und als gleichberechtigt darzustellen (nirgends unergleichlicher als in „Frau Warrens Gewerbe“), sie verleiht ihm auch den unerhörten Glanz seines Dialogs, der wieder in der neuesten Einzelpublikation „Fannys erstes Stück“ so sieghaft hervorbricht. Was ihn aber von dem unversöhnlichen Hebbel unterscheidet, ist sein erdentsprungener Humor, der ihn von Abstraktionen fernhält und das allzumenschlich Bedingte menschlicher Handlungen und Anschauungen nicht nur erkennen, sondern auch mit einem verständlichen Lächeln anerkennen läßt. Wer nun aber seine feinen Gegenüberstellungen des wahren und des

Pseudohelden (in „Helden“ oder in „Cäsar und Cleopatra“, der glänzendsten Historie seit Hauptmanns „Florian Geyer“) als bloße Parodien oder gar gräuelnd als Herabwürdigung des Ideals auffaßt, hat Shaw nie verstanden und übersieht, daß z. B. unser Theodor Mommsen, der für den feltischen „Ritter“ Veringetorig so tief charakterisierende Worte fand, an Shaws Cäsar sicher große und wahre Freude gehabt hätte. Nirgends ist ferner die Tragödie des jungen Poeten so tief erfasst als in „Candida“, einem der feinsten und zartesten Stücke, die in den letzten zwanzig Jahren entstanden sind. Übrigens warnt der Autor davor, es von der deutschen Bühne herab kennen zu lernen. Die vorliegende dreibändige Ausgabe der dramatischen Werke ist also aufs freudigste zu begrüßen, sie vereinigt die drei englischen Originalgruppen der Pleasant Plays, der Unpleasant Plays und der Plays for Puritans und wird den früher erschienenen Einzelausgaben gegenüber besonders wichtig durch die glänzend geschriebenen Vorreden, die auch den Menschen Shaw von seiner lebenswürdigsten Seite zeigen. Am bedeutsamsten für das Publikum dürften die Abhandlungen über Shakespeare, über die gegenwärtigen Theaterverhältnisse und über die romanische Unmoral sein, für unser Jungdeutschland sind die Ausführungen über die Bohème und für den Literaturhistoriker die autobiographischen Bemerkungen besonders wertvoll.

S.

Philosophie

Arthur Bonus: „Dem neuen Mythos.“

Eine Prognose. (Zur religiösen Krisis, Bd. IV.) Jena 1912, Eugen Diederichs.

Man könnte Arthur Bonus einen christlichen Nietzsche nennen. Das klingt paradox, aber Bonus selbst würde kaum daran Anstoß nehmen, denn er liebt das Paradoxe und er liebt Nietzsche. Ohne Frage ist er geistesverwandt mit ihm. Das Wort aus dem Zarathustra: „Ihr habt noch Chaos in euch, um einen tanzenden Stern gebären zu können“ gilt auch für ihn. An Nietzsche erinnert auch seine Lust am Paradoxen und daneben die flammende Glut des Gefühls. Man mag über seine Gedanken urteilen wie man will, eine hinreichende Persönlichkeit ist dieser Mann

jedenfalls. Die Ähnlichkeit mit Nietzsche geht aber noch weiter: wie jener haßt er das „Fein niedrig sein“, die Feigheit gewisser Christen. Königlich und frei soll der Christ sein Haupt tragen, weil er sich der schöpferischen Gottheit verwandt weiß, und was für den Christen überhaupt gilt, gilt für den deutschen Christen ganz besonders. Der Grieche fragte: „Wie verkläre ich die Welt?“ Der Deutsche fragt: „Wie herrsche ich über die Welt?“ In der ersten der vier Schriften, die den Gesamttitel „Zur religiösen Krisis“ tragen, gibt er diesem Gedanken in glänzender Weise Ausdruck. Sie ist betitelt „Zur Germanisierung des Christentums“ (Jena 1911, Eugen Diederichs). Fort mit wissenschaftlicher, philosophischer und ästhetischer Weltanschauung, fort überhaupt mit jeder „Anschauung“! Nicht anschauen, schaffen sollen wir, mit Leidenschaft, mit Verzweiflung, aber nicht feige dem Kampfgewühl des Lebens „vom Wagagewagen aus“ zusehen. Das Gute hat der Darwinismus, daß er uns das Lebensgesetz des Kampfes gelehrt hat. Immer höher hinauf soll sich der Mensch entwickeln; ungeahnte Kräfte schlummern in seiner Seele. Es sind die höchsten: die religiösen. Wissenschaft, Philosophie und Kunst sind gut an ihrem Plage: mit der Neuschöpfung des Menschen haben sie nichts zu tun. Diese kann nur aus einem leidenschaftlichen Wollen über sich hinaus stammen. Sündengefühl sollen wir nicht mehr hegen: das ist des königlichen Germanen nicht würdig. Die spekulativ-dogmatische Religion hellenistischen Gepräges, die wir jetzt Christentum nennen, ist im Gefühl des Grauens vor dem nahen Weltuntergange entstanden. Diese zeitlich bedingte Weltanschauung ist für uns Kinder der neuen Zeit nicht mehr bindend. Das sind etwa die Kerngedanken jener glühenden Kampfschrift. In seinem neuesten Werke „Vom neuen Mythos“ bewegt sich Bonus in ähnlichen Gedankengängen, nur daß er seine Willensreligion nicht mehr ethnologisch, sondern philosophisch (voluntaristisch) fundiert. „Mythos“ nennt er seine Idealreligion, um sie von Wissenschaft und Philosophie möglichst weit abzurücken. Am nächsten steht sie der Kunst, aber auch diese überflügelt sie mit Adlerschwingen, weil sie aus dem Ewigkeitswillen stammt. So gewiß der Wille die Ureigenschaft des Kosmos ist,

so gewiß steht Religion tausendfach höher als Wissenschaft und Philosophie. Vieles vom Christentum wird der neue „Mythos“ hinübernehmen können, vor allem die wundervolle Gestalt Christi selber, der das Ewigkeitsbewußtsein des Religiösen am reinsten in sich ausgeprägt hat, aber jede dogmatische Einengung muß fallen. Lieber auf erdgewachsenem, ur-altem Volksaberglauben soll sich der neue „Mythos“ aufbauen als auf intellektualistischer Grundlage, die ihn verfälschen könnte. Beiden Büchern gemeinsam ist eben dieser brennende Haß gegen den kühlen Intellektualismus und Aisthetizismus. Lieber noch ist Bonus der starre Orthodoxe als der flache Freigeist. Jener ist doch wenigstens im religiösen Strome, wenn er auch darin ertrinkt, dieser ahnt überhaupt nichts von religiöser Leidenschaft. — Man mag Bonus einen paradoxen Kopf nennen, der bisweilen selbst die sophistische Spigfinbigkeit, ja den Wortwitz nicht verschmäht (vergleiche wiederum Nietzsche!): als ein überaus geistreicher Schriftsteller und ein religiöser Mensch von dämonischer Leidenschaft verdient er von vielen gelesen zu werden. Nicht umsonst hat er jahrelang in der isländischen Sagenwelt gelebt: eine urgermanische Fritsche und ein wilder Bifingerzorn leben in diesen Büchern. Dr. Hachtmann-Deßau

Geschichte

Die noch fehlende Geschichte der Stadt Berlin. Erst kürzlich hat Geh. Rat Dr. Flügge in einer Zuschrift an den Berliner Lokal-Anzeiger — allerdings, an diesen — nach Männern gerufen, die Zeit hätten, eine Beschreibung der Geschichte Berlins zu unternehmen. Nicht nach Art des von Fidicin, Streckfuß, Schwebel und Clauswitz Gegebenen, sondern ein allgemein lesbares Werk auf der Grundlage strengster Wissenschaftlichkeit. Wiederholentlich betont Geh. Rat Flügge, daß sehr viel Zeit dafür die entscheidende Vorbedingung sei; es sieht fast aus, als solle der kundige Leser von selbst die algebraische Gleichung „Zeit ist Geld“ zur Vervollständigung des Ansatzes einfügen. Dann aber würde sich immer noch fragen, mit wessen Geld. Die Ecnalla lähmender Wohlhabenheit eines Autors liegt da der Charnubdis einer „hochherzigen Spende“ aus Kreisen gegen-

über, die sich zuletzt immer als Auftragertheiler entpuppen und der Sache den Schwung nach unten verleihen würden. Vielleicht ist es einem Altberliner, der ein wenig von der speziellen Natur dieses spreathenischen Problems bemerkt zu haben glaubt, hier gestattet, seine Auffassung kurz darzubieten. Schon vor hundert Jahren, oder seit noch geraumerer Zeit, hat es dem Berliner an gesundem Ratibismus gefehlt; das heutige Konglomerat aber könnte sich diesen Vorzug nicht einmal konstruieren. Berlins Eigenschaft als Residenz und Zentrum gerade des preussischen Staatswesens spielte bei dieser Richtentwicklung seine Rolle, wenn auch keineswegs die alleinige. Gesezt, unter den Männern, die verlangt werden, befände sich der durch Kenntnis, Einsicht, Urteil und Geschmac befähigte, so würde er bei gutem Glück zwar sein Anstandspublikum, aber keinen Resonanzboden finden. Sein Buch stände nachher friedlich einstaubend neben dem Nachplauderer Stredfuß und dem verdrehten Schwebel. Einer Vorarbeit bedürfte es, und die konnten wir um ein Haar auch bekommen, hätte Mark Twain damals sein freiwilliges Exil so lange in Berlin wie in Wien durchgehalten. Man fasse nicht als blutigen Scherz auf, was als notwendiger Schröpfkopf zu denken ist: dem Berliner müßte vor allem ein historisches Charakterbild entgegengeworfen werden, das ihn aufspeischte. Statt Karikatur oder Satire aber besser die unerbittliche Herleitung der Ursachen, weshalb das Berlinertum so merkwürdig vieles nicht besigt, nicht schuf, nicht findet, was Notenburg außer seinem Meistertrunk, Braunschweig außer seinen Würsten (usw. in infinitum) zu eigen hat. Der Berliner Wiß ist ja doch in Hauch und Vogen nichts weiter als das Gespenst einer riesigen historischen Schuldsomme an ethnischen Werten, die hoffnungslos vorenthalten blieb; so lange das Verhältnis auch draußen empfunden wurde, sprach man vielfachend vom „Berliner Wind“.

Eine gewappnete Studie, die auf den traurig sterilen Untergrund hinabstieße, der u. a. auch keine Geschichte Berlins trug und tragen will, — solch eine Schrift hätte am ehesten Aussicht, die letzten Mohikaner von Altberlin auf den Plan zu rufen. Wer ihnen einen Widerlegungsversuch im Großen, anstrengend und bisweilen etwas verzweifelt, abnötigen kann, der mag wohl zum Geburtshelfer einer Geschichte von Berlin werden, die endlich Hörner, Zähne und auch einen Kopf dahinter wiese.

Carl Niebuhr-Berlin

Sprache

Ein Satz. „Wenn aber einerseits die Forderung, dem Interessprinzip auch in der Staatsbesteuerung wieder Geltung zu verschaffen, nur noch ganz vereinzelt vertreten wird, so herrscht anderseits nahezu ebenso große Übereinstimmung unter den nicht durch Sonderinteressen oder Einzelerfahrungen vor-eingenommenen sachverständigen Beurteilern, daß das relativ beste Mittel — ein absolut vollkommenes gibt es nicht — zur Verwirklichung der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit darstellt eine der stärker als im Verhältnis des Einkommens steigenden Steuerkraft einerseits, anderseits, soweit möglich, der nach den individuellen Verhältnissen ungleichen Steuerkraft gleich hoher Einkommen Rechnung tragende Einkommensteuer in Verbindung mit einer Vermögenssteuer zur Vorbelastung des Vermögenseinkommens gegenüber dem Arbeitseinkommen und zur Erfassung ertraglosen, aber bei anderer Benutzung oder anderer Anlage ertragfähigen Vermögens.“

Dieser Satz von 22 Zeilen mit 110 Worten findet sich in der Schrift: „Die Neuordnung der direkten Staatssteuern in Preußen“ S. 28 von Dr. G. Struß, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Senatspräsidenten des Kgl. Pr. Oberverwaltungsgerichts.



Reichs Spiegel

(vom 2. September bis 8. September)

Deutsche Interessen in China

Die geistige Revolution, die sich in China vollzieht, ist für das Ausland wichtiger als die äußere Verwirrung und Umgestaltung in der Staatsverfassung. Die rein politischen Wirren sind zwar noch nicht vorüber, aber sie haben einen gewissen Abschluß erlangt; das geistige Erwachen in China hat jedoch nunmehr erst so recht begonnen und dürfte in der nächsten Zeit die größten Fortschritte machen. Man wird sich mit größtem Eifer auf das Studium der fremden, namentlich der abendländischen Kultur stürzen. Diese geistige Modernisierung Chinas muß aber bald von größtem Einfluß auf sein wirtschaftliches Leben und damit auf seine wirtschaftlichen und auch politischen Beziehungen zum Auslande werden. Derjenige der konkurrierenden ausländischen Staaten wird bei diesem Wettrennen den Sieg davon tragen, der es alsbann verstanden hat, seinen geistigen Einfluß am stärksten in China zu verbreiten. Abgesehen von Japan, das eine besondere Stellung einnimmt, haben vor allem Amerika und England dies erkannt. Beide Länder sind dabei, in China Schulen, Universitäten und andere Lehrinrichtungen, wie z. B. Schulmuseen, zu gründen und auf die verschiedenste Weise China von ihrer Heil und Nuß bringenden Kultur und von ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit zu überzeugen. Es ist deshalb dringend notwendig, daß auch Deutschland, für dessen Kultur die Chinesen sehr empfänglich sind, alles aufbietet, um in China zunächst einmal geistig in weitem Umfange festen Fuß zu fassen. Dabei tut Eile not. Denn wenn die Chinesen erst zu Amerikanern und Engländern erzogen worden sind, so werden die wirtschaftlichen Schädigungen für Deutschland nicht mehr leicht abzuwenden sein. Von großem Wert ist für Deutschland dabei schon der erste Schritt auf diesem Wege, der im Jahre 1909 durch die Eröffnung der deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau getan wurde. Der Hochschule ist eine Übersetzungsanstalt angegliedert. Sie hat in erster Linie deutsche Lehrbücher ins Chinesische zu übersetzen beziehungsweise umzuarbeiten und soll außerdem auch Übersetzungen aus der deutschen Literatur in China zu verbreiten suchen. Auch in diesem Punkte sind wir sehr zurück, denn Engländer, Amerikaner und Japaner sind seit Jahrzehnten an der Arbeit, China mit ihren literarischen Kulturerzeugnissen zu versorgen. Des weiteren besteht in Tiansu, in der Provinz Schantung, also im Hinterlande von Kiautschau, eine deutsche Schule nach Art einer Mittelschule. Sie ist viel besucht, jedoch reichen die zwei deutschen, von der Reichsregierung bezahlten Lehrkräfte schon lange nicht mehr aus. Das Anschauungsmaterial ist sehr unzureichend, aber dringend notwendig, da die Chinesen nur bei genügender praktischer Vorführung technische und andere Dinge einigermaßen leicht begreifen können. Bitten an deutsche Industrielle in der Heimat seitens der Lehrer um Überlassung wenigstens alter und gebrauchter oder eventuell schon überlebter Modelle haben leider wenig

Erfolg gehabt. Um so wirksamer kommen die an demselben Orte vorhandenen englischen Lehrinrichtungen und das große englische Schulmuseum zur Geltung, wo täglich mehr als tausend Chinesen über die „weltbeherrschende Stellung Englands in politischer und wirtschaftlicher Beziehung“ belehrt werden. Soweit Deutschland sich nicht zu gleichen Schritten entschließt, kommt es durch diese Unterlassung nicht nur direkt in das Hintertreffen, sondern läßt den anderen Ländern auch noch freie Hand, die Chinesen in jeder Weise von der „Bedeutungslosigkeit und Kulturarmut Deutschlands“ zu überzeugen. Es ist nicht lange her, daß man sich nicht einmal scheute, Deutschland als ein Anhängsel Englands hinzustellen. So hat im Jahre 1904 ein amerikanischer Missionar in Schanghai in chinesischer Sprache einen Vortrag gehalten, in dem er über abendländische Kultur sprach. Der Vortrag machte die Runde durch die bedeutenderen chinesischen Zeitungen. In diesem Vortrage fand sich folgender Satz: „Unter Deutschlands Vereinigten Staaten nimmt Preußen die erste Stelle ein. Preußens ältere Schriftsteller kann man an den Fingern herzählen, das Land hat daher in neuerer Zeit auch die englische Sprache und Schrift angenommen.“

Im Jahre 1912 wurde in England ein Verband, die „British Engineers Association“ gegründet, der bestimmt ist, namentlich in China zu arbeiten und allem Anschein direkt gegen die deutsche Industrie in Asien und wohl auch gegen die Vereinigten Staaten gerichtet ist. Das großzügige Programm hat den Zweck, auf die verschiedenste Weise, durch wirtschaftliche und kulturelle Tätigkeit, den englischen Einfluß zu stärken und der englischen Industrie eine möglichst herrschende Stellung zu verschaffen.

Wie wenig Interesse leider deutsche Kreise für deutsche wirtschaftliche Unternehmungen in China haben, zeigte sich kürzlich wieder bei der Aufstellung des Planes, in Kiautschau ein Hochseefischereiunternehmen zu gründen. Das Unternehmen, welches mit einem Aktienkapital von 2 Millionen Mark veranschlagt ist, findet in der Kolonie großes Interesse. Allerdings ist vor der Gründung eine genaue Untersuchung der in Betracht kommenden Teile des chinesischen Meeres notwendig, wozu eine biologische Station für ein bis anderthalb Jahre zu errichten wäre. Sie beansprucht einen Aufwand von 100000 Mark, die nach Gründung des Hochseefischereiunternehmens den Stiftern zurückgezahlt werden sollen. Japan hat zu diesem Zweck fünf und zwanzig solcher Stationen und seine Einnahmen aus der Hochseefischerei haben sich von 1898 bis zur Gegenwart von 75 Millionen Mark auf 500 Millionen Mark erhöht. Gegenüber der Gründung der deutschen biologischen Station verhielten sich jedoch die beteiligten Interessentenkreise so gut wie ablehnend. Auch in dieser Beziehung drängt die Zeit, und es ist ausgeschlossen, später etwas nachholen zu können. In Tientsin ist bereits bei der Regierung von chinesischer Seite ein Gesuch um Genehmigung eines Hochseefischereiunternehmens von Tientsin eingereicht worden, das mit 2 Millionen Mark und 200000 Mark für Voruntersuchungen gegründet werden soll. In Schanghai besteht schon jetzt seit Beginn des Jahres 1912 ein englisches

Unternehmen, das mit großem Erfolge arbeitet. Sofern diese beiden Unternehmungen sich vereinigen sollten, sind Deutschland für diesen einträglichen Erwerbszweig sofort und für immer die Hände gebunden, da man alsdann irgendwelche Vorstöße als Eindringen in fremde Interessensphären ansehen würde.

Sofern also die wirtschaftliche Stellung Deutschlands in China behauptet und weiter ausgedehnt werden soll, soweit man Wert darauf legt, der deutschen Industrie ein außerordentlich großes Absatzgebiet zu erschließen und damit der deutschen Volkswirtschaft im allgemeinen in bedeutender Weise zu nützen, so tut es not, daß nicht nur von seiten der Regierung in dem vorerwähnten Sinne in China gewirkt wird, sondern namentlich, daß auch der deutsche Kaufmann sich an den wirklich großzügig denkenden Kaufleuten Englands und Amerikas ein Beispiel nimmt und zu der deutschen Kulturarbeit in China auch mit seinem Gelde nach Kräften beisteuert, angesichts der sicheren Hoffnung, daß solche Leistungen ihm in Zukunft eine hundertfältige Frucht tragen werden.

Dr. Joh. Böhm-Berlin

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Hauptsprecher der Schriftleitung: Amt Platzburg 5719, des Verlags: Amt Bismarck 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deffauer Straße 55/57.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äußerst gesund gelegen. —
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abturlenten-Examen vor. Auch Damen-
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.



Der Reichskanzler und die Parteien



err von Bethmann hat bei verschiedenen Anlässen erklärt, er sei kein Parteiminister, habe nicht die Absicht sich bei seiner Politik auf irgendeine Partei ausschließlich zu stützen, werde vielmehr die für die parlamentarische Erledigung der Gesetzgebungsarbeit notwendigen Mehrheiten nehmen, wo er sie gerade finde; er wolle als Reichskanzler über den Parteien stehen. Man darf dem fünften Kanzler zugeben, daß er sich bisher an sein Prinzip gehalten hat; scheute er sich doch selbst nicht mit den Sozialdemokraten zu paktieren, nur um seine Absichten in einem bestimmten Falle durchzusetzen. Das war in der reichsländischen Verfassungsfrage; in der preußischen Wahlrechtsfrage hat er dagegen auf die Mitwirkung sogar des Freisinnis verzichtet. Eine solche Stellung über den Parteien hat ihre Vorzüge, wenn sie von einer Regierung eingenommen wird, die ein festes Ziel im Auge hat und die, unbeirrt durch den Lärm des Tages, diesem Ziele zustrebt. Handelt es sich dabei um größere Aufgaben, die jedem Parteipolitiker je nach dessen Fähigkeiten mehr oder weniger leicht erkennbar sind, so werden sich Gefolgschaften und Gegnerschaften von selbst bilden; das will sagen: die Absichten der Regierung werden die Parteien nach zwei Lagern eilen. Sind die Ziele nicht erkennbar, so werden die Parteien nicht nur jede einzelne für sich, sondern auch in sich uneinig bleiben über die Stellungnahme zur Regierung: jede Parteigruppe, ja, jeder Parteimann wird das Ziel wo anders sehen und infolgedessen auch mit besonderen, voneinander abweichenden Mitteln erreichen oder bekämpfen wollen, die jedoch niemals praktisch erprobt werden dürften, eben weil über die Wahl des einzelnen Mittels Uneinigkeit herrscht. Dadurch wird bei den Parteien Doktrinarismus großgezogen, der um so üppiger ins Kraut schießt, je mehr die Führer in berechtigtem und verständlichem Selbsterhaltungstrieb nach einenden Lösungen innerhalb der Partei fahnden müssen.

Solche Losungen aber liegen meist in Gefühlsmomenten, vielfach in bösen Instinkten, im Machtkipfel usw. Bei den konservativ gerichteten Parteien wacht dann gewöhnlich der Antisemitismus auf und treibt Massen, während die Liberalen gegen die Verfassung Sturm laufen und sich schrecklich demokratisch geben. Die Regierung aber wird zwar in Einzelfragen selten eine geschlossene Opposition, aber auch ebenso selten eine geschlossene Gefolgschaft haben.

Diese theoretische Erwägung findet für die Verhältnisse in Deutschland-Preußen eine bestätigende Illustration: der fünfte Kanzler hat in den drei Jahren seiner Amtstätigkeit keine geschlossene Opposition zustande kommen lassen, aber er hat auch noch keine Gefolgschaft, die mit ihm durch dick und dünn ginge. Immerhin läßt sich eins nicht verkennen: die Zahl der Stimmen, die dem Kanzler zu vertrauen beginnen, wächst — sie wächst langsam, dafür aber in allen Lagern. Es wird erkannt, daß Herr von Bethmann eines fremd ist: Genügsamkeit in Scheinerfolgen. Diese Erkenntnis muß in allen positiv gestimmten Charakteren zum wenigsten Sympathie, wenn nicht gar Vertrauen auslösen, gleichgültig, ob man im übrigen konservativ, liberal oder demokratisch denkt.

Dieser zweifellosen Eroberung stehen aber als hemmende Momente gegenüber: die Beobachtung, daß der fünfte Kanzler im politischen Kampf scheinbar eilig kapituliert, wo nach anderer Auffassung noch Mittel angewendet werden könnten, den Willen der Regierung durchzusetzen und zweitens die allgemeine Unkenntnis der Ziele des Kanzlers.

Über die Mittel für die Durchsetzung von konkreten Aufgaben wird sich immer streiten lassen: der Temperamentvolle wird zu wenig heißen, was der Kühle schon zu viel nennt; der Politiker konservativer Richtung wird ein Ausnahmegeßetz gut nennen, wo der Liberale sich in seinen heiligsten Empfindungen getroffen fühlt; der Chauvinist beurteilt wirtschaftliche Vorgänge nach Gefühlsmomenten, der kühle Volkswirt unterschätzt nur zu leicht die Imponderabilien. Das wichtigste aber: nicht alle, die in der Politik glauben mitsprechen zu müssen, sind in der Materie so bewandert, wie man nach der Schroffheit ihrer Kritik sollte annehmen dürfen. Für den Publizisten, dessen Aufgabe es u. a. ist, die in der Tagespolitik tatsächlich gegeneinander wirkenden Kräfte zu erkennen und bewertend darzustellen, ist daher mit solchen Urteilen und Äußerungen wenig anzufangen, sie werden in erster Linie den Chronisten interessieren; wirkliche Klarheit aber wird aus ihnen eigentlich nur der nach uns lebende Historiker gewinnen, dem sich besser als dem Zeitgenossen die Ziele unserer Regierenden offenbaren können. Erst wenn man die Absichten und allgemeinen Ziele des Reichskanzlers kennt, wird man ermessen können, ob die von ihm angewandten Mittel zu ihrer Durchsetzung ausgereicht haben oder nicht, ob in diesem Staatsmanne ein starker Wille zur Tat klug gehemmt wird, oder ob wir mit scheuem Zurückweichen vor entscheidendem Zugriff zu rechnen haben.

Wie weit sind wir nun über die Ziele des Kanzlers unterrichtet?

Im Septemberheft der Deutschen Rundschau erschien ein Zeitaufsatz, der von der konservativen Presse zum mindesten als Ausfluß Bethmannscher Inspiration hingenommen wurde; es gibt sogar Hellhörige, die glauben, den Kanzler direkt für das Manuskript verantwortlich machen zu sollen. Gegen die letzte Auffassung spricht zweierlei: der Ausfall gegen Rußland und die besonders scharfe Stellungnahme gegen die konservative Partei. Einer Regierung, mit der ein Staatsmann eben zu freundschaftlicher Verständigung über ernsthafte Dinge gekommen ist, sagt man nicht Malicen, wie sie über Rußland in dem Artikel enthalten sind, lediglich um der Regierung eines anderen Landes, mit der man auf dem Wege der Verständigung nicht so recht voran kommt, umso größere Avancen machen zu können. Und einer Partei, ohne deren selbstloseste Unterstützung das als wichtigste politische Aufgabe der inneren Politik bezeichnete Problem nicht durchführbar ist, sagt man keine Grobheiten für eine längst überwundene und verwundene Stränkung aus dem Wahlkampf. Selbst die Angriffe gegen die sogenannten nationalen Vereine und Verbände erscheinen angesichts der Rechtfertigung, die die Reichsleitung für ihre Haltung in weltpolitischen Fragen gefunden hat, im Augenblick überflüssig. Daß sie im übrigen zutreffend sind und die Ansichten immer zahlreicher werdender Patrioten wiedergeben, ist eine Sache für sich.

Immerhin steht so manches in dem Artikel, was auf eine tiefere Vertrautheit mit den Absichten des Kanzlers schließen läßt. „Die derzeitigen Aufgaben unserer auswärtigen Politik erschöpfen sich“ in der Tat „nahezu in der Lösung des deutsch-englischen Problems,“ was natürlich nicht ausschließt, daß Einzelfragen, wie etwa gegenwärtig das Balkanproblem, zeitweilig in den Vordergrund treten, alle anderen verdunkelnd. Auch in der kolonialen Betätigung steht der Kanzler „zurzeit noch keine“ Existenzfrage; die Regierung des Kaisers steht ihr nächstes Ziel nicht in der Eroberung neuer Gebiete, sondern darin, „die vorhandenen im Innern auszubauen“. Der Kern des ganzen Artikels ist aber in dem zu suchen, was über die Aufgaben der inneren Politik angedeutet ist. Da heißt es: „Der Beweis für die Notwendigkeit eines wirklich großen Kolonialreichs muß aus Prophezeiungen geschöpft werden, die Gegenwart erbringt ihn nicht. Die Auswanderung hat nicht zu- sondern abgenommen, und die innere Kolonisation verlangt ihre Rechte; unsere Industrie blüht, ja nimmt eine beherrschende Stellung ein. . . .“

In diesen beiden Sätzen steht ein den Bedürfnissen der Nation entsprechendes Wirtschaftsprogramm, das den weltpolitischen Aufgaben des Deutschlands angepaßt ist; hier kommt ein Rückschauen zum Ausdruck, das sich wohl bewußt geworden ist, wie unser mächtiges Emporblühen nicht nur Gutes geschaffen, sondern auch Gutes gefährdet hat. Darum dürfen die Worte „innere Kolonisation“ ruhig durch Konsolidation im Innern übersetzt werden. Und daß die Übersetzung zutreffend ist, lehrt die Haltung der für das Wirtschaftsleben maßgebenden

Organe des Reichs und der Bundesstaaten. Wir haben in unsern „Bank- und Geld“-Artikeln Spectators fortlaufend über die Maßnahmen der Reichsbank berichtet und dargetan, wie auch dort eine Politik der Sammlung und innern Festigung des deutschen Geldmarktes, seine Verfestigung gegenüber den auswärtigen Börsen mit wachsendem Erfolg durchgeführt wird trotz anfänglicher Proteste aus Industrie und Handel. Auch die Haltung der verbündeten Regierungen in der Steuerungsfrage deutet darauf, daß es nicht in der Absicht der Regierung liegt, die Vorbedingungen der Industrialisierung unseres Vaterlandes auf Kosten anderer wertvoller nationaler Faktoren noch mehr zu erleichtern.

Es soll nun hier nicht Stellung dazu genommen werden, ob eine solche Konsolidierungspolitik gegenwärtig geboten erscheint. Es ist an dieser Stelle oft genug auf die mit unserem industriellen Aufschwunge verbundenen Gefahren für die Gesundheit der Nation hingewiesen worden. Was hier interessiert, ist die Frage nach der Gefolgschaft, die der Kanzler bei den verschiedenen Parteien finden kann, oder anders: wir wollen untersuchen, was von den politischen Parteien in ihrer heutigen Verfassung erwartet werden darf.

* * *

Überblicken wir heute die Heerlager der Parteien, so entrollt sich vor uns ein fast chaotischer Zustand. Abgesehen vom Zentrum und der Sozialdemokratie stimmen die Taten der Parteien mit den Vorschriften der Parteiprogramme nirgends mehr überein; die Gründe dafür sind bekannt: die Parteien sind von den Wirtschaftsorganisationen erdrückt. In einer Zeit schärfster Zuspitzung der Parteigegensätze leiden sämtliche Parteien unter mehr oder minder tiefgehenden inneren Feindschaften, die ihren Zusammenhang gefährden. Das ist das Gesamtbild.

Die Einzelheiten wirken nicht erfreulicher.

Die Konservativen haben ebenso wie die Nationalliberalen zunächst ihren Gegensatz zwischen Stadt und Land und suchen durch eine auf Massenwirkung berechnete Mittelstandspolitik Einfluß in den Städten zu gewinnen. Dazu gesellt sich auf dem Lande der Spalt zwischen den Feudalen und den andern, weil jene als moderne kapitalistische Unternehmer der wirtschaftlichen Entwicklung durchaus nicht mit konservativen Anschauungen gegenüberstehen können. Für die Herren des Fürstenkonzerns dürfte das obererschlesische oder württembergische Fideikommiß kaum einen andern Wert haben, als die Farm in Brasilien oder auf den Philippinen. Agrar-, industrie- und kolonialpolitische Ansichten gehen regellos durcheinander. Verschiedene Bedürfnisse kultureller und wirtschaftlicher Art stehen einander innerhalb der Partei schroff gegenüber. Selbst in Weltanschauungsfragen besteht kein fester Zusammenhalt mehr; auch im konservativen Lager wird die Frage von der Befreiung der Religion aus den Fesseln der Kirche eifrig besprochen und das Thema „Trennung von Kirche und Staat“ muß sowohl im Reichsboten wie in der Kreuzzeitung freimütig erörtert werden, weil es die religiösgefinnten, durch die kirchlichen Vorgänge aufgeschreckten Laienleser fordern.

Der Adel, wirtschaftlich unter sich differenziert, bildet längst nicht mehr eine sozial geschlossene Phalanx; auf dem Buckel der Enterbten in ihm klettert ein neues Unternehmertum zur Höhe politischen Einflusses. Die einzige verbindende Materie zwischen allen diesen Widersprüchen wäre vielleicht eine äußere Gefahr, ein Krieg. Aber auch hiergegen werden starke Bedenken laut, denn an einem Kriege hätte tatsächlich nur die Armee ein Interesse, sonst niemand vielleicht außer den Armeelieferanten, und auch diese nur sehr bedingungsweise, denn Handel und Wandel können nur in Zeiten des Friedens sicher gedeihen.

Fast genau so sieht es bei den Liberalen aus. Die Nationalliberalen sind aus den Städten vielfach durch den Freisinn und die Sozialdemokraten verdrängt und suchen nun durch Vorstöße auf das platte Land des Ostens und durch Organisation nationaler Arbeitermassen ihre Reihen zu füllen. Solange in der Ostmarkenpolitik das nationalistische Moment über das wirtschaftliche gestellt wurde, hatte die Partei auch äußere Erfolge, für die Partei selbst freilich Pyrrhussiege. Denn daß sie dazu führen mußten, den inneren Zusammenhang der Partei noch mehr zu zerrütten, wie es schon der Fall war, erhellt aus dem Umstande, daß es bei der heutigen Zuspitzung des wirtschaftlichen Kampfes schier unmöglich erscheint, zugleich für die Industrie einzutreten, die billiges Fleisch braucht, um niedrige Löhne zahlen zu können, und für die Bauern, die ihre Produkte teuer verkaufen müssen, wenn sie sich halten wollen; man kann in einer von wirtschaftlichen Kämpfen um die Macht erfüllten Zeit nicht für die Interessen der Landwirtschaft streiten wollen, wenn man gleichzeitig die Arbeiterfrage vornehmlich nach industriellen Gesichtspunkten bearbeitet und man kann nicht für Angestellte und Industriearbeiter in den Städten gesetzgeberisch in deren Sinne wirken wollen, wenn man die berechtigten Ansprüche dieser reinen Konsumenten hinter die der Produzenten stellt. Die Führer der Nationalliberalen wollen zu viele Volkskreise für sich gewinnen, ohne eine Idee zu besitzen, die wenigstens zweien gemeinsam wäre. Eine Idee, die nicht zugleich auch von den konservativen Parteien aufgegriffen werden könnte, vermag ich nicht zu erkennen, und böte sie sich, so müßten die Liberalen genau wie bisher sich jeden Fußbreit Einfluß im Lande im Kampfe gegen jene erringen. Das gilt vor allen Dingen vom Problem der inneren Kolonisation; auch dieser Frage hat sich die nationalliberale Partei angenommen; ihre Stellung in der Ostmarkenfrage ist bekannt; außerdem hat sie anstandslos Geld für Moorkulturen bewilligt und auch den Kampf gegen die Ausbreitung des Latifundienbesitzes aufgenommen. Beides aber kann ihr als Partei nur wenig nutzen und so dürfte sie auch kaum als Trägerin Bethmannscher Ideen in dieser Richtung in Frage kommen. Parolen ohne Massensuggestion, Parolen, die nicht wegen ihres Radikalismus auch von den demokratischen Parteien aufgenommen werden können, sind für eine Partei, die nach demokratischen Mitteln greifen muß, um sich erhalten zu können, wertlos. So wird denn auch der Kampf gegen den Latifundienbesitz ganz allgemein von politischen Gesichtspunkten aus betrieben ohne Rücksicht auf örtliche

intimere Verhältnisse. Er richtet sich nicht gegen den in einer Hand konzentrierten landwirtschaftlichen Riesenbetrieb als solchen — das widerspräche ja dem liberalen Wirtschaftsprogramm — sondern gegen den meist konservativen Besitzer desselben: nicht der wirtschaftliche Typus, der in seiner Übertreibung als Schädling an unserer nationalen Wirtschaft nagt, wird bekämpft, sondern das Institut, das den altpreußischen oder auch ultramontanen Konservatismus erhält und fördert. Und doch wird im Osten unseres Vaterlandes nur die Partei auf die Dauer den Ausschlag geben, die das Problem der Fideikomisse in einem die Allgemeinheit national und wirtschaftlich befriedigenden Sinne löst. So bringt es die Tragik der Entwicklung der alten nationalliberalen Partei mit sich, daß sie entweder in der wichtigsten uns gestellten Aufgabe versagen muß oder sie angreifen, um daran zugrunde zu gehen. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, könnte eine der in Deutschland bestehenden liberalen Parteien, die im Augenblick Einfluß auf dem Lande zu gewinnen sucht, nichts anderes tun, als für die Zertrümmerung des Großgrundbesitzes eintreten. Denn nur mit demokratischen Schlagworten läßt sich auf die Masse einwirken. Doch auf den Trümmern der großen Güter wird niemals eine liberale Partei blühen, sondern nur eine stadt- und industriefeindliche demokratische. Es soll hier nicht dargestellt werden, wie viel oder wie wenig solche und ähnliche Gedanken bereits innerhalb der nationalliberalen Partei erörtert werden. Ein wichtiges Argument erschwert die Erörterung: die stärker gewordene Abhängigkeit der Partei vom mobilen Kapital, das früher seine Hauptstütze im Freisinn hatte. Diese Verbindung birgt die große Gefahr in sich, daß innerhalb der Partei das Verständnis für die bedeutsame Anteilnahme des Großgrundbesitzes an den Aufgaben in der Ostmark zurückgeht. Zieht man hierbei in Betracht, wie die Animosität gegen die Landwirtschaft in den Städten, die besonders durch die demokratische Presse gefördert wird, Nahrung findet durch die offenkundigen Versäumnisse in der Organisation des Lebensmittelabfahes durch die Landwirte selbst, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn uns demnächst selbst in nationalliberalen Kreisen solche Ansichten begegnen, die denen immer ähnlicher werden, die zur Bekämpfung des französischen Adels um die Mitte des manchesterlichen achtzehnten Jahrhunderts führten. Wer diese Parallele weiter zu verfolgen wünscht, sei auf das ausgezeichnete Werk von Adalbert Wahl „Vorgeschichte der französischen Revolution“ (2 Bände, Tübingen, bei J. C. B. Mohr, 1905) hingewiesen. Hier nur soviel: für die alte nationalliberale Partei wäre heute — natürlich nur vom Standpunkt des eng geschnürten Parteiinteresses aus — die Aufnahme der inneren Kolonisation nicht nur in das Programm, sondern auch in ihre praktische Betätigung äußerst erschwerend für ihre Stellung zum Freisinn, zum Zentralverband und Hansabund, und würde eine erneute Annäherung an den Bund der Landwirte zur Folge haben, in dem gerade in Fragen der inneren Kolonisation solche Ansichten zur Anerkennung streben, die von der feudalen Leitung der konservativen Partei nicht gern gehört werden. Doch unsere Liberalen denken

anders. Ihr Selbsterhaltungstrieb läßt sie nach Parolen Ausschau halten, mit denen die Massen zu fangen sind. Da aber Chauvinismus und Kriegsgeschrei nicht verfangen, sucht man sich auf dem Gebiet von Verfassungsfragen schadlos zu halten, — wieder ein Moment mehr den Zusammenhang der Liberalen zu stören; denn auch auf diesem Gebiet gehen die Ansichten innerhalb der Partei weit auseinander.

Vom Freisinn ist nach obigem ebenso wenig zu sagen, wie von der freikonservativen Partei.

Auch das Zentrum hat seine tief wühlenden Kämpfe: der aristokratische und der demokratische Flügel können in Fragen der Wirtschaft nicht immer Hand in Hand gehen und die mehr nationale und mehr ultramontane Richtung im Katholizismus dürften gelegentlich politische Strömungen erzeugen, die die Kampfbereitschaft der Partei empfindlich beeinträchtigen könnten. Doch diese Gegensätze sind lange nicht so tief, wie entsprechende im lutherischen Lager. Haben wir in unserer Landeskirche ausgesprochene Feinde dieser Kirche, so ist ein kirchenfeindlicher Katholik etwas Undenkbares; er wäre eben kein Katholik mehr. Auf katholischer Seite wird niemand sich hinreißen lassen den Modernisten, der noch nicht exkommuniziert ist, mit den „Häretikern“, den Lutheranern zu identifizieren. Wenn aber eine Annäherung aus lutherischem Lager an die Modernisten bemerkt wird, dann sind die Streitigkeiten vergessen: der Glaube ist bedroht! die Freiheit der katholischen Weltanschauung in Gefahr! Die eben noch feindlich gespaltenen Reihen schließen sich gegen den gemeinsamen Feind. Dabei haben die Ultramontanen noch den Vorsprung, auf ein Ausnahmegesetz hinweisen zu können, daß, als solches rein politischen Charakters, mit der katholischen Religion nichts zu tun hat, doch als Zeichen der Feindschaft des protestantischen Kaiserstaates gegen die katholische Religion ausgelegt werden kann: das Jesuitengesetz. — Die Stellung des Zentrums zur inneren Konsolidation ist im allgemeinen sympathischer Art, da sich unter dem Landvolk der orthodoxe Katholizismus leichter kultivieren läßt als in den Städten. Diese Partei wird deshalb für eine Unterstützung der Regierung zu haben sein. Aber um welchen Preis?

Angeichts der Zerrissenheit in den bürgerlichen Parteien treten die Kämpfe zwischen Radikalismus und Revisionismus innerhalb der sozialdemokratischen Partei zurück, auch wenn das Gefreisch auf den Parteitagen den Eindruck innerer Zusammenhanglosigkeit erweckt. Der Glaube an den angeblich nahe bevorstehenden Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft ist nach den Erfolgen des letzten Wahlkampfes doch wohl zu stark, als daß eine Trennung innerhalb der Partei schon jetzt möglich erscheint. Eine großzügige innere Kolonisation, die nicht Beseitigung oder wenigstens empfindliche politische Schwächung des Großgrundbesitzes ins Auge faßte, fände schwerlich die Unterstützung der Sozialdemokraten. Im übrigen wird diese Partei umso kräftiger gedeihen, je mehr die bürgerlichen Parteien aus ihrem eigenen Schwächezustand heraus gezwungen sein werden, zu demokratischen Methoden in den politischen Kämpfen zu greifen.

Erst wenn unsere Sozialpolitik die Wege des reinen Sozialismus betreten haben sollte, das heißt wenn Vorschläge, wie sie Landrat von Demitz unter anderem in diesen Hefen darlegte — direkte Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn — erfüllt sein werden, dann dürfte auch der roten Gefahr ihre Hauptkraft genommen worden sein.

* * *

Der also gekennzeichnete Zustand der Parteien muß es einer Regierung ungemein erschweren, ihre Politik nach irgendeiner von ihnen einzustellen. Die Parteien wie sie heute sind haben nur dort Bedeutung, wo sie Träger der Interessen irgendeiner Wirtschaftsgruppe werden konnten. Das ist ihre Stärke aber zugleich auch ihre Schwäche. Darum sind es auch in erster Linie wirtschaftliche Gesichtspunkte, von denen aus die Regierung Einfluß auf die Parteien gewinnen könnte. Eine politische Anlehnung an die Konservativen müßte zu schweren Verfassungskrisen führen; ein Verlaß auf die Liberalen in ihrer gegenwärtigen Dreiteilung ist undenkbar; ein Bund mit dem Zentrum käme im Augenblick der Unterwerfung unter den Ultramontanismus gleich; die Sozialdemokratie scheidet als Revolutionspartei aus unseren Betrachtungen aus. Auf eine nahe bevorstehende Änderung der Parteimisere ist nicht zu rechnen. Wo sich Anzeichen beginnender Erholung bemerkbar machen, sind die dadurch bedingten Kämpfe noch nicht entschieden. In allen Parteien wirkt das beharrliche Element erlahmend. An der Spitze stehen überall ältere Männer, deren Verdienste um die einzelne Partei meist Jahrzehnte zurückliegen und die den neuen Aufgaben gegenüber nicht mehr empfänglich genug geblieben sind. Die Männer ihrer nächsten Umgebung machen eifersüchtig über einander, daß ja keiner nach dem Steuer der Partei greife. So ist denn die Entwicklung der Parteien gewissermaßen unterbunden durch ersonnene persönliche Rechte und Beziehungen. Das Zentrum macht mir in dieser Hinsicht noch den gesündesten, die Freikonservativen machen den ungesündesten Eindruck. Bei den Deutschkonservativen ersticht die ungeheuer straffe Disziplin, die in dieser Partei herrscht und die gestützt wird durch die Macht der Erstgeborenen der grundherrlichen Adelsfamilien, jede Entwicklungsmöglichkeit. Am trübsten scheinen mir die Zukunftsaussichten der nationalliberalen Partei. Die alte Partei besteht tatsächlich nicht mehr; sie hat als solche keine Aufgaben mehr zu erfüllen; selbst eine tief einschneidende Programmrevision könnte ihr nicht mehr helfen. Ihr Programm ist erfüllt. Das Gute in ihm ist Gemeingut der Nation geworden.

Größere Hoffnungen knüpfen sich an die frisch aufblühenden Organisationen der Jungliberalen; doch das ist Zukunftsmusik.

Was ist zu tun?

Hat Herr von Bethmann wirklich ein Programm, das wenigstens in der Richtung dessen liegt, was oben geschildert wurde, dann bleibt ihm nichts anderes zu tun übrig, als es klarer zum Ausdruck zu bringen, als es bisher

geschah und aus allen Parteien Männer dafür zu gewinnen. In erster Linie wird er sich logischerweise an die Kreise halten müssen, die für das Problem der inneren Kolonisation Verständnis haben. Das sind die Großgrundbesitzer, also die Konservativen auf dem Lande und die Beamten, also die Liberalen und konservativen reinen Konsumenten in den Städten. Auch mit allen den Wirtschaftsverbänden ist ein Verständnis zu erzielen, denen bewiesen werden könnte, wie innere Kolonisation gleichbedeutend mit Kräftigung der inneren Märkte wäre.

So kommen wir zu konkreten Aufgaben, deren Durchführung den wirtschaftlichen und politischen Bedürfnissen des Reiches am ehesten gerecht zu werden scheint.



Geburtenverhütung und Volksvermehrung

Von Dr. med. Alfred Grotjahn-Berlin

Die nachstehende Abhandlung gibt Kunde von den Arbeiten und Zielen eines kleinen Kreises von Ärzten auf einem Grenzgebiete der Naturwissenschaften und Politik. Es handelt sich um die körperliche Verbesserung des Menschengeschlechts, also auch um die körperliche Veredelung der Nation. Der Aufsatz ist entnommen dem Werke A. Grotjahns: „Soziale Pathologie“ (Verlag von August Hirschwald, Berlin 1912), das bereits in Heft 20 der Grenzboten von diesem Jahre kurz angezeigt wurde. Ich möchte das Werk allen denen empfehlen, die ein warmes Herz für die deutsche Nation haben, gleichgültig, von welchem philosophischen Standpunkte aus sie auf die Menschheit blicken. — Geheimrat von Luschka, der Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde, hielt auf dem letzten Deutschen Anthropologentag zu Weimar eine Rede, in der er u. a. ausführte: „Die Entartung der Kulturvölker beschäftigt heute mehr denn je alle Kreise. Das elende Zwei-Kinder-System ist längst nicht mehr auf Frankreich beschränkt. Mehr und mehr breitet sich die bewusste und absichtliche Beschränkung der Kinderzahl über alle Kulturvölker aus, und wenn sie bei uns noch vor wenigen Jahren auf die oberen Zehntausend beschränkt war, so greift sie jetzt auch auf die breiten Massen über, eine wahre Pest, deren Gefährlichkeit sich bis jetzt leider nur die wenigsten bewußt geworden sind.“

G. Cl.



degenerative Tendenzen treiben auch im blühendsten Volke ihr Unwesen. Es ist deshalb wichtig, ihre Überwindung und Beseitigung nicht dem Zufall, sondern einem planmäßigen Vorgehen zu überlassen, ganz gleich, ob diese verschiedenen degenerativen Tendenzen, die sich im einzelnen bereits heute nachweisen lassen — jede körperliche oder geistige Minderwertigkeit, die sich über mehrere Generationen fortsetzt, ist bereits ein dem Laien sichtbares Anzeichen einer solchen

Tendenz — bei unseren Kulturvölkern schon so wirksam und schon so verbreitet sind, daß sie einer allgemeinen Degeneration entgegengehen, wie die Römer der nachchristlichen Zeit.

Jedenfalls dürfte es wohl nicht übertrieben sein, wenn man die Summe aller Individuen, die in irgendeiner Weise somatisch oder psychisch minderwertig sind, auf ein volles Drittel unserer Gesamtbevölkerung schätzt. Dieses Resultat ist betrübend, selbst wenn man zugibt, daß es noch nicht den Eintritt einer allgemeinen Entartung zu bedeuten braucht. Es kommt nun alles darauf an, zu wissen, ob dieser Prozentsatz der Minderwertigen in den einzelnen Kulturländern abnimmt oder zunimmt, und deshalb ist es so überaus wichtig, daß Bevölkerungsstatistik, Gebrechenstatistik, medizinische Stammbaumsforschung und Anthropometrie nach der Richtung hin ausgebaut werden, daß wir diese Frage beantworten können.

Lehrt uns die Bevölkerungsstatistik, daß ein Volk sich in normaler Weise vermehrt, die Gebrechenstatistik, daß die Körperfehler von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abnehmen, und endlich die Anthropometrie, daß Körpergröße und Brustumfang mindestens nicht sinken, so kann man von dieser Bevölkerung sagen, daß in ihr die Entartungserscheinungen keine Neigung haben, sich zu einer verhängnisvollen allgemeinen Entartung auszuwachsen. Ehe aber dieser Beweis nicht ziffermäßig geführt ist, sollten wir uns doch vor jedem Optimismus hüten. Gerade weil wir heute wissen, daß die verschwundenen Kulturvölker der Vergangenheit keineswegs sich einer größeren Gesundheit und Körperkraft erfreut haben als wir, sondern ebenso sehr oder gar noch mehr von krankhaften Zuständen und Gebrechen geplagt worden sind, sollten wir uns an ihrem Schicksal ein Beispiel nehmen und uns nicht mit der Vorstellung beruhigen, daß ihr Verfall lediglich politischen und kulturellen Ursachen zuzuschreiben ist. Es ist höchst wahrscheinlich, daß bei ihnen auch eine weitgehende Verschlechterung des physischen Substrates stattgefunden hat und es deshalb erst einer vollständigen Erneuerung der Bevölkerung bedurfte, um auch eine neue Kultur hervorzubringen.

Zahlreiche minderwertige Individuen haben ihren Defekt von den Eltern ererbt und werden, da diese Defekte in den meisten Fällen nicht ausreichen, sie unfruchtbar zu machen, ihre Minderwertigkeit auf ihre Deszendenten weitervererben. So sind unendliche Reihen von entarteten Konstitutionen denkbar, deren Ende nicht abzusehen ist, die aber alle einmal ihren Ursprung aus vollwertigen Individuen genommen haben müssen. Neben der angeerbten muß es also eine frei entstandene Minderwertigkeit geben, — dieses Wort niemals im Sinne des erworbenen aber nicht vererbbaren Defektes, sondern wie überall in diesen Ausführungen als eine auf die Nachkommen übertragbare aufgefaßt.

Wollen wir die Armee der Minderwertigen verkleinern, so ist vor allen Dingen erforderlich, daß wir ihr diesen frischen Zugang abschneiden. Ist es doch schon schlimm genug, daß sie imstande ist, sich durch Erbgang selbst zu ergänzen. Wir wissen von zahlreichen Krankheiten, daß sie die Zeugungsfähigkeit rüstiger

Individuen nicht aufheben, sondern, was viel schlimmer ist, insofern beeinträchtigen, als die erzeugten oder geborenen Nachkommen schlechter ausfallen als die Eltern. Bestimmt wissen wir das z. B. vom Alkoholismus, von der Bleikrankheit, von der Malaria usw. Die Bekämpfung dieser Krankheiten bis zu ihrem vollständigen Verschwinden würde auch die ergiebigsten Quellen der frei entstandenen Entartung verstopfen. Ferner ist wohl als sicher anzunehmen, daß erworbene chronische Schwachezustände nicht die geeignete Körperverfassung schaffen, in der tüchtige Nachkommen erzeugt, ausgetragen und geboren werden können. Langdauernde Unterernährung, Überanstrengung, erworbene chronische Erkrankungen dürften die Keimsubstanz schwerlich ohne dauernde Beeinträchtigung lassen. Auch die sich überstürzenden Wochenbetten, die wir gegenwärtig so häufig beobachten, dürften ähnlich wirken. Gegenwärtig werden noch unzählige Früchte von Eltern hervorgebracht, die durch solche Schwachezustände in ihren generativen Fähigkeiten beeinträchtigt sind. Alle ärztlichen, hygienischen und sozialen Maßnahmen, die darauf gerichtet sind, derartige Zustände zu verhindern oder, wenn das nicht angeht, sie wenigstens zu mildern und abzukürzen, wirken auch im Sinn einer Verhütung des Umsichgreifens degenerativer Tendenzen. Es ist wohl denkbar, daß Heilkunde, Hygiene und Sozialpolitik einmal so vollkommen entwickelt und so gut ineinander greifen werden, daß diese Wurzel der qualitativen Entartung bis zur Bedeutungslosigkeit herabsänke oder gar völlig ausgerottet würde.

Dann aber würde immer noch die andere, mindestens ebenso, vielleicht aber in noch höherem Grade wichtige Wurzel der Minderwertigkeit bestehen bleiben, nämlich die unendlichen Reihen der schwachen Konstitutionen, die in der Vergangenheit aus unbekannter Ursache entstanden sind und ihre Minderwertigkeit in eine ferne Zukunft weitergeben können. Sozialpolitik und Hygiene wirken direkt nicht auf die Verkleinerung dieses Kontingentes hin. Es wäre im Gegenteil möglich und ist auch mit guten Gründen behauptet worden, daß der durch soziale Fürsorge gewährleistete Schutz der schwächlichen Individuen diese vor einem für die Verhütung der Entartung wünschenswerten schnellen Dahinsterben bewahrte und so die Entartungstendenz begünstigte.

Dieser Einwurf ist durchaus berechtigt. Denn wenn wir oben sahen, daß es Krankheiten gibt, die unmittelbar eine Entartung rüstiger Individuen hervorrufen und deren Beseitigung auch entartungsverhütend wirkt, so dürfen wir doch auch nicht übersehen, daß es weitverbreitete Krankheiten gibt, zu denen die Individuen infolge ihrer schwachen Konstitution disponiert sind, daß diese Krankheiten die Tendenz haben, derartige Individuen aus dem Artprozeß auszuschalten, und daß wir daher den Artprozeß ungünstig beeinflussen, wenn wir durch Heilkunde, Hygiene und soziale Fürsorge diese Krankheiten zurückdämmen oder beseitigen. Das gilt namentlich von den Nerven-, Herz- und Lungenkrankheiten.

Andererseits können wir unmöglich diesen Elementen die hygienische Obsole

nur deshalb entziehen, damit sie dann nur ein paar Jahre früher sterben und

etwas weniger Nachkommen haben, zumal auch dieses Resultat noch fraglich wäre, da sie ja auch gegenwärtig, wo der Schutz der Schwachen noch wenig ausgebildet ist, schon massenhaft minderwertige Nachkommen in die Welt setzen. Daher muß diese zweite Wurzel der Entartungserscheinungen von einem ganz anderen Punkte angefaßt werden: von dem der direkten Beeinflussung des Fortpflanzungsgeschäftes, das wir nicht mehr der Natur und dem Zufall überlassen dürfen, sondern durch eine sorgfältige generative Hygiene rationell gestalten müssen. Den positiven Inhalt der generativen Hygiene, die man nach englischem Vorgange treffend auch mit dem Worte Eugenik bezeichnen kann, kann man gegenwärtig nur in großen Zügen voraussagen: es wird natürlich hauptsächlich darauf ankommen, die minderwertigen Individuen durch die Maßnahmen der Geburtenpräventionen an der Erzeugung von unerwünschten Nachkommen zu hindern.

Doch dürfen die Erfahrungen des Pflanzen- und Tierzüchters wohl nur mit großer Vorsicht auf den menschlichen Artprozeß bezogen werden. Denn es ist von großer Bedeutung, daß dem Artprozeß im Pflanzen- und Tierreich ungeheuer große Zeiträume und eine verhältnismäßig schnelle Generationsfolge zur Verfügung standen, der Artprozeß der Kulturmenslichkeit sich aber in sehr kurzer Zeit und langsamer Geschlechterfolge abspielen muß.

Außer der Geburtenverhütung, deren Methoden die moderne Medizin ja zuverlässig beherrscht, gibt es daneben aber auch noch zahlreiche andere Maßnahmen, um die Minderwertigen bezüglich der Fortpflanzung und der dadurch ermöglichten Vererbung ihrer Minderwertigkeit matt zu setzen. So hat der Verfasser an anderer Stelle*) nachdrücklich und ausführlich darauf hingewiesen, daß wir in der Verallgemeinerung des Asylwesens ein durchaus humanes und sicher wirkendes Mittel besitzen, den menschlichen Artprozeß in großem Maßstabe günstig zu beeinflussen. Schon gegenwärtig entbehrt das Heer der Vagabunden, Alkoholiker, Verbrecher und Prostituierten infolge ihrer unständigen Lebensweise einer nennenswerten Nachkommenschaft. Dieses Bevölkerungskonglomerat, das der Volkswirt als Lumpenproletariat bezeichnet, das wir Ärzte jedoch als zum größten Teil aus kränklichen, geistig oder somatisch defekten Personen bestehend kennen gelernt haben, wird also gerade durch seine Verwahrlosung und sein baldiges Ende ohne Nachkommen durch einen sozusagen natürlichen Reinigungsprozeß vom Volkskörper ausgeschieden. Zahlreiche minderwertige Personen werden so aus den für die Aufzucht der Nachkommenschaft erforderlichen geordneten Verhältnissen endgültig herausgeworfen und kommen dann nicht mehr für die Fortpflanzung in Frage. Natürlich ist diese Form der Entartungsverhütung außerordentlich roh und inhuman. Wir suchen sie deshalb in steigendem Maße durch eine rechtzeitige Verbringung dieser Elemente in Asyl zu ersetzen. Es ist nun ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß der Prozeß der Asylisierung, der

*) A. Grotjahn, „Krankenhauswesen und Heilstättenbewegung im Lichte der sozialen Hygiene“. Leipzig, Vogel, 1908.

in Zukunft hoffentlich einmal alle oben gekennzeichneten Individuen auffaugen wird, den nämlichen Effekt bezüglich des Ausfalles der körperlich und geistig Minderwertigen aus der Fortpflanzung herbeiführen wird, wie ihn schon heute die Existenz einer Welt von Verwahrlosten mit sich bringt. Eine Verallgemeinerung des Asylwesens könnte der Reinigung der menschlichen Gesellschaft von zur Fortpflanzung ungeeigneten Elementen in humanerer und trotzdem zielbewußterer Weise dienen als die jetzige unvollkommene Selbstregulierung, wie sie die Ausscheidung zahlreicher Minderwertigen durch Verwahrlosung und Verelendung darstellt. Man könnte sich ein Volk vorstellen, in dem geistig Minderwertige, Epileptiker und andere hereditär Belastete so zahlreich und so früh aplifiziert würden, daß sie aus dem Fortpflanzungsprozeß ein für allemal eliminiert werden.

Außer der Aplifizierung der Minderwertigen könnte man hier auch noch das freiwillige Zölibat anführen, in dem schon gegenwärtig ein ansehnlicher Bruchteil der Bevölkerung lebt: es wäre denkbar, daß das freiwillige Zölibat einmal nicht mehr aus wirtschaftlichen oder religiösen, sondern aus Gründen einer generativen Hygiene übernommen würde.

Man könnte diese Beispiele, den Artprozeß mittelbar zu beeinflussen, vermehren, aber es hieße doch dem springenden Punkte ausweichen, wenn man verschwiege, daß die unmittelbaren Formen des Geschlechtsverkehrs alles in allem doch die wichtigsten Angriffspunkte für eine rationelle Eugenik abgeben werden.

Nun sind aber die Methoden der Geburtenprävention zugleich auch das Mittel, durch die die Bevölkerungsvermehrung gehemmt und die Quantität der Bevölkerung ganz unabhängig von ihrer Dualität beeinflusst werden kann. Dadurch erwächst die Gefahr, daß die Prävention in einer Ausdehnung angewandt wird, die den Bevölkerungsauftrieb, der zur kulturellen Behauptung durchaus erforderlich ist, beeinträchtigt und schließlich Bevölkerungsstillstand oder gar Bevölkerungsrückgang verursacht. Ganz abgesehen von den wirtschaftlichen und politischen Gefahren, die mit einer Verminderung der Bevölkerungsquantität verknüpft sind, kann diese auf die Dauer nicht ohne Rückwirkung auf die Qualität bleiben, wirkt also an sich wieder entartend, denn einmal wird, wenn die auf eine Familie fallende Zahl von Kindern nur gering ist, die Rate der erstgeborenen Individuen, die erfahrungsgemäß immer etwas geringwertiger ausfallen als die späteren Früchte, viel größer werden als bei einem Volke mit kinderreichen Familien, sodann wird aber auch die Anspannung der schwächlichen Volksglieder zur Behauptung der Kulturstellung eine viel größere sein als bei den Nationen mit wachsender Bevölkerungszahl. Es ist also auch vom Standpunkte der Erhaltung der Qualität unbedingt erforderlich, daß die Bevölkerung einen gewissen Auftrieb, d. h. einen namhaften Überschuß der Geburten über die Todesfälle aufweist und deshalb bedeutet es allerdings eine Gefahr, wenn die Methoden der Geburtenprävention, deren Anwendung für eine rationelle

Gestaltung des Artprozesses unerlässlich ist, dazu mißbraucht werden, die Zahl der Kinder ganz unabhängig von ihrer Wertigkeit erheblich zu vermindern.

Diesen Mißbrauch der Geburtenprävention finden wir gegenwärtig in einigen Bevölkerungsschichten sehr weit verbreitet, und zwar wird es hier ausschließlich aus privatwirtschaftlichen und Bequemlichkeitsgründen angewandt, fast niemals aus eugentischen Rücksichten, die der Massenpsyche gegenwärtig leider noch völlig fern liegen.

Frankreich ist das Land, in dem man gegenwärtig dieses Phänomen am deutlichsten und in seiner verhängnisvollsten Form studieren kann. Ein Sinken der physischen Gebärfähigkeit der französischen Frauen ist nicht als die Hauptursache der sinkenden Geburtenhäufigkeit anzusprechen. Vielmehr ist diese eine Folge der bewussten Kinderbeschränkung, der im heutigen Frankreich die überwiegende Mehrzahl der Familien huldigt. Man hat sich gewöhnt, für diese Praxis das Wort „Zweikindersystem“ zu gebrauchen. Es hat in der Tat höchstens der dritte Teil der Familien in Frankreich mehr als zwei Kinder. Die große Gefahr des Bevölkerungsrückgangs und damit des Verschwindens aus der Reihe der großen Kulturvölker besteht übrigens nicht nur für Frankreich. Es sei nur in dieser Richtung an das demographische Verhalten der eingeborenen Yankeebevölkerung Amerikas, der australischen Weißen und der emanzipierten Juden*) erinnert. Die Geburtenziffer der Bevölkerungen ist enorm gesunken, und dieses ist ausschließlich auf die Anwendung der Präventivmittel zurückzuführen. Auch in Deutschland gehen wir diesem Zustande entgegen. Der Überschuß von achthunderttausend Geburten über die Sterbefälle jährlich innerhalb des Gebietes des Deutschen Reiches besagt gegen diese Auffassung gar nichts, da er im wesentlichen auf einer Abnahme der Sterblichkeit beruht und an und für sich von Jahr zu Jahr kleiner wird, so daß sich dem Auge des Weiterblickenden auch für Deutschland bereits die Perspektive des Bevölkerungsstillstandes eröffnet**).

Um in der Frage der Geburtenprävention richtig entscheiden zu können, empfiehlt es sich, zwei Typen der Volksvermehrung zu unterscheiden, den primitiven und den rationellen.

Der primitive Typus besteht darin, daß man soviel Kinder kommen läßt, wie immer nur kommen wollen. Das Leben der Frau ist hier völlig ausgefüllt von Schwangerschaft, Wochenbett und Stillzeit, die sich, nur durch Fehl- und Frühgeburten unterbrochen, immer wiederholen. Erträglich ist dieser Zustand unter rein agrarischen Verhältnissen, bei denen die Aufzucht der Kinder keine besonderen Schwierigkeiten macht, und bei allgemeinem selbstverständlichem Selbststillen der Säuglinge, daß dem schnellen Konzipieren nach der Geburt eine

*) A. Theilhaber, „Der Untergang der deutschen Juden“. München, Reinhardt, 1911.

**) Vgl. besonders P. Mombert, „Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland in den letzten Jahrzehnten mit besonderer Berücksichtigung der ehelichen Fruchtbarkeit“. Karlsruhe, Braun, 1907.

gewisse Schranke auferlegt. In den früheren Epochen der Geschichte, in denen die Völker nur von Hungersnot, Seuche und Krieg ständig großen Verlusten an Menschenleben ausgesetzt waren, konnte allein dieser Typus die Weiterexistenz eines Volkes verbürgen.

Sitte, Sittlichkeit und Recht taten daher wohl, wenn sie — meistens im Gewande religiöser Vorschriften — diesen Typus stützten. Man muß diesem Verfahren in der Tat das Verdienst zuerkennen, daß es fähig ist, ein Volk über die denkbar schwersten Einbußen von Menschenleben fortzuhelfen. Auf der anderen Seite hat dieser Proliferationstypus Härten, die mit steigender Kultur schwer empfunden werden. Er läßt sich nur aufrecht erhalten durch eine rücksichtslose Ausbeutung der Kräfte der Frauen, die in der Regel mit dem Ausschluß der Frauen von den Kulturgütern überhaupt einhergehen wird. Ferner liefert dieses primitive Verfahren stets eine große Anzahl minderwertiger Individuen, deren Ausmerzungen dann dem Kampfe ums Dasein überlassen bleiben muß.

Soweit die kulturgeschichtliche Überlieferung reicht, sind denn auch Bestrebungen im Gange gewesen, diesen Härten des primitiven Typus auszuweichen. Entweder haben das die Individuen selbst von Fall zu Fall durch freiwillige Abstinenz vom Geschlechtsverkehr oder durch Abtreiben der Leibesfrucht oder durch Aussetzen und Töten der neugeborenen Kinder versucht, oder die höheren Schichten haben ihrerseits durch Zurückhaltung ihrer Frauen vom Sexualverkehr und Verlegung des unvermeidlichen männlichen Geschlechtsverkehrs in die unteren Bevölkerungsschichten die Hauptlasten auf letztere abgeschoben, die deshalb ja auch die Römer die „proletarischen“, d. i. die den Nachwuchs des Volkes schaffenden Schichten nannten.

Endlich lernte der Mensch auch den Geschlechtsverkehr in einer Weise auszuüben, daß dabei Befruchtung ausgeschlossen ist. Doch diese Formen der Geburtenprävention waren so geschmacklos in der Form, daß man sie mit Recht unter die Laster und Verbrechen zählen konnte, und so unzuverlässig in der Wirkung, daß sie für die Bevölkerungsbewegung als solche wohl bedeutungslos waren. Aber die hochentwickelte Technik der Geburtenprävention, über die wir erst seit einigen Jahrzehnten verfügen, ist mit der früherer Jahrhunderte gar nicht zu vergleichen. Sie wirkt nicht geschmacklos, denn sonst würden sich nicht ästhetisch verfeinerte und kulturell hochstehende Bevölkerungsschichten ihrer bedienen, und sie ist nicht erfolglos, denn sonst würden nicht die oben angeführten Bevölkerungsschichten, die sich ihrer bedienen, einen solchen Rückgang der Geburtenziffer erzielen.

Die Fähigkeit, den Geschlechtsverkehr sowohl unter dem Gesichtspunkte der Erzielung von Nachkommenschaft wie unter dem der Vermeidung von Befruchtung stattfinden zu lassen, ermöglicht uns, den primitiven Typus der menschlichen Fortpflanzung völlig zu überwinden und an seine Stelle den rationalen Typus zu setzen.

Leider befinden wir uns jetzt noch in einem Übergangszustande, der wie alle derartigen Stadien etwas sehr Gefährliches an sich hat.

Selbst wenn einige kulturell wertvolle Völker in diesem Übergangsstadium vom primitiven zum rationellen Fortpflanzungstypus Schaden leiden oder gar zugrunde gehen sollten, würde das nichts gegen den letzteren beweisen. Es ist schlechterdings unmöglich, zu dem primitiven Typus zurückzukehren, namentlich nicht in einem Lande, in dem wie in Deutschland die Volksbildung so allgemein ist, daß, nachdem einmal die Kenntnis der Präventivmittel ins Volk eingebracht ist, sie sich auch in wenigen Jahrzehnten gleichmäßig bis in den letzten Winkel verbreiten wird. Außerdem wird die kürzlich beschlossene Ausdehnung der Krankenversicherung auf die landwirtschaftlichen Arbeiter die Benutzung medizinischer Apparate, die, wie etwa der Irrigator, zu Heilzwecken ärztlicherseits verordnet, zugleich aber von der Bevölkerung zu Präventivmaßnahmen weiterbenutzt zu werden pflegen, auch der ärmsten Tagelöhnerfrau zugänglich machen.

Es ist vollständig aussichtslos, die Kenntnis der Präventivmittel und diese selbst noch durch polizeiliche Maßnahmen fernzuhalten. Es geht also nicht mehr an, über die Präventivmittel vornehm wegzusehen oder gar auf sie zu schimpfen, sondern es gilt, die richtigen Regeln zu finden und sie so anzuwenden, daß einerseits die naive Produktion zahlreicher und minderwertiger, sich überstürzender, zur unpassenden Zeit erscheinender Früchte verhindert wird, anderseits aber auch eine den Bevölkerungsauftrieb sichernde Anzahl gut qualifizierter, in richtigen Zeitabständen folgender, in der zur Aufzucht günstigsten Zeit geborener Kinder gewährleistet wird.

Bedauerlich ist, daß gegenwärtig der Bevölkerung, die schon zum großen Teile im Besitz von Kenntnis und Übung der Präventivmittel ist, jede Führung durch Sitte, Gewohnheit, Belehrung usw. fehlt, da die Geistlichen als Vertreter des primitiven Typus durchaus abgelehnt werden, die Behörden sich indifferent verhalten und selbst die Ärzte, die die nächsten zu dieser Führerschaft wären, diesen Fragen noch völlig ratlos gegenüberstehen. Infolge dieser Führerlosigkeit hat sich der Durchschnittsbürger das Zweikindersystem geschaffen, von der naheliegenden, aber grundfalschen Voraussetzung ausgehend, daß zum Ersatz eines Elternpaares zwei Kinder ausreichen und damit der Volksvermehrung Genüge geschehen sei. Grundfalsch ist diese Annahme, weil, wie Fahlbed*) ausrechnet, „das Zweikindersystem selbst unter der utopischen Annahme, daß 88 Prozent aller Frauen im gebärenden Alter verheiratet seien, jährlich eine Verminderung von ungefähr 9 pro Mille der Volksmenge herbeiführen würde, wodurch sie, wenn sie sich selbst überlassen wäre, schon nach siebenundsiebzig Jahren auf die Hälfte reduziert sein würde“.

Das Zweikindersystem ist also auf jeden Fall zu verwerfen, da es die Bevölkerung auf den Aussterbeetat setzt und somit die Verneinung der Gesellschaft selbst bedeutet. An seine Stelle ist eine andere Regel zu setzen, die den

*) P. E. Fahlbed, „Der Adel Schwedens“. Jena, Gustav Fischer, 1903.

erforderlichen Geburtenüberschuß gewährleistet und doch die Rationalisierung des Fortpflanzungsgeschäftes, die Anwendung der Eugenik und die Befreiung des gesamten Sexuallebens von qualvollen Fesseln ermöglicht. Leitend müssen bei der Aufstellung dieser Regel volkswirtschaftliche und medizinisch-hygienische Gesichtspunkte sein. Schon der jetzige Stand der Wissenschaft ermöglicht es uns, ein solches Normativ aufzustellen, dessen Inhalt sich etwa durch folgende Sätze andeuten läßt:

1. Jedes Ehepaar hat die Pflicht, eine Mindestzahl von drei Kindern über das fünfte Lebensjahr hinaus hochzubringen.

2. Diese Mindestzahl ist auch dann anzustreben, wenn die Beschaffenheit der Eltern eine Minderwertigkeit der Nachkommen erwarten lassen dürfte; doch ist in diesem Falle die Mindestzahl auf keinen Fall zu überschreiten.

3. Jedes Elternpaar, das sich durch besondere Rüstigkeit auszeichnet, hat das Recht, die Mindestzahl um das Doppelte zu überschreiten und für jedes überschreitende Kind eine materielle Gegenleistung in Empfang zu nehmen, die von allen Lebigen oder Ehepaaren, die aus irgendwelchen Gründen hinter der Mindestzahl zurückbleiben, beizusteuern ist.

Der wichtigste Satz ist der unter 1) angeführte. Wenn jedes Elternpaar wirklich drei Kinder hervorbringt, nicht mitgerechnet die Säuglinge und Kleinkinder, die vor zurückgelegtem fünfsten Lebensjahr sterben, und außerdem eine Anzahl der rüstigen Ehepaare, veranlaßt durch Bevorzugung und Zuwendungen wirtschaftlicher Natur, über die Mindestzahl hinausgehen, so bleibt dem Volke ein sehr erheblicher Bevölkerungszuwachs gesichert, der dem im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland durchschnittlichen entspricht.

Der unter 2) angeführte Satz ist wichtig, um den zahlreichen Elternpaaren, die nicht zu den ganz rüstigen gehören, den Vorwand zu nehmen, sich der Kinderaufzucht zu entziehen. Wir kennen gegenwärtig noch zu wenig die Vererbungsregeln, um bestimmt entscheiden zu können, welche Ehepaare wir überhaupt vom Fortpflanzungsgeschäft gänzlich fernhalten dürfen, da häufig die Sonderbarkeiten oder Minderwertigkeiten des einen Partners durch die entgegengesetzten des anderen Partners ausgeglichen werden, oder Eigenschaften der Vorfahren so durchschlagen, daß auch aus schwächlichen Eltern rüstige oder gar hervorragend leistungsfähige Nachkommen entstehen. Der eugenische Gesichtspunkt kommt auch genügend zur Geltung, wenn man fordert, daß Ehepaare, gegen deren Qualität Bedenken vorliegen, sich auf die angegebene Mindestzahl beschränken sollen.

Auf die eigentliche Verbesserung der Bevölkerungsqualität zielt die unter 3) gegebene Bestimmung ab, die die rüstigen Ehepaare zur Mehrproduktion über die Mindestzahl hinaus anregt und ihnen dafür die Anerkennung des Gesamtvolkes für diese besondere Leistung in Gestalt einer erheblichen realen Vergütung gesetzlich zusichert, damit sie die gesteigerten Familienlasten auch tragen können. Die Mittel hierfür würde man ohne weiteres allen Personen auferlegen können,

die entweder überhaupt nicht verheiratet sind oder kinderlos oder nicht die Mindestzahl von Kindern haben, nach welchen Gesichtspunkten die Steuer abgestuft werden kann. Dabei kann ganz gleichgültig bleiben, ob diese Personen aus Absicht oder aus Unvermögen, aus Trivilität oder aus wohlverwogenen Gründen die normale Beteiligung an der Fortpflanzung unterlassen; denn ihre Steuer ist nicht als Strafe gedacht, sondern lediglich als Ausgleich für die generative Leistung, die andere mehr und sie weniger, als der Norm entspricht, erfüllen.

Es hat keinen Zweck, an dieser Stelle das hier kurz skizzierte „Dreifinder-minimalssystem“ in den Einzelheiten auszumalen. Es sei nur bemerkt, daß in seinem Rahmen schon die gegenwärtige bescheidene Kenntnis der generativen Hygiene zur praktischen Anwendung gebracht werden könnte und zugleich Raum für diesbezügliche Erkenntnisse der Zukunft und die dadurch bedingten Modifikationen lassen würde. Voraussetzung der Anwendung dieses Systems ist natürlich die allgemeine Kenntnis und Beherrschung der Präventivmaßnahmen, die ja ohnehin von Tag zu Tag unaufhaltsame Fortschritte macht. Es ist nur erforderlich, von den unzähligen Mitteln jene durch ärztliche Empfehlung herauszuheben, die ungefährlich und daher zuverlässig sind . . .

Die Befolgung dieser oder ähnlicher Regeln kann zunächst nur durch Appell an Vernunft und Gewissen angestrebt werden. Wichtiger aber als der Appell an das moralische Bewußtsein des einzelnen Individuums dürfte die Einführung sozialer Maßnahmen sein, durch die direkt oder indirekt ein stärkerer Nachwuchs den Familien erträglicher und wünschenswerter gemacht werden kann, als das gegenwärtig der Fall ist. Von direkten Maßnahmen liegt in den Ländern des deutschen Sprachgebietes, wie oben bereits in der dritten These angedeutet wurde, recht nahe die Heranziehung der obligatorischen sozialen Versicherung etwa in der Gestalt einer Familien- oder Mutterschaftsversicherung. Eine solche Versicherung ließe sich ohne unüberwindliche Schwierigkeiten in der Richtung ausbauen, daß rüstigen Elternpaaren ein zahlreicher Nachwuchs zum Vorteil gereicht und andererseits der unerwünschte Nachwuchs minderwertiger Eltern eingeschränkt würde und auf diese Weise die schwer drückenden Familienlasten, die gegenwärtig und in Zukunft voraussichtlich noch mehr zur Geburtenprävention an unzweckmäßiger Stelle verleiten, von der Einzelfamilie auf die Gesamtheit der Bevölkerung abgewälzt würden.

Wenn durch die Anwendung der obigen Regeln die Quantität der Bevölkerung durchaus sichergestellt und die Dualität begünstigt ist, kann die rationelle Anwendung der Präventivmittel ungestört erfolgen und ihre in vieler Hinsicht unermesslichen Segen stiftende Wirksamkeit entfalten. Dann kann endlich eine vernünftige Pause zwischen zwei Geburten zur Volkssitte werden. Dann hört die unsinnige Vielgebärererei in den Schichten auf, die am wenigsten Mittel, Raum und Zeit für die Aufzucht haben. Dann kann der Arzt aus Gründen der Eugenik das Verbot weiterer Schwangerschaften ebenso strupellos

anwenden wie jedes andere therapeutische Mittel, dann wird überhaupt jene bereits von dem Nationalökonom Rümelin befürwortete völlige Trennung des beabsichtigt folgenlosen von dem beabsichtigt fruchttragenden Geschlechtsverkehr realisiert, die das gesamte sexuelle Leben zu sanieren berufen ist.

Jedenfalls ist es ebenso falsch, die Geburtenprävention in Bausch und Bogen zu verwerfen, wie sie in der Form des französischen Zweifindersystems oder gar des amerikanischen Einkindersystems als Instrument des Gattungsfelbstmordes zu verwenden. Die Geburtenprävention kann eben nicht ohne weiteres dem Belieben des Spießbürgers freigegeben werden. Sie muß vielmehr sorgfältig in allen Einzelheiten ausgebildet werden als eine Art generativer Diät, die den Forderungen des Individuums und denen der Art möglichst in gleichem Maße gerecht wird, im Falle eines unausweichlichen Konfliktes jedoch die letzteren bevorzugen muß.

Erst wenn diese oder ähnliche Gedankengänge Gemeingut aller denkenden Menschen geworden sind und die gegenstehenden Vorurteile verdrängt haben werden, wird die Rationalisierung des menschlichen Artprozesses praktische Bedeutung erhalten.



Österreichische Dichterinnen

Von Victor Klemperer-Berlin



er siebente der „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters“, mit denen Paul Lindau 1869 debütierte, um bald ein gefeierter und gefürchteter Journalist und Kritiker zu werden, wendet sich mit ebensoviel Gerechtigkeit wie Ungerechtigkeit höhnvoll parodierend gegen Ada Christens „Lieder einer Verlorenen“. Unter diesem Titel und Pseudonym hatte im Jahr zuvor eine vierundzwanzigjährige Wienerin (dem Mädchennamen nach Christine Friederik, in erster Ehe von Neupaur, in zweiter von Breden) nach harten Schicksalschlägen, als Verarmung des Vaters, Wahnsinnstod des jungen Vaters, eine kleine Sammlung düsterer Gedichte herausgegeben, die bei Kritik und Publikum viel Anerkennung finden. Lindau sucht nun die Dichterin lächerlich zu machen, indem er ihre ungemeine Abhängigkeit von Heine herausstellt. Sie plagiiere ihn nicht etwa, betont er immer wieder, sie erinnere sich seiner nur allzuoft und komme ihm in vielen Wendungen bis haarfarr an die Wortwörtlichkeit nahe. Es ist ihm ein Leichtes, vielfältige recht komisch wirkende Belege hierfür zusammenzutragen. Seinen eigentlichen Zorn aber entfesselt die Dichterin durch eine andere Unart, wie er wenigstens

aus der damals verbreiteten Geschmacksrichtung heraus die Sache nennt. Ada Christen gebraucht zu häufig das Wort „Elend“; sie fühlt sich elend, sie bewegt sich in elender Gesellschaft, sie schildert andauernd eigenes und fremdes, materielles und seelisches Elend. Von heiterer und anmutiger Poesie ist in ihren „Liedern einer Verlorenen“ ebensowenig zu bemerken wie in ihren späteren Gedichtsammlungen. Und dieser Mangel erscheint Lindau sehr viel gräulicher als alles Feine-Kopieren, alle Flachheit der Form und Untiefe des Gedankens. Wie bezeichnend für die literarische Geschmackswandlung im letzten Menschenalter ist es nun, daß gerade um dieses scheinbar schlimmsten Mangels willen das Fortleben der wenig genialen Frau gesichert ist, daß man ihre handgreiflichen Schwächen verzeiht um der Leidenschaft willen, mit der sie als eine der zeitigsten unter den Dichtenden die Not der Elenden zum Thema nahm. Mit sicherem Griff hat Richard M. Meyer aus einer Fülle von Versen, die größeren Anspruch erheben und weniger sind, das kleine Gedicht „Not“ (Sammlung: „Aus der Tiefe“) als besonders charakteristisch herausgegriffen:

Al euer girrendes Herzeleid
Tut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

Al eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.

Während sich Ada Christen mit solchen Versen in sozusagen internationaler Weise als eine der ersten Dichterinnen oder doch als Vorläuferin der „neuen Richtung“ gibt, trägt ihre Prosa auch österreichisches Heimatgepräge. Und hier ist ihr neben mehr durchschnittlich gearteten Skizzen und Novellen einmal zum mindesten ein bedeutendes Werk gelungen. Was an ihrer „Vorstadtgeschichte Jungfer Mutter“ größeren Wert besitzt als die Schilderungen aus dem Alltag armer Leute und dem Jammer einer glücklosen Ehe, scheint mir das ungemein gerechte und tiefgreifende Abwägen der Charakteristik zu sein. Ein häßlicher Invalide heiratet das schönste Mädchen des Vorstadthauses; die Flatterhafte entzieht sich ihm bald, und er geht an seiner leidenschaftlichen Liebe zugrunde. Doch nun ist weder die Frau als Teufelin, noch der Mann als Engel gezeichnet, vielmehr besteht Lenes unerotische Sünde in einer völligen Gemütsstumpfheit und einer im Kern nicht unhäßlichen Sehnsucht nach dem Schönen, die nur bei der gänzlich Ungebildeten die abgeschmackte Richtung auf den Fuß nimmt, und der Mann wiederum sinkt in seiner Not zum wirklich häßlichen und rohen Säuser hinab. In diesen seelischen Verkrüppelungen erst liegt doch wohl die eigentlich dichterische Aufgabe der Elendmalerei. Und so reiht sich Ada Christen durch solches Charakterisieren enger und besser der Moderne an, als sich nach manchem ihrer Gedichte vermuten läßt.

Auf den modernen Boden, den die 1901 verstorbene Ada Christen tapfer betrat, sah sich eine um zwei Jahrzehnte jüngere, jetzt auf der Höhe ihres Lebens stehende Österreicherin mit solcher Selbstverständlichkeit gestellt, daß man ihr heute jede formale Abweichung von moderner Üblichkeit gern als langweilig und tantenhaft altmodisch vorwirft. Marie Eugenie delle Grazie zählte kaum zwanzig Jahre, als sie den Plan zu ihrem Epos „Robespierre“ faßte, in dem die naturalistische Darstellungsweise, zugleich aber auch die jüngste naturwissenschaftliche Weltanschauung wohl zum ersten Male auf ein gewaltiges Thema der historischen Dichtung angewandt werden sollte. Ein Glück, daß die junge Dichterin in ihrer Gewissenhaftigkeit erst einmal Jahre an geschichtliche und philosophische Vorstudien setzte — Jahre, in denen sie reifen durfte; denn sonst hätte im „Robespierre“ doch wohl dieselbe kindliche Unfertigkeit Platz gegriffen, die einer Reihe von Jugendarbeiten M. E. delle Grazie anhaftet. Dem Epos künstlerische Vollenbung zu geben, gelang auch der gereiften Dichterin nicht, aber sie ging doch eine so beträchtliche Wegstrecke dem unendlich weit gesteckten Ziel entgegen, daß man ihren „Robespierre“ nicht ohne Bewunderung aus der Hand zu legen vermag.

Im Mittelpunkt dieser Dichtung, in dem „Mysterien der Menschheit“ betitelten zwölften Gesang, malt M. E. delle Grazie mit heißen Farben eine Vision, die der abtrünnige schwärmerische Priester Claude Fauchet im Jakobiner-Kloster vom Wesen und Werden der Menschheit hat. Er sieht das Entstehen der Erde, der Lebewesen, der Affenmenschen den heutigen Lehren der Wissenschaft entsprechend, er sieht den Wandel alles Lebendigen:

Nun wähnt er, Mensch zu sein — und gleich darauf
 Frieht er als Wurm aus seinem eignen Grabe,
 In tausend Formen fühlt er sich vergehen,
 In tausend andern wieder auferstehen —
 Unendlichkeit, die wie ein Falter sich
 Im Formgespinnst der Zeit verhüllt . . .

Es ist nichts als eine Wanderung der Materie, irgendwelch Geistiges kommt nicht ins Spiel, in dieses sinn- und ziellose Spiel einer schaffensstollen, brutalen Gottheit, der die Dichterin solche Worte in den Mund legt:

Armseliger! . . . Geschaffner! . . .
 Was bist du mir? Viel weniger als ein Hauch,
 Denn meines Mundes Odem schafft Gestirne! . . .
 Ich träum' nur mich — ich schaff' nur mich, ich kenne
 Nur mich — mein Mantel heißt Unendlichkeit,
 Und meine Arme halten die Myriaden
 Der Sterne über dir im Gleichgewicht!
 Ein Tröpfchen meiner Kraft glitt deine Erde
 Auf meinem Schaffenspfade einst ins Sein;
 Nun ist sie — aber muß ich darum wissen?
 Weiß der Orkan vom Staub, den er aufwühlt,
 Das Meer vom Gisch, den es zum Strande schleudert? . . .

Bei solcher Auffassung des Göttlichen ist es begreiflich, daß die Dichterin in der gesamten Menschheitsgeschichte nur ein „Blutmeer“, in der französischen Revolution nur eine riesenhafte Blutwelle dieses Ozeans sieht. Und an der Trostlosigkeit solcher Anschauung scheint es mir vor allem zu liegen, daß dieses große von Mitleid durchtränkte Werk den Leser nicht durch Verschmetterung zur Erhebung führt, sondern ihn schließlich nur mit der Unsumme seiner Schreckensbilder abstumpft und belastet. Denn wie soll erheben können, wem selber so gänzlich der Glaube an jede Möglichkeit des Aufwärts fehlt?

Die von der Grundanschauung ausgehende Ermüdung macht sich bei der Lektüre einzelner Abschnitte dadurch noch fühlbarer, daß die gestaltende Kraft M. G. delle Grazie gelegentlich unter der gestürzten Masse des wissenschaftlichen Materials zusammenbricht. Aber neben toten Stellen findet sich doch immer wieder stärkstes Leben. Meisterlich sind einzelne hervorragende Gestalten, wie Robespierre, Mirabeau, Danton charakterisiert, glühend tritt der Gegensatz zwischen dem Versailler Hof und den Elendquartieren der Hauptstadt hervor, balladisches Grausen geht von der Schilderung der zum gigantischen Individuum in eine geschmolzenen Masse aus:

Nicht Menschen, 's ist ein fürchterliches Etwas,
Grau formlos, das sich dehnt und streckt und wie
In einen Krampf zusammenballt, als wollt
Es irgendeinen Schreck aus sich gebären.
Dann wieder schnellst es lange Arme aus
Wie ein Polyp . . .

und wen es verschlungen, der
Verliert sein Selbst und scheint ein andrer plötzlich,
An Miene und Gebärde rätselhaft
Den Unzählbaren gleich, die mit ihm ziehen.

So fehlt es der Überfülle dieser vierundzwanzig Gefänge keineswegs an zahlreichen künstlerisch ganz gelungenen und so auch ganz befriedigenden Einzeldarstellungen; und wen kraftvolles Streben erfreut, auch wo es nicht völlig siegreich ist, den werden auch die unvollkommeneren Abschnitte in ihrem großen Ringen anziehen. Die Dichterin hat sich nach diesem Hauptwerk umgrenzteren Aufgaben zugewandt und namentlich auf dem Felde der Dramatik einige schöne Früchte geerntet. Ihr Trauerspiel „Schlagende Wetter“ sollte gebührenderweise neben Hauptmanns „Webern“ genannt werden; ihre „Schwäne am Land“ befremden, aber befremden in erhebender Weise, durch eine mit Konsequenz zur Grausamkeit geführte Leidenschaft ethischer Forderungen; das symbolische Traumdrama „Der Schatten“ vermag freilich den Leser (und erst recht wohl den Hörer) nicht gänzlich zu befriedigen, aber was hier ins bedrücklich Unklare führt, ist doch wieder wie beim „Robespierre“ ein ehrenvolles Ringen um das Bedeutendste.

Es ist das leise tragische Merkmal Marie Eugenie delle Grazie, daß sie ihr großes Können gern an übergroße Aufgaben setzt, anders ausgedrückt: daß ihr

philosophisches Wollen über ihr künstlerisches Vermögen hinausreicht. Niemandem kann die Tragik dieses Zwiespalts mehr fehlen, als ihrer durch superlativische Verhimmelungen und Verlegerungen weitaus bekannteren Antipodin, der 1871 in Wien geborenen Enrica Freiin von Handel-Mazzetti. Von ihr wird glaubhaft erzählt, wie sie als etwa Zwanzigjährige beim Kopieren eines Christusbildes den Zeichenlehrer von dem „göttlichen Menschen“ sprechen hört; heftig will sie der blasphemischen Auffassung entgentreten, aber „die Worte versagen ihr, heiße Tränen rollen über ihre Wangen“. Das muß wohl wahr sein, denn es deckt sich so ganz mit dem Wesen, das sich in ihren Werken spiegelt. Sie hat den allerfestesten und allerkindlichsten Christenglauben, der klösterlich Erzogenen liegt jede andere Denkungsart so weltenfern, daß sie ihr mit hilflos verzweifelndem Nichtbegreifenkönnen gegenübersteht, aber ebenso weltenfern liegt ihr auch alles fanatische Verdammen anderen religiösen Fühlens, der arme Sünder, der im Beharrungsfalle ja ohnedem sein ewiges Heil verscherzt hat, ist ihr nur Gegenstand des tiefsten Mitleids. So ganz ist die Baronin Handel vom leidenschaftlichen Katholizismus beherrscht, daß sie zur Entfaltung ihres dichterischen Könnens Stoffe und Zeiten auffuchen muß, in denen die Frage ob katholisch oder nichtkatholisch die entscheidende und vielleicht einzig weltbewegende war. Man staunt über die Belanglosigkeit einiger in der Gegenwart spielender Geschichten Enrica Handels, man staunt erst recht über das Leuchten, das geradezu plötzlich auftaucht, wenn sie sich in jene ihr kongenialen Zeiten zurückbegibt. Dann weiß sie entschundenes Leben so mächtig neu zu gestalten, dann weiß sie menschliche Schicksale so ergreifend darzustellen, daß man die Einseitigkeit ihres Denkens und alle daraus resultierenden offenbaren Fehler vergißt und nur noch unter dem Bann einer wirklichen Dichterin steht. Und noch etwas Wunderbares begibt sich bei solcher Zeitsucht Enrica Handels: die am modernen Stoff so befremdlich unmodern Erscheinende trägt in diese Vergangenheiten, vielleicht sich selber unbewußt, einen deutlichsten Hauch aus der Atmosphäre des Heute hinein.

Ein erstes Mal gelingt ihr das in dem Roman „Meinrad Helmpersgers denkwürdiges Jahr“ (bei Jos. Kösel, Rempten; bei eben diesem Verleger erschienen auch die später genannten Romane), obwohl sie hier freilich noch nicht auf völliger Höhe steht. Ich mache diese Einschränkung im Hinblick auf das gräßliche Übermaß einer bluttriefenden Folterszene, sodann um einer Reihe von Stellen willen, durch die Enrica Handel offenbar begeistert fromme Gefühle erwecken wollte, die aber bestimmt jeden nicht streng katholisch und fast klösterlich gesinnten Leser befremden müssen. Aus beiden Überschwänglichkeiten, jener der Folterschilderung und dieser der frommen Gefühle, scheint mir hervorzugehen, daß die Dichterin bei der Ausarbeitung dieses Romans nur erst an ein ihr gleich-, also klösterlich gesinntes Publikum gedacht habe, während ihr später in den Sinn kam, daß sie sehr wohl auch über den katholischen Leserkreis hinaus dichterisch wirken könnte. Dagegen möchte ich in zwei

schwerere Anklagen gegen das „Denkwürdige Jahr“ nicht einstimmen. Man hat es gelegentlich für einen Akt der Intoleranz erklärt, daß der „Athen“ Mac Endoll durch ein Berliner protestantisches Gericht für seine philosophische Überzeugungstreue so schrecklich leiden müsse, während Enrica Handels heimischer Katholizismus in mildem Glanze erstrahle, und man hat es zu zweit als arg tendenziös bezeichnet, daß der Sohn des Gottesleugners, eines Pantheisten übrigens, seinen Weg zum Katholizismus hinüber finde. Der erste Vorwurf wurde hinfällig, sobald die Dichterin in späteren Werken auch durch katholische Richter harte Sprüche fällen ließ (wie denn Sünde und Sühne Lieblingsvorstellungen ihrer Phantasie ausmachen). Sie malt harte und milde Richter beider Konfessionen, sie macht kein Hehl daraus, daß sie die Milde der Strenge vorziehe, aber es ist ihr doch eine durchaus geläufige und nicht unliebe Vorstellung, daß irdische Sühne spätere Qualen abwende. Der Vorwurf des Tendenziösen in der Bekehrungsgeschichte wiederum ist haltlos, weil es sich bei dem kleinen Edwin um gar keine eigentliche Bekehrung handelt. Denn bekehren kann doch nur heißen, einen denkenden Menschen von der Schlechtigkeit seiner Meinung zugunsten einer anderen zu überzeugen. Das Kind Edwin aber weiß von dem Wesen des Protestantismus so wenig wie von dem des Katholizismus, und also naturgemäß auch gar nichts von dem Unterschied beider Konfessionen. Es weiß nur, wie viel Liebe es bei Pater Meinrad im Kloster Kremsmünster gefunden, und wie gräßlich die Protestanten seinen stolzen Vater gefoltert haben; so wendet sich Edwin mit begreiflichem Schaudern von einer Kirche ab, an der das Blut seines Vaters klebt, mit begreiflicher Sehnsucht einer Friedensstätte zu, in der ihn ein anderer Vater erwartet. Ich glaube, das Buch besitzt so wenig tendenziöse Schwächen wie philosophische Vorzüge. Enrica Handel philosophiert nicht, sondern sie glaubt, sie polemisiert nicht, sondern sie bemitleidet. Man muß das hinnehmen und sich ihrer dichterischen Gaben freuen. Dichterisch in diesem Roman ist das aufgerollte Kulturgemälde des Klosterlebens, dichterisch ist die ungemeine Fülle der Charaktere, und dichterisch vor allem ist die Darstellung des Knaben und des innigen Verhältnisses zwischen dem kindlich einfältigen Mönch und der ihm anvertrauten Kindesseele. Und gerade in diesem zentralen Punkt des Buches macht sich bei aller historischen Ferne doch die Gegenwart, in der die Dichterin lebt, bemerkbar: da spürt man etwas wie eine Verwandtschaft der frommen Katholikin mit ihrer Antipodin Ellen Ren; auch Enrica Handel lebt im Jahrhundert des Kindes, auch ihr ist das Kind ein Gegenstand fast religiöser Verehrung.

Das Kind und die Mutter — in dieser Erweiterung, mit stärkerer Betonung des Modernen, mit einer unbeschreiblich kunstvollen und dabei vielleicht unbewußten Verquickung im Anbeten irdischer Mutterchaft und Verehren der himmlischen Muttergottes herrscht der gleiche Gedanke in Enrica Handels bedeutend weiter gedehntem und stilistisch bedeutend freier geschriebenem nächsten Werk, dem Roman aus dem Donaulande: „Jesse und Maria“. Von irgendeinem sonderlichen

Verständnis für das Wesen des Protestantismus ist auch hier nicht die Rede: der protestantische Eiferer Jesse steht in seinem Schönheitsdurst dem Katholizismus eigentlich näher als seiner eigenen verstandesklaren Konfession. Aber wie der leidenschaftliche Jüngling den schlichten katholischen Förster dazu zwingt, das häßliche wunderthätige Marienbild zu rauben, wie Maria, die Frau des Försters, den Verführer des Mannes beim geistlichen Gericht denunziert, und wie die Fromme, vom Recht ihres Tuns Überzeugte dennoch unter den schwersten Gewissensqualen fast zusammenbricht, als man den jungen Frevler gefangen setzt und schließlich aufs Schaffot führt, wie sie sein Kind trinkt und ihm selber Botschaft bringt — das ist aus so mitfühlender Seele geschrieben und zu so reiner Menschlichkeit emporgeführt, daß der Sonderstandpunkt der Dichterin wohl niemandem den Genuß des Kunstwerks verbittern kann. Und wie sich hier die Psychologie über die im „Denkwürdigen Jahr“ gebotene erhebt, so übertrifft auch der kulturhistorische Wert dieses Riesengemäldes aus dem Jahrhundert der Glaubenskämpfe in seiner Echtheit und Einheitslichkeit bei weitem die Bedeutung des ersten Handelschen Romans.

Eine noch stärkere Betonung und Verschmelzung irdischer und himmlischer Mutterverehrung findet sich in der jüngsten Schöpfung der Dichterin, der mitten in die Greuel der Gegenreformation führenden Erzählung: „Die arme Margret“. Wer der Dichterin um der Rollenverteilung im „Denkwürdigen Jahr“ willen Ungerechtigkeit vormirft, muß sich durch dieses Werk eines Besseren belehren lassen; denn diesmal liegt Missethat und Härte auf katholischer Seite, schuldloses Leiden und rührendes Vergeben auf protestantischer. Der blutjunge und wilde Offizier, der die Witwe des Protestanten ihres Glaubens wegen drangsalieren soll, sucht ihr Gewalt anzutun und wird von dem katholischen Kriegsgericht erbarmungslos bestraft; die protestantische Märtyrerin stützt erbarmend und liebend das Haupt des sterbenden Sünders. Auch hier zu betonen, daß der eigentliche Gegensatz der Konfessionen unberührt bleibt, ist um so weniger unnütz, als damit die völlige Sinnlosigkeit der Vergleichen zwischen dieser Erzählung und Schönherr's „Glaube und Heimat“ offenbar wird. Die arme Margret will in ganz kindlicher Weise einem Glauben Treue halten, für den ihr Mann gestorben ist, der Leutnant Herliberg übt aufs roheste und ohne Nachdenken die Bräuche, die man ihn von früh auf gelehrt hat, und nun wird geliebt, gesündigt, gesühnt, vergeben — nicht katholisch, nicht protestantisch, nicht mohammedanisch, sondern nach Trieb und Menschlichkeit. Insofern ist dies vielleicht Enrica Handels freiestes und Meistwerk. Und noch in einer anderen Beziehung hat sie hier vielleicht den Gipfel ihrer Kunst erreicht (auch darin ein gänzlicher Gegensatz zu Schönherr's protestantischer Nüchternheit): in der Glut der balladischen Schilderung, in der Pracht und Wucht der zeitmalenden Sprache. Wie sie in Wort und Rhythmus das Düstere und Bunte, das Fanatische, das Entzügelte und Ungeheure der Zeit zum Ausdruck gebracht hat, das erinnert an E. F. Meyer, obwohl wiederum Enrica Handels Gefühlsausbrüche in scharfem Gegensatz zu

der dämpfenden Form des Schmeizers stehen. Auch in dieser Sprachkunst und Hinnegung zur Ballade liegen gewiß moderne Beeinflussungen der scheinbar so zeitfremd gläubigen Dichterin.

Welch hinreichende Wirkung von dieser flammenden Kunst auch auf durchaus anders gerichtete und keineswegs leicht beeinflufßbare und zufriedenzustellende Menschen ausgehen kann, darf ich wohl durch einen Ausspruch belegen, den ich selber gehört habe. Als ich im Jahre 1910 die damals achtzigjährige, seit einem halben Menschenalter in steigendem Maße mit Ehren überhäufte Marie von Ebner-Eschenbach besuchen durfte, wies sie mich enthusiastisch auf die Baronin Handel hin und sagte, die „Arme Margret“ sei ein so überwältigendes Werk, daß ihr im Lesen stärkste Zweifel an dem Werte ihrer eigenen Ebnerschen Leistungen aufgestiegen seien. Und doch hat diese stillere alte Dichterin so gar keinen Anlaß, sich jenem jüngeren Talente unterzuordnen. Ich habe mich bemüht, den menschlichen Gehalt des Handelschen Schaffens herauszuheben; dennoch würde ich bei einer Vergleichung dieser heißen Romane mit den schlichten Erzählungen Marie Ebners schließlich einen der Ebnerschen „Aphorismen“ anwenden müssen: „Während ein Feuerwerk abgebrannt wird, steht niemand nach dem gestirnten Himmel.“ So sehr viel von dem ruhigen Glanz der Sterne, von der Weite des ausgespannten Himmels, von der Tiefe und Kunstfülle, die sich hinter scheinbar Einfachem und Selbstverständlichem verbirgt, ist in Marie Ebners Dichtungen enthalten. Sucht man nach einer ähnlichen Erscheinung in der österreichischen Literatur, so stößt man auf einige Wesensverwandtschaft zwischen der Baronin Ebner und ihrer um sechszehn Jahre älteren Freundin Betty Paoli, der sie selber 1894 den liebevollsten Nekrolog schrieb und später (mit Anton Bettelheim zusammen) in einem Auswahlband des Cottaaschen Verlags ein schönes Denkmal errichten half. Aber gerade ein Eingehen auf diese Verwandtschaft lehrt erst so recht die völlige Eigenart und Größe der jüngeren unter den beiden Alten verstehen.

Unter Betty Paolis spätesten Gedichten findet sich die indische Legende: „Der gute König in der Hölle.“ König Açola muß um eines leisesten Ratels willen eilig die Hölle durchschreiten, ehe er des Himmels teilhaftig wird. Wo er vorüberkommt, fänstigen sich die Qualen der Verdammten:

Wie von blütenreichen Borden
Bogen Düfte um uns her,
Schwert und Pfeil sind stumpf geworden,
Und die Flamme sengt nicht mehr.
Eines Gottgeliebten Nähe
Ist es, die uns Labung bringt,
Unser namenloses Wehe
Mit des Friedens Rauch bezwingt.

Wie der „Gottgeliebte“ steht, welche Hilfe er den Sündern bringt, mag er nicht in den Himmel eingehen; denn „nicht das Paradies hat eine höhere Luft dem Mann zu bieten als die, dem Unglück hilfreich beizustehen.“ Von

Jndra auf die Probe gestellt und als ein Ungehorsamer mit ewiger Strafe bedroht, hält er mit ruhiger Willenssicherheit an seinem Entschlusse fest. Dieser Kult des gütigen Mitleids, diese Freude am festen Willen, dieses nicht unbefehdene aber denkerstolze Wesen dem Göttlichen gegenüber ist für beide Dichterinnen charakteristisch. Auch den leisen Konservatismus, den Betty Paoli bei aller Freiheit des Grübelns und Mitleidens in der Nennung jenes leisen Makels an Asola durchblicken läßt — der gute König hat „im Liebesrausch die altherwürdigen Sagen misachtend“ sein Brahmanenblut mit gemeinerem gemischt — auch diese eigenartige Verschmelzung konservativen und liberalen Empfindens teilt Betty Paoli mit Marie Ebner. Aber während es der jüngeren Dichterin glückt, über Zweifel und Bitterkeit zur Harmonie emporzu steigen, enthalten gerade die letzten Worte Betty Paolis viel Zweifel und Dual, was denn rückwirkend ihren Willensanspannungen ein wenig den Stempel unfreien Gladiatorentums aufdrückt. Dies mag auch der Grund dafür sein, daß dieser Dichterin alles eigentlich Kindliche ver sagt ist. Wohl meint sie von sich selber:

Mein Geist stürmt auf eiligem Wolkenroß hin;
Mein Geist spielt mit Kindern mit kindlichem Sinn.

Aber die zweite Aussage beruht bestimmt auf Selbsttäuschung, und auch die erste stimmt nur in soweit, als es sich um rein Gedankliches, nicht aber um die dichterische Form handelt. Betty Paolis Verse stürmen niemals einher, sie haben aber auch nur in den seltensten Fällen ein rhythmisch sanftes Schreiten; meist ist etwas Hartes in ihnen, man spürt die Willenskraft, mit der ein stolzer Mensch sein Liebesleid überwindet, die Wahrheit zu suchen und zu ertragen bemüht ist. Milder und dabei altfränkisch grazios scheint die Dichterin nur in ihren lehrhaften Alexandrinern, die manche tiefe Weisheit zumal des Herzens aufs schlichteste ausdrücken. Eine Corneille-ähnliche Verherrlichung des überwindenden Willens steht freilich auch hier im Zentrum:

„Ich kann nicht!“ ruffst du aus? das heißt bequem verzagt!
Sprich! hast du denn auch schon einmal „ich will!“ gesagt?

Aber daneben findet man auch die schöne und auch wirklich angewandte Maxime:

Was du als wahr erkennst, verkünd es ohne Zagen;
Nur trachte, Wahrheit stets mit mildstem Wort zu sagen.

Während sich Betty Paoli in diesem Grundsatz eng mit Marie Ebner berührt, ist sie ihr weit unterlegen auf einem Gebiete, das für die jüngere Dichterin das ausschlaggebende werden sollte: Betty Paolis Versuche, zu erzählen, die novellistischen wie die balladischen, mißlingen innerlich und äußerlich. Formal scheitern die Balladen an einer gewissen Mattigkeit, die wenigen Novellen an einer Sprödigkeit; innerlich hindert die stoische Willenshaltung ein volles Ausschwingen des Tragischen, und kein leisester Humor trägt zur Sänftigung der reichlich vorhandenen Tragik bei. Dagegen ist Marie Ebner gerade die Kunst des Erzählens verliehen; sie weiß jene „mildeste Form“ zu wahren, auch

wo sie das Tragischste darstellt, sie tut der Tragik keinen Abbruch durch stoisches Benehmen, das der innersten Wahrheit doch nie entspricht, und sie hat den wundervollen, aus heiligem, nicht flachem Optimismus fließenden Humor, der zum Verschmetternden das Versöhnende fügt.

All dieses, den harmonischen Optimismus, den gütigen Humor, die große Kunst des Erzählens, hat sie erst spät erworben. Der Kindertraum der Komtesse Dubsky, die leidenschaftliche Sehnsucht der Baronin Ebner gilt dem Drama hohen Stils. Sie schafft unter seelischen Dualen manches Bühnenwerk, ohne einen starken Erfolg, vor allem aber ohne eine völlige innere Befriedigung zu gewinnen. Nicht eines ihrer Dramen hat sie in ihre gesammelten Werke aufgenommen oder auch nur im Buchhandel gelassen. Sie leidet schwer unter ihren Bemühungen und vermag nicht davon abzustehen. Unter ihren wenigen Gedichten ist eins, in dem die zärtlichen Angehörigen sprechen: „Das Dichten reißt dich auf. Wir bitten, laß es! Tu es uns zuliebe.“ Die gequälte Antwort lautet: „Ich diene ja, seht ihr, bin willenlos in meines Dämons Macht.“ Marie Ebner ist fünfundvierzig Jahre alt, als sie 1875 tief niedergeschlagen dem Schaffen für die Bühne entsagt. Sie fühlt ihre eigentliche Jugend bis auf den letzten Rest verschwunden, sie glaubt ihre besten Kräfte vergeudet zu haben, glaubt den ständigen Enttäuschungen nicht mehr gewachsen zu sein. Aber ganz vermag sie dem „Dämon“ nicht zu entinnen. Sie nimmt die Novellistil auf wie ein Surrogat. Als sie nach manchem stolzen Drama die erste schlichte Erzählung niederschreibt, ist ihr kaum anders zumute als Raimunds Fortunatus Wurzel, von dem die Jugend Abschied genommen, und der nun vom Wein zu Tee und Süppchen übergehen muß. Aber der Vergleich stimmt auch weiter. Wie Fortunatus zu neuen Kräften gelangt, sobald er den seinem Naturell widersprechenden Prunk los und wieder ein Bauer geworden ist, so leistet Marie Ebner nun erst, da die prunkende Tätigkeit des dramatischen Schaffens hinter ihr liegt, als schlichte Erzählerin ihr Wertvollstes. Und nun, da die innere Befriedigung sich eingestellt hat, kann der äußere Erfolg entbehrt und in guter Ruhe erwartet werden. Schließlich, wenn auch zögernd, stellt er sich doch ein. Die Fünfzigjährige hat eine winzige Gemeinde, die Sechzigerin wird mit großen Ehren genannt, der siebzigste Geburtstag bringt stürmische, der achtzigste unendliche Lobpreisungen. Und was das Einzigartige an dieser schließlich Ruhmesfülle ist: die begeisterte Anerkennung ist nicht auf eine Partei beschränkt, sondern alle, die Altmodischsten wie die Jüngstmodernen, rühmen und lieben von Herzen Marie Ebners Kunst.

Es mag der gleiche Grund sein, der das Späte und das Bällige dieser Anerkennung hervorbrachte. In einer drolligen Parabel: „Die Ausgestoßenen“ eifert die Dichterin einmal gegen die Pedanterie der Literaturhistoriker. Sie könnten nur gebrauchen, was sie in „Fächer und Fächerchen, Laden und Lädchen“ einordnen, was sie glattweg zu registrieren vermöchten. Für „Mißgebilde, die sich in gar keine Kategorie einteilen lassen“, sei keine Verwendung. Das ist

gewiß noch von der unbeachteten Dichterin geschrieben worden. Ihr stand eben im Wege, daß sie sich nirgends einregistrieren ließ. Zwar rechnet sie selber sich im „Spätgeborenen“, jener ersten Erzählung, die die ganze Bitterkeit der Enttäuschungen, die ganze Trauer über scheinbar verlorene Jahrzehnte enthält, zu den Unmodernen. Sieht man aber genauer hin, so ist ihr unmoderner Dramendichter Andreas gar nicht in Bezug auf irgendeine Zeit unmodern. Sondern ihm würde in jeder Zeit der Erfolg fehlen, weil sein stilles Wesen und großer Idealismus sich in kein Tagesgetriebe einfügen und ein- für allemal den schrecklichen Vorzug der „Aktualität“ entbehren. Auch befehlet Marie Ebner, weder hier noch in mancher ähnlich gerichteten Novelle, wie etwa in „Verschollen“ und im „Bertram Vogelweib“, keineswegs eine bestimmte „neue Richtung“, tritt vielmehr immerfort nur gegen alles literarische Krämerium, gegen alle unheilige, im Kern unsaubere Kunstübung auf. Ihr Katechismus, wie sie ihn in „Agave“ straff zusammenfaßt, fordert ein reines Kunstwerk, das auf genialem Einfall basiert mit ernsthaftem Fleiß durchgebildet sei, dem man die reine Hand, das reine Herz, dem man auch ein voll durchlebtes Menschen-schicksal des Bildners anmerke. Marie Ebner nennt das den Katechismus der „alten Schule“. Aber hierin irrt sie; denn bei jeder Kunstrichtung findet man Menschen, denen diese Sittlichkeit im Ästhetischen etwas Selbstverständliches, und andere, für die sie nicht vorhanden ist. Der Unterschied zwischen der „alten“ und der in den siebziger Jahren aufkommenden neuen Schule muß auf anderem Gebiete gesucht werden. Im letzten Grunde ging der Kampf der beiden Richtungen doch wohl darum, ob die Kunst der Schönheit oder der Wahrheit zuzustreben habe, ob also das Häßliche um jeden Preis, selbst um den der Verengung, der Verschleierung und schließlich der Lüge aus dem Kunstwerk zu verbannen sei, oder ob es als wahr seine Berechtigung habe. Wahrheit über Schönheit heißt die tiefste und umfassendste Parole der neuen Schule; die sozialen Themen, die radikalen Gedankengänge, die als Reaktion verständliche bisweilen ausschließliche Darstellung des lange vernachlässigten Häßlichen waren nur Folgen und Begleitererscheinungen jenes Kernpunktes. In ihm aber steht Marie Ebner, bei aller Gepflegtheit ihrer klassisch schönen Sprache, bei all ihrer Freude am Schönen, doch ganz offenbar den Modernen näher als den „Alten“. Immer und auf jedem Gebiete räumt sie dem Häßlichen und selbst dem Widerlichen sein volles Recht ein. So schildert sie in: „Er laßt die Hand küssen“ die entsetzlichen Mißstände der Leibeigenschaft mit fürchterlicher Deutlichkeit. So schreibt sie in einem ähnlichen Zeitbilde, dem „Erstgeborenen“, auch vor dem Abstoßenden auf präpariertem, dem erotischen Gebiet, keineswegs zurück. So setzt sie sich um der Wahrheit willen nicht nur über das üblich Schöne und anerkannt Schickliche weg, sondern weicht auch gelegentlich von allgemeinen ethischen Anschauungen und Werturteilen ab und nimmt „das feine Abwägen“ vor „zwischen Einsicht und Vermögen, äußerem und innerem „Zwang und so vielem noch, aus dem das Sollen eines Menschen sich konstruiert“. Sie schildert derart im

„Reisegefährten“ einen Arzt, der einen zu rettenden Kranken nach reiflicher Überlegung tötet, um einige junge liebenswerte Menschen von zerrüttender Tyrannei zu erlösen, einen Vater (im „Schädlichen“), der den Tod seiner Tochter verhindern könnte und geschehen läßt, weil er von ihrer „Schädlichkeit“, ihren unausrottbar verderblichen Instinkten, überzeugt ist. Dabei machte sich die Dichterin dieses Schauerliche keineswegs leicht, denn sie gab dem schädlichen Geschöpf den vollen Reiz des sündhaft Schönen, entlastete die Sünderin auch gewissermaßen durch die betonte Ererbtheit ihres bösen Wesens. So zieht denn Marie Ebner in jeder Hinsicht, in ästhetischer wie ethischer, alle Konsequenzen aus dem Dienst der Wahrheit, dem Grundsatz, wahre Menschen zu schildern. Und dennoch kann man sie der „neuen Richtung“ nicht einordnen, kann sie auch keineswegs nur um der strengen Formschönheit willen als abseits stehend bezeichnen. In einem wesentlichsten Punkt vielmehr trennt sie sich wiederum von den „Neuen“. Die Schönheitsfreudige stellt Wahrheit über Schönheit, aber die Anhängerin des Wahren hat ein Ideal, dem sie die Wahrheit opfert. Sie schreibt in ihren „Aphorismen“: „Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann wähle die Unwahrheit.“ Knapper gesagt heißt das: stelle über die Wahrheit die Güte. Und diesem Satz hat Marie Ebner die äußerste Treue gehalten. Daß die Dichterin in „Ihr Traum“ einer unglücklichen Frau den lindernden Wahn erhalten sehen will und die hanebüchene Art des Arztes als Gemütsroheit geißelt, wird vielen eine Selbstverständlichkeit sein; Maria Wolfsbergs Verhalten in „Unfühnbar“, ihr qualvolles Verschweigen eines Fehltritts, um den zu wissen den Gatten unglücklich machen müßte, dürfte auf stärkeren Widerspruch stoßen; ganz unbegreiflich aber muß Marie Ebner den Anhängern Zolas und Ibsens in ihrer fast programmatischen Erzählung „Glaubenslos?“ erscheinen. Hier findet ein katholischer Priester seine Ruhe und Befriedigung darin, bei dem zu verharren, das zu lehren, was er selber nicht mehr glauben kann, was also von ihm aus, subjektiv, zur Lüge geworden ist. Er sagt sich, nur als Priester könne er der geistesarmen dörflichen Gemeinde ein wenig Licht bringen, aus Mitleid, Pflichtgefühl, Güte also, bleibt er, was er innerlich nicht mehr ist . . .

So paßt Marie Ebner in keine Kategorie, ist nicht modern, nicht unmodern, ist unregistrierbar. Und da nun in diesen Tagen, die auf allen Gebieten eine starke Uniformierung, ein rasches Verblaffen aller Sonderheit sehen, in naturgemäßer Gegenstreben nichts so hoch bewertet wird wie eben das Unregistrierbare, das eigenartig Persönliche, so steht Marie Ebner aus eben dem Grunde, der ihre Anerkennung lange aufhielt, in der höchsten Gunst der Gegenwart. Es kann dies aber unmöglich eine vorübergehende Gunst sein, denn sie gilt keinem künstlerischen Feuerwerk, sondern stilleuchtenden schlichten Dingen. Die Dichterin erzählt, öfter behaglich als in erregender Straffheit, vom Adel, von den Bürgern

und Bauern ihres Vaterlandes, am liebsten ihrer mährischen Heimat, sie bringt selten stoffliche Überraschungen, sie reizt nicht durch gewollte Dunkelheiten. Klar und ruhig fließen ihre Geschichten hin, aber sie haben alle wirklichen Fluß, Fortbewegung zu einem Ziele, man erfährt wahrhafte Schicksale, und zumeist ist einer da, den das Schicksal reinigt und durch Selbstüberwindung aufwärts führt. Dabei fehlt alles Moralisieren, alles Schulmeistern — Marie Ebner malt das Leben wahrheitsgemäß ab und läßt es eben nur auf Menschen wirken, denen sie von ihrer eigenen Stärke, Reinheit und Anlage zur Harmonie mitgeteilt hat.

Woraus dann ohne weiteres das im besten Wortsinne Erbauliche ihrer Novellen resultiert, dazu der unbeschreibliche Reiz des Originalen.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Dritte Fortsetzung)

5.

Karl sitzt dumpf brütend auf dem Stuhl, von dem seine Tante aufgestanden ist. Er sucht in dem Wirrwar seiner Gedanken nach einem Punkt, auf dem er stehen und alles überblicken könnte, aber er findet nichts. Da verläßt er den Stuhl und geht ins Zimmer zur kranken Schwester.

Das Mädchen ist wieder ein wenig ruhiger. Die Märgen hat sich Tante Settgens Strickstrumpf hervorgeholt und nabelt emsig. Bisweilen bleibt der graue Wollfaden in den Rissen ihrer verarbeiteten Hand hängen. Sie fragt Karl, der, die Hände in die Hosentaschen bohrend, vor ihr steht, neugierig:

„Sag mal, Karl, wie ist denn alles kommen?“

„Märgen!“ antwortet Karl, „seid mir eben still davon wegen dem Mäde. Nachher, wenn wir in der Scheuer Gummere zählen, will ich Euch ja alles sagen, was ich weiß. Die Tante ist nauf außs Rathhaus, und ich muß jegeret nach Worms in die Apotheke für die Sophie. So lang müßt Ihr noch bei der Sophie hocken bleiben!“

Der Bursche wendet sich der Kranken zu. Sie liegt, still und teilnahmslos nach den Fenstern starrend, in den Rissen. Karl fühlt bei dem Anblick ein Weh. Die Bruderliebe, die noch nie einen Anlaß gehabt hat, aus der tiefsten Quelle zu bringen, sprudelt in ihm auf, und er ruft mit aller Zärtlichkeit, die ein rauhes Bauernherz aufbringen kann:

„Sophie, mei' Maad!“

Die Angerufene schielt ein wenig nach der Seite, richtet den Blick wieder gerade aus, schreit aber mit gellender Stimme in ihre eigene Teilnahmslosigkeit hinein:

„Das ist net mein Vater!“

Dann bewegen sich ihre Lippen, als spreche sie mit sich selbst.

Karl geht.

Im Hausgang begegnet ihm der Geselle, der ihn fragt:

„Karl, nimm mir's net übel: Essen wir heut nix? 's ist schon drei Uhr und wär halb Zeit, daß man vespern tät!“

„Willem, 's ist halt heut ein großer Durcheinander. Ich hab auch noch nix gegessen; aber wenn du Hunger hast, bad' dir ein paar Eier und hol dir einen Schoppen Wein aus dem Keller!“

Auf dem Wege zum Arzt begegnet ihm die Hingelsgret, die zu den Berufsfremden des Dorfes gehört. Wie sie den Burschen sieht, bleibt sie stehen, stützt die Hände auf die Hüften und schwadroniert:

„So, du, hör mol, du Schlingel! Weißt du auch, daß dein Vater ganz schandbar gehandelt hot an unserm gut katholische Ort? Das is jo ganz himmelschreiend! Na, die Schmach wird schon auf ihn zurücksalle!“

Karl erwidert nichts; er besinnt sich, ob das wirklich der erste Selbstmord im Dorfe sei. Eigentlich weiß er ganz genau, daß es der erste ist, aber er möchte, daß ihm ein früher geschehener einfalle. Man möchte sich gerne erinnern, was es damals alles gegeben hat, möchte in einem so schweren Falle ein Beispiel haben, nach dem man sich richten könnte. Aber es fällt ihm nichts ein. Im Wirtshaus hat man hin und wieder wohl auch über den Selbstmord gesprochen, wenn einer in der Zeitung verzeichnet stand.

Als der Bursche mit seinem Sinnieren so weit ist, bleibt er stehen und legt den Finger an die Nase. Man hat im Wirtshaus auch schon erzählt, daß einem reichen Selbstmörder selten das kirchliche Begräbniß verweigert werde.

Ein Bauer kommt des Wegs und sieht den Schmiedesohn so nachdenklich dastehen. Er fragt ihn mit einem höhnischen Grinsen:

„Na, eich geht jekert viel im Kopp erum, hä?“

In Karl wabert der Zorn in die Höhe. Soll er sich denn von jedem anrempeln lassen?

„Haltet Euer Maul, wenn Ihr net gefragt seid! Was braucht Ihr Euch an mir zu reiben?“

„Du dunnerkeißer frecher Lausbub! Willste aach noch ebbes eraushamwe davor, daß dein Vater en Spitzbu war?“

Karl ballt die Fäuste und droht mit blizenden Blicken:

„Hütet Euch, Better, meinem Vater was nachzureden, 's möcht Euch übel aufstoßen!“

Mit einem verächtlichen „Lausbub, brediger!“ geht der Bauer weiter. Auch Karl setzt seinen Weg fort und nimmt seinen Gedankengang wieder auf.

Also reiche Selbstmörder begräbt man mit kirchlichen Ehren. Wohl deshalb, weil man sich da von den Erben einen saftigen Brocken verspricht? Wenn also der Vater die Kasse nun doch in Ordnung hinterlassen hätte und die Bauern mit

ihrem Schlechtgeschwäze im Unrecht wären, so würde ihnen, der Tante Settchen und den beiden Geschwistern die Kaution von zehntausend Mark zurückbezahlt — es wäre überhaupt alles in Ordnung, man wäre reich, und der Pfarrer würde die kirchliche Beerdigung nicht verweigern.

Wenn . . . wenn . . . !! Ja, wenn . . . wenn !!

Als Karl in den Hof des Schmiedes Reinig kommt, beschlägt der gerade einen Gaul. Der Bursche möchte so rasch wie nur möglich durch die Haustür schlüpfen, um nicht gesehen zu werden. Aber da blickt der Schmied auch schon von seiner Arbeit auf. Auch der Bauer, der den Fuß des Tieres in die Höhe hält, wendet sich um. Karl grüßt die beiden mit verlegenen Mienen. Die Männer danken nur und sagen nichts weiter. Darüber will's dem Burschen wie eine Dankbarkeit aufkommen.

Der Schmied Reinig hat dem Arzt die Wohnung auf städtische Art herrichten lassen; man muß nämlich durch einen Glasabschluß, um in die Zimmer zu gelangen.

Karl schellt. Das Dienstmädchen öffnet; es ist aus dem Dorfe. Der Bursche fragt: „Marie, ist der Herr Doktor zu sprechen?“

„Wart, Karl, ich will mal fragen!“

Nach einem Weilchen kommt sie zurück, führt Karl in das Sprechzimmer und heißt ihn, sich zu setzen, bis der Herr Doktor käme. Der Stuhl, auf den sie einladend mit der Hand zeigt, steht neben dem Skelettmenschen. Der Bursche schüttelt sich vor Schauer und sagt:

„Rein, Marie, daneben hoch ich mich net, lieber bleib ich stehen!“

„Der macht nix mehr!“ lacht das Mädchen. „Aber wie du willst! Abscheh!“

Karl braucht nicht lange in der ungemütlichen stummen Gesellschaft zu warten. Raum hat das Mädchen sich entfernt, als der Arzt auch schon eintritt. Er streicht seinen langen schmalen dunklen Bart bei der Frage:

„Nun, Karl Salzer, was willst du?“

Karl dreht seinen Hut in den Händen, sieht den Doktor an und schaut auf den Boden. Dann holt er tief Atem und antwortet:

„Ei, Herr Dokter, die Tante hat schon deswegen mit Ihnen gesprochen, aber ich wollt Ihnen auch noch mal drum bitten, Sie sollten uns doch einen Schein schreiben, auf daß der Vater kirchlich begraben wird!“

Dem Arzt droht der Geduldsfaden zu reißen, doch er mäsigt sich und sagt, er könne dem Karl nichts anderes entgegnen als seiner Tante, er müsse die gerichtliche Untersuchung abwarten.

In dem Burschen siedets. Dieses ewige Warten, das einen toll machen kann mit seiner Ungewißheit!

„Herr Dokter, gell, wenn sich rausstellt, daß mein Vater das net ist, wofür ihn die Bauern halten, dann schreiben Sie uns den Schein. Dann sind wir ja auch noch ziemlich reiche Leut, und wenn reiche Leut sich umbringen, ist das ja auch was anders als wenn's arme tun!“

Es kommt eine Bitterkeit in Karl und mit der Bitterkeit ein großer Hohn. Vielleicht sind die beiden deshalb meistens beisammen, weil der Hohn die Bitternis erträglicher zu machen scheint.

Der Bursche nimmt den Hut von der rechten Hand in die linke, hebt die rechte in die Höhe, dem Arzt entgegen, reißt den Zeigefinger unterm Daumen und spottet:

„Gell, Better Dokter, wenn wir Ihnen so ein paar Goldfuchsjen in die Rippen schmeißen könnten, da wär der Schein alsbald geschrieben?“

Er sagt nicht mehr „Herr“, sondern „Better“, so, wie man auch die anderen anredet, falls sie verheiratet oder doch ein gut Stück älter sind als man selbst ist.

„Junge!“ entgegnet der Arzt dem Burschen, „ich will dir mal was sagen: mach, daß du jetzt weiterkommst und freue dich, daß ich deine Beleidigungen auffasse als in der Erregung oder in der Dummheit getan, was so ziemlich auf eins hinausläuft. Verstanden?! Und nun marsch!“

Der Mann öffnet die Tür mit einer sehr verständlichen einladenden Handbewegung.

Karl entfernt sich ohne Gruß. Auf der Stiege kommt er sich nun doch wie blamiert vor und schämt sich vor sich selber. Aber auf dem Wege nach der Apotheke und zurück redet er sich wieder in seine Erregung und in seine vorgefaßte Meinung hinein, und er spürt einen Haß gegen alle Menschen. Es ist ihm zuwider, wenn ihm jemand begegnet. Er geht auf dem Fußpfad, der weniger benutzt wird und sieht anderswo hin, so oft eines auf der anderen Seite der Straße vorbeigeht.

Ins Dorf zurückgekehrt, findet er wieder vor den Toren und an den Gassenenden stehende, lebhafte Gespräche führende Gruppen, die drohende Gebärden machen, sobald sie seiner ansichtig werden.

Vor dem Hause des Vaters drängt sich eine große Menschenmasse. Bauern mit ihrem Adergeschirr, Arbeiter, die aus den Wormser Fabriken gekommen sind, mit ihren Kaffeekännchen; Kinder dazwischen. Es ist ein großes Lärmen. Karl hört schon von weitem die Rufe der Menge:

„Wer wollen unser Geld eraushawwe! Brennt dem Spitzbu die Budik ab!“

Angeichts der erregten Menge wird es Karl doch ein wenig Angst. Er möchte wieder umkehren, noch ehe sie ihn bemerkt haben, und warten, bis wieder Ruhe eingetreten ist. Aber der Troß in ihm siegt, zumal er in all diesen Menschen höchst ungerechte Feinde erblickt.

Er bahnt sich einen Weg. Mit der Schulter muß er sich hindurchzwängen. Zuerst achtet man gar nicht, wer es sei, der da die Ellenbogen so ausgiebig zu Puffen und Stößen benutzt. Doch auf einmal hageln Faustschläge auf den Burschen, der zum Schutze die Arme über dem Kopfe verschränkt und mit den Beinen wütend um sich tritt.

„Rausbu, brediger, willschte auch noch was eraushawwe? Uff en, uff en, haut em die Knoche kaput!“

Und was die aufgebrachten Menschen sonst noch brüllen mit wütenden Stimmen.

Vor dem Tore ist der Polizeidiener Kuppel postiert, ein Güne von Gestalt und Kraft. Seine rote Weinnafe leuchtet über die Köpfe der Menge. Er sieht des Burschen bedrängte Lage. Seine Stimme knarrt:

„Hört mal, ihr Leut, ich hab heut meinen Säbel umgeschmalt. Wenn ihr den Bursch jekert net gleich ungeschoren durchlaßt, zieh ich blank und hau drauf; das ist mir doch seit siebzig-einundsiebzig noch net vorkommen!“

Wenn der Polizeidiener Ruppel droht, pariert man. Zwar nicht ohne zu muden, aber man pariert, denn er ist grob wie Saubohnenstroh.

Karl arbeitet sich nun leichter durch die Menge. Der Polizeidiener, der seinen Posten vor dem Tore nicht verlassen darf, öffnet dieses zu einem Spalt, durch den der Bursche gerade hindurchschlüpfen kann, und wehrt die nachdrängenden Menschen zurück.

„Schnell hinein, Karl! — Weg mit euch anderen, sonst stoß ich euch die Zähne ein!“

Sobald der Bursche drinnen ist, schlägt Ruppel das Tor wieder zu und hält die Klinken fest.

Das Gericht aus Worms ist da. Man hat es erfahren und sich vor dem Hause des Schmieds versammelt, um zu hören, ob die Gerüchte von den Untreuen des Kassenrechners sich bewahrheiten. Ein paar Scharfmacher wollen ganz bestimmt wissen, daß daran gar nicht zu zweifeln sei. Man glaubt das, und daher die Mut. Wer verlöre sein Geld auch gern? Man hat gelesen, daß da und dort auch eine Spar- und Darlehnskasse wegen der Unredlichkeit des Kassierers zugrunde gegangen ist und daß die Mitglieder um ihre Einlagen gekommen sind. Und irgendwo ist da eine Bank vertracht, und viel kleine Leute haben ihr Geld verloren. Und nun wird es da in Spelzheim nicht anders werden.

Karl findet die Herren vom Gericht und den Bürgermeister beim Siegelanlegen. Fast alle Türen sind mit einem roten Siegel versehen. Tante Settchen führt die Beamten im Hause herum. Karl grüßt scheu und geht in die Scheuer, wo nun alle Tagelöhner beim Gurkenfortieren und zählen beisammen sind. Wilhelm, der Gefelle, ist auch noch da. Er hat auch die Gurken von der Morst heimgeholt. Nun knien die Leute vor dem Riesenhaufen auf der Tenne und zählen und sortieren. Sie sind eifriger wie sonst; man will so rasch wie möglich aus dem Unglückshause fort.

Der Bursche zieht den Rod aus, hängt ihn an einen Nagel im Scheuertor, nimmt sich einen Korb und kniet sich zu den Arbeitern, um zu helfen. Zuvor sagt er ihnen guten Tag. Sie nicken nur, um im Zählen nicht irre zu werden. Immer fünf Gurken sind ein Wurf: zwei in der einen Hand, drei in der anderen. Bei jedem zwanzigsten Wurf legt man eine Zählnummer beiseite in ein kleineres Körbchen: so viel Merkfrüchte, so viel hundert sortierte.

Karl zählt und zählt. Aber nach einer Weile leert er die ausfortierten Gurken wieder zu den anderen; er weiß nicht mehr, wieviel er gezählt hat. Sodann beginnt er von neuem. Wieder vergebens. Der Gefelle hat gerade ein Hundert voll und kann seine Arbeit auf einen Augenblick unterbrechen, ohne irre zu werden. Er sagt:

„Gell, Karl, wirfst irr? Laß nur sein, wir werden auch allein fertig!“

„Ei jo!“ antwortet Karl, „’s ist das Beste, ich hör auf, denn ich komm heut doch zu keinem End. Ich will mal neingehen, gucken, was da drin für sich geht!“

Er steht auf, räfelt sich, hängt seinen Rod wieder ab, legt ihn über den Arm, schlurft müde durch den Hof und geht ins Haus. Tante Settchen kommt mit den Herren zur Treppe herab. Sie nimmt den Kassen mit und fragt:

„Wo hast die Medizin?“

„Da in meinem Säckchen!“

„Ger damit! Warum hast du mir sie denn nicht gleich geben?“

Karl sagt nichts und deutet mit einem Kopfnicken verstoßen nach den Beamten.

Der Amtsrichter dreht sich herum und sagt:

„Und nun noch die Werkstätte, nicht wahr?“

„Karl, geh mal mit den Herrn hinaus, ich will unterdessen dem Rade die Medizin zurecht machen!“

Der kann nicht; er denkt an das Blut, das er wieder wird sehen müssen, und flüstert der Tante ins Ohr:

„Tante Settchen, geh du doch nur mit, ich kann das Blut net mehr sehen!“

Tante Settchen seufzt, wendet sich den Männern zu:

„Bitte, meine Herrn!“

Der Bürgermeister hat inzwischen den Polizeidiener Ruppel hereingerufen. Er soll die Kassenbücher zusammenschnüren und sie aufs Rathhaus tragen. Das Gostor hat Ruppel zugeschlossen, damit die Menge nicht nachschiebe. Aber er hat seine Anweisungen noch nicht vollständig erhalten, als auch draußen schon Häufte wider das Tor trommeln. Der Polizeidiener brüllt:

„Dunnerkeil, seid ihr denn heut wie's tolle Vieh? Safrrrrament noch emal, ich schmeiß euch die Köpfe kaput!“

Der Amtsrichter dreht sich herum und betrachtet sich aus allem Ernste heraus mit lachenden Augen das energische Sicherheitsorgan.

Draußen ruft eine dünne, klägliche Stimme:

„Nu, mer werd sich einschlage lasse den Schädel, wann mer is en ehrliche Handelsmann, der was zu spreche hat mit dem Herr Amtsgerichtsrat in ere dringlich Sach!“

Polizeidiener Ruppel erhebt seine Stimme wieder:

„Was hast du miserabler Jud da verloren?“

Die Stimme vor dem Tore:

„Nu, wie heißt miserawel? Ruppel, mach mer das Tor auf, es soll mer net ankomme auf en paar Schoppe Fünfundneunziger!“

Bei diesem lockenden Versprechen schaut Ruppel den Bürgermeister und den Amtsrichter an und fragt:

„Soll man ihn reinlassen! Er könnt vielleicht doch was haben, wo von Wichtigkeit ist! 's ist der Gäulshändler Stazengold aus Pfebbersheim!“

„Ruppel, das mit dem Fünfundneunziger ist eigentlich Bestechungsversuch eines Beamten!“ antwortet der Amtsrichter.

Wenn Polizeidiener Ruppel an seiner Ehre angegriffen wird, dann erzählt er, daß er den tapferen Sturm auf Schloß Chambord mitgemacht habe und schließt daran seinen Kernspruch: Ein solcher Mann verfehlt sich nicht, und steht stramm dabei. Das macht Eindruck; auf den Amtsrichter allerdings mehr einen humorvollen. Er gibt dem Chambordstürmer einen Wink, das Tor zu öffnen.

(Fortsetzung folgt)





Jesus auf der Bühne

Von Professor D. Johannes Wendland-Basel



remb, ja feindlich stehen sich heute meist Theater und Kirche gegenüber. Und doch waren beide früher nahe verwandt. Die antiken Festspiele wurden zu Ehren der Gottheit aufgeführt und feierten das Ereignis, das zur Gründung eines neuen Kultes geführt hatte. Auch der christliche Kult hat reichliche Einflüsse des Theaters erfahren. Die Bilderwand in den morgenländischen Kirchen schließt den Altarraum von dem Standort des Volkes ab und gleicht dem Vorhang im Theater. Der Priester mit den Diakonen führt das heilige Drama auf. Aus den Aufführungen im Kultus entsprangen auch die mittelalterlichen Volksschauspiele, die die heilige Geschichte und Legenden oft in burlesker Weise vorführten. Noch heute ragt in den Oberammergauer Passionsspielen ein Stück dieser Vergangenheit in die Gegenwart hinein. Viele haben Weihestunden beim Anschauen des heiligsten Dramas der Christenheit in Oberammergau erlebt. — Der Protestantismus ist nüchterner, strenger gewesen. Er hat alles glänzende Beiwerk aus dem Kultus verbannt: die prächtigen Messgewänder, die äußeren Zeremonien, die Bilder; er hat der Kunst einen geringeren Spielraum im Gottesdienst bemessen; das Wort sollte ohne viel äußeren Prunk die Seelen umgestalten. Unabhängig von der Kirche hat das moderne Theater sich ausgestaltet. Aber auf den Höhepunkten des künstlerischen Schaffens haben Musik, Architektur, bildende Kunst und Malerei es versucht, religiösem Empfinden einen Ausdruck zu verleihen oder auch direkt den protestantischen Kultus zu schmücken. Und das Theater? Schiller stellte ihm die Aufgabe, an der moralischen Erziehung der Menschheit zu arbeiten. Richard Rothe dachte sich sogar als Zukunftsideal: wie die Grenze zwischen Weltlichem und Geistlichem im Protestantismus aufgehoben sei, so werde einst Kultus und Theater in eins zusammenfließen.

Indessen das heutige Theater? Geht die Mehrzahl der Besucher hinein, um moralisch erhoben zu werden oder gar um eine religiöse Weihestunde zu erleben? Man möchte eher Nietzsche recht geben, wenn er sagt: sich an den Werken unserer Klassiker „erbauen“ sei ein Euphemismus. Man wolle „sich jenen matten und egoistischen Regungen hingeben, die unsere Konzertsäle und

Theaterräume jedem Bezahlenden versprechen“. So ist es begreiflich, wenn die Stimmung herrscht: das Heilige wird entweiht, wenn es auf die heutige Bühne kommt. Wohl ist es das größte Trauerspiel, das die Menschheit erlebt hat: das heldenhafte Ringen Jesu um sein Volk, und sein tragischer Untergang. Aber wer wäre würdig, auf der Bühne als Jesus aufzutreten? Man empfindet es als Verletzung des religiösen Gefühls, wenn der, an dem der Glaube der Christenheit hängt, auf der heutigen Bühne erscheint. Und allerdings: das gewöhnliche Theater verträgt Jesus auf der Bühne nicht. Seine Gestalt würde sich zu fremdartig ausnehmen. Und doch ist es begreiflich: wie die Malerei immer wieder versucht, die Szenen des Passionsdramas in neuer Auffassung vorzuführen, so wird auch ein Dramatiker von dieser größten Heldentragedie angezogen. Es ist ja in ihr alles so echt menschlich begreiflich und zugleich so heldenhaft groß, der Sieg im äußeren Untergang!

Zwei Dramatiker haben in den letzten Jahren sich an der großen Aufgabe versucht. Karl Weiser hat eine Tetralogie „Jesus“ geschaffen. (Leipzig, Reclam, 1906.) Vier Abende nacheinander führen uns zuerst „Herodes den Großen“ und sein Hofleben vor, darin die Geburt Jesu und die Verfolgung des neugeborenen Königs. Der zweite Abend hat „Johannes den Täufer“ zum Gegenstand, aber der Täufer wird verzeichnet, wenn er „unversöhnliche Rache den Bedrückern“ predigt. Er erscheint zu sehr als Politiker. Ein großer Effekt wird erzielt, wenn der strenge Prophet in den Hof des liebedürftigen Antipas tritt. Seine raue Größe verachtet den gesunkenen Herrscher und seine Hofschranzen. Das führt zu seinem Untergang. Im ganzen gelingt es Weiser besser, die Personen um Jesus und Johannes zu zeichnen als diese selbst. Im dritten Stück „Der Heiland“ verfällt Weiser anfangs in den Ton des Lustspiels, wenn er die Hochzeit zu Kana so darstellt: der reiche Brautvater rückt den Wein aus seinem Keller nicht heraus. Jesus läßt alle Krüge mit Wasser füllen. „Das ist ja Wasser!“ sagen enttäuscht die Gäste. Doch die Rede Jesu würzt das Wasser, als wäre es Wein! Weiser unterscheidet auch sonst nicht die ausschmückende Legende und die kritisch sichere Geschichte. Der größte Fehler ist: die „übernatürliche“ Geburt wird rationalisiert und entweiht, wenn ein Liebesverkehr mit einem engelsgleichen Menschen herausgesponnen wird. Die Erzählung bleibt nur weisevoll, wenn sie als verherrlichende Dichtung betrachtet wird. Auch darin wird Jesus verzeichnet, wenn er auf einer Wanderung nach Indien die heilige Lehre vom Mitleid mitbringt und nun den Gott seiner Väter als den engen, beschränkten Rationalgott ansieht. Weiser führt viel farbenreiche Bilder vor. Maria Magdalena erscheint als die Geliebte des Antipas, des Kaiphas und des Pilatus. Der Königshof und politische Intrigen von Judas Ischarioth nehmen einen großen Raum ein. Die Person Jesu tritt zuweilen zurück hinter allen Nebenfiguren, die weit wirksamer sind. Im ganzen ist Weisers Versuch mißglückt. Jesus erscheint im vierten Teil „Jesu Leid“ zu klein, wenn er in Gethsemane ausruft:

„Es hat das liebende Weib mit seiner
 Lockung zum Leben mein Herz erregt. —
 Klammerst du, sterbliches Teil in mir,
 Noch einmal dich an die heit're Welt
 Mit Wünschen und Hoffen nach irdischem Glüd?“

Von den Fehlern Weisers scheint Nithad-Stahn gelernt zu haben. Er läßt in seinem „Christusdrama“ (Berlin, W. Borngräber, 1912) alle zu weit ausgeführten Nebenfiguren beiseite. Alles ist auf die Hauptsache zugespitzt. Die Umwelt, Priester, Schriftgelehrte, Zeloten, Anhänger, Unentschiedene und Feinde Jesu bereiten in der ersten Handlung das Auftreten Jesu vor. Der Einzug in Jerusalem ist ein wirksames Bühnenmoment; Tempelreinigung und Streitgespräche folgen. Nithad-Stahn bewältigt den reichen Stoff in sechs Handlungen. Alles ist dadurch knapper und konzentrierter. Jesus hält keine langen Reden. Es ist wirklich Handlung im Drama, die sich zur Katastrophe zuspitzt. In kurzen Zügen treten alle Seiten des Wirkens Jesu auf. Er bringt die Heilung eines Geistesgestörten auf die Bühne; daß er Totenerweckungen für ungeschichtlich, für ausschmückende Dichtung ansieht, tritt klar hervor. Nithad-Stahn wagt es, das Heiligste wie das Grausigste darzustellen. Die Einsetzung des Abendmahls, das Gebet in Gethsemane wird nicht bloß erzählt. Alles geschieht auf offener Bühne. Ja als Höhepunkt des Ganzen wird das Kreuz vor dem Zuschauer aufgerichtet. Nithad-Stahn wirkt durch möglichste Schlichtheit der Darstellung, nahen Anschluß an die biblischen Worte. Er legt seiner Phantasie Zügel an; nur wenig wird ausgemalt, so wenn Pilatus die Philosophie Heraklits vorträgt. Das Drama endigt damit, daß am Grabe Jesu die Gewißheit seines geistigen Fortlebens aufleuchtet. Man sieht, wie sich diese zur Sage der leiblichen Auferstehung verdichtet.

Auch Nithads Christusdrama paßt nicht auf die heutige Bühne. Es ist ein Weifestück, etwa dem Parsifal vergleichbar. An sich ist es wohl aufführbar und nicht ohne wirksame Kraft. Bisher ist es nur von Friedrich Kayßler vorgelesen und hat seines Eindrucks nicht verfehlt. Sollte es wirklich aufgeführt werden, so setzt es nicht bloß Schauspieler wie Kayßler, sondern auch eine weisevoll gestimmte Zuhörerschaft voraus. Und sollte sich diese nicht etwa an einem der Festtage der Christenheit um ein „Christusdrama“ sammeln dürfen?





Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schulfragen

Zur sächsischen Schulpolitik. Die großen Bogen im inneren politischen Kampfe um das sächsische Volksschulgesetz ebbten ab, aber finster und gewaltig ragt die Schicksalsfrage empor: **Wer waltet künftig der Schule?**

Die Lösung ist sicher so einfach im Worte, wie sie schwer ist in der Tat: Der Schule waltet, wer sie gewinnt!

Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts ist Vertreter der Staatshoheitsrechte. Statt ruhig dieses Amt zu üben, und die Staatshoheitsrechte zu wahren, hat es einen Appell an den furor protestanticus ins Land hinaus gerichtet, der lautet: „Die Schule soll konfessionell sein!“

Nun wird zugegeben sein, daß dieser Ruf Widerhall weckte. Ja der evangelische Bund selbst, allerdings nur sein wesentlich aus Geistlichen zusammengesetzter Vorstand, stimmte herzhast in die Losung ein. Aber die Wirksamkeit eines Schlagwortes bedeutet ja nichts für die Richtigkeit der Maßnahme. Verhängnisvoll geradezu muß ein solches Schlagwort werden, wenn es nicht einmal die Absicht seiner Urheber wiedergibt. Was die sächsische Regierung erstrebt, ist gar nicht die konfessionelle Schule. Man will gar nicht die Schule ausschließlich nach den Vorschriften der Konfessionen zuschneiden, sondern man will damit nur die konfessionelle Eigenart des Religionsunterrichts und die konfessionelle Zusammenfassung der Schulgemeinde sichern. So wenigstens die Regierung nach ihren Erklärungen. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem, was die Regierung erstrebt, und dem, was sie in dem Schlagwort „konfessionelle Schule“ zum Ausdruck bringt. Hier zeigt sich ein Mangel kirchenrechtlicher, theologisch-historischer Sachkunde, wie er so grell in keinem Kultur-

staate hervortreten dürfte. Die unzureichende Besetzung der sächsischen Regierung gerade in diesem entscheidenden Gebiete erklärt den Mangel. Unglücklicher hätte eine so tiefgehende Volksbewegung kaum eingeleitet werden können. Denn das Schlagwort, dessen Inhalt man gerade nicht will, trifft auf sehr empfängliche Ohren bei der anderen Macht, die Anspruch auf die Schule erhebt, bei der Kirche!

In Sachsen gibt es nur zwei Ausmündungen des konfessionellen Gedankens für die Schule: die evangelisch-lutherische in überwiegender Mehrzahl, und die römisch-katholische. Alle anderen Gemeindeflügel sind so unbedeutend, sei es an Zahl, sei es an Geldmitteln, daß sie bisher auf eigene Schulen verzichtet haben. Erklärt jetzt die sächsische Regierung, die Volksschule soll konfessionell sein, so rechtfertigt sie damit jeden Machtanspruch der beiden genannten Kirchen bis in dessen äußerste Folgerungen. Die Gefahr bei der evangelischen Kirche ist dabei für den Staat nicht allzu groß, da die evangelisch-lutherische Kirche zugleich Landeskirche ist, also das Staatsinteresse sich mit dem kirchlichen im Lande der Reformation in den meisten Fällen decken mag. Ganz anders gegenüber der römischen Kirche! Die ist international, ihrem ganzen Wesen nach Feindin des nationalen Gedankens, insbesondere aber Gegnerin der germanischen Eigenkultur, die ja im ehemaligen Kurfürstentum Sachsen ihren weltgeschichtlichen Ursprung nahm. Was versteht nun die römische Kirche unter konfessioneller Schule? Ganz unzweifelhaft und in diesem Falle mit vollem Rechte: die Auslieferung des gesamten Schulbetriebs von der Mathematik über die Geographie und die Geschichte bis zum Deutschen und Religionsunterrichte unter die Machtprüche der Kirche

Wird die Sächsische Regierung fähig sein, solche Forderungen mit Erfolg zurückzuweisen? Obwohl Sachsen bis jetzt keine konfessionelle Schule im eigentlichen Sinne, sondern nur konfessionelle Schulgemeinden hat, war doch der Berichterstatter der national-liberalen Fraktion in der Schuldeputation des Landtags in der Lage, Beispiele dafür anzuführen, daß die Anweisungen des Schuldirektors von dem katholischen Geistlichen, der den Religionsunterricht in der Schule erteilte, in ganz unverfrorener Art mißachtet worden sind. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dünnen werden? Die Entwicklung ist unaufhaltsam, sobald der Staat die Grundlagen seiner Hoheitsrechte zugunsten der römischen Kirche irgendwie in Frage stellen läßt. Die Vertreter der Regierung, die jetzt in Lehrermassregelungen schwelgt, hatten für die Mitteilungen des Berichterstatters nur das Lächeln bedauerlicher Hilflosigkeit. Auch liegt auf der Hand, daß schon der jetzige Zustand der Kirche einen Rechtsanspruch auf die Schule in deren Gesamtheit gewährt. Denn wenn man eine Gruppe von Staatsbürgern ausersieht, die Schule zu verwalten, und diese Gruppe nun nach dem Gesichtspunkt auswählt, daß ihre Mitglieder der gleichen Konfession angehören, so wird notwendig dieser Gesichtspunkt über die Entwicklung der ganzen Anstalt entscheiden! Das Sonderinteresse der Konfessionsangehörigen wird ja von dem Staate geradezu herausgefordert, der kann dann nicht mehr das allgemeine Interesse dagegen ausspielen wollen, wenn er erst ohne Nötigung den Konfessionalismus zum Verwalter und Erhalter der ihm selbst obliegenden Veranstaltung berufen hat. Dies geschieht nun, wie hervorgehoben, schon jetzt bei den Schulen des katholischen Volksteils, und zwar ohne daß die Regierung Widerstand wagte. Das soll in Zukunft wiederum gesetzlich festgelegt werden.

Hat nun aber die Mehrheit des sächsischen Volks, die ja protestantisch ist, wirklich das gleiche Interesse an dem bestehenden Zustand, der hier verewigt werden soll? Wir wollen einmal die Frage in ihrer Allgemeinheit ausschalten, ob es für den Staatsgedanken erträglich ist, die staatlichen Funktionen Ge-

bilden zu übertragen, die anderen als staatlichen Zwecken dienen; wir wollen sie nur vom Standpunkt der Parität erörtern, und da stellt sich dann das Exempel ganz unerfreulich. Erst in einer neueren Entscheidung hat das Oberverwaltungsgericht mit vollem Rechte festgestellt, daß die Schulgemeinden der Mehrheit gar nicht konfessionell sind, sondern — interkonfessionell! Der Mehrheitsgemeinde gehören nämlich die Angehörigen aller Glaubensrichtungen an, die nicht eine eigene Schulgemeinde bilden. Also nur für die Minderheitsgemeinde, das heißt in Sachsen für die katholische Schulgemeinde ist das von der Regierung erfundene Schlagwort inhaltlich gerechtfertigt, die Mehrheit der sächsischen Bevölkerung wird mit diesem billigen Mittel um das Mindeste gebracht, was sie als Mehrheit beanspruchen könnte, nämlich um die Gleichberechtigung mit der Minderheit. Alle die evangelischen Familienväter, die in einer künstlich genährten Erregung für die konfessionelle Schule aufgerufen werden, sehen nicht, daß sie damit nur die Geschäfte der katholischen Minderheit führen, daß aber für sie selbst, nämlich die protestantischen Staatsbürger, das Wort konfessionelle Schulgemeinde ein leerer Schall ist. Die Regierung hat gar nicht die Absicht, mit der evangelisch-lutherischen Schulgemeinde Ernst zu machen, sondern nur den Willen, der katholischen Minderheit solche Opfer an Staatsrechten zu bringen. So dient der Lockruf „konfessionelle Schule“ letzten Endes dazu, die protestantische Mehrheit zu benachteiligen.

Überblicken wir das Verhalten der Regierung, so können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die Regierung entweder ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist, oder daß ihr die Hände gebunden sind, und sie durch ein irreführendes Gewebe von Vorstellungen, das sich um die Worte „konfessionelle Schule“ spinnt, ihre üble Lage verschleiern will. Keinesfalls zeigt sie sich auf der Höhe als Vertreterin der Staatsrechte, wenn sie Aufgaben, die nur dem Staate zufallen, auf kirchlich zusammengesetzte Körperschaften überträgt, und damit notwendig staatliche Vorrechte preisgibt, ebensowenig wie dort, wo sie als gleichzeitige Inhaberin des Vorzuges in evangelicis die evangelischen

Interessen zugunsten der katholischen beeinträchtigt.

Schon diese Seite der Sachlage ergibt deutlich, daß man die Aufgabe, die die Volksschulgesetzgebung lösen soll, unter dem Schlagwort „konfessionelle Volksschule“ nicht richtig fassen kann. So empfindliche feine Dinge lassen sich nur mit unerbittlich nüchterner Offenheit gegen alle beteiligten Mächte und gegen sich selbst bearbeiten. Diese Offenheit aber fordert den Verzicht auf Schlagworte, die Wahrung der staatlichen Hoheitsrechte in einer staatlichen Anstalt, und damit die Preisgabe der konfessionellen Schulgemeinde. Dr. G. Höpfel • Dresden

Genealogie

Ganz besonders schlecht kommen im „Semigotha“ diejenigen Geschlechter weg, die in der Neuzeit in den Erbadel gelangt sind und aus Frankfurt a. M. stammen. Namentlich natürlich, wenn sie Bankgeschäfte haben, gehabt haben oder an solchen beteiligt sind oder beteiligt waren. Ein erfolgreicher Bankherr kann ganz offenbar für die „Gelehrten“ des „Semigotha“ nur ein „Semit“, niemals ein echter „Ariogermane“ sein!

Der tüchtige Sonderforscher für Frankfurter Genealogie Karl Kiefer in Frankfurt a. M. Süd hat in einem Rundschreiben vom 8. Juni 1912 bereits auf folgende irrtümliche Zuschreibungen Frankfurter Geschlechter zum Judentum seitens des „Semigotha“ aufmerksam gemacht:

1. von Bethmann („Semigotha“ S. 276 ff.). Aber „die Ahnen des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg“ habe ich in Nr. 49 dieser Zeitschrift vom 6. Dezember 1911 selbst ausführlich gehandelt und kann hier darauf verweisen. Ich stelle nur nochmals fest, daß der Reichskanzler Dr. Theobald von Bethmann-Hollweg dem Stamme nach ein Hollweg ist und kein Bethmann; daß die Bethmann ein altes, christliches Goslarer Geschlecht sind, das im Jahre 1416 zum ersten Male in den Urkunden vorkommt; daß die Hollweg aus einem Wuppacher Pfarrerstamm und von dem Gießener Bürger Johannes Hollweg der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts abstammen; daß endlich auf der ganz genau und weit zurück untersuchten Ahnentafel des

fünften Kanzlers des Deutschen Reiches nirgends eine Stelle ist, an der das Eindringen eines Tröpfleins jüdischen Blutes erkennbar wäre. Auf die „de Bethmann“ des Stammes Megler zu Bordeaux komme ich unten zurück.

2. von Bernus. Der „Semigotha“ (Seite 102 f.) läßt die „Freiherren von Bernus“, die ausgestorben sind und nur in einem Adoptivstamme weiter blühen, Judenabkömmlinge und „aus dem Stamme Isaschar“ sein, er weiß nicht, daß es zwei, am 27. Januar 1912 in den preußischen Erbadel gelangte, Mitglieder des alten Stammes der Bernus gibt und erklärt den Namen als „Bernus“, also als „Sohn des Beer“. Demgegenüber stellt Kiefer fest, daß der älteste, bis jetzt auffindbare Ahnherr, Jakob Bernus, gestorben 1615 zu Hanau, katholisch und ein aus Piacenza gebürtiger Italiener war. Der Name „Bernus“ finde sich in Piacenza zahlreich in den Formen: „Bernus“, „Berni“, „Bern“, „Bernini“ und sei italienisch.

3. von Grunelius. Der „Semigotha“ (S. 359) behauptet, dieses Geschlecht sei „aus dem Stamme Manasse“ und „noch nicht lange evangelisch“. Kiefer stellt demgegenüber fest, daß die geadelten Grunelius der Neuzeit zum ältesten bisher bekannten Ahnen einen Jost Grunelius haben, der Bürger der Reichsstadt Friedberg in der Wetterau war und einen Sohn hatte, der Johannes hieß und von 1578 bis 1611 evangelischer Pfarrer zu Offenheim bei Friedberg gewesen ist. Kiefer hat den Stammbaum ausführlich im Jahre 1909 in den „Frankfurter Blättern für Familiengeschichte“ veröffentlicht. Ein Blick in die Stammlinie der Grunelius im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Briefadeligen Häuser“, Jahrg. 1907, S. 240, hätte die „Gelehrten“ des „Semigotha“ erkennen lassen müssen, daß sie sich auch hier mit ihrer Annahme jüdischer Abstammung auf dem Holzwege befinden.

4. Freiherren Altesina genannt von Schweizer. Ich gehe auf dieses Geschlecht nur ganz kurz ein, weil der „Semigotha“ gerade nur den Namen nennt. Er bringt diesen auf S. 257, verweist hier aber auf den Buchstaben „S“, dort ist dann unter Schweizer ein ganz anderes Geschlecht behandelt. Kiefer hat den Stammbaum der

Allesina usw. im Jahre 1910 in der vorgenannten Zeitschrift abgedruckt und bestritten eine jüdische Herkunft durchaus.

5. von Passavant. Der „Semigotha“ (S. 476) läßt dieses Geschlecht „aus dem Stamme Zebulon“ und „aus Burgund im achtzehnten Jahrhundert getauft nach Frankfurt gekommen“ sein. Kiefer stellt fest, daß sie seit 1594 schon in Basel ansässig sind und von da nach Hanau und Frankfurt kamen. Sie würden dem Burgundischen Uradel zugezählt. Im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der v. Briefadeligen Häuser“ (Jahrg. 1908, S. 749) geht die Stammreihe bis auf Louis de Passavant, 1528, zurück, dessen Sohn Nicolas im Jahre 1559 in Burgund geboren ist, so daß eine jüdische Abstammung ausgeschlossen erscheint.

Eine etwas eingehendere Behandlung erfordert nun noch das Geschlecht **Mexler** zu Frankfurt a. M. Der „Semigotha“ behandelt allerdings dieses Geschlecht als solches nicht, denn er weiß nicht, daß jüngst in Preußen Adelsverleihungen an Mitglieder des Geschlechtes erfolgten. Diese stammen sämtlich von Johann Friedrich Mexler, geboren 1780 zu Frankfurt a. M. Aber mittelbar dichtet der „Semigotha“ um so deutlicher dem Geschlechte Mexler eine jüdische Herkunft an, nämlich in dem Artikel „Bethmann“ auf Seite 277. Es heißt dort: „Joh. Jakob Bethmann, österr. Konsul zu Bordeaux, wurde 1776 nebst seinem Eidam Peter Heinr. Bethmann von der Kaiserin Mar. Theresia (Wien 15. Januar 1776) geadelt — ahnungslos, daß beide noch mosaischen Glaubens waren, was verborgen blieb, da beide im Auslande waren.“ Nun: besagter Eidam des Johann Jakob Bethmann war ein Mitglied des Geschlechtes Mexler. Er hieß Peter Heinrich und nannte sich seit seiner Vermählung: „Bethmann-Mexler“. Es liegt also hier eine dem Namen „Bethmann-Hollweg“ völlig gleichartige Namensbildung vor. Daß die Bethmann, und mit ihnen Johann Jakob Bethmann zu Bordeaux, keine Judenabkömmlinge waren, habe ich ausreichend dargetan. Wie aber steht es mit den Mexler? Sind da die „Gelehrten“ des „Semigotha“ vielleicht im Rechte?

Der älteste, bekannte Ahnherr der Mexler ist: Valentin Mexler, Pfarrer zu Schlettau, gestorben 1808. Dessen Sohn war: Samuel, Pfarrer zu Schlettau, gestorben 1883. Dieses Samuel Sohn hieß wiederum Samuel und starb 1881 als Pfarrer zu Erangahl. Vom letztgenannten stammte Benjamin, geboren 1850 zu Erangahl, der Frankfurter Bürger wurde, dort ein Bankgeschäft begründet hat und 1886 daselbst auch gestorben ist. Benjamins Sohn war Johann Jeremias, gestorben 1743; des Johann Jeremias Sohn war Wilhelm Peter, der 1782 zu Bordeaux gestorben ist, und des Wilhelm Peter Sohn endlich war der vorerwähnte Peter Heinrich, der zu Bordeaux im Jahre 1744 zur Welt kam. Er ist der Ahnherr des heutigen Geschlechtes „de Bethmann“ zu Bordeaux. Man sieht also ohne weiteres, daß von einer jüdischen Herkunft des Geschlechtes Mexler gar nicht die Rede sein kann.

Die vorstehenden Daten sind, von Valentin bis auf Benjamin Mexler einschließlich, von Karl Kiefer im „Deutschen Herold“ des Jahres 1909 veröffentlicht. Die Zwischenglieder bis auf Peter Heinrich hat er mir inzwischen persönlich nachgewiesen.

Die christliche Herkunft der Mexler ist nun endlich auch für die Zusammensetzung der Ahnentafel des Reichszanzlers Dr. Theobald von Bethmann-Hollweg wichtig, denn auch er hat einen Tropfen Mexlerschen Blutes in seinen Adern. Dieser Tropfen kommt, um es ganz kurz auszudrücken, daher, daß des Reichszanzlers Urgroßvater: Johann Jakob Hollweg, gestorben 1808, seinerseits eine Christine Barbara Mexler, gestorben 1742, zur mütterlichen Großmutter hatte. Und diese Christine Barbara Mexler war ihrerseits eine Tochter des oben erwähnten Benjamin Mexler, des Begründers des gleichnamigen Bankhauses. Ich erwähne diese Tatsache nicht etwa in dem Gedanken, damit etwas neues beizubringen, sondern im Gegenteil, um auch hiermit zu beweisen, daß die Ahnenschaft des Reichszanzlers bereits in einer Weise untersucht worden ist, wie vielleicht keine andere eines unserer Zeitgenossen, naturgemäß mit Ausnahme regierender Herren!

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz-Berlin.



Reichs Spiegel

(vom 9. September bis 15. September)

Bank, Geld und Wirtschaft

Der Geldmarkt am Quartalsende — Die Reichsbank — Die Börse — Der Abschluß des Phönix — Die Monopolstellung der A. E. G. — Hagener Akkumulatoren — Der Kampf zwischen Großunternehmung und Kleingewerbe — Großbank und Privatbanken — Der Zentralverband deutscher Banken

Der Geldmarkt steht augenblicklich völlig unter dem Einfluß, den das Herannahen des schwersten Geldtermins im Jahr ausübt. Beweis dessen ist der Umstand, daß der Privatdiskont auf die volle Höhe der Bankrate gestiegen ist und daß angesichts der großen Zurückhaltung der Geldgeber Kapitalien auf kurze Zeit nur sehr schwierig zu beschaffen sind. Die Ultimogeldsätze für Ende September werden mit etwa 7 Prozent in Aussicht genommen, also einem Satz, der eine bedenkliche Höhe zeigt und die Durchhaltung spekulativer Engagements außerordentlich erschwert. Man hatte angesichts dieser Gestaltung der Geldverhältnisse bereits damit gerechnet, daß die Reichsbank schon am Ende der ersten Septemberwoche ihren Zinsfuß erhöhen werde und war nur im Zweifel, ob die Erhöhung ein halbes oder gleich ein volles Prozent betragen werde. Die Bank hat aber von diesem Schritt einstweilen noch Abstand genommen. Der Wochenaußweis hatte sich verhältnismäßig günstig gestaltet; der Rückfluß der ersten Septemberwoche belief sich auf rund 64 Millionen Mark, während im Vorjahr, unter dem Einfluß der politischen Schwierigkeiten mit Frankreich, nur eine minimale Erholung zu verzeichnen war. Da also das Institut wieder über eine steuerfreie Notenreserve von 150 Millionen verfügte, entschloß es sich zu einer Politik des Abwartens. Mittlerweile haben sich allerdings die Verhältnisse durch das Anziehen des Privatdiskonts derart zugespitzt, daß das Institut nicht länger zögern dürfte, die Verteuerung des Zinsfußes auch im offiziellen Bankfuß zum Ausdruck zu bringen. Nach der Gepflogenheit der Bank wird diese Erhöhung wohl ein ganzes Prozent betragen, schon von dem Gesichtspunkt aus, den Zinsfuß derart zu bemessen, daß eine nochmalige Erhöhung in den späteren Herbstmonaten tunlichst vermieden werden kann. Zweifellos ist es Absicht der Bank, allzu drückende Zinssätze dem Wirtschaftsleben zu ersparen; ob sich diese Absicht durch-

führen läßt, hängt durchaus von der allgemeinen Gestaltung der Verhältnisse ab. Erfreulich ist in dieser Beziehung, daß die Sorge vor übermäßigen Ansprüchen der Börse in der letzten Zeit zurückgetreten ist. Das ausgebrochene Faussefieber ist stark gedämpft worden, die Engagements haben sich verringert und werden unter dem Druck des teuren Geldes noch mehr zurückgehen, da der Spekulations-eifer nicht mehr groß genug ist, um gegen alle Bedenken blind zu machen. Von der Börse droht also dem Geldmarkt voraussichtlich keine Gefahr. Ungünstig aber dünkt, daß uns bei der augenblicklichen Spannung die Auslandsguthaben fast völlig fehlen, wenn auch vielleicht die hohen Ultimogelbsätze demnächst Kapitalien von Frankreich anlocken werden.

Daß die Börse erfreulicherweise schneller zur Besinnung gekommen ist, als man nach ihrem jüngsten Gebahren vermuten konnte, wurde bereits erwähnt. Ohne äußeren, in die Augen fallenden Anlaß hat sich eine Reaktion gegen das übermäßige Hinauftreiben der Kurse durchgesetzt. Eigentümlich, aber den Gewohnheiten der Börse entsprechend ist es, daß dieser Umschwung fast genau in dem Augenblick eintrat, wo der über Erwarten glänzende Abschluß des Phönix denen Recht gab, die die augenblickliche industrielle Konjunktur in den rosigsten Farben sahen. Die Gewinnziffern des Phönix sind in der Tat imponierend, sowohl nach ihrer absoluten als nach ihrer relativen Höhe; keines der großen montanindustriellen Unternehmen kann einstweilen mit ihm Schritt halten. Das ist umso bemerkenswerter, als der Phönix vor einigen Jahren durch die Fusion mit dem Bergwerke Nordstern, das er zu exorbitantem Preise erwarb, ganz ungewöhnlich belastet wurde. Und doch vermag die Gesellschaft jetzt eine Dividende von 18 Prozent, die höchste seit ihrem Bestehen, auszuschütten, nachdem während der letzten Krisis der Satz bis auf 7 Prozent herabgegangen war. Die Ursache dieser geschäftlichen Erfolge liegt in der Verminderung der Selbstkosten, diesem Prinzip, auf dem alle gemischten Betriebe aufgebaut sind und dem auch die übrigen ihre großen und stabilen Erträgnisse verdanken. Freilich darf man dabei nicht den Einfluß des Syndikatswesens vergessen. Nur unter dem Schutz des Kohlsyndikats und des Stahlwerksverbandes konnten jene großen Konzerne durch Fusionen und Zusammenschweigungen derart erstarken, daß sie nunmehr auch allein und ohne Verbandshilfe gegen ungünstige wirtschaftliche Zeiten gewappnet sind. Die Unterstützung, welche eine monopolartige Stellung einem Industriezweig zu gewähren vermag, läßt sich noch deutlicher, als bei den Montanunternehmungen, bei der Elektrizitätsindustrie verfolgen. Die A. E. G. vermehrt ihr Kapital wieder um 25 Millionen, so daß ihr unter Berücksichtigung des Agios über 50 Millionen neue Mittel ausfließen. Die letzte Kapitalserhöhung liegt erst zwei Jahre zurück; das Tempo, in welchem sich das Wachstum dieses jetzt weltumspannenden Unternehmens vollzieht, ist ein so rapides, daß das Kapital sich innerhalb der letzten acht Jahre nahezu verdoppelt hat. Mit 155 Millionen Aktienkapital ist jetzt die A. E. G. nach Krupp und Gelsenkirchen die größte industrielle Unternehmung Deutschlands, unter Hinzurechnung ihres Obligationenumlaufs von 80 Millionen Mark übertrifft sie an Kapitalkraft selbst unsere größten Banken. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß zu dem Kapital des Konzerns auch das der Untergesellschaften, der Finanzierungsinstitute und der an sich selbständigen aber zum Konzern gehörigen und mit ihm zusammenwirkenden Unternehmungen gerechnet werden muß, wenn man ein Bild der in ihm verkörperten

wirtschaftlichen Macht erhalten will. So gehört zum Interessentenkreis der A. E. G. auch die Akkumulatorenfabrik Hagen, die eben wegen dieser Zugehörigkeit sich eine Monopolstellung auf ihrem Spezialgebiete hat erringen können. Weil alle Lieferungen, bei der die A. E. G. mitzusprechen hatte, von vornherein der Gesellschaft sicher waren und es im Laufe der Zeit kaum noch irgendeine Unternehmung der elektrischen Branche gab, deren Durchführung nicht der A. E. G. oder deren einzigem ernsthaften Konkurrenten, der Siemens-Schudert-Gesellschaft zugefallen wäre, so war es der Hagener Akkumulatorenfabrik ein leichtes, jede Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Lebensfähige Mitbewerber wurden aufgekauft, andere durch Unterbietung ausgeschaltet und an die Wand gedrückt. So beherrscht seit langem schon die Akkumulatorenfabrik das Feld ganz unbeschränkt. Die Ergebnisse sind für die Gesellschaft, deren Aktionäre und Interessenten natürlich höchst erfreulich: die Dividende ist rasch von $12\frac{1}{2}$ auf 15 und 25 Prozent angewachsen und um ein weiteres, unvermeidliches Steigen hintenzuhalten, wird jetzt das Kapital dadurch verwertet, daß es um die Hälfte erhöht und den Aktionären zu pari, bei einem Aktienkurs von etwa 550 Prozent, zur Verfügung gestellt wird. Das war die Ursache, welche der Kurssteigerung von 200 Prozent im Laufe eines Jahre zugrunde lag und die für die Wissenden die Quelle reicher und sicherer Gewinne gebildet hat.

Es drängt sich bei diesen Vorgängen von selbst die Wahrnehmung auf, wie sehr unser Kapitalismus nach amerikanischem Vorbild arbeitet. Die Monopolisierung, die Konzentration des Kapitals vollzieht sich mit Riesenschritten und auf allen Gebieten der wirtschaftlichen Betätigung. Vergebens ist der Kampf der wirtschaftlich Schwächeren um ihre Existenz. Weder Organisation noch Gesetzgebung vermögen ihnen zu helfen. Es ist volkswirtschaftlich wie politisch tief bedauerlich, von Jahr zu Jahr eine größere Anzahl selbständiger Existenzen in die Stellung von Lohnempfängern oder Angestellten herabgedrückt zu sehen und doch können die vielfältigen, mit so verschiedenen Mitteln unternommenen Versuche zur Abwehr keinen Erfolg erzielen. Die wirtschaftliche Entwicklung ist stärker als alle Kräfte, die sich ihr entgegenstemmen. Überall siegt die Großunternehmung, weil sie zweckmäßiger, billiger und lohnender produziert. Sie dient daher ebensowohl dem Interesse des Verbrauchers, dem sie für weniger Geld bessere Ware liefert, als dem Interesse des Produzenten, dessen Gewinn sie durch den Massenabsatz vergrößert.

Der Gegensatz zwischen Großunternehmertum und Kleinkaufmann tritt in besonders scharfer Weise auch auf dem Gebiete des Bankwesens hervor. Das ist natürlich; denn nirgends spielt das Kapital eine so ausschlaggebende Rolle wie in diesem Geschäftszweig, wo der einzelne lediglich danach gewogen wird, wie viel Millionen sein Name repräsentiert. Kein Wunder also, wenn gerade im Bankiergewerbe die Konzentration des Kapitals am augenfälligsten in die Erscheinung getreten ist. Innerhalb der letzten fünfzehn Jahre ist der deutsche Privatbankierstand verschwunden und hat der Großbank das Feld geräumt. Verschwunden freilich nicht der Zahl nach; es gibt noch heute eine erstaunliche Menge privater Bankfirmen. Aber deren Gesamtheit ist doch etwas ganz anderes als die des Bankierstandes vor der Konzentrationsbewegung. Die Mehrzahl der heutigen Bankiergeschäfte sind wahre Zwergbetriebe. Zwar sind auch noch einige Privatfirmen von allem Ruf und großer Kapitalkraft vorhanden, sie zählen aber hier

nicht mit, weil, wenn sie überhaupt ein Geschäft betreiben und sich nicht auf die Vermögensverwaltung beschränken, sie im anderen Lager stehen, zu den Großen zählen und sich gern zu ihnen zählen lassen. Der Bankierstand von ehemals, der, meist auf erhebliches Kapital gestützt, in lokalem Bezirk als Kreditgeber, Förderer der Industrie, Berater des Publikums eine beträchtliche Wirksamkeit entfaltete, ist verschwunden, depoffebiert, aufgesaugt. Die Konzentration des Kapitals, das Wachstum der Großbanken hat ihm den Lebensfaden abgeschnitten. Unfähig, dieser übermächtigen Konkurrenz die Spitze zu bieten, zog er vor, vor derselben zu kapitulieren. An seine Stelle trat die Filiale der Großbank. Die kleinen Firmen aber, welche übrig blieben, weil sie ihre Selbständigkeit nicht opfern wollten, oder weil sie den Großen nicht als ein begehrenswertes Objekt erschienen, und die meist noch Kleineren, welche neu auf dem Plan erschienen, kämpften einen hoffnungslosen Kampf. Das Kreditgeschäft ist ihnen entzogen, denn alle guten Kredite haben längst den Weg zur Bank gefunden. Was übrig bleibt, ist für den Kreditgeber so gefährlich, daß er sich davon fern halten muß, will er nicht üble Erfahrungen machen. Das Kommissionsgeschäft ist derart unlohnend, daß die Provisions-einnahme nicht die Spesen deckt, dient eben der Konkurrenz der Großbank, die mit so niedrigen Sätzen arbeiten kann, weil sie ihre Gewinne aus anderen Quellen zieht. Finanzierungen und Emissionen gar sind die eigentliche Domäne der Großbank, an der der Kleine nur partizipiert, wenn ihm, wie eine Art Erntegeld, eine „Unterbeteiligung“ von ein paar Tausend Mark zugewiesen wird. Alles das entspricht durchaus den Erscheinungen des Konkurrenzkampfes zwischen Groß und

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000

Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG —
HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V.,
— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. —

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.

Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;

Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslösung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Klein auf anderen Gebieten. Aber der Privatbankierstand hat im Gegensatz zu den anderen Kleingewerkschaftszweigen keine Sonderorganisation. Im Gegenteil, der Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes beruht auf der Annahme, daß die Interessen von Groß- und Kleinbankier dieselben seien, und daß daher diese Berufsorganisation geeignet und berufen sei, beide gleichmäßig zu wahren. Dies ist eine offenbare Selbsttäuschung, die sich aus der Entstehungsgeschichte des Zentralverbandes erklärt. Denn er war ursprünglich nur eine Kampforganisation gegen das Börsengesetz und vertrat insoweit ein Einzelinteresse, das allen Standesangehörigen gemeinsam war. Das Börsengesetz ist aber reformiert und damit dem Verband seine eigentliche Aufgabe entzogen. Er hat denn auch volle fünf Jahre nicht wieder getagt. Wenn er nun in der nächsten Woche in München wieder zusammentritt, wird es von besonderem Interesse sein, zu sehen, wie der Gegensatz zwischen Privatbankier und Großbank innerhalb des Verbandes zum Austrag gelangen wird. Dem Drängen der Privatbankiers hat man insoweit nachgegeben, daß das Verhältnis derselben zur Großbank zum Gegenstand einer Auseinandersetzung gemacht wird. Möglich, daß die Geister dabei aufeinanderplagen. Sachlich wird das Ergebnis gleich Null sein müssen. Denn den Beschwerden der Privatbankiers über die Konkurrenz der Großbanken und das Unterbieten der Sätze läßt sich schlechterdings nicht abhelfen. Die Großbanken können unmöglich ernsthaft darauf ausgehen, durch Vereinbarung hoher Provisionsätze sich selbst wieder eine lebensfähige Konkurrenz heranzuzüchten. Ihr Interesse erheischt, die einmal errungene beherrschende Stellung zu wahren und zu stärken. Der Kampf der Großbanken untereinander ist schon ohnedies scharf genug. Spectator

Druckfehlerberichtigung. Im Leitartikel des Herausgebers muß es auf Seite 535 erste Zeile Deutsche Revue und nicht Deutsche Rundschau heißen. Die Schriftlitz.

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
 Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38/37.

Grand Marnier

Edelster Liqueur aller Nationen

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30, Luitpoldstr. 18.



„Amerika den Amerikanern“

Von * * *



amerika den Amerikanern. Ein Schlagwort. Wie alle entweder banale Binsenwahrheit kündend oder lächerlich anmaßend. Man könnte füglich leichten Sinns darüber hinweggehen, wenn ihm nicht seitens seiner Verkünder ein Sinn untergelegt würde, der für die künftige friedliche Entwicklung von Zivilisation und Kultur ungeheure Gefahren in sich schließt. Das werden und wollen die Yankee's freilich nicht zugeben. Gerade die Hauptstützen des Panamerikanismus, die Carnegie, Root, Rome, Reinsch usw. sind gleichzeitig Vorkämpfer der Friedensidee und bezeichnen die panamerikanischen Bestrebungen lediglich als ein Kapitel in dem Weltfriedensprogramm. Daß sich hinter ihnen der rücksichtsloseste Imperialismus birgt, von dem wir bei Hissung des Sternenbanners auf den Philippinen und bei Proklamierung der Republik Panama bereits einen Vorgeschmack bekommen haben, wird erst die Zukunft offen dartun. Die Gegenwart läßt uns aber an einer solchen Fülle von Anzeichen den wahren Sinn und Zweck des Panamerikanismus erkennen, daß es sich lohnt ihnen einmal nachzugehen.

„Amerika den Amerikanern“ heißt nichts anderes als: Ganz Amerika den Yankee's. Wie sich die Grönländer und Eskimos zu dieser Frage stellen, ist einstweilen noch von keiner Bedeutung. Wie Kanada und mit ihm oder für es England darüber denken, ist eine Privatangelegenheit Albritanniens. Vorläufig ist die kanadische Regierung sehr damit einverstanden, daß jährlich tausende tüchtige Farmer aus den Staaten über die nördliche Grenze in das englische Kronland abwandern; dort finden sie bessere Lebensbedingungen, als ihnen die nur auf schnellen Gewinn bedachten großen Landgesellschaften (vielfach identisch oder eng verbunden mit den Eisenbahntrusts) im Dollarlande bieten. Über Mexikos Stellung zum Panamerikanismus wird man erst wieder sprechen können, wenn es dem unglücklichen Lande gelungen sein wird, innerhalb

seiner Grenzen Ruhe und Ordnung zu schaffen. Die zentralamerikanischen Kleinstaaten befinden sich bereits vielfach in so weitgehender finanzieller Abhängigkeit von Wallstreet, daß sie sich wohl oder übel in absehbarer Zeit mit dem Panamerikanismus im Yankeeinne abfinden müssen. Der Frühjahrsbesuch des Staatssekretärs Knox in den mittelamerikanischen Hauptstädten hat in dieser Richtung kräftig fördernd gewirkt. Dagegen dürften die westindischen Kolonien und die drei Guyanas für die panamerikanischen Wünsche einstweilen noch ein starkes Hindernis bilden. Bleibt Südamerika. Damit kommen wir zu dem wahren Sinn unseres Schlagwortes: Für „Amerika den Amerikanern“ lies: „Südamerika den Nordamerikanern“ und für Nordamerika setze: die Gewaltigen von Wallstreet, die Schwerindustrie von Pittsburg, die Minenkönige von Colorado, nicht etwa die Gesamtheit der Bürger der Union, denen der Down-Town-Imperialismus vielfach noch etwas Fremdes, sogar Unsympathisches ist.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind über Nacht ein Exportland geworden. Nicht allmählich auf dem Wege gesunder und folgerichtiger Entwicklung, wie die großen und kleinen Handelsstaaten der alten Welt, sondern infolge der künstlichen Steigerung des Marktes, die den beispiellosen Aufschwung im Lande der angeblich unbegrenzten Möglichkeiten kennzeichnen.

Die auf solche Weise allzuschnell Reichgewordenen und mehr noch die vielen, die es gerne werden möchten, erkennen oder fühlen seit geraumer Zeit instinktiv, daß die Hebung der Schätze ihres Landes allmählich tieferes Schürfen heischt. Aber an Arbeit im europäischen Sinne des Wortes nicht gewöhnt, richten sie ihre Blicke dahin, wo die gleiche Methode des Raubbaues noch schnellen Gewinn zu versprechen scheint, nach Südamerika.

Die panamerikanischen Kongresse sind das Sprungbrett für die rücksichtslos imperialistische nordamerikanische Yankee-Elite, die unter Haager Friedensschalmeien den wirtschaftlichen Eroberungszug in die Länder Pizarros und Bolívars angetreten hat. Der würde sich im Grabe herumdrehen, könnte er hören, wie seine panamerikanische Idee, für die der von den Nordamerikanern zufällig nicht beschickte Kongreß von Tacabuya 1826 die Basis schaffen sollte, heute ausgelegt, und von wem und mit welchen Zielen die Idee verfolgt wird.

Auf dem von Blaine 1888 berufenen ersten panamerikanischen Kongreß in Washington standen wirtschaftliche Fragen, wie Gegenseitigkeit im Handelsverkehr, Zollverein, Panamerikanische Nord-Südbahn offen als Hauptthemen zur Erörterung. Aber der Kongreß zeitigte kaum praktische wirtschaftliche Ergebnisse. Als dann die südamerikanische Krankheit unter den Yankees schnell zunahm und einsichtige Südamerikaner und Europäer vereinzelt die im Panamerikanismus schlummernde internationale Gefahr zu wittern begannen, war man vorsichtig genug, ihm geschwind ein Mäntelchen umzuhängen. Die offiziellen Programme der folgenden drei panamerikanischen Kongresse, weisen neben wirtschaftlichen Themen mehr und mehr rechtliche, schiedsgerichtliche, hygienische, erzieherische und wissenschaftliche Verhandlungsgegenstände auf. Aber auch einem Unkundigen können die Tagungen

von Rio (1906) und Buenos Aires (1910) das eigentliche Wesen des Pan-amerikanismus nicht verschleiern. Die Mehrheit der in den öffentlichen Sitzungen wirklich arbeitenden, nicht nur dekorativen und diplomatischen Kongreßmitglieder aus Nord und Süd gehört der Rechtsgelehrsamkeit, der Wissenschaft, der Technik, der Literatur, der Friedensbewegung an. Diese Vertreter der idealen Güter der Menschheit merken es bei ihrem selbstlosen Streben nicht, daß sie nur die Puppen für die Drahtzieher der wirtschaftlichen und politischen südamerikanischen Bewegung in Chicago, Denver, Frisco, New York und Washington sind. Das „Internationale Bureau der amerikanischen Republiken“ in der Bundeshauptstadt versteht es meisterhaft, reinen Idealismus als Wesenskern des Panamerikanismus hinzustellen. Professorenaustrausch zwischen Nord und Süd, Herüberziehen südamerikanischer Studenten zu den Dollaruniversitäten, die mit Freistellen nicht zu geizen brauchen, panamerikanisches wissenschaftliches Zentralbureau, panamerikanische wissenschaftliche Kongresse — der erste hat 1908 in Santiago de Chile stattgefunden —, Verbreitung von wirklich oder scheinbar rein wissenschaftlicher panamerikanischer Literatur in erschreckender Unmenge, internationale Schiedsgerichte, hygienische und Rechtsfragen, Patent- und Patentschutz bilden das offizielle Arbeitsprogramm des ständigen Zentralbureaus der Vereinigung der amerikanischen Republiken in Washington. Ihm hat der Friedensfürst aus Pittsburg nach Analogie seiner Paager Schenkung ein glänzendes Prachtheim errichtet, in dessen vornehmen Räumen den hijos de familia aus dem Süden von uneigennütigen nordamerikanischen gentlemen der Hof gemacht wird. Andere Carnegies sorgen dafür, daß es nie an Maracotas*) fehle für den panamerikanischen Säckel. Er braucht viel.

Obwohl, wie gesagt, die letzten panamerikanischen Kongresse sich im Gegensatz zum ersten in der breiten Öffentlichkeit mehr mit kulturellen, juristischen, erzieherischen und wissenschaftlichen Problemen beschäftigten, wurde das wirtschaftliche und politische Element aus den offiziellen Programmen doch nicht ganz ausgeschaltet. Freilich, die eigentliche wirtschaftlich-politische Wahlarbeit wurde im geheimen betrieben. Weder in Rio noch in Buenos Aires fehlt es an traulichen Weinstuben und Klubs, die zu solchen intimen Verhandlungen einladen. Und wie überall in der Welt gibt es natürlich auch in den südamerikanischen Freistaaten Leute genug, die über einem augenblicklichen persönlichen oder gemeinnützigen Vorteil den Blick für das große Ganze, für die Bedürfnisse der Zukunft verlieren. So manche der großen Yankee-Kongzessionen und Gründungen, die inzwischen teils effektiv geworden sind, teils über kurz oder lang zustandekommen werden, verdanken ihre Entstehung solchen vertraulichen Bourparlers im Jockeyklub oder Plaza-Hotel der argentinischen Metropole.

Öffentlich standen auf den letzten panamerikanischen Kongressen im wesentlichen drei wirtschaftliche Themen zur Erörterung. Eins davon, dessen Verwirklichung

*) So nennt man in Caracas das dort besonders seltene goldene Zwanzigdollarkstück.

von ungeheurer Tragweite sein würde, ist die grundsätzliche Anerkennung eines Systems von interamerikanischen Vorzugszöllen. In der Praxis ist die Union in dieser Richtung schon erheblich weiter. Mit Brasilien und Ecuador sind die Verhandlungen über einen Vorzugszolltarif abgeschlossen. Und selbst Argentinien und Chile scheinen gegen Gewährung entsprechender Liebesgaben nicht abgeneigt, in die Falle zu gehen. Die Besprechungen über ein interamerikanisches Schifffahrtsvorzugssystem, wie über interamerikanische Bank- und Kabelverbindungen sind, für die Öffentlichkeit wenigstens, über einen grundsätzlich zustimmenden Meinungsaustausch nicht viel hinausgekommen.

Dagegen wurde auf wirtschaftlichem Gebiete ein anderer beachtenswerter Beschluß von praktischer Bedeutung gefaßt: eine „Panamerican-Products-Exhibition“ zu veranstalten. Die Ausführung dieses Planes wird nicht allzulange auf sich warten lassen und der Erfolg kann bei den unbegrenzten Mitteln der Yankees nicht ausbleiben. Vorläufig wird ein Ausstellungsschiff fungieren, auf dem die Wunder nordamerikanischer Industrie den Südamerikanern in ihren eigenen Häfen gezeigt werden sollen. Der Gedanke ist an und für sich nicht neu. Was ihn aber unter dem management der Yankees zu einem gefährlichen Instrument gegen den europäischen Handelsverkehr mit Südamerika macht, ist die Art und Weise, wie er zur Ausführung gelangt. Das im Mai dieses Jahres gegründete Komitee für Bau und Einrichtung dieser Ausstellungsschiffe weist nicht nur alle großen Namen aus Finanz, Handel und Industrie des Dollarlandes auf. Es erfreut sich vor allem des werktätigen Beistandes der diplomatischen Konsularbehörden. Und da die einzig wirklich vorhandene unbegrenzte Möglichkeit des Yankeelandes, die Aufbringung unbegrenzter Mittel, selbstverständlich dieser schwimmenden Schaubude in reichem Maße zugute kommen wird, so brauchen sich ihre Veranstalter über das Ergebnis keine Sorgen zu machen.

Das sind überhaupt die beiden wesentlichen Merkmale der neueren imperialistischen Expansionspolitik der Vereinigten Staaten: Geld spielt keine Rolle und die Diplomatie tritt bedingungslos für die wirtschaftlichen Vorteile der Großen ein. Green-Backs und Diplomatie arbeiten unzertrennlich Hand in Hand. So darf man sich über die Erfolge nicht wundern. Woher das Geld allerdings manchmal kommt und wer die Leidtragenden sind, falls eine Unternehmung mißlingt, dafür ein Beispiel, das ich dem leider zu früh verstorbenen Prof. E. von Halle, einem aufrichtigen Bewunderer alles Großen und Guten in den Vereinigten Staaten, verdanke. Vor Jahren wurden die Aktien eines großen Minenkomplexes in Bolivien auf Grund erstklassiger Gutachten von Bergingenieuren unter entsprechenden Anpreisungen ins Publikum geworfen. Nach Jahr und Tag, als die Portefeuilles der Banken sich dieser shares gänzlich entleert hatten, mußten die Inhaber der Papiere sich allmählich mit der Tatsache abfinden, daß die Minen zwar vorhanden waren, ihre Erschließung jedoch so ungeheurere Summen erfordert haben würde, daß an eine Ausbeutung unter

den vorhandenen Verkehrsverhältnissen Boliviens von vornherein gar nicht gedacht werden konnte. Einen wirksamen gesetzlichen Schutz des Publikums gegen derartige Ausbeutung gibt es bekanntlich in den Vereinigten Staaten nicht. Wer noch daran zweifelt, dem müssen die Hezreden zwischen Taft und Roosevelt im Wahlkampf dieses Frühjahrs die Augen über diese bedauerliche Tatsache geöffnet haben.

Wie die amerikanischen Kanzleien und Konsulate im Auslande für die wirtschaftliche Expansionspolitik der Yankees arbeiten, ist längst kein Geheimnis. Die täglichen „Reports des Department of Commerce and Labor“, die unentgeltlich Tag für Tag auf Tausende von Direktionsstischen liegen, unterrichten über die wirtschaftlichen Vorgänge selbst in den entferntesten Winkeln der Welt. Uns interessiert hier die Tatsache, daß diese Reports seit Jahren den wirtschaftlichen Dingen in Südamerika einen Platz einräumen, der in gar keinem Verhältnis zu dem bisherigen Anteil der Union am südamerikanischen Handel steht. Ich habe trotz jahrelangen Aufenthaltes in Südamerika und einer Tätigkeit, die mich mit sehr vielen maßgebenden Leuten in Handel und Finanz zusammenführte, nie so umfangreiche, eingehende und zutreffende Auskünfte über die Entwicklung ökonomischer Verhältnisse in Südamerika erhalten können, als während der Monate, in denen ich in New York, Pittsburg und Chicago täglich Gelegenheit hatte, diese Reports zu lesen. Aber die amerikanischen Konsulate in Südamerika beschränken sich nicht nur auf die offizielle Berichterstattung an ihre Behörde in Washington, welche die Herausgabe der Reports besorgt. Sie geben auch jedem, auf welche Frage es immer sei, in einer Weise Auskunft, die an Genauigkeit und Schnelligkeit ihresgleichen sucht. Der Foreign Manager eines großen Chicagoer Hauses hatte alle erdenklichen Schritte getan, um ein möglichst vollständiges Verzeichnis sämtlicher Minen- und Eisenbahningenieure und -interessenten in Peru zu erhalten. Sein Vertreter in Lima bekam nach langem Bemühen vom ministerio de fomento eine Anzahl Adressen, die jedem Laufburschen in den Eisenhandlungen der peruanischen Hauptstadt bekannt sind. Der Chicagoer hatte sich aber inzwischen via Washington auch an die amerikanischen Konsulate in Peru gewandt und durch diese erhielt er eine so vollständige Liste, daß das Handelsministerium in Lima selbst auf das höchste erstaunt war, in Peru so viele Minen- und Eisenbahninteressenten kennen zu lernen.

* * *

Zieht man in Betracht, was die europäischen Handelsstaaten von Südamerika beziehen und dort hinschicken und was sie in zwei Menschenaltern dort selbst angelegt und aufgebaut haben, so erscheint der Anteil Nordamerikas an dem wirtschaftlichen Emporblühen des Südens verhältnismäßig gering; allerdings ist er in den letzten Jahren mächtig gewachsen.

Es kann nicht überraschen, daß in den beiden vom Antillenmeer bespülten, nördlichsten Republiken des Südkontinents, die nur durch den Golf von der

mächtigen Wasserstraße des Mississippi getrennt sind, nordamerikanischer Einfluß sich in Handel und Wandel stärker geltend macht als weiter gen Süden. An dem Gesamtaußenhandel Venezuelas nehmen die U. S. A. in der Einfuhr im ganzen mit 30 v. H. teil, ein klein wenig mehr als Großbritannien, dreimal so viel als Deutschland, und in der Ausfuhr mit 35 v. H., während England und Deutschland je nur 14 v. H. des venezolanischen Exports beanspruchen. In Kolumbien schneidet die Union noch besser ab. Sie bezieht die Hälfte der gesamten Ausfuhr dieses Landes und ist an seiner Einfuhr mit einem Viertel beteiligt. Daran hat auch alles berechnete Mißtrauen der Kolumbianer gegen die Yankee seit dem Panamaputsch nichts ändern können. Im Gegenteil. Die Beteiligungsziffer der Vereinigten Staaten am kolumbischen Außenhandel ist in dauerndem Steigen begriffen. Die Union verdankt dies hauptsächlich den Schiffen der United Fruit Company, die zwar unter dem Union Jack segelt, deren Kapital jedoch heute fast ausschließlich von Wallstreet kontrolliert wird. Zu denken gibt, daß diese Schiffsahrtsgesellschaft, die bisher in einem Vertragsverhältnis zur Sapag stand, für die Beförderung von tropischen Früchten diesen Vertrag bei seinem kürzlichen Ablauf nicht erneuerte. Grund: Die Hamburger haben selbst große Landkonzessionen auf kolumbischen Gebiet erworben, wogegen die U. F. C. Protest eingelegt hat. Südamerika den Nordamerikanern. Auch das im Bogotalande angelegte werdende nordamerikanische Kapital ist nicht unbedeutend. Die Schätzungen gehen aber derart auseinander, daß es besser scheint, keine Zahlen zu nennen. Daß die Bürger von Bogota gelegentlich einmal einige Wochen die nordamerikanische Straßenbahn boykottierten und sich auch sonst widerspenstig zeigten, wenn die Yankee zu übermütig wurden, hat diese nur veranlaßt, bei Anlage neuer Kapitalien in Kolumbien den Umweg über Antwerpener oder Pariser Banken zu wählen.

Das beste Beispiel für die wahren Absichten der Nordamerikaner auf Südamerika bietet Ecuador. Da die Galapagosinseln heute noch ecuatorianisches Gebiet sind, obwohl Washington dem arg verschuldeten Lande wieder und wieder dafür eine Riesensumme bot, ist nur dem Umstande zu verdanken, daß die Yankee sich durch ihr Auftreten am Äquator beispiellos verhaßt machten. Angesichts dieser Volksstimmung wagte es selbst der inzwischen verstorbene frühere Präsident, General Eloy Alfaro, in letzter Stunde nicht, seine Unterschrift unter den bereits fertigen Staatsvertrag zu setzen. Bekanntlich hatte der jetzt ebenfalls verstorbene Mr. Harmann in Gemeinschaft mit Alfaro die Bahn von Quayaquil nach Quito geschaffen. Der Bau dauerte zehn Jahre, verschlang mehr als 40 Millionen Mark, d. h. pro Kilometer 70 000 Mark, und das Land schuldet den Bondholders nicht nur diese Summe und die Zinsen für eine Reihe von Jahren, sondern hat den Schienenweg, mit allem was drum und drun hängt, auch noch seinen Gläubigern überlassen müssen, um Ruhe vor ihnen zu haben. Der Betrieb der Bahn und ihr rollendes Material spotten jeder Beschreibung. Auch ein gut Teil der letzten Unruhen in Ecuador, nach der

zwangsweisen Abbankung Alfaro's und dem jähen Ende seines Nachfolgers ist auf das Konto der Yankee's zu setzen. Wird der seit dem 1. September regierende General Plaza, auf den das Land mit Recht große Hoffnungen setzt, die Macht haben, sich dem allzu stürmischen Werben der Yankee's auf die Dauer entgegenzustemmen? An Konzessionen für Eisenbahnen, Ländereien, Gummi-ausbeutung usw. fehlt es nicht. Und Ecuador braucht Geld, um seine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, um vor allem Guayaquil zu einem gesunden modernen Hafen auszubauen. Die amerikanischen Ingenieure und Ärzte haben in Havanna und am Panamafanal in dieser Hinsicht Vorbildliches geschaffen. Es wird ihnen ein Leichtes sein, Gleiches am Guayas zu erreichen. Aber wenn das Bankhaus Speyer das Geld dazu gibt, werden die Ecuadorianer böse bluten müssen, und die Europäer werden das Nachsehen haben. Und das gerade in dem Lande, von dem Humboldt einst gesagt hat, daß es alle Vorzüge und Reichtümer der gemäßigten Zonen und der Tropen in sich vereinigt. Einstweilen sind die Deutschen und Engländer am Außenhandel Ecuadors, von der Einfuhr für die Yankeebahn abgesehen, annähernd ebenso interessiert wie die U. S. A. Aber lange wird dieser Zustand auch nicht mehr andauern. Wie fast alle Inkaschätze nach und nach in die fünfte Avenue gewandert sind, so haben nordamerikanische Firmen in den letzten Jahren auch die meisten und bedeutendsten Minen und Minenkonzessionen an sich gebracht und die europäischen Unternehmungen zurückgedrängt.

Als ich vor sieben Jahren zum erstenmal in Lima weilte, waren noch eine ganze Reihe peruanischer Minen und Minenkonzessionen in europäischen, auch deutschen Händen. Heute ist die Cerro di Pasco Mining Co., die in New York ihr Zentralbureau hat, nahezu Alleinherrscherin. In weitem Abstand folgt eine englische Gesellschaft, und noch viele Stufen tiefer auf der Leiter ein Peruaner, dessen Wiege im sonnigen Italien stand, und dann nur viele kleine tutti quanti. Mußte das sein? man frage in der Behrenstraße an. Der frühere Leiter der in Peru glänzend eingeführten Banco Aleman Transatlantico, der jetzt in Rio wieder mit seinem diplomatischen Freund und Gönner, dem klugen und geschäftsgewandten Hamburger Kaufmannssohn, zusammenarbeitet, trägt sicher nicht die Schuld daran. Ebensovienig wie sein getreuer Berater, Don Frederico Hilbel, der König von Piura. Auch ihm machen die Yankee's jetzt bösen Wettbewerb. Das Welthaus W. R. Grace & Co., das vor fünfzig Jahren von einem Engländer in Callao gegründet, heute seinen Hauptsitz am Hannover-Square, nicht weit von Wallstreet hat, breitet sich in den letzten Jahren mit unwiderstehlicher Gewalt aus. Nicht nur in den südlichen Provinzen des Inkalandes, in Arequipa und Cusco, hat es seine Filialen errichtet, auch in Paita und Piura, wo früher Don Frederico mit seinen Getreuen aus Lippstadt nahezu allein herrschte. Die von ihm nach gutem deutschen Vorbild in Lima gegründeten Lebens- und sonstigen Versicherungsgesellschaften gehen schweren Zeiten entgegen. Die Yankee's, denen

der Feldzug eines Teiles der Newyorker Presse gegen das Ausbeutungsprämien-system der nordamerikanischen Insurance Companies unangenehme Stunden bereitet hat, haben entdeckt, daß Südamerika, zunächst Peru, ein geeigneteres Operationsfeld für sie ist, als das möglicherweise heiß werdende Pflaster des Broadway. Es ist mir bekannt, daß in anderen südamerikanischen, ursprünglich rein englischen Unternehmungen ein bedeutender Besitzwechsel der Aktien von London nach New York stattgefunden hat und stattfindet. Dies trifft beispielsweise für die Erdölfelder in Nordperu. Für die in Südperu neu entdeckten Salpeterlager hat sich aller Tradition zum Trotz nicht etwa ein englisches oder deutsches oder englisch-deutsches Syndikat gebildet, sondern ein nordamerikanisches. Ebenso werden heute bereits 25 Prozent der chilenischen Salpeterindustrie von einem nordamerikanischen Welt haus, wenn auch unter anderem Namen, kontrolliert, während doch Deutsche und Engländer die südamerikanische Salpeterindustrie überhaupt erst begründet haben. Nirgends wäre der Zusammenschluß der beiden Nationen notwendiger und ist die gegenseitige Eifersucht schädlicher als hier. Ein englischer Mineningenieur, der seit zwölf Jahren peruanische Minen zu begutachten hat, versicherte mir, daß auch die Peruvian Corporation von Tag zu Tag amerikanischer werde. Die Peruvian Corporation ist die Vereinigung von Großgläubigern der Peruanischen Regierung, denen diese zur Garantie ihrer Forderungen die Staatsbahnen und Guanofelder, auch Minen und Ländereien überlassen hat.

Aber was sagt das gegenüber der Tatsache, daß die seit fünf Jahren im Bau befindlichen, heute zum großen Teil bereits dem Verkehr übergebenen bolivianischen Bahnen vom Hause Speyer in New York finanziert werden. Daß sie heute scheinbar mehr von englischen Einflüssen abhängen, ist nur ein Versteckspiel. Bolivien ist ein ungemein reiches Erzland, zu dessen Erschließung eine Menge neuer Verkehrswege von Osten nach Westen geplant sind. Sollten in zehn oder zwanzig Jahren amerikanische Bahnen das Land durchfahren, dann ist es mit dem, was deutscher Gewerbesleiß und Unternehmungsgeist in eifriger Kleinarbeit bisher im südamerikanischen Hochland geschaffen haben, vorbei.

Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, Chile das Preußen Südamerikas zu nennen. Das muß jedenfalls vor meiner Zeit eine richtige Bezeichnung gewesen sein. Das mächtigste Haus, das in Chile Aus- und Einfuhr treibt, ist heute unbestritten ein nordamerikanisches, dasselbe, das auch in Peru die vorherrschende Stellung einnimmt. Der chilenische Abschnitt der Transandinischen Bahn wird von dieser Firma kontrolliert; ein wichtiger Teil der Longitudinalbahn befindet sich unter ihrem Einfluß. Der jährliche Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen für Südhile, wo man in manchen Städtchen und Dörfern heute noch mehr Deutsch als Spanisch spricht, wird durch diese Firma gedeckt. Sie kann die Pflüge und Eggen billiger nach Valdivia bringen als irgendein europäisches Haus, denn sie verfügt über eine eigene Flotte, die zwar unter englischer Flagge dampft, aber von amerikanischen Dollars unterhalten wird.

Bis vor wenigen Jahren standen die Vereinigten Staaten im Handelsverkehr mit Chile für Einfuhr und Ausfuhr noch ganz erheblich hinter Deutschland und England zurück. Dieses nimmt auch heute noch unbestritten den ersten Rang ein. Anders Deutschland. Wir haben zwar unsere Einfuhr nach Chile von 1909 auf 1910 fast genau in demselben Maßstabe gesteigert wie die Vereinigten Staaten; in der Ausfuhr von Chile nach Deutschland müssen wir jedoch ein Minus verzeichnen, dem auf amerikanischer Seite ein Plus von 12 von Hundert gegenübersteht.

Mit Chile ist die Westküste Südamerikas abgetan. In vierzig Stunden bringt uns die Bahn, wenn der Schnee nicht hindert, nach Buenos Aires. Wie atmet man auf, wenn man in Mendoza in den bequemen Schlafwagen steigt. Die argentinischen Bahnen sind zu 85 von Hundert oder mehr englisches Eigentum und deshalb sind sie gut. Als Europäer fühlt man sich wieder zu Hause. Keine Pullmancars, keine Nigger, die für das unnötige Abwecheln des hellen Reiseanzuges 25 cents gold als etwas Selbstverständliches beanspruchen. Argentinische Schaffner, argentinische Kellner im Speisewagen, aber englischer Drill und teilweise sogar deutsche Lokomotivführer. Argentinien ist so recht das Land, in dem man das, was von der vielgeschmähten alten Welt kam und noch kommt und das, was vom Yankeeeland zu erwarten steht, vergleichen kann. Am argentinischen Außenhandel nehmen die Engländer mit nahezu 23 von Hundert teil, die Deutschen mit 12, die Amerikaner kaum mit 6 von Hundert. Und doch mahnen auch am La Plata die Ereignisse der letzten Zeit zur Vorsicht. Von Peru abgesehen war es in Südamerika bisher nahezu Regel, Kanonen und Gewehre in Deutschland, Kriegsschiffe bei Vickers oder Armstrong zu kaufen. Argentinien hat seine Dreadnoughts in Newport und Philadelphia bestellt, die Geschütze für diese Schiffe in Bethlehem Pa. Warum? Darüber kann nur Herr Knox und sein Freund Schwab Auskunft geben, und der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten in Buenos Aires, der nach Zustandekommen des Vertrages abberufen wurde. Die beiden Schlachtschiffe kosten tatsächlich zusammen 5 Millionen Mark weniger, als Deutschland und England dafür gefordert hatten. Der im nordamerikanischen Marinebudget figurierende Dispositionsfonds annähernd gleicher Höhe gibt nicht die alleinige Erklärung für den Abschluß dieses Geschäftes. Argentinien mit seinem flachen Boden und seinen guten Straßen ist ein gegebenes Land für Kraftwagen. Vorläufig kommen die meisten aus Frankreich, das Prachtfläden à la 50ste bis 60ste Straße-Broadway im unteren Teile der Calle Florida unterhält. In Nordamerika hat sich die Produktion von Automobilen im letzten Jahre beinahe um das Doppelte gegen die Vorjahre gesteigert. Selbst im Dollarlande kann das auf die Dauer nicht im gleichen Tempo weitergehen, wenn nicht neue Absatzgebiete erobert werden. So haben nordamerikanische Gentlemanvertreter großer Automobilfirmen sich im Jockeyklub, im Tigre Hotel und in Mar de Plata heimisch gemacht. Wir haben doch unter unseren aus rein dienstlichen Gründen allzufrüh inaktiv gewordenen Offizieren

aus Meer und Flotte so viele, die als wirkliche Gentlemen hinübergehen könnten und die neben gesellschaftlicher Gewandtheit sicher genug technische Auffassungsgabe besitzen, um Erfolge zu gewährleisten. Warum greifen wir nicht zu den gleichen Mitteln? Das argentinische Bahnnetz ist so sehr unter englischer Kontrolle, daß sich die Yankee vorläufig offen nicht daran wagen. Aber auf der anderen Seite des trüben gelben Wassers gibt es noch allerhand zu versuchen. Uruguay ist ein Land, das seine einzig bestehende gesunde Geldwirtschaft nicht zum wenigsten Söhnen Moskows, Lübeds und Bremens zu verdanken hat. Nicht nur Liebig, auch die beiden Koppel haben sich im südöstlichen La Plata-Staat über Mangel an Einfluß nicht zu beklagen. Aber was hilft es? Die Konzession für die aussichtsreichste Bahnlinie von Ost nach West, die von Coronilla nach Santa Rosa und für den Hafen von La Coronilla haben die Yankee in der Tasche, nachdem die anfangs an diesem Geschäft beteiligten Engländer sich sanft haben herausdrücken lassen. Ist es Zufall, daß gleichzeitig die Quinte-Koppelsche Konzession für La Paloma treinta y tres so sehr darunter leidet, daß die Franzosen ihre Konzession für den Hafenbau von La Paloma langsam versanden lassen? Die Vertreter von den Pariser Messies und dem Internationalen, jedoch in erster Linie von New York ressortierenden Bankhause Speyer trifft man in Südamerika immer in denselben Hotels, meist Tür an Tür.

Wir gehen wieder weiter nordwärts. Solange die geplanten direkten Luxus Schnelldampfer vom La Plata nach Hoboken ihren Dienst noch nicht begonnen haben, müssen wir auf dem Wege nach New York wohl oder übel in Rio Halt machen. Es lohnt sich schon, denn neben Sidney und Konstantinopel ist Rio der großartigste und landschaftlich vielleicht der schönste Hafen der Welt. Hier werden wir sogleich der Flagge des „Brasilianischen“ Lloyd ansichtig, dieser Schiffsgesellschaft, die nach mehrfachen gewaltigen Verlusten endlich ihren Retter in New Orleans gefunden hat. Die besten Namen der amerikanischen Hochfinanz und Diplomatie stehen zu ihrer Verfügung. Ein schneller Schiffsdienst von der Mündung des Riesenstromes nach Rio, von da den La Plata und Parana hinauf nach Assuncion: das ist das vorläufige Programm. Wenn es glückt, werden diese Schiffe in nicht allzuferner Zeit im kanalisierten Mississippi und Ohio selbst bis Pittsburgh Kaffee bringen und aus dem Eisenherzen der Union Stahl holen können. Für die unumgängliche Notwendigkeit eines innigsten Anschlusses der Vereinigten Staaten von Brasilien an die gleiche Firma des Nordens gibt es ein durchschlagendes Argument: Wir Yankee kaufen bei euch jährlich für 25 Millionen Pfund Tropenerzeugnisse, also erheblich mehr als Deutschland und England zusammen. Ihr Brasilianer habt euch im Jahre 1910 nur mit 6 Millionen Pfund Abnahme von unseren viel besseren Ausfuhrerzeugnissen erkenntlich gezeigt (das Jahr vorher waren es nur 4,5), während ihr von Deutschland und England nahezu das vierfache bezogt. Kommt, Vereinigte Staaten von Brasilien, an das Bruderherz der Vereinigten Staaten des

Nordens, laßt die Aufträge, die ihr Europa gebt, uns zukommen; es wird euer Vorteil sein! Wir bauen euch Bahnen, deren ihr so dringend bedürft, um die Gebiete von Paraguay, Bolivien und Peru unter eure Herrschaft zu bringen, die nach dem Testament Bolívars euch gehören und die ihr bis jetzt nur deshalb noch nicht kontrolliert, weil euch das nötige Kleingeld dazu fehlt; wir haben es, kommt zu uns.

* * *

Wir fassen noch einmal zusammen: Das auf den panamerikanischen Kongressen wiederholt erörterte Korrelat der von Herrn von Dirlfen in Heft 15 dieser Zeitschrift geistvoll zerplückten Monroe doktrin ist das des freisinnigen argentinischen Juristen Drago: seit 1907 die Drago-Porter Doktrin. Aber sie soll den Stempel des Panamerikanischen tragen. Südamerika den Nordamerikanern. Nordamerika wird darüber wachen, daß kein Schweizer, Holländer oder Belgier — auch diese kleineren europäischen Nationen haben in Südamerika vielfach bedeutende wirtschaftliche Interessen — staatlichen Schutz erhält, wenn er in Asuncion infolge der ewigen Parteikämpfe um die Früchte seiner Lebensarbeit gebracht wird. Wenn sich jedoch die Quiteñer und Guayaquileñer gegen Yankeeübermut und -ausbeutung auflehnen, dann schickt man Sternenhannerkreuzer den braunen, breiten Fluß hinauf.



Neuer Glaube

Von Dr. Paul Ernst-Weimar



Wenn man das neunzehnte Jahrhundert im ganzen überblickt, so muß man sagen, daß es irreligiös war; Versuche romantischer Erneuerung alter Religiosität fanden zwar in den führenden Kreisen der Zeit statt, aber schon die Gleichzeitigen erkannten, daß es sich hier nicht um ernste Dinge handelte, sondern um eine Art von Spiel. Im Grunde war das neunzehnte Jahrhundert, wie das achtzehnte, intellektualistisch und optimistisch: es vergrößerte und organisierte unser Wissen, und indem es die Interessen des Erwerbs zur Herrschaft brachte, erzeugte es ungeahnte materielle Leistungen der Menschen, damit einen neuen großen Reichtum in den bürgerlichen, ein bis dahin unbekanntes Wohlleben in den arbeitenden Kreisen, und eine außerordentliche Bevölkerungsvermehrung. Wie diese Bevölkerungsvermehrung aus den weniger wertvollen Schichten des Volkes erfolgte,

so geschah die materielle Entfaltung auf Kosten der höheren geistigen Leistungen; Deutschland, bis in die fünfziger Jahre hinein zurückgehalten, entwickelte sich besonders schnell in den bezeichneten Richtungen, da es so viel nachzuholen hatte; man kann sich also nicht wundern, wenn hier die relative Barbarei besonders auffällig war.

Die Kirche organisiert zwar das religiöse Leben der Völker, aber sie veräußerlicht es auch, und die natürliche Entwicklung, wenn keine Störung eintritt, geht dahin, daß zuletzt der religiöse Inhalt schwindet und nur die leere Form übrigbleibt. Irgend etwas Wertvolles steckt aber immer noch auch in der leeren Form. Wenn schon die protestantische Gestalt des Christentums längst tot ist, so ist erst recht tot die katholische Gestalt; trotzdem bricht selbst in so geringen Verfolgungen wie der Kulturkampf in Deutschland, vor kurzem das entsprechende staatliche Vorgehen in Frankreich, aus der toten Asche doch wieder eine Art religiöser Begeisterung hervor. Sie ist nur durch den Druck hervorgerufen und schwindet mit diesem: eine Bedeutung für die Zukunft der modernen Nationen hat sie nicht. Wie tot das Christentum heute ist, das sieht man am besten an der Geschichte der Heilsarmee. Die Bewegung wird ausgezeichnet geleitet; die Mittel, durch welche man auf Menschen wirken kann, sind genial angewendet; es ist sofort ein Bevölkerungsteil interessiert, welcher in seiner Not und Verzweiflung der Religion am zugänglichsten ist: und doch ist an Ernsthaftem nichts weiter herausgekommen wie unzulängliche soziale Versuche, denn den religiösen Erfolg kann man doch nicht ernsthaft nehmen, wenn er sich eben nur auf die Leute beschränkt, die nach ihrer inneren oder äußeren Situation jeden Strohhalme zu ihrer Rettung ergreifen.

Eine Bewegung, die im vergangenen Jahr ein gewisses Aufsehen machte, wurde durch die Pensionierung des protestantischen Pfarrers Jatho verursacht. Man hat die protestantische Kirche hart geschmäht wegen der „Verfolgung“ des Mannes und an ihn und an die Bewegung, welche sein ja nicht so außerordentliches Martyrium hervorrief, gewisse Erwartungen geknüpft.

Der Protestantismus ist entstanden aus der religiösen Freiheit des einzelnen, genau so wie das Christentum überhaupt; noch heute behauptet er die Theorie von dem Laienpriestertum. Indem er sich dann mit jener *contradictio in adjecto*, die nun einmal jede historische Erscheinung auszeichnet, als protestantische Kirche konstituierte, kam es naturgemäß bald zu wirklichen Regerverfolgungen, und er, wie der Katholizismus, würde sie noch heute betreiben, wenn der moderne Staat es erlaubte. Die Pastoren sind Beamte dieser Kirche, welche angestellt werden und Gehalt bekommen dafür, daß sie die einmal von der Kirche angenommenen Ansichten lehren; bekanntlich müssen sie sich bei ihrem Amtsantritt ausdrücklich dazu verpflichten. Wie nun alle diese Verhältnisse durch bewußte und unbewußte Täuschung sehr verworren sind, kann ein Mann von Überzeugungstreue auf die Idee kommen, daß er lehren müsse, nicht was ihm amtsmäßig aufgetragen ist und wofür er bezahlt bekommt, sondern was ihm sein „Ge-

wissen“ eingibt. Rechtlich wäre die Kirche jedenfalls im Recht, wenn sie den Mann nicht nur pensionierte, sondern überhaupt absetzte; was würde denn der Staat etwa mit einem Amtsrichter machen, der plötzlich nach seinem „Gewissen“ richtete und nicht nach dem Gesetzbuch? Man muß sich sogar wundern, daß Jatho nicht schon von selber aus seinem Amt ging. Ideell hat die Kirche auch recht: denn sie erhielt die Tradition, die doch durch jahrhundertlange Arbeit bedeutender Männer geschaffen ist und immerhin noch mehr wert sein wird wie eine nichtige Tagesmeinung. Von „Rezerichten“ kann hier überhaupt keine Rede sein, denn als Privatmann kann Herr Jatho glauben und lehren, was er will.

Nur in religiös aufgeregten Zeiten erleben viele die Religion; in normalen Zeiten ist unter den Menschen das religiöse Erlebnis so selten wie das Erlebnis der Liebe oder der Kunst, trotzdem jeder glaubt, er habe es gehabt. Gerade daß die Kirche sich niederläßt, dieser staatlich gewünschte Ersatz der Religion, ist ja der Beweis dafür. Alles, was Jatho zu sagen hatte, waren Verneinungen: er glaubt nicht an die persönliche Unsterblichkeit, an den Opfertod Christi, überhaupt nicht an den transzendenten Gott, und nach der allbekannten Theologenart schiebt er den durchaus klaren Worten und Begriffen des Dogmas seine eigenen respektive die allgemeinliberalen, mehr oder weniger unklaren, stets aber anderen Worte und Begriffe unter. Das große Publikum merkt ja diese Verwechslungen nicht, das Konsistorium und er selber werden sich auch nicht klar über die intellektuelle Unehelichkeit dieses Betriebes gewesen sein, denn die Unterlegungen sind eben seit altersher theologische Sitte. Jemand, der an die Sauberkeit der modernen wissenschaftlichen Arbeit gewöhnt ist, kann sich nur mit Entrüstung von solchem Betrieb abwenden. Aber selbst wenn man darüber hinweggehen will: was ist denn damit getan, daß einer gewisse Dinge nicht glaubt? Nur der Glaube schafft etwas. Nicht die liberalen Auguren haben ihrer Zeit das Christentum geschaffen, sondern die verzweifelten und heldenhaften Männer, welche das Furchtbare, das Entsetzliche glaubten: daß Gott für unsere Sünden als Mensch den Verbrechertod gestorben ist, daß wir im Abendmahl sein, Gottes, Fleisch und Blut genießen.

Eine Bewegung beweist noch gar nichts für den Mann, der sie entfacht. Offenbar gärt es im Volk, und die Menschen suchen neue Religion; der Steine, welche die Kirche ihnen zu bieten hat, sind sie überdrüssig, und sie merken nicht gleich, daß Leute wie Jatho, oder wie die Monisten und Belträtzellöser, ihnen noch nicht einmal diese Steine zu bieten haben.

Wenn wir uns klarmachen wollen, woher uns heute eine religiöse Erneuerung kommen kann, und wenn wir etwa vorhandene Anfänge erkennen wollen, so werden wir am besten tun, uns nach der Analogie des entstehenden Christentums zu richten. Die neueren Forscher, welche einen scheinbar nebensächlichen Umstand untersuchten, nämlich, ob Jesus eine historische Persönlichkeit oder eine mythische Gestalt sei, haben die Elemente, aus denen sich das Christentum bildete, soweit das möglich ist, zusammengestellt. Danach scheint etwa seit dem

Zusammenbrechen des naiven alten Götterglaubens, der bloß sittlich indifferente, von menschlichen Leidenschaften bewegte Mächte kennt, denen die Menschen gehorchen müssen, weil sie eben die schwächeren sind, in den Völkern eine allgemeine Unruhe entstanden zu sein, die sich um die Tatsache des Leidens und um den Glauben an menschliche Verschuldung drehte: Wenn sittliche Götter herrschen, wie erklärt sich dann das Leiden der Menschen. Durch ihr sittliches Verschulden. Aber wenn nun der Gerechte leidet? Deuterosefajas schildert das Leiden des Gerechten in furchtbar leidenschaftlichen Ausdrücken, denen man die Qualen jener suchenden Zeiten anmerkt. Hiob ist gedichtet als eine Antwort auf die Frage. Die griechische Tragödie (ich kann die „tragische Schuld“ noch nicht bei den Dichtern finden, sie scheint mir erst durch Aristoteles in ihre Werke hineininterpretiert) gibt eine andere Antwort. Beide, die europäische und die asiatische Antwort, sind bezeichnend: der Jude sieht tief unter dem Griechen mit seinem immer noch anthropopathischen Gott und Teufel; der Grieche läßt seinen Helden stolz tragen und durch Freiheit der Empfindung gegenüber dem Leid das Leid überwinden; und indem er das in dem großen Schwung eines gewaltigen rhythmischen Kunstwerks darstellt — der Rhythmus der Spannung und Lösung hat schon etwas Religiöses — befreit er den Zuschauer selber vom Leid — diese Befreiung meint vielleicht Aristoteles mit seiner „Reinigung“. Wie schnell dann die Entwicklung geht, sieht man, wenn Aristoteles schon in den stolzen Gestalten der Tragödie die „Schuld“ findet. Man muß offenbar geschlossen haben: Alle Menschen leiden; die Götter sind gerecht; also müssen alle Menschen schuldig sein. Die ästhetische Lösung der Tragiker ward vergessen, die Lösung des Hiob mußte den Höherstehenden wohl ungeeignet erscheinen.

Nur sehr wenige Menschen vermögen sich in den reinen Höhen des urteilsfreien Denkens zu halten. Bei vielen, auch unter den Höchststehenden, vermischte sich der Begriff der Schuld mit den noch nicht abgestorbenen Begriffen der alten Opfer- und sonstigen Verpflichtungen gegenüber den noch in der alten Weise als mächtige Dämonen vorgestellten Göttern. Die Mysterieskulte boten sich an, den Menschen von dieser Schuld zu reinigen, und es geschah wohl von Anfang an, daß solche Mysteriesreinigung von dem Zorn beleidigter Götter auch auf eine Art Sündenvergebung ging. Je tiefer wir ins Volk gehen, desto mehr werden allerhand wirre Vorstellungen aus uralten Gebräuchen und Glauben überhandnehmen und aus dem klaren Bewußtsein sittlicher Schuld, die gesühnt werden muß durch Leiden, eine dumpfe Angst werden vor der Rache der Götter für ungewollte Beleidigungen. Mit dem Hellenismus, dann mit dem römischen Reich hatte sich zudem die Kenntnis von unzähligen, früher unbekannten Göttern fremder Völker vermehrt, die man ja doch alle als existierend dachte und fürchten mußte.

Seit dem Beginn dieser Vorstellungen wurde nun ein uralter orientalischer Glaube wieder lebendig, oder er wurde vielmehr umgedeutet, vom sterbenden und wieder auferstehenden Gott. Man nimmt heute an, daß er entstanden sei

aus der religiösen Empfindung der untergehenden und wieder aufgehenden Sonne, oder der im Winter sterbenden und im Frühjahr wieder erstehenden Natur. Wie das auch sei: in unbestimmter Weise — man darf solche Dinge nicht allzu begrifflich fassen; das sind Vorgänge jenseits des Verstandes — glaubte man, daß dieser leidende Gott die Menschen entsühne. Auch hier haben sich die Griechen zurückgehalten, wenn schon sie die betreffenden Götter aus dem Orient übernahmen. Merkwürdig ist jedenfalls die Beziehung des Dionysos zur Tragödie. Ein Gott, der das Leiden der Welt auf sich nimmt, der zur Sühne für die Schuld der Menschen stirbt — das ist der tiefste Mythos, den die Menschen geschaffen haben. Später hat man, in Weiterdeutung der Lehren des Paulus, das alles begrifflich konstruiert: die Menschen alle durch die Erb-sünde befleckt, der gerechte Gott nach Sühne verlangend, Christus den stellvertretenden Opfertod sterbend; diese juristische Rationalisierung muß man vergessen, man darf nur an den bestimmten Empfindungskomplex denken; man muß sich etwa an Lehren erinnern wie die der Karpokratianer: „Jeder Seele droht die Wiedergeburt, wenn sie nicht schon im ersten Verkehr dieses Lebens allen Verlockungen nachgibt. Denn die Verbrechen sind ein Tribut an das Leben . . . wenn einige schon in einer Verkörperung in alle Verfehlungen aufgehen, dann kommen sie nicht nochmals in einen Körper, sondern da sie alle Verfehlungen erfüllt haben, so werden sie von der Verkörperung befreit.“ Wenn man sich die graufige Verzweiflung klar macht, welche herrschen mußte, damit so furchtbare Lehren nicht nur entstehen, sondern auch weite Verbreitung finden konnten, dann wird man beginnen, die heute fast unverstandene Lehre von dem sterbenden Gott zu verstehen.

Suchen nach einer Möglichkeit, die Leiden des Lebens zu ertragen, in den geistig höchsten Schichten der Gesellschaft; Suchen nach Befreiung von der Schuld in den niederen Schichten; wilde abergläubische Angst und sinnlose Verzweiflung in den unkultivierten Gemütern: das waren die Vorbedingungen für die Entstehung des Christentums; als aus den vorhandenen Elementen eine Lehre zusammenschloß, in welcher die Menschen eine Rettung sahen, da war es entstanden; als die am meisten verzweifelten und geängstigten Menschen sie mit Enthusiasmus aufnahmen, da begann ihre Verbreitung über die damalige Welt. Eine Befreiung, eine Erlösung war das Christentum, wie es noch heute bei wilden und barbarischen Völkern eine Befreiung und Erlösung ist.

Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück: Was war der Inhalt der Reformation? Die Menschen waren verzweifelt durch das Bewußtsein der Schuld; die mechanische Theorie der guten Werke, zu der die Kirche gekommen war, genügte nicht, sie zu beruhigen; da stellte Luther seine aus Paulus abgeleitete Rechtfertigungstheorie auf, und wieder wurden die Menschen erlöst und befreit.

Ein Bedürfnis nach Erlösung und nach Befreiung ist die Voraussetzung der höheren Religion. Wenn wir heute Ansätze einer neuen Religion suchen wollen, so müssen wir zunächst die Sehnsucht nach Erlösung und Befreiung suchen.

Wenn wir sie an den Stellen erwarten, wo sie früher war, so werden wir zu dem Resultat kommen: nicht nur ist sie nicht vorhanden, es ist auch ganz ausgeschlossen, daß sie auf irgendeine Weise kommen könnte.

Es hängt vielleicht damit zusammen, daß seit Beginn der Neuzeit die Menschen durch die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse enger miteinander verbunden sind wie früher. Früher lebte der einzelne im wesentlichen in eigener Wirtschaft, die dem persönlichen Gebrauche diente und über diesen hinaus kaum Ziele und Zwecke hatte. Die Menschheit bestand aus abgeschlossenen Kulturen, diese aus abgeschlossenen Ländern, diese aus abgeschlossenen kleinen Staaten, und in den kleinen Staaten gab es wieder abgeschlossene kleinere Organisationen bis herab zum Haushalt des einzelnen Familienvaters. Heute ist die ganze Erde durch den Warenverkehr verbunden, und in den Kulturländern ist der primitivste Kleinbauer abhängig von den großen allgemeinen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bewegungen: eine Lohnerhöhung in Japan macht sich beim Hausarbeiter im Fichtelgebirge spürbar. Der isolierte einzelne mußte früher notwendig auf den Gedanken eines für ihn sorgenden Gottes kommen, wenn er nicht an einen sinnlosen Zufall glauben wollte, und die Leiden, die ihn trafen, mußte er auffassen als berechnet für seine Persönlichkeit; denn er konnte nicht über den Zaun sehen und die allgemeinen Ursachen der Weltbewegungen erkennen. Heute weiß jeder: Was geschieht, das geschieht vielen; man kann sich nicht vorstellen, daß diese eine persönliche Beziehung zu einem Gott haben, der ihre Geschehnisse leitet, sondern man kann sich nur denken, daß eine allgemeine Bewegung in den Weltvorgängen ist, welche durch eine Kette von allgemeinen Ursachen und Wirkungen bestimmt ist, ohne irgendeine Beziehung zu dem Wollen oder Fürchten einzelner Persönlichkeiten. Das Leiden verliert so das Exzeptionelle, das es früher hatte. Nun glaubt ein jeder Mensch ein Recht auf Glück zu haben, ohne diesen Glauben hätte er nicht den Lebenstrieb; und ein Leiden, das scheinbar nur ihn allein trifft, ohne zureichenden allgemeinen Grund, muß ihn auf das tiefste erregen, denn es stellt die Wichtigkeit seines Lebenstriebes in Frage — in der Art der alten Frommen ausgedrückt: Wie ist es möglich, daß Gott den Gerechten leiden läßt? Hat das Leiden aber diesen Charakter des Exzeptionellen verloren, wird es empfindungsmäßig mit eingereiht in die allgemein zu erwartenden, weil im Weltlauf bedingten Vorkommnisse, so verliert es offenbar seinen Hauptstachel; die Menschen sagen sich: Das Leiden ist mit dem Leben untrennbar verbunden, wie es die Freude ist, und die Aufgabe des einzelnen besteht hier lediglich darin, sich in diesen Umständen einzurichten. Es entwickelt sich jener nüchterne Heroismus, der auch in anderen Dingen charakteristisch für unsere Zeit ist. Gleichzeitig wird das Gefühl der Verschuldung schwächer. Es handelt nicht mehr der isolierte Mensch, der seine Leidenschaften aus seinem Inneren heraus wirken läßt und dadurch vor Gott schuldig wird, sondern der Mensch, welcher nur ein Rad in einer großen Maschinerie ist, seine Antriebe von außen bekommt und

ihnen, nach seiner sozialen Stellung, notwendig folgen muß. Man denke, wie noch Shakespeare selbst seine Könige lediglich aus ihrer Leidenschaft heraus handeln läßt, wie ja denn seine ganze Dichtung lediglich ein Ausschüßheraussetzen einer dominierenden Leidenschaft ist, und wie ein Heutiger, wenn er einen König darstellen wollte, den gebundensten und gezwungensten Menschen schildern müßte. In der Zeit, ehe das Schuldgefühl unter den Menschen war, erschien das Handeln der Menschen als Resultat göttlicher Eingebungen, die Menschen waren unverantwortlich; auf einer höheren Stufe haben wir nach dem Intermezzo des Christentums heute die Unverantwortlichkeit wieder.

Noch einmal sei es gesagt: Solche Dinge sind dem einzelnen wie der Menge nicht begrifflich klar, sie äußern sich auch kaum in zusammenhängenden Theorien; aber da sind Empfindungen, welche unser aller Leben heute zugrunde liegen, welche unbewußt in unserer Kunst zum Ausdruck kommen, unsere gesellschaftlichen Anschauungen bilden, unsere Wertschätzungen beeinflussen, soweit die nicht noch durch Überkommenes gebildet sind.

Also, wenn die vorigen Ausführungen richtig waren, so würden die Menschen heute nicht vom Leiden erlöst werden müssen, weil sie besser gelernt haben, das Leiden zu ertragen, und nicht von der Schuld, weil das Schuldgefühl geschwächt ist. Wo wäre dann aber die Verzweiflung und die Not, aus der heraus das Bedürfnis nach Religion, Religion selber sich entwickeln würde?

Hier wird es noch schwieriger, Worte und Gedanken zu finden. Wer vorurteilsfrei unser heutiges Leben betrachtet, der muß die Not und die Verzweiflung der Menschen fühlen, und in tausend Dingen wird er ein Suchen nach einer Erlösung durch einen neuen Glauben sehen: in den Ausschweifungen und Lasteren; der Betäubung durch übermäßige Arbeit und sinnlosen Genuß; der allgemeinen Auflösung aller menschlichen Bande; der Zuchtlosigkeit und Respektlosigkeit, dem Schwinden der Würde und Selbstachtung; dem ratlosen Irren und Suchen in banalistisch verstandener Wissenschaft; dem leidenschaftlichen Streben, die Persönlichkeit zu verlieren, indem man sich als Berufsmensch zu einer Funktion macht, oder indem man sich in Sensationen auflöst als ästhetischer Mensch, oder indem man sich unter das Joch einer zum Aberglauben gewordenen Religion beugt wie die Frommen — indem man merkwürdigerweise dabei immer glaubt, daß man dadurch die Persönlichkeit gerade erhalte.

Denn indem Leiden und Schuld ihre alte Bedeutung verloren haben, hat das Leben des einzelnen ja auch den größten Teil seines Sinns eingebüßt. Wenn früher die scheinbare Zufälligkeit des Lebens sich auflöste durch den Glauben an göttliche Leitung des einzelnen, so scheint heute der einzelne weder für sich noch für Gott eine Bedeutung mehr zu haben; er ist scheinbar in eine Kategorie hinabgedrückt mit den Naturwesen, welche werden und vergehen als einzelne, damit die Art sich erhält. Allerhand Mythologie entspringt aus diesen Gedankengängen; freilich müssen wir die moderne Mythologie anderswo suchen als die alte, wenigstens, als die alte uns heute erscheint: nämlich in den

Wissenschaften. Die Darwinsche Theorie war ein solcher Versuch, nach Überwindung des beschränkten Standpunktes und der engen Interessen des einzelnen einen neuen Sinn des Lebens zu gewinnen, indem man eine unendliche Entwicklung der Lebewesen von geringeren Formen zu immer höheren annahm; unter den widerspruchsvollen Gedankenreihen von Nietzsche geht die eine auf eine Art Anpassung solcher Entwicklungsansichten auf bewußte Höherentwicklung der Menschheit, daß also der Sinn unseres Lebens wäre, an einer Höherentwicklung des Menschen zu arbeiten. Die Deszendenztheorie ist zusammengebrochen, der Übermenschengedanke ein glänzender Einfall geblieben: aber in solchen Richtungen sucht die Seele der modernen Menschheit nach Religion, nach einer neuen Religion, nach einer Religion von einer Art, wie sie noch nie da war: die mehr sein würde wie jeder frühere Glaube, nämlich nicht bloß die gemeine Not des Leidenden und verängstigten Geschöpfes hebt, um ihm ein stilles Glück zu verschaffen, sondern in hoher Gesinnung diese Not überwindet, indem sie dem Leidenden und Verängstigten ein Ziel seines Leidens und seiner Angst zeigt.

Zum ersten Male seit es Menschen gibt, erscheint als der Typus des Menschen nicht mehr der Herrscher, der Denker, der Fromme, der Genießende, der Reiche, der irgendwie von der gemeinen Last des Lebens Befreite, sondern der Arbeiter. Lassen wir uns nicht durch ästhetische Rhetoren täuschen: in uns Heutigen allen ist das tiefste Gefühl, daß nur die Arbeit für andere Menschenwürde verleiht, nicht Adel, Besitz, Schönheit oder Begabung. Dieses Gefühl ist noch sehr jung, und vorher war es noch nie in der Welt; aber schon beginnen wir den, der nicht arbeitet, nicht mehr als verächtlich, sondern als lächerlich zu empfinden, so schnell hat es sich verbreitet. Die Arbeit für andere bedeutet aber das Aufgeben der Persönlichkeit als Selbstzweck; und indem sie in gegenseitigem Austausch stattfindet: des Oberen für den Unteren, des Unteren für den Oberen, bedeutet sie das Aufgeben aller einzelnen Persönlichkeiten für etwas, das man die Gesamtheit, oder die Gesellschaft, oder die Menschheit nennen mag. Wir Heutige mögen uns als Ameisen vorfinden, die auf irgendeine Weise durch einen Trieb geleitet, der dem einzelnen nicht bewußt und klar wird, für ihre Gesamtheit eine Arbeit schaffen.

Offenbar ist die Frage nach dem Sinn des Lebens hier nun aber bloß zurückgeschoben. Wenn der einzelne nur noch für die Gesamtheit lebt, wofür lebt dann die Gesamtheit?

Und hier scheint mir der moderne Glaube und die Mystik des zwanzigsten Jahrhunderts zu beginnen.

Religion ist ein Massengefühl, nicht ein Gefühl einzelner. Wir heute stehen allzusehr unter dem Eindruck der Veräußerlichung und Verbürgerlichung der Religion durch die Kirchen und denken daher leicht, daß wirkliche Religion nur der einzelne im stillen Kämmerlein hat. Aber wir müssen dieses Epigonentum religiöser Zeiten vergessen: stets, wo Religion lebendig war, war sie

auch eine Sache der Masse, im Anfang des Christentums, selbst in den Zeiten der Mystik, in der Reformationszeit, in der pietistischen Bewegung. Auch heute müssen wir sie deshalb da suchen, wo Massen in Erregung geraten.

Nach langem Schweigen der Völker waren es zuerst die nationalen Empfindungen, welche Massenbewegungen schufen. Für unseren heutigen Kulturkreis wurden sie erzeugt durch die französische Revolution, die geistigen Erregungen, welche ihr vorangingen, und die politischen, welche ihr folgten; vorher existierten sie nicht, erst durch sie sind innerhalb des modernen Staatssystems die heutigen Nationen entstanden: Massen von verschiedener Herkunft, verschiedener Klassenangehörigkeit, verschiedener Bildung, selbst, wie in der Schweiz und den Vereinigten Staaten, von verschiedener Sprache, die sich doch als etwas Zusammengehöriges, als eine Einheit empfinden. Während der Revolution entstehen die ersten Klassengefühle, die dann im neunzehnten Jahrhundert sich immer mehr nuancieren; sie gehen quer durch die Nationen hindurch und ballen sogar, wie bei den Industriearbeitern, Gruppen verschiedener Nationen zusammen. Schon lange ist von Beobachtern anerkannt, daß in den Bewegungen, welche durch diese Gefühle und Empfindungen erzeugt werden, Handlungen und Gesinnungen zutage treten, die man nur als religiöse bezeichnen kann. Es sollen hier nur die allerklarsten Dinge erwähnt werden, deshalb wird von zarteren Erscheinungen geschwiegen, etwa der merkwürdigen Ausbreitung der Humanitätsideale, welche eine praktisch törichte, in der Empfindung aber großartige Vorstellung von der Gemeinschaft der gesamten Menschheit erzeugen: höchst merkwürdig am Vorabend eines Kampfes auf Leben und Tod, den die Europäer gegen die Mongolen werden führen müssen. In allen diesen Ideen, Idealen, Empfindungen, Vorstellungen lebt etwas merkwürdig Zwingendes, welches die Menschen oft gegen ihre direkten persönlichen Interessen und Neigungen treibt zu Handlungen, deren Ziele in vielen Fällen kaum vernünftiger zu nennen sind wie etwa das tausendjährige Reich der alten Christen. Diejenigen Menschen, welche die Schrift „das Salz der Erde“ nennt — die anderen, die geistig Toten, kommen ja nicht in Frage — sind hier beschäftigt, hier vergessen sie die quälende Frage nach dem Sinn und Zweck des Lebens — ihres Lebens.

Woher mag nun der merkwürdige Glaube kommen, daß eine Arbeit „für die Menschheit“ zweckvoll sei, eine Arbeit für die bloß persönlichen Interessen zwecklos? Wie schon gesagt, da die Menschheit doch nur die Summe der einzelnen ist, kann rein logisch doch hier nichts prinzipiell Neues entstehen; und doch fühlen wir das Neue.

Hier kann man wohl nicht weitergehen, hier beginnen die Geheimnisse für unseren Verstand. Man sollte sich da vor metaphysischen Worten hüten, wie „Selbstdarstellung Gottes in der Menschheit“ und ähnliches, das an Hegelsche Terminologie an klingt, ähnlich wie die moderne Biologie gut täte, das gefährliche Wort „Lebenskraft“ zu vermeiden: durch solche Worte macht man nichts klarer, sondern man verwischt nur und erweckt durch Assoziationen falsche Vor-

stellungen. Wir müssen uns vorstellen, daß „Zweck“ nur ein aus dem begrenzten — und vielleicht aus einer falschen Perspektive betrachteten — individuellen Leben erzeugter Begriff ist; daß solche Begriffe für die Menschheit nicht existieren können, da die Menschheit zwar empfindet und handelt, aber nicht reflektiert, wie das Individuum; daß des Individuums ganze Seligkeit nur die Seligkeit des Weibes ist, das im Manne aufgeht, weil, wie der Mann glaubt, die ihr unbekannte Natur für ihre Zwecke dieses Aufgehen braucht: so gingen die Christen im gütigen Gott auf, so wir heute in der Menschheit. Ist das Kind, das aus der Liebe des Weibes zum Manne entstand, ein Zweck, ein Neues, ein Fortschritt, eine Entwicklung, oder wie man sonst sagen mag? Das sind falsche Worte; das liebende Weib lebt in seiner Liebe, und nicht mehr lebt es für das künftige Kind wie das Kind für das Weib. Die alten Mystiker haben das eingesehen, wenn sie sagten: Der Mensch lebt durch Gott, und Gott lebt durch den Menschen.

Hier löst sich auch wohl die Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit.

Frühere Zeiten hatten es ja leichter wie wir, diese Dinge zu formulieren: sie drückten das, was immer nur Empfindung bleiben kann und als solche sehr schwer mitteilbar ist — ein Punkt, den man meines Erachtens immer vergißt, wenn man die Lehren der Mystiker betrachtet, die eben nicht Lehren sind, sondern ein unbeholfenes Stammeln in der Sprache der jedesmaligen Zeit, um Dinge mitzuteilen, die man nicht mitteilen kann — sie drückten das, was nur Empfindung ist, naiv durch ein Symbol aus der Erfahrung aus: so wurde schon Gott geschaffen aus der Erfahrung des Herrn, Vaters, Erzeugers, Schöpfers. So formulierte man auch den Begriff der persönlichen Unsterblichkeit; und wie in diesen Dingen die urältesten Gedanken und Triebe der Menschheit noch lebendig sind; sicher ist der uneingestandene Hauptgrund, der so lange die endlich im letzten Jahre eingeführte Feuerbestattung in Preußen verhütet hat, ein halb abergläubisches Befürchten wegen der Unsterblichkeit gewesen.

Jeder bedeutende Mensch hat das Bewußtsein einer Leitung seiner Geschicke durch Gott, oder einen Glauben an ein transzendentes Subjekt, oder wie man sich mythisch ausdrücken mag, er ist auch gewiß, daß er mit dem Tode nicht gänzlich stirbt. Schon, wenn man diesen einfachen Ausdruck gebraucht, dann sagt man ja viel und ist nicht weit entfernt von jenem gewaltigen Mythos der Auferstehung und des jüngsten Gerichts, der dann sofort wieder buchstäblich gefaßt und etwa von Leuten, wie unsere liberalen Theologen sind, nicht geglaubt werden kann. Mir scheint, daß wir heute das, was unser Wesentliches ist, klarer erkennen können wie früher, damit erwarten wir die Unsterblichkeit für etwas anderes als frühere Zeiten.

Es scheint, daß die Menschen heute wieder versuchen wollen, eine Metaphysik zu schaffen. Am glücklichsten scheinen die französischen Denker zu sein; wenn ich sie recht verstehe, so lassen sie Kant zur Seite liegen und bauen auf des Cartesius Selbstbewußtsein des Ich auf. Die Gefahren dieser neuen Meta-

physik sollte man sich nicht verhehlen: auch sie will versuchen, Probleme zu lösen mit den Mitteln der Vernunft, die über jeder Vernunft sind.

Das Christentum wäre gewiß nicht möglich gewesen ohne Plato: aber mir scheint, daß Plato von Protagoras mehr gelernt hat, als er zugeben wollte, und daß es dessen Schule war, die ihn zu dem fruchtbarsten Philosophen gemacht hat, nämlich zu einem Philosophen, der genau wußte, daß er eine Dichtung von Begriffen gab, einen Mythos, etwas, das mehr zu den alten Tragödien gehört, zu den Erzählungen von Prometheus, Orest, Dionysos und Ödipus, oder zu den Religionen, etwa so, daß seine Werke ein geistiges Eleusis darstellen: unsere modernen Metaphysiker wären gewiß schwerwiegender, wenn sie leichter und ernster, wenn sie heiterer wären.



Städtische Musterlichtbildbühnen

Ihre Bedeutung für die Reform des Kinematographenwesens, für Volks- und Jugenderziehung

Von Oberlehrer Dr. W. Warstat-Altona



ie Schäden, um deretwillen eine der genialsten Erfindungen unserer Zeit, der Kinematograph, in Verruf geraten ist, haben sich hauptsächlich auf zwei Gebieten geltend gemacht, auf kulturellem und auf wirtschaftlichem.

In die „Lichtspielhäuser“ eingedrungen, könnte der Kinematograph ein Mittel zur Befriedigung einer gesunden Schaulust und zugleich ein Mittel zu gefälliger Belehrung sein. Statt dessen aber ist er heute nur ein Mittel zur Befriedigung der Sensationslust der Masse und aller ihr verwandten niedrigen Instinkte; statt mitzuwirken bei einer zielbewußten Volks- und Jugenderziehung bewirkt er heute vielmehr weit häufiger eine Volks- und Jugendverführung.

Und auf wirtschaftlichem Gebiete machen sich die Schäden, die mit der ungeheuern und schnellen Entwicklung der Filmindustrie einerseits, und mit dem Emporwuchern der Kinematographentheater anderseits, verbunden sind, sogar in doppelter Beziehung schwer fühlbar. Speziell unsere nationale Volkswirtschaft muß es bedauern, daß der Filmmarkt vorläufig noch von der ausländischen, der französischen Filmindustrie vor allem beherrscht wird; aber auch italienische, dänische, englische und amerikanische Firmen verfügen über so große Hilfsmittel, über ein so großes Geschick und eine so große Feinfühligkeit für den Ungeschmack

und die Instinkte der Massen, daß es erst in letzter Zeit deutschen Firmen gelungen ist, sowohl in erster als auch — leider — in letzter Beziehung mit ihnen zu wetteifern und auch einen Platz am Markte zu erhalten. Aber heute noch bezieht der weitaus größte Teil der deutschen Lichtbildtheater ausländische Films, deutsches Geld geht ins Ausland, und der deutsche Michel bewundert wieder einmal ausländischen Schund: französische Pikanterien und Albernheiten, französische und italienische Schauerromantik, dänische Sittenbilder und Gesellschaftsstücke, englische und amerikanische Sentimentalitäten und — das ist noch nicht das Schlechteste — Harmlosigkeit. Nur ein hoher Einfuhrzoll auf ausländische Kinematographenfilme kann die nationale Filmindustrie von dieser kulturell und wirtschaftlich gleich unerwünschten Konkurrenz befreien und zugleich einen der Hinderungsgründe für ihr Aufblühen beseitigen.

Allgemein und wohl in allen Kulturstaaten gleichmäßig zu beklagen ist die wirtschaftliche Konkurrenz, die das ungesunde Aufwuchern der Kinematographentheater den Kunstinstituten, vor allem den szenischen Theatern bereitet. Man hat den Zusammenbruch vieler kleinerer Bühnen und den wirtschaftlichen Ruin ihrer Angestellten geradezu mit der Konkurrenz der Lichtbildbühnen begründet. Und hier schließt sich der Ring: denn diese wirtschaftlichen Schäden sind zugleich kulturelle Schäden.

Von allen Seiten ist daher mit Recht der Ruf nach Schutzmaßnahmen laut geworden, die die schweren Schäden im Kinematographenwesen selbst und die Schädigungen, die durch die Kinematographentheater anderen wirtschaftlich und kulturell gleich- oder höherwertigen Instituten zugefügt werden, hintanhaltend sollen. Es scheint uns aber doch, daß solche Schutzmaßnahmen höchstens auf wirtschaftlichem Gebiete einen dauernden und vielleicht durchgreifenden Erfolg versprechen. Man darf wohl mit Grund hoffen, daß dem Emporwuchern der Kinematographentheater und den Schädigungen, die es namentlich für die bühnenmäßigen Theater im Gefolge hat, dadurch ein wirksames Halt geboten wird, daß man die kinematographischen Vorführungen als „theatralische Vorstellungen“ ausdrücklich im Gesetze bezeichnet und damit die Geltung der strengen Vorschriften und Beschränkungen, die für die Theater bestehen, auch auf die Kinematographentheater ausdehnt. Der Konzessionszwang, die strenge Anwendung der hauptpolizeilichen Vorschriften und endlich eine strenge Präventivzensur, Maßregeln, deren Einführung von den maßgebenden Instanzen schon in Erwägung gezogen wird, werden für das Bestehen gerade der schlimmsten, der Winkelfinos, verhängnisvoll werden.

Ja, man kann darauf rechnen, daß durch eine strenge Präventivzensur auch die gefährlichsten Auswüchse der sogenannten Filmdramatik, die größten Schundfilme, unterdrückt werden können. Von besonderer Wirkung nach dieser Richtung hin wird auch eine Besteuerung der Kinematographentheater nach den Grundsätzen sein können, die von der Wiesbadener Vereinigung zur Bekämpfung von Schund und Schmutz in Wort und Bild aufgestellt worden sind. Es sollen

danach die Kinotheater nicht mehr nach ihrer Größe und ihrem Zuspruch gemäß den Grundsätzen einer Lustbarkeitssteuer besteuert werden, sondern nach der Art ihrer Darbietungen. Die sogenannten dramatischen und humoristischen Films sollen ihrer Länge nach besteuert werden, dagegen die für die Volksbildung wertvollen, die belehrenden, auch die aktuellen Films steuerfrei bleiben.

Diese Vorschläge sind auch deshalb besonders beachtenswert, weil sie nicht nur negativ, nicht nur als Schutzmaßregeln die Auswüchse des Kinematographenwesens beseitigen, sondern weil sie auch positiv fördernd wirken und die volkshilbenden Werte des Kinematographen freimachen können. In immer weitere Kreise bringt aber die Einsicht, daß die Reform des Lichtspielwesens mit solchen vorzugsweise hemmend wirkenden Maßregeln allein ihre Aufgabe nicht lösen kann, sondern daß mit der Reinigung der Kinematographentheater von Schund und Schmutz die Kultivierung und die Schaffung neuer Werte Hand in Hand gehen muß, damit dieses neue Gute, das der Kinematograph in reicher Fülle, bis jetzt allerdings zu wenig ausgebeutet, in sich trägt, an die Stelle des alten Schlechten trete.

Die wichtigste fördernde Maßregel, die man in dieser Richtung bisher wirksam zu machen suchte, ist die Veranstaltung von Mustervorstellungen und Jugendvorstellungen gewesen. Aber bei der weiteren Verfolgung dieses Weges sieht man sich jetzt infolge von Schwierigkeiten, die weiter unten näher auseinandergelegt werden sollen, vor die entscheidende Frage gestellt, ob man diese Mustervorstellungen von geschäftlichen Privatunternehmungen, von gewöhnlichen Kinematographentheatern veranstalten lassen und diese dann subventionieren soll oder ob es empfehlenswerter sei, eigene Musterinstitute einzurichten, die von geschäftlichen Zwecken frei und von offiziellen Körperschaften, etwa den Städten, zu unterhalten wären. Auf Veranlassung des Ministers ist zum Beispiel an alle städtischen Polizeibehörden Hessen-Nassaus der Auftrag ergangen, Ermittlungen über diese Frage anzustellen.

Wenn wir hier nun einmal in zusammenfassender Weise versuchen wollen, alles das einander gegenüberzustellen, was für und wider die Errichtung städtischer Musterlichtbildbühnen sprechen könnte, so hoffen wir nicht nur, einen Beitrag zu einer Frage zu liefern, die in der nächsten Zeit im Mittelpunkt aller Reformarbeit im Kinematographenwesen stehen wird, sondern wir hoffen auch, am Schlusse einige Vorschläge für die praktische Durchführung der Aufgaben machen zu können, die den städtischen Musterbühnen zufallen werden.

* *

Wenn kinematographische Mustervorführungen eine dauernde und nachdrückliche Wirkung ausüben sollen, so ist es durchaus nötig, sie von jeder Beziehung zu den auf Erwerb angewiesenen privaten Kinematographentheatern frei zu halten. Das geht aus der praktischen Erfahrung hervor, und es kann nach der ganzen Lage der Sache auch gar nicht anders sein. Die Hamburgische

Lehrervereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung hatte zum Beispiel eine kinematographische Mustervorstellung über das Thema „Das Meer“ zusammengestellt und ließ diesen Film in einem Hamburgischen Lichtbildtheater mehrfach aufführen. Das dauerte aber nicht lange; denn dem Vernehmen nach setzte der Leiter dieses Theaters den Film schließlich vom Programm ab, weil er auf das Publikum keine genügende Zugkraft ausübte. Die große Menge will eben, wenn man sie ihrem Instinkt überläßt, lieber gekitzelt als vorwärts geführt werden, sie will lieber mühelos erregt werden als geistig angeregt. Private, gewerbsmäßig betriebene Theater müssen sich aber zu Sklaven dieses Massengeschmackes machen, wenn sie im Konkurrenzkampfe über Wasser bleiben wollen, und selbst Theater, die das stolze Wort „Reform“ in ihrem Namen führen, müssen notgedrungen der sensationellen Filmdramatik einen allzugroßen Platz in ihrem Programm einräumen, so daß jene stolze Bezeichnung schließlich kaum mehr einen qualitativen Unterschied von den gewöhnlichen Kinobühnen bedeutet, sondern lediglich ein dekoratives Mäntelchen und eine Reklame. Die Filmindustrie schließlich muß natürlich den wilden Tanz um den sogenannten Geschmack der Masse mitmachen. Was der eine tut, das müssen die anderen womöglich zu überbieten suchen, und die Sensation der anderen muß der eine wieder schlagen, wenn er verdienen will. Das ist für das Gebiet der Filmdramatik das eiserne Gesetz, das aus dem Konkurrenzkampfe hervorgeht.

Kinematographische Musterbühnen, die hier ändernd und bessernd eingreifen wollen, müssen daher von vornherein außerhalb dieses Gesetzes stehen. Da sie nicht Sklaven, sondern Leiter und Erzieher des Massengeschmackes sein sollen, so dürfen sie es nicht nötig haben, um des Verdienstes willen an dem Wettbewerb um die Gunst des sensationslüsternen Publikums teilzunehmen. Und da diese Bühnen auf Sensation und Sinnenkitzel, diese beiden wichtigsten Lockmittel für die große Menge, verzichten, so müssen sie andererseits die Möglichkeit haben, das, was ihnen dadurch an Anziehungskraft verloren geht, durch unerhört billige Eintrittspreise zu ersetzen; ja es muß in Erwägung gezogen werden, ob diese Musterbühnen nicht völlig unentgeltliche Vorstellungen veranstalten müßten.

Es liegt danach natürlich auf der Hand, daß weder ein Privatmann, noch selbst ein Verein ein solches Unternehmen mit genügendem Nachdruck unterhalten kann, weil beide für die Dauer doch nicht so völlig auf jedes materielle Interesse verzichten können, wie es bei der Errichtung kinematographischer Musterbühnen, die wirklich etwas nützen sollen, nötig ist. Da es sich hier vielmehr um die Befriedigung eines allgemeinen Kulturinteresses handelt, so ist es auch die Allgemeinheit, die hier handelnd eingreifen muß und die allein die erfüllte Kultur Aufgabe zwar als ein ideales, aber doch genügendes Äquivalent für die gebrachten materiellen Opfer ansehen darf und muß. Von den bestehenden Gemeinschaftsorganisationen sind es nun in erster Reihe die städtischen Gemeinden, unter deren Kulturaufgaben die Errichtung kinematographischer Musterbühnen fällt,

weil einerseits die Schäden des Kinetographenwesens im Bannkreis des städtischen Lebens sich am meisten geltend machen und am dringendsten Abhilfe erheischen und weil andererseits gerade den städtischen Verwaltungen die Einrichtung solcher Bühnen am leichtesten und mit den geringsten Opfern möglich ist.

Wir sparen uns den Beweis für die letzte Behauptung für später auf und ziehen hier vorläufig ein Fazit aus unseren Darlegungen, indem wir die Forderung aufstellen:

Man soll kinematographische Musterbühnen errichten, um eine wirksame Reform des Kinetographenwesens anzubahnen. Diese Musterbühnen soll man aber nicht privater Regie überlassen, sondern soll sie unter städtische Verwaltung nehmen und als gemeinnützige Anstalten betrachten, die auf materiellen Verdienst zu verzichten haben.

* * *

Es ist selbstverständlich, daß gegen die Errichtung solcher städtischer Musterbühnen sofort von vielen Seiten her Bedenken erhoben werden können.

Das Nächstliegende wäre, vom wirtschaftlichen Standpunkte her Einwände zu erheben. Die bühnenmäßigen Theater vor allem könnten von der Errichtung städtischer Lichtbildbühnen eine Erhöhung der Konkurrenz fürchten, die die Kinetographentheater ihnen schon jetzt in so außerordentlich scharfer Weise machen. Um die Tragweite solcher Einwände richtig zu ermessen, ist es nötig, das Verhältnis zwischen Theater und Kino*) einmal etwas näher zu untersuchen.

Es muß von vornherein zugegeben werden, daß das bühnenmäßige Theater durch das Emporwuchern der Kinetographentheater an Boden verloren hat und nach der Errichtung städtischer Lichtbildbühnen noch weiter verlieren wird. Wir möchten das aber nicht unbedingt als einen so großen kulturellen Verlust hinstellen, wie es von vielen Seiten beliebt ist. Wir möchten vielmehr die Ansicht vertreten, daß hier lediglich eine Art Gebietsregulierung zwischen Theater und Kino sich auf ganz natürlichem Wege vollzieht, eine reinliche Scheidung zwischen beiden, die vom kulturellen Gesichtspunkte aus nur mit Freuden zu begrüßen ist.

Die Notwendigkeit dieser Gebietsregulierung wird man aber um so eher einsehen, wenn man beachtet, daß die Entwicklung unserer Schaubühne in den letzten Jahrzehnten in mancher Hinsicht dem kommenden Kinetographen vorgearbeitet hat, daß durch manche Erscheinungen unserer dramatischen Literatur und durch die Darstellung, die diese auf der modernen Bühne fanden, der Geschmack des Publikums langsam, aber sicher auf das vorbereitet worden ist, was ihm jetzt im Kinetographentheater geboten wird.

Oder ist das naturalistische Prinzip, die Naturtreue, mit der die naturalistische Dramatik und die naturalistische Bühne arbeiten, ein anderes als jenes, das

*) Vgl. meinen Aufsatz in Nr. 23 der Grenzboten 1912.
Grenzboten III 1912

jetzt im kinematographischen Film seinen vollendetsten Ausdruck findet? Mit der naturalistischen Kraft und Treue des kinematographischen Films kann aber das Theater nicht mehr konkurrieren. Daher wird die moderne Bühne allerdings das naturalistische Prinzip — nicht zu ihrem eigenen Schaden — immer mehr und mehr aufgeben müssen, soweit sie es nicht schon jetzt getan hat.

Aber nicht nur formal hat unser Publikum im Theater eine Erziehung für den Kinematographen erhalten. Unterscheiden sich denn die Stoffe moderner Durchschnittsdramatik wirklich so außerordentlich stark von jenen Stoffen, die man in den besseren Filmen behandelt sieht? Gleichen die Durchschnittslustspiele in ihrer harmlosen Technik nicht vielfach dem amerikanischen Humor mancher Filme, die Paprikaeroti! mancher importierter Schwan!- und Gesellschafts Dramen den Stoffen kinematographischer Sensationsfilme? Und steigt man gar erst zu jenen Bühnen herab, die an der Grenze der Varietés stehen, so wird die Übereinstimmung noch größer: man vergleiche gewisse Sketche mit Sensationsfilmen, gewisse Burlesken mit der Komik italienischer oder französischer Filme!

Jemand, dem die Blüte und der Hochstand unseres modernen Theaters als eines wirklichen Kulturfaktors am Herzen liegt, der kann es nicht ungern sehen, wenn das Theater auf den eben berührten Gebieten von dem Kinematographentheater aus dem Felde geschlagen wird und wenn es deren Bearbeitung in Zukunft vorzugsweise diesem überläßt. Wenn durch diese Gebietsverschiebung manche „Theater“ zugrunde gehen oder sich in Kinematographentheater umwandeln, so wird hierdurch in der Tat ein kultureller Verlust kaum hervorgerufen werden.

Auf dem Gebiete des bühnenmäßigen Theaterwesens kann sogar durch eine solche reinliche Scheidung eine sehr heilsame Folgeerscheinung eintreten. Man wird die Kräfte, die bisher für den Anbau jener untersten Gebiete des Theaters gebraucht wurden, sparen, und man wird diese Summe von Energie jener Aufgabe dienstbar machen können, deren Lösung allein dem Theater zum Siege, zum wirtschaftlichen sowohl wie zum kulturellen Siege über seinen Konkurrenten verhelfen kann, nämlich der Reform des Theaters. Durch die Verdrängung des Theaters aus jenen naturalistischen und realistischen Stoffgebieten von dem Kinematographen wird auch allen denen, die es noch nicht gerne zugeben möchten, die Erkenntnis aufgezwungen werden, daß die Reform der Schaubühne bei der Verfolgung naturalistischer Prinzipien formeller oder inhaltlicher Art nicht erreicht werden kann.

Verzichtet die Bühne dagegen zugunsten der Lichtbildbühne auf das naturalistische Prinzip und kultiviert dafür die ihr bleibenden Ausdrucksmittel, stilisiert ihre Formen- und Farbenwerte, pflegt die mimischen, sprachlichen, dichterischen Mittel und Werte, die auf ihr allein zur Geltung kommen können, so wird das Publikum vor der Schaubühne immer noch vielerlei finden, was ihm das Kinematographentheater niemals bieten kann. Durch die Beschränkung und Vertiefung zugunsten gewisser ihr allein eigentümlicher Probleme wird unsere

Bühnenkunst innerlich und zuletzt schließlich auch äußerlich nur gewinnen, und diese Beschränkung wird auch mit Rücksicht auf die Ausdruckskultur unserer Zeit nicht einen Verlust, sondern einen Gewinn bedeuten. Nur durch eigene Arbeit kann sich das Theater endgültig selber helfen, nicht durch die Unterdrückung und Behinderung des Konkurrenten allein.

Möglich allerdings, daß in Zukunft nicht mehr so viel und an so vielerlei Orten Theater gespielt wird. Ist das aber unbedingt ein Schaden? Hat man nicht längst schon Klage erhoben über das Zuviel an dramatischer und bühnenkünstlerischer Produktion? Andererseits tritt durch das Emporblühen des Kinetographenwesens neben das bühnenmäßige Theater ja gerade ein Gebiet, auf das ein Abfluß jenes Zuviels an dramatischen und bühnenkünstlerischen Kräften erfolgen kann. Die wirtschaftliche Lage der Bühnenkünstler wird also durch die Einschränkung der bühnenmäßigen Theater nicht unbedingt verschlechtert, da das gleichzeitige Emporblühen der Kinetographentheater und der Filmindustrie dem Überfluß an bühnendichterischen und bühnenkünstlerischen Kräften ein neues Arbeitsgebiet und neue Lebensbedingungen schafft. Daß diese Lebensbedingungen erträgliche werden, das durchzusetzen ist die Aufgabe der soeben gegründeten Berufsorganisation der Kinoschauspieler und der geplanten Organisation der Kinoschriftsteller.

Daß eine gar zu starke Beschränkung der bühnenmäßigen Theater durch die Neugründung städtischer Lichtbildbühnen erfolgen könne, ist auch nicht zu befürchten. Man muß in Betracht ziehen, daß ja Hand in Hand mit der Gründung städtischer Mustertheater die prohibitive Regelung des Kinetographenwesens gehen würde, deren Absicht gerade darauf hinausgeht, der Überzahl kinematographischer Winkeltheater die Lebensader zu unterbinden. Die Erleichterung in der Konkurrenz, die dadurch erzielt wird, kann durch die Neugründung städtischer Musterbühnen nicht wieder aufgehoben werden, schon deshalb nicht, weil das Programm und die Tendenz der Mustervorführungen naturgemäß eine ganz andere, weniger mit den Bestrebungen der Bühne konkurrierende sein wird, als es in jenen Winkelkinos der Fall ist.

Es kommt dazu, daß ja die neuen städtischen Mustertheater versuchen werden, durch unerhört billige Preise, ja möglichst durch unentgeltliche Vorstellungen das Publikum aus den Winkeltheatern zu locken. Die Folge wird eine weitere Verminderung dieser sein, und auch das bühnenmäßige Theater wird aus dieser Erleichterung der Konkurrenz dank der städtischen Lichtbildbühne keine Vorteile ziehen.

Allerdings werden die Leidtragenden hierbei die Besitzer der privaten Kinetographentheater sein, und aus ihrem Kreise muß naturgemäß die stärkste Opposition gegen die Errichtung städtischer Lichtspielbühnen kommen. Jedoch in diesem Falle muß das allgemeine kulturelle Interesse der Gesamtheit dem materiellen und persönlichen Interesse einzelner vorgezogen werden. Wie tief aber das kulturelle Interesse der Gesamtheit hier in Mitleidenschaft gezogen ist,

das kann man erst dann richtig ermessen, wenn man den absoluten Tiefstand des heutigen Kinematographenwesens, namentlich der Filmindustrie ins Auge faßt*).

Was heute an sogenannter Filmdramatik von der Industrie erzeugt und von den Kinematographentheatern dem Publikum vorgeführt wird, das steht auf einer ebenso tiefen Kulturstufe wie die Erzeugnisse der Schundliteratur und übt auch auf das Volk eine ebenso schlimme Wirkung aus, ja eine noch schlimmere, weil der kinematographische Apparat alles das mit unvergleichlich größerer Anschaulichkeit vorführt, was die Schundliteratur mit Hilfe von Worten nur in der Vorstellung lebendig zu machen vermag. Vor allem ist der stoffliche Inhalt der Filmdramen ein außerordentlich minderwertiger. Hier stehen sich fiedlenlose Unschuld und schwärzestes Verbrechen in absolutem Kontraste gegenüber, ja man ist sehr geneigt, nicht nur dem Gewaltverbrecher, sondern auch dem sittlichen Verbrecher das Mäntelchen der Romantik als Auspuß umzuhängen. Und wo das nicht der Fall ist, da wo der Verbrecher wirklich als das hingestellt wird, was er ist, da muß eine absichtliche und grobe Häufung des Kraffen nach der guten und bösen Seite, eine faustbide Naturalistik an die Stelle treten: man schreckt vor der naturalistischen Wiedergabe eines Mordes oder Selbstmordes, einer Hinrichtungsszene nicht zurück und erhebt sich in nichts über den Geschmack und die Tendenz, die in der Schundliteratur herrscht.

Man kann die Zusammenstellung und Vergleichung von Schundliteratur und kinematographischer Schunddramatik noch ein ganzes Stück fortsetzen. Wie dort so kommt auch hier nicht nur der Trieb zum roh Stofflichen und Sensationellen, sondern auch die Lüsterheit, die gern erotische und sexuelle Probleme umschmüffelt, auf ihre Rechnung. Die französische Industrie hat den zweifelhaften Ruhm, auch hier die ersten Schritte zur Befriedigung des Massengeschmackes getan und die ersten Anfänge des „Sittenstückes“ geschaffen zu haben, und von der dänischen Industrie ist dann dieser Zweig der kinematographischen Dramatik übernommen und zu ungeahnter „Vollendung“ geführt worden. Dänische Firmen wissen das Gesellschafts- und das Sitten-, besser Unsitte Drama mit solcher Raffiniertheit psychologisch einigermassen glaubhaft, für die Zensur unanfechtbar und dennoch für die niedrigen Instinkte lodend zu gestalten, daß dieser Zweig der kinematographischen Schunddramatik heutzutage die größte Gefahr für die Geschmacksbildung und die ethischen Grundsätze des Publikums bildet, zumal diejenige Industrie, die als jüngste auf dem Schauplatz des Konkurrenzkampfes erschienen ist, die deutsche, leider gerade diesen Zweig der Filmdramatik aufgenommen hat. Sie aber verzichtet völlig auf eine psychologische Motivierung der Geschehnisse und versucht das, was ihr dadurch abgeht, durch eine rein stoffliche Häufung des Sensationellen und sittlich Bedenklichen zu ersetzen.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Geschmack der Völker“. Grenzboten 1912 Heft 6.

Wie groß schon rein intensiv die Einwirkung dieser kinematographischen Schunddramatik auf das sittliche und ästhetische Empfinden des Volkes sich gestaltet, geht aus Zahlen hervor, welche die bereits einmal erwähnte Vereinigung zur Bekämpfung von Schund und Schmutz in Wort und Bild zu Wiesbaden in ihrer Denkschrift über die Besteuerung der Kinematographentheater zusammengestellt hat und nach denen etwa 62 Prozent aller Kinodarbietungen sich aus solchen dramatischen Filmen, 22 Prozent aus humoristischen und nur 16 Prozent aus wissenschaftlichen, belehrenden und aktuellen Filmen zusammensetzen.

Es bedeutet daher eine kulturelle Wohltat, die man dem Volke und der Gesamtheit erweist, wenn man nicht nur durch eine geeignete Besteuerung die Masse der produzierten und vorgeführten Schunddramatik vermindert, sondern auch möglichst viele von den Quellen verschüttet und verstopft, aus denen sie ins Volk bringt. Und dabei sollen die städtischen Lichtbildbühnen mithelfen, indem sie durch ganz billige, womöglich durch unentgeltliche Volksvorstellungen die Massen aus den Kinematographentheatern an sich ziehen, jenen aber die Lebensadern nach Kräften unterbinden. Das darf man ihnen nicht zum Vorwurf machen, sondern soll es ihnen als Verdienst anrechnen.

* * *

Das bei weitem größte Verdienst, das sich städtische Lichtbildbühnen erwerben können, liegt aber auf einem anderen Gebiete und würde für sich allein schon ihre Gründung rechtfertigen.

Die städtischen Musterlichtbildbühnen sind berufen, in erster Reihe mitzuarbeiten an der Lösung einer Frage, die jeden ernst Denkenden mit wahrer Besorgnis erfüllen muß. Es ist die Frage des Verhältnisses zwischen dem Kinematographen und unserer Jugend.

Wer im Kinematographentheater die Hälfte der Sitzreihen mit Kindern gefüllt sieht und beobachtet, wie diese mit atemloser Spannung den dahinhuschenden Bildern eines Schauerfilms folgen und alles, alles in sich aufnehmen, selbst das, wovor der Erwachsene schauernd die Augen schließt oder von dessen geschmackloser Scheußlichkeit oder Verlogenheit er sich durch ein Lachen befreit, dem muß sich das Herz zusammenkrampfen. Ich habe es selbst erlebt, daß sogar im Publikum bei Gelegenheit eines Bildes, das den Leichnam eines Selbstmörders, eines Spielers, der sich selbst erschossen hatte, in höchst naturalistischer Weise mit blutbesudelter Schläfe zeigte, hier und dort leise Rufe laut wurden: „Oh, die Kinder!“ Und was hier bei den Erwachsenen instinktiv zum Ausdruck kam, das kann jeder Lehrer bestätigt finden, der gelegentlich von seinen Schülern den Inhalt eines Kinospiels erzählen oder niederzuschreiben läßt. Die bedenklichsten und verwerflichsten Geschehnisse kommen da zum Vorschein, und die Art, wie sie erzählt werden, zeigt, daß das Kind sich mit naiver Freude am Geschehen kritiklos dem Gegenständlichen und Tatsächlichen des Gebotenen hingibt und weder nach Gut und Böse, noch nach Schön und Häßlich fragt.

Was seinem Auge geboten wird, ist berechtigt, denn es ist eben da. Mit Recht betont daher ein Erlaß des Kultusministers vom 8. März 1912, an die Leiter und Leiterinnen aller höheren Schulen gerichtet, daß durch den übermäßigen Besuch kinematographischer Vorstellungen die Jugend nicht nur „vielfach zu leichtfertigen Ausgaben und zu einem längeren Verweilen in gesundheitlich unzureichenden Räumen verleitet wird“, sondern daß auch ihr sittliches und ästhetisches Empfinden dadurch geschädigt wird. „Das Gefühl für das Gute und Böse, für das Schädliche und Gemeine muß sich durch derartige Vorstellungen verwirren, und manches unverdorbenes kindliche Gemüt gerät hierdurch in Gefahr, auf Abwege gelenkt zu werden. Aber auch das ästhetische Empfinden der Jugend wird auf diese Weise verdorben, die Sinne gewöhnen sich an starke, nervenerregende Eindrücke, und die Freude an ruhiger Betrachtung guter künstlerischer Darstellung geht verloren.“

Das erste Mittel, das der Minister zur Abhilfe gegen diese Schädigungen der Jugend durch die kinematographische Schunddramatik angewendet wissen will, ist dieses, daß der Besuch der Kinematographentheater durch Schüler und Schülerinnen denselben Beschränkungen unterworfen werde, denen nach der Schulordnung auch der Besuch der Theater, öffentlichen Konzerte, Vorträge und Schaustellungen unterliegt. Ferner verlangt er, daß die Eltern über die Schädigungen aufgeklärt werden, die ihren Kindern seitens mancher Kinematographentheater drohen, und will nur den Besuch solcher kinematographischen Vorführungen durch Schüler uneingeschränkt gestatten, die von Theaterbesitzern als Sondervorstellungen zu Zwecken der Belehrung oder der den Absichten der Schule nicht widersprechenden Unterhaltung veranstaltet werden.

Was die erste dieser Maßregeln betrifft, so möchten wir im Interesse der Allgemeinheit noch ein Hinausgehen über sie anempfehlen und einer noch weitergehenden Beschränkung des Kinderbesuches in Kinematographentheatern das Wort reden. Ansätze zu einer Regelung dieses Kinderbesuches im Wege der Polizeiverordnung sind an manchen Orten schon gemacht worden. Man hat zum Beispiel die Anwesenheit von Kindern bei der Vorführung einzelner, von der Zensur näher bestimmter „Filmdramen“ verboten (Königsberg i. Pr.), oder man hat die Anwesenheit von Kindern in Kinematographentheatern nach 8 Uhr abends, selbst in Begleitung der Eltern, überhaupt verboten (Altona), und die Rechtsgültigkeit dieser Polizeivorschriften ist trotz aller Einsprüche und Anfechtungen der Kinematographentheater aufrecht erhalten worden. In Münster dürfen laut Polizeiverordnung „jugendliche Personen unter 16 Jahren nur zu solchen öffentlichen kinematographischen Vorstellungen zugelassen werden, die auf Grund des vorgelegten Spielplanes als Jugendvorstellung polizeilich genehmigt und durch Anschlag als solche gekennzeichnet sind.“

Wir halten aber auch alle diese Verordnungen noch für halbe Maßregeln und hoffen, daß sich Mittel und Wege finden lassen werden, um den Kinderbesuch in privaten Kinematographentheatern überhaupt vollständig zu verbieten.

Uneingeschränkt zuzulassen wäre er nur zu den Tagesvorstellungen der städtischen Musterlichtbildbühnen.

Daß selbst von der Einführung besonderer Jugendvorstellungen kein dauernder Erfolg und keine dauernde und nachhaltige Lösung der Frage: Kinematograph und Jugend, zu erwarten ist, das haben wir schon oben einmal klarzulegen versucht. Beweisend für unsere Ansicht ist auch der Umstand, daß man relativ selten, ja fast gar nicht von der wirklichen Veranstaltung geeigneter Jugendvorstellungen durch die Theaterbesitzer aus eigener Initiative hört. Ihr materielles Interesse kommt dabei nicht auf seine Rechnung.

Andererseits könnten sich vielleicht solche gelegentlichen Jugendvorstellungen von schädigenden und unerwünschten Filmen freihalten, es wird ihnen aber immer unmöglich bleiben, den Wert, den der Kinematograph für die Belehrung und die Unterhaltung der Jugend nicht nur, sondern auch der Erwachsenen tatsächlich besitzt, planmäßig und in volstem Maße auszubenten. Dies zu tun ist nur eine ständige Musterbühne imstande, die wir am liebsten unter städtischer Regie erblicken möchten.

Für die Zwecke der Belehrung in den Schulen sucht die preussische Unterrichtsverwaltung den Kinematographen immer mehr heranzuziehen. Auf Anregung des Kultusministeriums werden in Preußen jetzt die ersten Schritte und Versuche unternommen, um die Kinematographie im Unterricht der höheren Schulen zu verwenden. Die Unterrichtsverwaltung verfügt zwar, dank der Opferwilligkeit eines rheinischen Großindustriellen, über zwei vollständige kinematographische Einrichtungen, deren eine dem Fortbildungsinstitut für Oberlehrer in der alten Urania in Berlin, die andere den höheren Schulen Großberlins als Wanderapparat überwiesen worden ist. Aber es ist ohne weiteres klar, daß einer ausgedehnten Verwendung des Kinematographen im Unterricht nicht nur die Kosten für die Anschaffung der Apparate und der Filme, sondern auch die Schwierigkeiten entgegenstehen, die mit der Beschaffung der geeigneten Vorführungsräume und einer sachverständigen Bedienung verknüpft sind. Außerdem ist es dringend wünschenswert, daß die eminente Kraft des neuen Anschauungsmittels nicht nur den höheren, sondern auch den Mittel- und Volksschulen zugänglich gemacht werde.

Alle diese Schwierigkeiten und Kosten schwinden auf ein Minimum zusammen, wenn die Apparate und Räume städtischer Musterbühnen in den Dienst der Schulen gestellt werden könnten. Die Vormittagsstunden würden bei solchen Theatern Gelegenheit genug dazu bieten, um einzelnen oder mehreren Klassen je nach Wunsch das Anschauungsmaterial vorzuführen, das die einzelnen Unterrichtsfächer, die Erdkunde, die Naturwissenschaften, die Geschichte, gewisse Zweige der sprachlichen Fächer, zum Beispiel die Phonetik, erfordern.

Wir möchten hier noch besonders betonen, daß durch solche Leistungen im Dienste der Jugendberziehung die städtischen Musterlichtbildbühnen sich ein besonderes und sicher gerne anerkanntes Recht auf staatliche Unterstützung erwerben würden.

Bedeutend schwerer ist eine einwandfreie Ausnutzung der Werte zu erreichen, die der Kinetograph für die Befriedigung der Schaulust und zur Unterhaltung bietet. Schwierig ist diese Aufgabe besonders wegen des absoluten kulturellen Tiefstandes der heutigen Filmindustrie. Es hieße doch wohl zu optimistisch gefinnt sein, wenn man erwarten wollte, daß die Industrie aus eigener Initiative den Anlauf zu einer Aufwärtsbewegung und zur Erzeugung kulturell höherstehender Filme nehmen werde.

Nicht nur erfordert es ihr eigenes materielles Interesse, im Konkurrenzkampfe mit allen Mitteln um die Gunst und den Geschmack der Masse zu buhlen, und seien es selbst die größten, sondern es fehlen der Industrie, selbst wenn sie ernsthaft vorwärtstreben wollte, alle Anhaltspunkte, wie sie etwa eine kulturelle und künstlerische Tradition, ein eigenartiger Stil bieten, von denen aus eine Aufwärtsbewegung mit Erfolg einsetzen könnte. Die Entwicklung des Kinetographenwesens ist zu schnell, das Emporwuchern der Filmdramatik zu plötzlich erfolgt, als daß sich ein solcher künstlerischer Stil hätte entwickeln können. Da an der neuen Erfindung die Möglichkeit am meisten in die Augen fiel, eine fast unbeschränkte Fülle des Stoffes mit einer unerhört naturalistischen Lebendigkeit wiederzugeben und festzuhalten, so begnügte man sich damit, diese Eigenschaft allein mit einer fast naiven Freude zu kultivieren, eine Freude allerdings, die ihre Reinheit verlor, sobald sie zur roh stofflichen Anhäufung des Sensationellen, des Graußigen, Sinnlichen oder Sentimentalen führte.

Und was für die Filmindustrie und ihre Produkte, die Filmdramen, gilt, das gilt in demselben Maße für die Kinoschauspieler. Es gibt nur wenige unter ihnen, die sich instinktiv der pantomimischen Aufgaben, die ja gerade das Spielen vor dem kinematographischen Aufnahmeapparate in besonders eigenartiger Weise stellt, anzupassen gewußt haben. Das sind dann die berühmten Kinospieler geworden. Der Durchschnitt der übrigen Schauspieler aber zeigt, daß der Übergang von der Sprechbühne des bühnenmäßigen Theaters auf die pantomimische Bühne des Kinetographen nicht so ganz leicht ist, daß die darstellerischen Gesetze hier durchaus nicht die gleichen sind wie dort. Die kinematographische Aufnahmebühne verlangt eine viel größere Durchbildung der pantomimischen Ausdrucksfähigkeiten. Diejenigen Schauspieler, die das nicht erkannt haben, wirken auf der kinematographischen Bühne steif, ausdruckslos und langweilig — so wirken meistens auch diejenigen Nichtschauspieler, die nur wegen ihrer aktuellen Tagesberühmtheit, oder besser Berühmtheit, von der Industrie gelegentlich als Kinospieler herangezogen worden sind. Andererseits findet man aber auf der leuchtenden Leinwand auch solche Selben, die glauben, lediglich durch Gesichterschneiden, Augenverdrehen und durch Fucheln mit Armen und Beinen ihrer mimischen Aufgabe gerecht werden zu können.

Voraussetzung für einen kulturellen Aufschwung sowohl der Kinodramatik als auch der Kinomimik ist nicht nur die Ausübung einer Kritik an den Erzeugnissen der Filmindustrie und den Leistungen der Kinospieler, sondern auch eine

positiv-erzieherische Einwirkung auf beide und auch womöglich noch auf den dritten Faktor, der bei dem Zustandekommen eines Films tätig ist, nämlich den „Kinodichter“. Bisher hat es aber an einer Instanz, die diese Kritik und eine erzieherische Einwirkung auf dem Gebiete des Kinetographenwesens hätte ausüben können, völlig gefehlt. Es gab niemand, es gab keine Stelle, die die Industrie mit genügendem Nachdruck hätte darauf aufmerksam machen können, daß es bei ihren Darbietungen nicht nur auf das Was, sondern auch vor allem auf das Wie ankomme. Die Beurteilung und Einschätzung eines Filmdramas ist daher in den Kreisen der Kinoindustrie und der Kinoshausteller stets nur nach dem geschäftlichen Gesichtspunkte mit Rücksicht auf die Frage erfolgt: „Ist es zugkräftig? Verspricht es daher Verdienst?“

Diese fehlende Instanz kann nun bei geeigneter Organisation durch die Errichtung städtischer Musterlichtbildbühnen geschaffen werden. Die negative Kritik, die die Zeitungen dieser Theater an den Erzeugnissen der Filmindustrie ausüben würden, fände allerdings wohl kaum in der Öffentlichkeit statt, sondern würde sich in erster Reihe im privaten geschäftlichen Verkehr mit der Industrie abspielen. Sie würde aber dennoch eine nicht zu unterschätzende praktische Wirkung ausüben, da sie gleichbedeutend mit einer geschäftlichen Ignorierung, mit einer Ablehnung der kritisierten Erzeugnisse von Seiten der Mustertheater sein würde.

Und der erzieherische Wert und die erzieherische Wirkung dieser praktischen Kritik muß dadurch noch bedeutend verstärkt werden, daß die städtischen Musterbühnen nun gleichzeitig mit der Nachfrage nach wirklich guter Filmdramatik hervortreten können, nach Filmen mit ehrlich packender Handlung, aber mit psychologisch wahren Aufbau und voll sittlichen Ernstes oder voll übermütiger Schalkheit, oder nach künstlerisch gesehenen und dargestellten Naturfilmen, bei denen nicht nur das sachliche Interesse an einer wiedergegebenen fremden Gegend, sondern auch das ästhetische Interesse an der Schönheit der Naturerscheinung auf seine Rechnung kommt.

Wie dieser kritische und erzieherische Einfluß am nachdrücklichsten und am fruchtbarsten auszugestalten ist, das hängt von der praktischen Organisation der städtischen Lichtbildbühnen ab, auf die wir jetzt näher eingehen wollen.

* * *

Die Organisation der städtischen Lichtbildbühnen muß sich selbstverständlich aufs engste den verschiedenen Aufgaben wirtschaftlicher und kultureller Art anpassen, die ihnen obliegen werden.

Wir haben oben an erster Stelle darauf hingewiesen, daß die nächste Aufgabe der städtischen Musterlichtbildbühnen ein Kampf mit den gewöhnlichen Kinetographentheatern um das Publikum sei. Wir möchten hier noch einmal diejenigen Mittel zusammenstellen, die nach unserer Ansicht den städtischen Musterbühnen den Sieg in diesem Kampfe verschaffen können, so daß nicht nur

der Schunddramatik die Gelegenheit beschränkt wird, auf das große Publikum einzuwirken, sondern daß auch hoffentlich manche der Quellen, aus denen sie ins Publikum gelangt, gänzlich verstopft werden können.

Das erste Mittel, das hier zum Zweck führen kann, ist die absolute Billigkeit der städtischen Mustervorführungen, die an die Stelle der sensationellen Lockmittel treten muß, deren sich die Kinos bedienen. Die Städte werden diese Billigkeit nur durch materielle Opfer ermöglichen können. Diese Opfer müssen aber zugunsten des Kulturinteresses, dem die billigen Vorführungen dienen sollen, gebracht werden. Ja dieses selbe Kulturinteresse, das Interesse der Volkserziehung einerseits und noch mehr das Interesse der Jugendbildung und Erziehung andererseits, verlangt die Veranstaltung völlig unentgeltlicher Volks- und Jugendvorstellungen. Diese letzten sollen auch im besonderen unterrichtlichen Zwecken dienen und die nachdrückliche Benutzung des Kinetographen im Unterrichte der Schulen ermöglichen. Da diese Pflege der Volks- und Jugendbildung zugleich im ausgesprochenen Interesse des gesamten Staates liegt, so haben die städtischen Musterbühnen Anspruch auf staatliche Subventionen, die den Städten die Aufbringung der Kosten erleichtern.

Es muß aber hier darauf hingewiesen werden, daß der Erfolg und der schließliche Ausgang des Kampfes, den die städtischen Musterbühnen mit den gewöhnlichen Kinetographentheatern werden führen müssen, ganz wesentlich davon abhängen wird, daß die städtischen Lichtbildbühnen auch in ihrem Äußeren, in Ausstattung und „Aufmachung“ als Musterbühnen erscheinen. Nicht nur das Interesse der Volksgesundheit und der Sicherheit des Publikums muß durch eine entsprechende hygienische und bauliche Ausgestaltung der städtischen Musterbühnen in vorbildlicher Weise seine Pflege finden, sondern auch in der ästhetischen und künstlerischen Durchbildung und Gliederung des Raumes, sowie der Ausstattung, müssen die städtischen Bühnen mit den besten privaten Lichtbildtheatern wetteifern können, wenn das Publikum ihnen zufließen soll. Die Kosten dürfen auch hier erst in zweiter Reihe in Betracht kommen.

Die zweite Aufgabe, die von ausschlaggebender Bedeutung für die Organisation der städtischen Lichtbildbühnen werden muß, besteht in einer Art von praktischer, negativen und positiven Kritik an den Erzeugnissen der Filmindustrie und der Kinoschreiber und -spieler, die in deren Diensten stehen.

Damit diese Kritik fruchtbar wird, ist es natürlich notwendig, daß an die Spitze der städtischen Lichtbildbühnen leitende Persönlichkeiten gestellt werden, die nicht nur einen geschäftlichen Blick und praktisches Organisations Talent haben, sondern auch pädagogische und künstlerische Begabung und Einsicht genug besitzen, um die Werte, die der Kinetograph bietet, auffinden, richtig einschätzen und verwerten zu können.

Denn die städtischen Lichtbildbühnen sollen ja dadurch die Anregung zu einem kulturellen Aufstieg der Filmdramatik geben, daß sie ihr Bedürfnis nach guten Filmen bestimmt formulieren, mit dieser Nachfrage an die Filmindustrie

herantreten und dadurch veranlassen, daß diese in der von den städtischen Theatern geforderten Richtung und speziell für sie zu arbeiten anfängt.

Damit diese Nachfrage nach guten Films aber nun einen genügenden Nachdruck der Industrie gegenüber erhält, ist es zunächst nötig, daß an möglichst vielen Orten städtische Lichtbildbühnen gegründet werden. Das eigene Interesse der Industrie wird es ihr dann gebieten, die Wünsche dieses ausgedehnten Abnehmerkreises sorgfältig zu berücksichtigen.

Dennoch macht auch dann noch die starke Organisation, durch die das Unternehmertum gerade auf dem Gebiete des Kinematographenwesens sich geschützt hat, es notwendig, daß auch die städtischen Musterlichtbildbühnen sich zu gemeinsamem Vorgehen vereinigen. Auch die Leitungen der städtischen Lichtbildbühnen müssen sich zu einer Organisation zusammenschließen, um ihre Anforderungen an die Industrie mit genügendem Nachdruck vertreten zu können.

Die Hauptaufgabe dieses Verbandes der städtischen Lichtbildbühnen, an dessen Spitze Männer von besonderer pädagogischer und künstlerischer Begabung stehen müßten, wäre aber dann die eigentliche Reform des Filmwesens. Der Leitung des Verbandes müßte die Auswahl und die Kritik, die Zensur aller von der Industrie hergestellten Films zustehen. Die Auswahl aus diesen Films, die die Zentralstelle trifft, müßte nicht nur für die städtischen Musterbühnen im großen und ganzen maßgebend sein, sondern ihre Zensur müßte auch als behördliche Zensur gelten und für alle Kinematographentheater verbindlich sein.

Ferner müßte die Zentralstelle Anregungen und Wünsche bezüglich neu herzustellender Films, die von den Leitungen der einzelnen Musterbühnen ausgehen, sammeln, sichten und bearbeiten. Sie könnte zur Ausarbeitung dieser Anregungen und Wünsche geeignete Kräfte heranziehen und auf Grund dieser Ausarbeitungen zur Erteilung direkter Aufträge für die Lieferung erwünschter Films übergehen, ihre Herstellung überwachen. Eventuell könnte sie aber auch die Herstellung einzelner Films, besonders solcher, die wissenschaftlichen und pädagogischen Zwecken dienen sollen, in eigene Regie übernehmen.

Aus diesen Darlegungen geht ohne weiteres hervor, welche eine Rolle der Zentralvorstand des Verbandes der Musterbühnen bei der Reform des Kinematographenwesens zu spielen berufen sein würde. Er würde nicht nur die einzelnen Musterbühnen mit Stoff für ihre tägliche erzieherische Arbeit versorgen, sondern auch die kulturellen Ansprüche, die man im Interesse unseres Volkes an die Filmindustrie stellen muß, mit genügendem Nachdruck vertreten und praktisch formulieren können.

Bevor aber ein solcher Verband in Wirksamkeit treten kann, ist es nötig, daß im einzelnen gearbeitet wird, daß möglichst viele städtische Verwaltungen sich der Kulturaufgabe, die ihrer auf dem Gebiete des Kinematographenwesens harzt, bewußt werden und der Gründung städtischer Musterlichtbildbühnen nähertreten. In einigen wenigen Städten hat man dies schon getan. In praktische Wirksamkeit getreten ist, soweit uns bekannt ist, noch keine einzige

städtische Bühne. Es ist aber hohe Zeit, daß das anders wird. Denn die Zustände im heutigen Filmwesen sind geradezu abscheulich, und jeder neue Tag, das kann man ruhig behaupten, fügt dem sittlichen und ästhetischen Empfinden unseres Volkes, seiner gesamten Kultur, neuen Schäden zu.

Wir müssen also zum Schluß noch einmal einen Mahnruf an die Ratsherren aller deutschen Städte richten, denen man sich ja nicht zum ersten Male naht, wenn es sich darum handelt, eine Kulturtat zu vollbringen: Richtet städtische Lichtbildbühnen ein, dem Schlechten zum Trutz, dem Guten zu Nutz!



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Vierte Fortsetzung)

Als der Jude Einlaß erhält, schreien die anderen vor dem Tor:

„Wir henn das gleiche Recht wie der Jud! Heraus mit unserm Geld!“

„Halt euer Schlappmäuler!“ gibt ihnen Ruppel zur Antwort, schmettert das Tor wieder zu und dreht den Schlüssel herum.

Der Jude stürmt an dem Polizeidiener und an dem Bürgermeister vorbei auf den Gerichtsschreiber zu, den er wegen seiner größeren Beleiheit für den Amtsrichter hält, und stellt sich vor:

„Mein Name ist Abraham Razengold aus Pfeddersheim, der Herr Oberamtsgerichtsrat werd entschuldige, wann ein geschlagener Mann ihm klagt . . .“

Der Gerichtsschreiber deutet auf den Amtsrichter und sagt:

„Dieser Herr da! An den müssen Sie sich wenden!“

Der Jude holt eine Brieftasche hervor, fuchelt dem Amtsrichter damit unter der Nase herum, so daß dieser einen Schritt zurückweicht, und beginnt seine Klage von vorne:

„Nu, der Herr Oberamtsgerichtsrat . . .“

„Ich bin nur Amtsrichter, mein lieber Mann!“ unterbricht ihn der Angeredete.

„Nu, Herr Amtsrichter, en Bißje Freundlichkeit kost nix und hilft dem Menschen weiter. Mein Name ist Abraham Razengold, ich bin aus Pfeddersheim en ehrlicher Handelsmann. Gott der Gerechte, was hört man net für Sachen, wenn man mal wieder kommt nach Spelzheim. Ich hab wollen gehen zum Schmied Salzer und wollen sagen in aller Güt: Salzer, bezahlt mir doch wieder eine Rat auf den schöne Rapp aus em Stall vom Abraham Razengold aus Pbedderschem. Nu, bei alle große und kleine Prophete, was geschieht net all für

Unglück, wann das Jahr lang ist! Wer hätt's geglaubt, daß der reiche, der brave Schmied Salzer ging machulle!"

Der Jude schlägt sich auf die Beine und macht ein verzweifelltes Gesicht. Dann wendet er sich an den Bürgermeister und fragt:

„Nu, Herr Bürgermeister, wie hat das könne kommen, hä, bei einem so geachtete Mann, wie's war der Schmied Salzer?“

Der Amtsrichter bringt den Geschwägigen auf sein Thema zurück, indem er zu ihm sagt:

„Aber Mann, das gehört ja alles nicht daher, sagen Sie uns mal lieber, was Sie wollen!“

„Nu, Herr Amtsrichter, man will doch net gelten als gemüthloser Mensch, der bei einem Unglücksfall gleich die Red bringt außs Geschäft!“

Nachdem Herr Abraham Razengold auf diese Art und Weise bewiesen hat, daß er ein gemüthvoller Mensch sei, holt er mit seinen dürrn Fingern aus der Brieftasche ein Schriftstück, das er entfaltet und dem Amtsrichter überreicht. Während dieser sich ans Lesen schickt, fingert der Jude aus der Westentasche einen Zwickel, setzt ihn auf die Nase, stellt sich hinter den lesenden Amtsrichter und sieht ihm über die Schulter, um mitzulesen.

Als der Amtsrichter damit zu Ende ist, faltet er das Papier wieder zusammen und sagt:

„Ja, darüber können wir erst später befinden!“

„Nu, Herr Amtsrichter, wie heißt später? Wann meine schöne Rapp ist verreckt? Wer soll ihm geben zu fressen, wann die Erben vom Schmied Salzer kein Kredit mehr kriegen for Hafer und Heu!“

Karl, der ebenfalls in den Hof gekommen ist, als er des Juden Stimme gehört hat, gibt diesem bei den letzten Worten einen Stoß in die Rippen und sagt:

„Du stinkiger Jud du, wir henn noch genung Hafer und Heu für den Gaul, verstande?! Was geht euch denn der Gaul überhaupt an?“

„Nu, der Gaul, was geht er mich an? Der Gaul ist mein Eigentum. Der Herr Amtsrichter hat's auch gelesen, daß der Gaul ist mein Eigentum, solange er net bezahlt ist bis auf den letzten Heller und Pfening, was bis jetzt noch net ist der Fall!“

Karl sieht seine Tante an und diese ihren Neffen Karl. Was geht da nicht alles vor?

„Ihr Schwager ist da auf einen eigenartigen Handel eingegangen,“ wendet der Amtsrichter sich an Tante Settschen, „was mich vermuten läßt, daß dem Herrn Razengold die mißliche Vermögenslage Ihres Schwagers aus irgendeiner sicheren Quelle schon bekannt war, als der Pferdehandel eben perfekt wurde. Darnach wurden von Ihrem Schwager auf das Pferd dreihundert Mark sofort bezahlt, die restierenden fünfhundert sollten in zwei vierteljährigen Raten zu je zweihundert- undfünfzig Mark beglichen werden. Die zweite Rate wäre schon am ersten Juli fällig gewesen, also bereits vor fünf Wochen. Nun ist aber Ihr Schwager tatsächlich noch mit der ersten Rate vom April im Rückstand. Nach einer Klausel in dem Kaufbriele bleibt der Gaul Eigentum des Verkäufers bis zur vollständigen Abzahlung und kann sogar wieder in den Stall nach Psebbersheim zurückgeholt werden, wenn die Raten bis zum ersten August noch nicht bezahlt sind, ohne daß

der Verkäufer verpflichtet wäre, die Anzahlung von dreihundert Mark zurückzugeben. Sie sehen also . . .!“

Tante Settchen schüttelt nur den Kopf. Der Bürgermeister auch. Karl schießt die Tränen in die Augen. Den schönen Rappen, der wiehert, wenn er ihn füttert, soll er wieder hergeben!

Der Bürgermeister sagt zu dem Pferdehändler:

„Razengold, wenn das so richtig ist, könnt Ihr Euch ja den Gaul holen, das heißt, der Herr Amtsrichter muß einverstanden sein! Einen guten Rat gebe ich Euch aber: laßt den Gaul stehen, bis es dunkel ist, sonst hauen die draußen vor dem Tor Euch das Tier vor Hut kaput!“

Der Jude sieht das ein und beschämt sich; er wird also den Gaul nach Eintritt der Dunkelheit holen. Während er ins Haus geht zu dem Polizeidiener, um von ihm zu erfahren, was die Untersuchung ergeben habe, besichtigen die anderen die Werkstätte.

Tante Settchen gibt an, mit dem Besitzstand gut vertraut zu sein. Fremdes Eigentum könne sie nicht darunter bemerken. Um ganz sicher zu sein, ruft man den Gesellen aus der Scheuer herbei. Nein, es sei nichts Geliebtenes da. Daraufhin wird auch die Werkstätte versiegelt.

Die Herren gehen wieder ins Haus, der Amtsrichter will dem Settchen auseinanderlegen, was zu geschehen habe.

Die Altjungfer fragt, ob Karl, der Dub, auch dabei sein könne. Es wäre ihr schon lieber, daß der auch alles zu wissen bekäme, wenn er auch noch nicht majorem sei. Denn auf der Welt könne allerhand vorkommen und man wisse nie, wie lang man noch da sein dürfe.

„Ja!“ sagt der Amtsrichter, „der darf schon dabei sein!“

So kommt denn auch Karl ins Zimmer.

Tante Settchen rückt die Stühle unterm Tische hervor, wischt mit der Schürze darüber, damit ja kein unverschämtes Stäubchen sich den Herren an die Hosen hänge, und lädt die Männer zum Sitzen ein. Der Amtsrichter sagt dem Bürgermeister, man bedürfe der Geschäftsbücher noch einmal, um die Richtigkeit der Unterschrift unter dem Kaufbrief des Juden festzustellen. Auf den Anruf des Bürgermeisters bringt Ruppel die mit einem Strick zusammengeschnürten dickleibigen Geschäftsbücher herein und legt sie auf den Tisch.

Der Jude ist hinter ihm zur Tür hereingeschlüpft und präsentiert dienstbeflissen seinen Kaufbrief.

Als dem Polizeidiener geheißen wird, die Bücher noch einmal zu entschnüren, knurrt er beim Aufknoten des kreuzweise gebundenen Stricks in den Bart hinein:

„Man ist aber bene große Zeut grad ihren Aff; aweil zusammen machen und dann wieder auseinander!“

Der Amtsrichter und der Bürgermeister beugen sich über die aufgeschlagenen Bücher und vergleichen die Unterschrift unter dem Kaufbrief mit dem Namenszug in den Geschäftsbüchern. Dann hält der Amtsrichter das Blatt gegen das Licht, ob da auch keine Rasur vorgenommen sei. Nichts. Er nimmt die Lupe aus der Westentasche, klappt sie auf und fährt damit die Zeilen nach. Keine aufgestäubten Papierfaserchen sind sichtbar. Also keine Rasur und alles in Ordnung. Da gibt er dem Juden den Kaufbrief zurück und sagt ihm:

„So, Herr Razengold, es ist gut, Sie können den Gaul holen.“

„Aber wenn's dunkel ist!“ wirft der Bürgermeister ein.

Da geht der Jude.

Karl aber steht da und horcht. Horcht mit offenem Munde, als ob er auf einmal schwerfällig im Begreifen geworden wäre. Den Gaul holt der Jude also wieder heim? So hat's der Amtsrichter gesagt, und was Amtsrichter sagen, hat seine Richtigkeit und Gültigkeit. Und wie der Jude die Tür hinter sich geschlossen hat, da hat Karl es ganz erfasst: der Jude wird den schönen Rappen, der wiehert, wenn er von ihm gefüttert wird, wieder nach Pfebbersheim führen; wird ihm vielleicht sogar schon draußen im Hof eine Strohsträhne in den Schwanz, in den schönen langen, glänzenden flechten und rote Bändchen in die schwarzlockige Mähne, zum Zeichen, daß dieses schöne Tier zu verkaufen sei. Nun möchte Karl dem Juden nachlaufen und ihm sagen, er solle sich hüten, den Stall zu betreten.

Der Amtsrichter fängt wieder zu sprechen an und zwingt den Burschen zum Zuhören. Und solches sagt der Herr Amtsrichter und macht ein ernstes, feierliches Gesicht dazu:

„Die Gerüchte, Fräulein, die über ihren verstorbenen Schwager im Dorfe zirkulierten, haben durch unsere Untersuchung ihre Bestätigung erfahren: der Verstorbene hat sich große, äh, große — Unregelmäßigkeiten, um Ihnen das schonend zu sagen, zuschulden kommen lassen.“

Da stöhnt Karl auf und lehnt sich wider seine Tante, die bleich und rot wird und dann wieder bleich. Karl ist es, als ob er bei lebendigem Leibe in einen engen Schacht eingebaut werde, aus dem es kein Entrinnen gibt. Der Amtsrichter aber fährt unbeirrt fort:

„Es ist nun etwas Seltsames, kennzeichnet den Verstorbenen aber immerhin als einen im Grunde doch ehrlichen Menschen, wie ich offen sagen muß, daß er eine genaue Aufrechnung der Fehlbeträge gemacht und auch ein genaues Verzeichnis der von ihm, äh, achmhm, der von ihm gefälschten Darlehnscheine aufgestellt hat. Ja, achmhmhm! Er hat auch bereits getilgte Hypothekenforderungen der Kasse als noch bestehend weitergebucht und die Zinsen aus seiner eigenen Tasche, achhm, wenn man so sagen will, beglichen, um vor der Entdeckung sicher zu sein. Das alles steht da geschrieben!“

Der Amtsrichter klopft mit der flachen Hand auf das Hauptbuch, hält mit seiner Rede ein wenig inne und sieht Tante Settchen an.

„Und was soll denn jetzt passiere, Herr Amtsrichter?“ fragte sie.

„Die Staatsanwaltschaft wird nun nichts anderes mehr tun können, als einfach nur Kenntnis von dieser, hmhm, Defraudation zu nehmen und die weitere Regelung dem Zivilgericht überlassen. Da wird denn zunächst von einem vereidigten Bücherrevisor noch einmal genau geprüft werden müssen, ob in der Abrechnung Ihres Schwagers alles stimmt. Und wenn dies der Fall ist, wird man wohl über das Vermögen des Verstorbenen den Konkurs verhängen, um die Mitglieder der Kasse einigermaßen schadlos zu halten. Denn die Fehlbeträge überschreiten die gestellte Kaution um ein mehrfaches!“

Karl hört nichts; in ihn ist die Unaufmerksamkeit des Schreckens gefahren.

Tante Settchen sagt nur: „Achgottachgott!“ und denkt, daß nun die fünftausend Mark, die sie dem Schmied ganz ohne Sicherheit zur Kaution beige-steuert

hat, für sie verloren seien. Sie denkt auch an die kranke Sophie, und dann sagt sie:

„Aber Herr Amtsrichter, dann sind Sie so gut und tun Sie die Sach möglichst beschleunigen. Sorgen Sie dafür, daß die Ader mitamt der Areszenz versteigert werden, aber, wie gesagt, bald, damit nix verdirbt!“

„Ja, gewiß, Fräulein, das wird geschehen!“ entgegnet der Amtsrichter.

Darauf heißt der Bürgermeister den Polizeidiener Kuppel die Bücher wieder zusammenschütren und auß Rathhaus tragen.

Die Beamten gehen: der Amtsrichter, der Aktuar, der Bürgermeister und der Polizeidiener. Willem, der Gefelle, öffnet ihnen das Tor, das er hinter dem Juden wieder verschlossen hat, denn die Menschenmasse harrt noch immer davor.

Als die Männer heraustraten, machen die Vordersten eine Gasse. Sie schreien auch nicht mehr: Mer wollen unser Geld eraus hamwel! Erst als die Biere den Menschenknäuel fast durchschritten haben, rufen einige der am weitesten Zurückstehenden:

„Na, Kuppel, wie stehen dann die Aktie?“

Sie rufen zwar den Polizeidiener, aber die Antwort erwarten sie vom Bürgermeister. Aber da dreht sich der Amtsrichter herum, wühlt sich wieder in dem Menschenhaufen und sagt barsch und stoßend:

„Hört mal, ihr lieben Spelzheimer, seid mir mal bitte ein bißchen weniger renitent! Wenn die Gerichtsbehörde eine die Öffentlichkeit interessierende Angelegenheit in die Hand genommen hat, so hat eben die Öffentlichkeit das Bewußtsein zu haben, daß ihre Angelegenheit nach Recht und Gerechtigkeit geregelt wird. Und alles Weitere geht diese Öffentlichkeit nichts an, verstanden?“

Das hat der Amtsrichter sehr spiz herausgeschnauzt. Er hat sich in die Grobheit der staatlichen Autorität geworfen, und das wirkt. Die Schreier machen dumme Gesichter, und als der Amtsrichter mit hadender Stimme herausknappt: „n Abend!“ da ziehen sie die Rappen und Hüte ab und zerstreuen sich und tuscheln nur noch leise. Gegen den Amtsrichter ballen sie die Fäuste im Sad, gegen das Schmiedehaus aber reden sie sie wilb und ohne Scheu. Sie rütteln auch an der Torlinkle, als die „Herrn vom Gericht“ mit dem Bürgermeister und dem Polizeidiener um die Ecke verschwunden sind. Und die dahinter stehen, denken, daß es doch für alle Fälle gut sei, wenn ein Tor mächtig ist und hochragend bis unter den Bogen eines Tores auß kräftigem Mauerwerk.

6.

Mit verstärkten Mienen figen Karl und seine Tante beisammen.

„Tante Settchen!“ sagt der Bursche, „Tante Settchen, 's ist mir grad, als hätt' ich geträumt drin in der Stub, so dumm ist mir's. Sag mir's noch mal: es ist also wirklich wahr, der Vater hat unrecht gehandelt und sich dessentwegen . . .“

Tante Settchen patst auf die Schürze, streicht daran herunter, seufzt schwer und antwortet:

„Dab, wenn er's selber geschrieven hat, daß es wahr wär, bleibt uns nix anderes übrig, als es auch zu glauben!“

Und sie schweigt dann eine Weile und schüttelt nur den Kopf. Aber ihre Gedanken lassen sich nicht verjagen durch das Schütteln. Darum sagt sie zu ihrem Neffen, der neben dem Küchensherde sitzt und sein Gesicht mit den Händen verdeckt hält, während sie selbst ein Glas mit Wasser füllt und einen Eßlöffel hineinstellt:

„Lieber Bub, laß dir's eine Warnung sein: Unrecht Gut gedeiht nicht!“

Danach nimmt sie die Medizin und geht ins Krankenzimmer.

Karl aber sitzt, starrt und brütet. Seine Seele ist erschüttert und geschüttelt, aufgerührt bis auf den Grund. Und alles, was in sie versenkt ist, steigt daraus empor. Und da es in der Küche so stille ist und oben die Speichertüre leise knarrt, mit der ein Luftzug spielt, gruselt es ihm den Rücken hinunter. Er meint, nun müsse der blutige Tote zur Treppe herunterkommen und laut seine Schuld bekennen. Oder sagen: es ist alles nicht wahr. Aber das könnte der Tote nicht, denn er ist schuldig. Schuldig der Fälschung, des Betrugs, des Diebstahls. Dieser Dinge ist er schuldig.

Als Karl mit seinen Erwägungen hier angelangt ist, sinkt er in sich zusammen, der Oberkörper ist tief hinuntergebeugt; fast auf dem Oberschenkel liegt er auf. Sekundenlang nur, und dann stößt er plötzlich wieder steil auf. Denn es sind noch nicht genug der Schulden des Vaters. Selbstmörder ist er, und das ist das Schlimmste und das Schrecklichste. Es ist so, wie es ihm die Hungelsgret nachgerufen hat.

Der Bursche sieht sich wieder in der Schule vor dem Pfarrer stehen, und die Katechismusfragen hört er sich beantworten.

Der Selbstmörder verlegt das Herrschaftsrecht Gottes, beraubt die menschliche Gesellschaft und seine eigenen Angehörigen seiner Tätigkeit, gleicht dem Soldaten, der feige seinen Posten verläßt, er gibt furchtbares Ärgernis, überhäuft die Seinigen mit Schmach und Schande und überliefert sich selbst der ewigen Qual.

So mußte er es aussagen; Worte wie prallende Donnerschläge. Und dann erklärte der Pfarrer immer wieder: Wenn ein Mensch, der durch eigene Hand aus diesem Leben geschieden ist, in dem besonderen Gerichte der Menschenseele nach dem Tode vor das Antlitz des allmächtigen Gottes tritt, dann fragt der erzürnte Gott: Was willst du hier? Ich habe dich nicht gerufen! Wer hat ein Recht, zu kommen, wenn ich, der Herr, nicht gerufen habe? Weiche von mir, Verfluchter, in das ewige Feuer, in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen ist!

Karl hört den schauerlichen Fluch Gottes durch die unendlichen Räume des Himmels hallen. Sein Blut siedet und flackert rot vor den Augen. Da springt er auf und stürzt in den Hof; unter die Menschen drängt es ihn, er läuft in die Scheuer.

Die Tagelöhner haben ihre Arbeit nahezu beendet. Einer fragt:

„Na, Karl?“

Der Junge zwingt seine Ohren, die Frage des Mannes durch das Brausen seiner tosenden Gedanken zu hören, und versucht, die wie Sturzbäche wirbelnde Flut der Gedanken selbst zu bändigen. Er straft den Kopf in die Höhe. Die da sollen nicht merken, daß er, der Karl Salzer, durcheinander zu bringen ist.

Unter der aufgewachten Energie ordnen sich die Gedanken in Reih und Glied, und er fragt:

„Seid ihr bald fertig? Denn die Gummere müssen gleich aus dem Haus, weil der Gäulsjub den Rapp wieder holt, wenn's nur erst dunkel worden ist!“

Da zählen die arbeitenden Männer und Weiber und Mädchen nicht weiter. Sie halten inne und richten sich auf und haben verwunderte Fragen in den Augen.

Jetzt erst merkt Karl, daß er eigentlich zu viel gesagt habe, und tut nun so, als sei das gar nichts Besonderes:

„Ja, so ist es, ihr Leute!“

Er schiebt die Hände in die Hosentaschen und geht auf den Pferdestall zu, um die fragenden Augen nicht mehr zu sehen.

Die Leute in der Scheuer aber arbeiten weiter und pfeifen durch die Zähne. So also stehen die Sachen. Sie sehen sich an, und dann sagt einer laut genug, daß Karl es hören kann:

„Wern wir dann do unsern Lohn von dere Woch krieje?“

Da senkt der Bursche den Kopf tief, so daß er fast unter dem Rande des unteren Stalltürflügels verschwindet. Auf diese Frage kann Karl Salzer keine Antwort geben, und seine Gedanken haspeln die Antwort auf die Katechismusfrage: Der Selbstmörder überhäuft die Seinigen mit Schmach und Schande.

Ein Weh zuckt wie ein Peitschenhieb in das Herz des Selbstmördersohnes. Es hätte zugleich auch ein Haß gegen den Vater darin aufwachen können. Aber dieses Herz war und ist zu stark mit der dahingeschiedenen Seele verklammert. So ist nur ein unsagbares Weh, eine abgrundtiefe Traurigkeit, eine trostlose Verlassenheit in dem erschütterten Kindesherz.

Der Rappe wendet sich um und wiehert, als er seinen Futtermeister sieht: Wwjjjjjjhihi! und wirft den Kopf in die Höhe und nüstert und stampft und peitscht die Flanken, die schwarzglänzenden, mit dem Schweife.

Karl ruckt auf, öffnet die Stalltür und geht hinein. Von der Hasertiste schiebt er den Deckel, schöpft eine Handvoll der langen, spizen Körner auf und reicht sie dem Tiere dar. Der freie Arm umschließt den flachen Pferdehals, und der Bubenkopf lehnt dawider. Der Rappe frißt und leckt danach die gütige Hand. Der gequälte Mensch empfindet das wie einen lieblosenden Trost und preßt zum Danke dafür die Nästern des Tieres an die Brust, stürmisch und innig; und durch Tränen preßt er die Worte:

„Abscheh, mein lieber, lieber, lieber, lieber Rapp, abscheh!“

Und noch ein Platschen mit der Hand auf den Hals und die Vorderblätter und dann hinaus aus dem Stalle zu Tante Settchen ins Haus.

Sie scharrt die erloschenen Kohlen aus der Feuerung des Herdes, um ihn für die Zubereitung des Nachtessens neu zu heizen.

(Fortsetzung folgt)





Ungedrucktes von Udalbert Stifter

Mitgeteilt von Dr. Wolfgang Stammer in Hannover



Der Buchdruckereibesitzer und Senator Friedrich Culemann in Hannover entfaltete eine rege Sammlertätigkeit nicht nur auf dem Gebiete der Kunst, sondern auch der Autographen und suchte sich von den berühmtesten Geistern seiner Zeit Handschriften zu verschaffen. Er brachte so eine stattliche Sammlung zusammen, die vor allem bekannt wurde durch die wertvollen Goethe- und Schillerstücke, die er größtenteils von seinem Freunde Abeken in Osnabrück zum Geschenk erhalten hatte.

Auch von dem Verfasser der „Studien“ wünschte er ein Autogramm zu bekommen und wandte sich an ihn durch Vermittlung von Stifiers Verleger Gustav Hefenast in Budapest. Stifiers Antwort, die jetzt mit der übrigen Sammlung im Restner-Museum aufbewahrt wird, zeigt uns die ganze liebenswürdige Persönlichkeit des Dichters, der sich in den Fesseln seines Amtes als Schulrat von Oberösterreich nicht sonderlich wohl fühlte, zeigt uns aber auch die Bescheidenheit, mit der er von seiner Schriftstellerei dachte.

Er schreibt:

„Euer Wohlgeboren!

Mein Verleger Gustav Hefenast in Pesth sandte mir einmal ein Schreiben von Ihnen, worin Sie ihn um Verwendung bei mir angingen, ein Blat mit meiner Handschrift in Ihren Besitz zu bekommen. Ich schrieb Hefenast zurück, daß ich Ihnen ein Blat übersendet habe. Dieser Brief von Hefenast enthielt in so ferne eine Unwahrheit, als das Blat in dem Augenblicke, als ich den Brief an Hefenast siegelte, ebenfalls zum Einsiegeln und Absenden bereit lag. Allein ich wurde abgerufen, es drängten sich an jenem Tage Geschäfte, der Brief nach Pesth wurde von meinem Amtsbienner auf die Post getragen, auf das Blat mit der Handschrift legte er mehrere Bücher Schreibpapier, mir kam die Sache nach einigen Tagen als abgemacht vor, da mir meine Einbildungskraft das Gewollte als vollführt darstellte. Heute fand ich das Blat, und die bessere Erinnerung stellte mir sogleich die Wahrheit vor, und rief mir jenen Tag klar ins Bewußtsein zurück — aber auch meine Schuld. Wenn viele und mitunter sehr mannigfaltige Geschäfte, die leider meiner Lieblingsneigung der holden Dichtkunst Abbruch thun, und sohin mein Glück bedeutend mindern und vielleicht auch den Gewinn der Welt, da, wenn ich meinen Schriften auch keinen hohen Werth in der Kunst — wenigstens wie ich Kunst ansehe — einräume; doch so viel Sitte und Menschlichkeit in denselben liegt,

daß sie in Herzen, in die sie eingehen, eine Erhebung oder Besserung zurük lassen, und mehr Gutes stiften könnten, als ich es als Schulrath mit eingengten (!) Wirkungskreise zu stiften vermag (nur manche Verhältnisse der Zeit halten mich noch an diesem Amte fest) — wenn solche Geschäfte, die gerade der obgenannten Verhältnisse wegen meinen Geist mehr in Unordnung bringen, als sie sollten, eine Entschuldigung abgeben können, so werden Sie mich entschuldigen. Ich mache mir selber Vorwürfe, daß solche Dinge vorkommen können, und kann diese Vorwürfe nur mit dem Vorsatze der strengsten zukünftigen Aufmerksamkeit zum Schweigen bringen.

Ich lege also zu diesem Briefe mein Blat bei, und drücke Ihnen zugleich meinen herzlichsten Dank für Ihre gute Meinung über mich aus. Ich glaube das freundliche Urtheil der Welt nur in so ferne zu verdienen, als die Menschen aus meinen Schriften doch gleichsam zwischen den Zeilen das Gewollte heraus lesen, und mir dasselbe als ein Gut anrechnen; ich selber kann nicht so denken, und bin nicht mit dem Gewirkten zufrieden; denn so lange eine Dichtung nur erst in meinem Kopfe und in meinem Herzen schwebt, ist sie unsäglich lieb und hold und fast feenartig schön, wird sie dann fertig, und steht auf dem Papier, so ist der Duft hin, und das Gewordene ist so unersprißlich unzulänglich dürrig, daß ich immer die große Kluft zwischen Fühlen und Ausdrücken inne werde. Ich suche wohl zu verbessern; aber die Kluft ist nie ganz auszufüllen, und Zufriedenheit mit meinen Leistungen wird wohl nie mein Theil werden; denn setzen wir, ich schritte wirklich vorwärts, so schritte auch das Ideal vorwärts. Ich vermuthete, daß es jedem, dem es mit der Sache ernst ist, so gehen muß, und ist dies ein Übel, das uns die hohe Göttin zufügt, so ist es doch schon ein Glück, in ihrer Nähe sein zu können, ihr heiliges Antlitz sehen zu können statt den gewöhnlichen Augen und Wangen der Wirklichkeit und der leiblichen Stofflichkeit der Dinge. Nur sehr Wenigen und nur den Herrlichsten drückt sie den Kuß der Liebe auf die erwählte Stirne. Sind Freunde sind gleichgestimmte Herzen durch meine Worte zu erwärmen, und haben sie Augenblicke schöner Gefühle, so ist das ein wohlthuernder Lohn für mich, es ist gleichsam ein Händedruck der Zuneigung zu meinem Wesen, der mir von der Ferne kommt. Als einen solchen Händedruck sehe ich auch Ihren Brief an, und sende Ihnen meinen Dank dafür zurük. Sehr schmerzlich wäre es mir, wenn Sie durch meine Unachtsamkeit beleidigt wären, ich hoffe zwar, daß Sie diese Zeilen wieder entschönnen, aber Gewißheit wäre mir doch lieber, und einige Zeilen von Ihnen könnten mir dieselbe bringen. Darf ich darum bitten?

Mit freundlichen Grüßen schließe ich diese Zeilen und zeichne mich

Ihren

bereitwilligen

Adalbert Stifter.

Vinz am 3ten Februar 1854.“

Auf einem besonderen Blatte fügte er als Andenken folgende schöne Sätze hinzu:

„Es gibt nichts Großes und nichts Kleines. Der Bau des durch Menschenaugen kaum sichtlichen Thierchens ist bewundernswerth und unermeslich groß, die einfache Rundung des Sirius ist klein: der Abstand der Theilchen eines Stoffes

und ihre gegenseitige Stellung und Bewegung kann in Hinsicht ihres Durchmessers so groß sein als der Abstand der Himmelskörper von einander. Wir Menschen heißen das uns Vergleichbare das von uns Erreichbare klein — das Andere groß; aber nichts ist uns völlig vergleichbar oder erreichbar, und alles ist groß, oder über alles können wir mit beschränkten Augen vergleichen und richten, und dann ist uns nichts wichtig und groß als wir — das Andere ist nur da. Gott hat das Wort groß und klein nicht, für ihn ist es nur das Richtige.

Binz im Herbst 1853.

Adalbert Stifter.“

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Alte Literatur

„Die griechische und lateinische Literatur und Sprache“ von H. von Wilamowitz-Moellendorf, R. Krumbacher (+), J. Wadernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Stutz. 8. Aufl., VIII und 582 S. (Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg. I, VIII.) Leipzig, B. G. Teubner.

Ein gewaltiges Werk liegt in diesem stattlichen Bande vor uns. Von den hervorragendsten Kennern und Forschern auf ihrem Gebiete ist die griechisch-römische Kultur in ihrer gesamten Entwicklung bis zur Moderne dargestellt worden. Diese Darstellung eröffnet den Blick rückwärts in die fernsten Zeiträume und vorwärts bis in unsere Tage für die Erkenntnis, wie die antiken Sprachen heute fortleben, die griechische im Mittel- und Neugriechischen, die lateinische in den romanischen Sprachen, und wie beide auch auf andere, wie namentlich das Deutsche, nicht ohne Einfluß geblieben sind.

In hervorragender Weise sind überall — mit Paul Wendland zu reden — die treibenden Kräfte, die herrschenden Strömungen, die Charakterbilder der bedeutenden Persönlichkeiten herausgearbeitet. Für Laien geschrieben zu haben, bekennen die Verfasser mehrfach, aber doch ist das Werk auch gerade für den Fachmann von größter Bedeutung.

Am meisten philologische Schulung setzt Wilamowitz voraus, dessen „Griechische Literatur des Altertums“ übrigens die durchgreifendste Umarbeitung seit der 2. Auflage

(1907) zu erfahren gehabt hat. Es ist natürlich, daß das, was der beste lebende Kenner des Griechentums, der scharfsinnige Forscher und geistvolle Interpret, zu sagen hat, von jedermann mit größtem Interesse und starkem Augen, wenn auch nicht immer ohne Widerspruch, gelesen werden wird; aber noch tiefergehender würde die Wirkung sein, noch mehr würde der Zauber, den die Welt des Griechentums ausübt, uns erfassen, wenn der Stil Wilamowitzens nicht oft an Pretiosität litte, wenn der Glanz des Inhaltes nicht durch gar zu viele und oft seltene Fremdwörter verbunkelt würde, und wenn die Form der Polemik anders wäre. Warum wird denn oft so hart und schroff das Urteil der „Modernen“ abgelehnt (z. B. S. 70, 181, 217, 229 u. ö.), so verächtlich von „perversem Schulunterricht“ (S. 100) und „biederem Schulmeister“ (S. 107) gesprochen (vgl. auch S. 168)! Dahin gehört auch die spöttische Ablehnung der Grabungen Dörpfels, dessen Suchen nach dem Palast des Odysseus bezeichnet wird als „Neugier, die die Schweinställe des Eumaios sucht“ (S. 257). Es ist sehr zu bedauern, daß die Freude an dem großen Werke durch den Verfasser selber an so manchen Stellen beeinträchtigt wird.

Einen ungetrübten Genuß habe ich gehabt an R. Krumbachers (+) „Griechischer Literatur des Mittelalters“; sie ist mit ihrer prächtigen, klaren und schlichten Darstellung ein vollendetes Kunstwerk. Aus den Einzelheiten möchte ich nur hinweisen auf die ausgezeichnete Charakteristik des byzantinischen und italienischen

Humanismus (S. 358 f.) mit ihren wichtigen Unterschieden. Interessante Vergleiche zwischen der Art, wie Krumbacher und wie Wilamowitz charakterisiert, bieten die Schilderungen des Konnos (S. 287 und 349) und des Johannes Chrysostomos (S. 295 und 338). — Daß Krumbachers Stellung gegen die „Massigistische Unnatur, altertümliche Dunkelheit und den gezierten Bombast“ in der modernen griechischen Literatur, die er auch hier (S. 365) zu entschiedenem Ausdruck bringt und die übrigens Wadernagel teilt (S. 390), bei den Griechen selbst schärfsten Widerspruch gefunden hat, dürfte bekannt sein.

„Die griechische Sprache“ behandelt Jakob Wadernagel, der sich allzu bescheiden nur einen „Berichterstatter“ nennt: auch von ihm ist der Stoff meisterhaft bezwungen worden, und auch hier wieder erweckt die Möglichkeit, z. B. die Schilderung des Attizismus durch Wadernagel mit seiner Charakterisierung durch Wilamowitz vergleichen zu können, besonderes Interesse (S. 219 und 389).

Und nun zum Lateinischen! Voran steht Reos „Römische Literatur des Altertums“. Aus dieser unübertrefflichen Darstellung will ich nur die Zeichnung etwa Ciceros, Caesars und Vergils und die Bemerkungen über die Eigenart der literarischen Kultur der Römer hervorheben: jedes weitere Lob erübrigt sich.

In feinsten Formgestaltung schildert sodann Norden „Die Lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter“. Wer nach dem Lesen der Charakteristik Augustins (S. 501 ff.) nicht sogleich die „Confessiones“ zu lesen oder wieder zu lesen begehrt, dem ist nicht zu helfen. Nur ein Widerspruch werde gegen Norden laut: doch nicht alle Humanisten „vermochten, von dem Glanz der wiedererstandenen antiken Welt geblendet, überall anderswo nur Nacht und Chaos zu erkennen“; es gab unter den deutschen Humanisten so manchen, der die sonnenbeschiedene Gegenwart nicht vergaß über der Antike, darunter vor allen Ritsch demus Frischlin (+ 1590), der des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit ebenso preist wie das Altertum.

Den Abschluß bildet Stutsch mit seiner „Lateinischen Sprache“. Auch hier kosten wir die reifste Frucht der Arbeit eines Meisters.

Trotzdem Stutsch die geringsten Ansprüche an die Sachkenntnis seiner Leser zu machen erklärt: „Ich habe geglaubt, bei denen, die überhaupt dergleichen lesen, einige Sprachkenntnis — mindestens die der lateinischen Formen — voraussetzen zu dürfen“ und die Darstellung daher sehr schlicht ist, gräbt er so tief und bietet so viel Anregung auch dem Philologen, daß gerade dieser den Abriss mit besonderem Nutzen lesen wird, zumal weder die „Geschichte der lateinischen Sprache“ von Stolz (Leipzig, Göschen) noch gar Weises „Charakteristik der lateinischen Sprache“ ihm genügen dürften. — Einen Hinweis gestatte ich mir auch hier, der trotz seiner Geringsfügigkeit nicht fehlen soll: lateinische Verbindungen mit „mente“, aus denen „die eigentümlichen romanischen Adverbialbildungen auf „ment“ hergeleitet werden können, finden wir vereinzelt sogar schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert (so bei Catull 8,11: „obstinata mente“, Vergil, Aen. IX 292: „percutsa mente“, Ovid, Fast. I 534 „caelesti mente“) und sehen daran, wie bereits in republikanischer Zeit „der Strom lebendiger Sprache gegen die Eisdecke der Literatur schlägt und sie hier und da bereits überflutet“.

Schauen wir zurück auf das große Werk, das in seiner Bedeutung zu erfassen soeben versucht ward, so geschieht es voll Anerkennung und Dankbarkeit und in der Überzeugung, daß es nicht zum geringsten ein Verdienst jener sechs Männer ist, wenn die alten Sprachen wieder richtiger eingeschätzt werden, wenn ihnen der bedeutungsvolle Anteil an der Weltkultur nicht geschmälert wird und wenn manch einer spürt, daß auch für die Antike jenes tief sinnige Wort Liliencrons geprägt ist:

„Ein dunkler Flammenmantel deckt die Zeit,
Still leuchtet drüber die Unsterblichkeit.“

Walthar Janell-Friedenau

Vorgeschichte

Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragende nationale Wissenschaft. Von Professor Dr. Gustaf Hossinna. Mit 157 Abbildungen im Text. Würzburg, Koberger 1912.

In den Grenzboten 1911 Nr. 20 habe ich über die Gründung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte berichtet und im all-

gemeinen die Ergebnisse der neueren Forschungen angedeutet: die Selbständigkeit der nordwesteuropäischen Kultur und ihre Unabhängigkeit vom Orient in den frühesten Kulturperioden. Seitdem hat der Berliner Hochschullehrer Professor Dr. Gustaf Kossinna, der einzige Inhaber eines Lehrstuhls für deutsche Vorgeschichte, in zwei sehr bedeutenden Schriften die Beweismittel für seine Behauptungen zusammengestellt. Die eine Schrift („Die Herkunft der Germanen“, Würzburg 1911) wurde den Teilnehmern an der dritten Tagung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte in Koblenz (8. bis 7. August 1911) vorgelegt und fand allgemeine Anerkennung und Zustimmung auch bei den skandinavischen Gelehrten mit dem Altmeister Montelius an der Spitze. Kossinna stellt dort auf Grund seiner immer mehr verfeinerten Methode der Siedelungsarchäologie fest, daß in Skandinavien schon seit der Zeit der jüngeren Kupferhaufen (5000 bis 4000 v. Chr.) Germanen gewohnt haben, daß diese im letzten Stadium der Bronzezeit I (1800 bis 1700) zunächst nach Nordwestdeutschland gewandert sind, eine Zeitlang auch den Osten eingenommen, ihn aber wieder geräumt haben, um langsam nach Süden und Südwesten vorzudringen, während um 700 v. Chr. übers Meer gekommene Germanen wieder den Osten einnahmen.

Die zweite im Titel genannte Untersuchung bildete den Gegenstand des Festvortrages auf der Koblenzer Tagung und ist jetzt erfreulicher Weise mit einigen Zusätzen erschienen.

Alte Vorurteile auszurotten, ist eine dornige Arbeit, und die deutschen Vorgeschichtler, die dem alten Sage: *ex oriente lux* entgegenreten, werden noch mühevoll zu ringen haben, bis sie die Ergebnisse ihrer Forschung zu allgemeiner Anerkennung bringen werden. Überall scheinen die alten Schriftsteller der Annahme einer hohen Kultur der Germanen zu widersprechen. Da sie unzweifelhaft den Germanen viel Neues brachten, haben Griechen und Römer den Eindruck gehabt, daß sie es mit Barbaren zu tun hätten. Das ist aber ihre ganz persönliche Auffassung, nur haben sie den Vorteil, Schriftliches hinterlassen zu haben, dessen Inhalt von der ganzen west-

europäischen Gelehrtenwelt in Überschätzung der antiken Kultur auf Treu und Glauben hingenommen wurde. „Wo aber der Mund des Geschichtsschreibers verstummt, da öffnen sich die Gräber und reden, und die Wissenschaft der Prähistorie entnimmt ihrem Inhalt eine Fülle gesicherter Kenntnisse“ (Lamprecht). Und Kossinna hat nun die Gräber und sonstigen Fundstätten reden gemacht und mit objektivem Material die Sage von der Kultur der alten Germanen widerlegt.

Schon die Megalithgräber, für die man einst ein eigenes Volk erfunden hatte, erscheinen im Norden und Westen Europas viel früher als in Afrika und Asien und zeigen nirgends eine größere Mannigfaltigkeit der Form als im Westen und Norden. Hier müssen sie also bodenständig gewesen sein. Ebenso ist es mit dem Erwerb des edelsten Zugtieres, des Pferdes, „von dem es jetzt feststeht, daß vielmehr umgekehrt die Indogermanen, genauer die Arier, bei ihrer Umsiedlung von Europa nach Vorderasien es der semitischen Welt gebracht haben“. Und wenn der jetzige Stand der Kunde ältester Schriftzeichen es wahrscheinlich macht, daß die Silbenschrift in Westeuropa im Kulturreis der Erbauer der Megalithgräber entstanden und den Phöniziern nur die Einführung der Lautschrift zu danken ist, so bekommt allerdings unsere Anschauung von der ältesten westeuropäischen Kultur ein ganz anderes Aussehen.

Mit handgreiflichen Beweisen kommt uns Kossinna bei der Darstellung der völligen Selbständigkeit der steinzeitlichen Keramik und der Steinwaffen Mittel- und Nordeuropas, wo damals Nordindogermanen wohnten. Die Gefäße zeigen eine typologisch lückenlose Entwicklung, von fremdem Einfluß ist nirgends etwas zu merken. Wirklich überraschend sind die Erzeugnisse der bronzezeitlichen Metallindustrie Germaniens, denen in dieser Periode (1700 bis 1400 v. Chr.) in ganz Süddeutschland, der Schweiz, Frankreich, England, Italien, Österreich und Ungarn nichts ähnliches an die Seite zu stellen ist. Ohne den Abbildungen der Schwertgriffe, Gürtelplatten, des Frauenschmucks usw. läßt sich kein Bild von der erstaunlichen Kulturhöhe der germanischen Bronzezeit geben, wir müssen uns

begnügen, auf das kennzeichnende Spiralornament hinzuweisen, das von den feinsten bis zu den großzügigsten Typen vertreten ist. Es gibt auf dem ganzen Gebiet der germanischen Kultur aus der ersten Hälfte der genannten Periode kein einziges Gerät, keinen einzigen Schmuck, der aus dem östlichen Mittelmeerkulturreis stammt.

So zeigt das objektive Material ein unserer ältesten Kultur viel günstigeres Bild, als die antiken Schriftsteller oder vielmehr das, was man aus ihnen herauszulesen pflegt. Denn in Wirklichkeit haben die Römer, außer in den Zeiten hochgehender nationaler Erbitterung gegen ihre Besieger nur mit der größten Hochachtung von den Germanen gesprochen und hauptsächlich ihren edlen Typus sehr wohl beobachtet und im Gegensatz zu Thralern und Galliern in zahlreichen Bildwerken bereichert. Es ist ein alter Irrtum, daß die Germanen von den Fremden zu ihrem Nutzen immer nur gelernt hätten; im Gegenteil, es war mit den alten Germanen wie mit uns, was Goethe treffend ausgedrückt hat: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern.“ Er braucht es nicht, er verliert nur dabei, wie es den Germanen der jüngeren Bronzezeit gegangen ist, denn „es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, als die deutsche“.

Die Mahnung, sich nicht ans Ausland zu verlieren, können wir immer und immer wieder gebrauchen, und wenn die Vorgeschichte sie uns zuruft, so ist sie in der Tat eine „herborragend nationale Wissenschaft“.

Wir können mit dem Verfasser wünschen, daß die Kenntnis unserer ältesten Vorzeit weit ins Volk bringt und dürfen uns freuen, daß die Zeit der dilettantischen Beschäftigung mit den Vorgeschichten vorüber ist. Überall sind Männer der Wissenschaft am Werke, uns durch genauere Einzeluntersuchungen über unsere Urkultur aufzuklären. Große Verdienste um die germanische Altertumskunde hat sich auch der Trübnersche Verlag erworben durch die Herausgabe des „Reallexikons der germanischen Altertumskunde“, das von Johannes Hoops in Heidelberg in Verbindung mit vielen Fachgelehrten bearbeitet wird. Das groß angelegte Werk ist hier (1912 Nr. 9)

bereits erwähnt worden. Jetzt sind die Lieferungen 2 und 3 (Badegerät — Dichtung) erschienen und binnen kurzem wird der erste Band fertig vorliegen.

Fritz Tychow · Einbeck

Kunst

Andrea Orcagna's Fresco in der Kirche Santa Croce zu Florenz. Die Renaissance ist das Fest des Raufes mit all seinen Ausschweifungen und seinem Ragenjammer. Neben die Vergötterung der Helden stellt sie die tiefste seelische Demütigung; den in Wort und Bild herrlichen Siegen der Mediceer entsprechen die Fresken auf dem Pisaner Camposanto, die die Nichtigkeit des Irdischen predigen. Der effektische Geist der Zeit versteht es allerdings, dem Fürchterlichsten eine schöne Seite abzugewinnen und „die scheußliche Pest, die die blühende Stadt Italiens, Florenz heimsuchte“, bildet den Hintergrund für die graziösen Spötereien, die Boccaccio 1348 in seinem *Decamerone* vereinigte.

Die grausigen Eindrücke der Seuche mögen wohl auch dem Andrea Orcagna (1308 (?) bis 1368) vorgeschwebt haben, als er in der Florentiner Franziskanerkirche Santa Croce sein Fresko „Das jüngste Gericht“ schuf, dessen Großartigkeit Vasari in seinen Rite schildert. Jahrhundertlang hat man den Bericht des Vasari für Erdichtung gehalten, da keinerlei Spur auf das ehemalige Vorhandensein dieser Fresken hindeutete. Vor kurzem aber ließ ein Zufall die Richtigkeit erkennen. Unter einem Altarbild, „Christus in Gethsemane“, das man zur Ausbesserung herabnahm, fand man ein Fragment des Trionfo della morte aus dem vierzehnten Jahrhundert von Andrea Orcagna, einen etwa vier Meter hohen, zwei Meter breiten, mit einem gotischen Rahmen eingefassten Ausschnitt! Das Gemälde ist deutlich erkennbar, soweit die Wand nicht durch das Hineintreiben von Stützbalken für das neue Christusbild beschädigt wurde, und der gewaltige Eindruck der erhaltenen Gruppen genügt, um auch in unseren Augen den Ruf zu rechtfertigen, den das Gesamtwerk vom vierzehnten bis zur Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts genoss.

Die uns vom Camposanto in Pisa bekannte Darstellung sehen wir hier teilweise wieder-

holt. Türme und Häuser brechen im Weltuntergang zusammen; Abgründe öffnen sich den Flüchtigen entgegen. — Eine Erklärung zu diesem Bilde geben die in gotischen Majuskeln aufgezeichneten Worte, die vielleicht einem alten Sterbegebet entnommen, den Leser ermahnen, daß das Ende ihn nicht in der Todesünde überrasche. (*chenon ti giungha in mortale peccato.*) Ein nicht weniger schwermutvolles Gemälde schließt sich an. Es ist eine Gruppe von Bettlern, wie man sie oft vor Kirchentüren sieht: ein blinder Hahlopf, eine verkrüppelte Alte, die mit beiden Händen ihre Krücke umklammert, ein Lahmer, der sich mühsam aufrecht hält — alle erbitten in Furcht und Sehnsucht, voll Schauer, Schmerz und Erregung das letzte Almosen. „*De vien, ci a dare omai l'ultima cena*“, o komm, uns das letzte Mahl zu geben. — An den Armen geht der Vernichter des Lebens vorüber; aber eine Gruppe von Toten, unter ihnen ein Kardinal — am roten Barett erkennbar, zeigt, wie er die Vornehmten seinem Willen unterwirft.

Um einen Begriff von dem ganzen Fresko zu geben, sei erwähnt, daß nach dem Bericht Vasaris, Orcagna „in Santa Croce von Florenz die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies mit unzähligen Figuren malte.“ Es wurden ähnliche Vorgänge wie in Pisa dargestellt, „mit Ausnahme der Legende, wie San Nacario den drei Königen das menschliche Elend zeigt und des Lebens der Eremiten, die Gott auf ihrem Berge dienen.“ Aus der Fülle der Gestalten erwähnt Vasari den Papst Clemens den Sechsten, den Arzt Dino del Garbo, den Zauberer Cecco d'Ascoli, einen Diener der Kommune, Guardi, der von einem Teufel geschleift wird und in seiner Begleitung den Notar und den Richter, die den Andrea einst verurteilt hatten. So rächte sich der Meister, indem er seine Feinde in die Hölle versetzte und nur seinen Freunden den Himmel erschloß. — Im übrigen sei noch bemerkt, daß auch Ghiberti wie Giobambattista Gelli von Orcagnas Fresken in Santa Croce berichten.

Als Vasari seinen scheinbar so liebevollen Bericht über das von ihm so geschätzte Werk Orcagnas (1568) veröffentlichte, hatte er auf

Wunsch des Großherzogs bereits die Zeichnungen für vierzehn Altäre, deren Bilder natürlich das Fresko verdecken mußten, entworfen, und so Cosimo des Ersten Willen, das Fresko übertünchen zu lassen, gutgeheißen. Um so humorvoller erscheint es, daß der ruchlose Zerstörer des Werks diesem ein Denkmal setzen mußte.

Unsere bisherigen Erörterungen lassen noch eine letzte Frage offen: die nach dem Autor der Fresken im Pisaner Camposanto. In der zweiten Ausgabe seiner Brite schreibt Vasari allerdings diese Fresken gleichfalls dem Orcagna zu. Nun ist aber eine auffallende, grundsätzliche Verschiedenheit in der Komposition und Zeichnung beider Werke vorhanden. Ganz abgesehen davon, daß das Fresko von Santa Croce von der Zeit des Ghiberti ab dem Andrea Orcagna urkundlich zugeschrieben wird, zeigt es auch alle Merkmale dieses Malers. Der Schmerz erscheint verhalten, nur in den Mienen der Unglücklichen ausgedrückt; trotz aller geschilderten Schrecknisse wird jede Übertreibung vermieden. Der Anonymus in Pisa dagegen wirkt durchaus theatralisch, seine Gestalten erscheinen vor Verzweiflung verzerrt und streifen fast die Karikatur. So scheint uns die Annahme Venturis berechtigt, die Pisaner Fresken seien nach dem Vorbilde der Florentiner im Jahre 1377, also neun Jahre nach Orcagnas Tod entstanden. Im übrigen fällt die Bemerkung Vasaris ins Gewicht, der „berühmte, schöne Reitertrupp der Fürsten“, vom Pisaner Camposanto allgemein bekannt, sei auf dem Florentiner Fresko nicht vorhanden gewesen. Dies wird auch durch den Rahmen mit den geometrischen Figuren bewiesen, der das Bild abschließt und der Bettlergruppe gewissermaßen als Stütze dient. Hätte nun Orcagna die Pisaner Fresken nachgeahmt, so würde er sicher ein so wirkungsvolles Element nicht übersehen haben; aber Orcagna war nicht ein Künstler, der die Werke anderer in kleinerem Maßstabe wiederholt oder sich in willkürlichen Fortlassungen und Hinzufügungen gefallen hätte. So muß vorderhand die Frage nach dem Autor der Pisaner Fresken ungelöst bleiben, wenn nicht vielleicht ein weiterer Fund neue Folgerungen zuläßt.

Mag Kirchschein-Berlin



Reichsspiegel

(vom 18. September bis 23. September)

Wirtschaftskämpfe und auswärtige Politik

Die Maßnahmen der Regierung zur Behebung der Fleischnot sind zwar sachgemäß und entsprechen teilweise den örtlichen Bedürfnissen, aber sie kommen zu spät und — sie fassen das Übel nicht an allen Orten gleichmäßig an. In Berlin und anderen Orten hat man nichts davon, wenn das Fleisch in Posen und Köln erheblich billiger geworden ist. Die Regierung hat für das Mißtrauen der Agrarier, das ihre Maßnahmen hervorrufen, nur wenig Zuneigung bei den Städtern eingetauscht. Und doch war gegenwärtig in der diesjährigen Fleischnotfrage so manches möglich, was geeignet gewesen wäre, das hier und da fehlende Vertrauen zu stärken. Jetzt arbeitet man den Freihändlern direkt in die Hände, wenn an einem praktischen Beispiel gezeigt wird, wie die Öffnung der Grenzen für kaum ein halbes Hundert Döfse nach Köln schon eine Preisermäßigung von 50 Pfennig pro Pfund zugunsten der Verbraucher ermöglicht. Dies Beispiel wird selbstverständlich demagogisch ausgebeutet werden und den Fordernden einen Schein des Rechts gegenüber allen Argumenten und noch so zutreffenden Einwänden geben, wo die Regierung doch bestrebt bleiben will, die einander widersprechenden Interessen der einzelnen Bürger mit dem Gesamtwohl aller und des Staates auszugleichen. Wir haben hier ein Schulbeispiel vor uns für die Gefährlichkeit halber Maßregeln, und einen neuen Beweis für die Gefahren, in die eine sich ausschließlich auf die Autorität der Monarchie stützende Regierung geraten muß, die nicht selbst führt, die sich vielmehr schieben läßt.

Daß in diesem Jahre eine Teuerung eintreten würde war bereits im vorigen Herbst bekannt. Die Frage war nur, ob sich die Teuerung durch wiederholt eintretende Dürre vergrößern werde oder nicht. Nachdem diese Frage entschieden war, und das geschah in der Woche, als sich das Wachstum der Futtermittel feststellen ließ, da mußte die Regierung mit kleinen, örtlich angepassten Maßregeln eingreifen, die Konsumenten beruhigend, die rücksichtslosen Profitsucher schreckend.

Darauf bezogen sich meine Ausführungen an dieser Stelle vor vier Wochen, die die Kreuzzeitung „ins Maulsloch kriechen“ nennt. Wenn im vorigen Jahre die Grenzen für Futtermittel nicht geöffnet wurden, so war das verständlich, weil selbst die Schweinevermehrung sich nicht von einem Tage auf den anderen regulieren läßt. Dagegen hätte man nach meiner Auffassung eine Anzahl von Jungvieh trotz der damit verbundenen Seuchengefahren im Frühjahr dieses Jahres zollfrei einlassen müssen, nachdem die Tatsache eines glänzenden Wachstums bei den Futtermitteln feststand. Das Vieh sollte aber nicht direkt den Städten zugeführt werden, sondern den Viehzüchtern; von ihnen zur Ergänzung ihrer Bestände benutzt und hochgebracht, eventuell gemästet und dann erst zu normalen Preisen auf den Markt geworfen werden. Dann war allen geholfen: den Konsumenten, den Händlern und den Landwirten, die, bei dem guten Stande der Futtermittel, starke Neigung verspürten, ihren Viehstand wieder auf die Höhe von vor 1910 zu bringen und vor allen Dingen dem Staat, dessen Lebensmittelbedarf im Kriegsfall sichergestellt bleiben muß. Die allgemeine Zulassung von Fleisch aus dem Auslande, wie sie von Industrie und Handel gefordert wird, und die auch durchaus im Interesse der Konsumenten läge, müßte die Viehzüchter auf das empfindlichste nicht nur vorübergehend schädigen. Sie wären genötigt, für die in dem guten Futtermitteljahre aufgezogenen Schweine, Kälber und Rinder mit so ungenügenden Preisen vorlieb zu nehmen, daß sie notgedrungen wieder zur Einschränkung der Fleischproduktion gezwungen würden, wodurch Deutschland in die Abhängigkeit des Auslandes geriete. Hier stehen also wirklich nationale, das heißt Interessen der Gesamtheit auf dem Spiele, wenn auch scheinbar im Gegensatz zu Interessen einer Mehrheit.

Sollte aber diesem Widerstreit der Interessen, diesem Auf und Ab der Konjunkturen wirklich nicht beizukommen sein? Sollte es wirklich nicht möglich sein, die berechtigten Bedürfnisse der Verbraucher mit denen der Erzeuger auch auf landwirtschaftlichem Gebiete wenigstens annähernd auszugleichen? Zweifellos könnte hier viel getan werden. Freilich gehört dazu bei den Fleischproduzenten einiger guter Wille und bei der Regierung einige Energie, um den guten Willen dauerhaft zu gestalten. Den guten Willen würde ich aber daran erkennen, daß die Landwirte mit den Konsumenten in direkte Verbindung träten oder anders ausgedrückt, wenn sie den Absatz an den Konsumplätzen selbst organisierten. Diesen Vorschlag habe ich in verschiedener Form schon wiederholt vorgetragen. Die Deutsche Tageszeitung, auf deren Stimme es als berufene Vertreterin des Bundes der Landwirte sehr ankommt, lehnt die Vorschläge direkt ab, ohne einen Grund für ihre Stellungnahme anzugeben. Ich bleibe dennoch dabei und zwar um so lieber, als mir Briefe von Großgrundbesitzern gerade in diesem Punkte beipflichten: Die Fleischherzeuger müssen den Absatz in den Städten selbst in die Hand nehmen! Vertrauensmänner der Landwirte sollten dauernd den Bedarf in Stadt und Land registrieren durch Beobachtung der Bevölkerungsbewegung, der Lohnverhältnisse, der Ab- und Zuwanderung von Volksmassen, Festlichkeiten

Manövern, Fremdenzufluß (mit Hilfe der Schiffsahrtsgesellschaften), Bautätigkeit in den verschiedenen Stadtgegenden, Erschließung von Wohnplätzen, Entstehung neuer Industrien. Auf der Basis der vorhandenen Viehstatistik und auf Grund von vierteljährlich oder öfter eingeforderten Mitteilungen der einzelnen Vieh- und Schweinezüchter über ihre Leistungsfähigkeit ließe sich ohne Zweifel die Fleischproduktion derart regeln, daß alle Teile zufrieden sein könnten. Den Landwirten wäre eine gewisse Sicherheit in der Produktion gewährleistet, uns Konsumenten würde nicht in der unerhörten Weise, wie es jetzt geschieht, das Fell geschoren und die Regierungen der Bundesstaaten fänden die Möglichkeit beim Eintritt von Seuchen oder von katastrophalen Naturereignissen Fleisch oder Futtermittel einzuführen zu Nutz und Frommen sowohl der Landwirte wie der Konsumenten. Die äußeren Schwierigkeiten, die der in weiten Umrissen gekennzeichneten Organisation entgegenstehen, werden nicht verkannt; sie sind aber bei dem allgemein hohen Bildungsstande unserer großen und kleinen Landwirte, bei der Entwicklung der Verkehrsmittel, der Leistungsfähigkeit der Post verhältnismäßig geringfügig, sobald die Landwirte den guten Willen haben. Indessen darf ein Umstand nicht unterschätzt werden: die Organisation des direkten Absatzes würde eine Kontrolle der Lebensmittelpreise durch die Konsumenten nach sich ziehen, gegen die sich vom Standpunkt der Produzenten mancherlei einwenden ließe. Dem steht aber die Tatsache gegenüber, daß gegenwärtig schon die Preise fast aller Industrieerzeugnisse durch die Käufer kontrolliert werden und daß dennoch Industrie und Handel sich gewaltig entwickeln. Also wirtschaftlich brauchen die Landwirte keine Einbuße zu befürchten; es soll an dieser Stelle gelegentlich nachgewiesen werden, daß die Herstellung einer direkten Verbindung zwischen Landwirten und Konsumenten den landwirtschaftlichen Betrieben so viele Produktionsmöglichkeiten eröffnen würde, wie sie heute kaum erkennbar sind.

Meinen Vorschlag möchte ich darum ganz besonders dem Herrn Landwirtschaftsminister ans Herz legen. Wenn die Anzeichen nicht trügen, soll er für die Versäumnisse der Regierung in der Fleischversorgungsfrage allein verantwortlich gemacht werden.

Woher der größte Widerstand gegen eine einheitliche Organisation des Absatzes landwirtschaftlicher Produkte zu erwarten ist, zeigen die Verhandlungen des Mittelstandstages in der abgelaufenen Woche zu Braunschweig und der Kommentar, den die Kreuzzeitung dazu gibt. Weber die Mittelstandspolitiker noch die Deutschkonservativen wollen etwas von Konsumvereinen wissen, weil diese wirtschaftlich und kulturell dieselbe Wirkung hervorrufen wie die Warenhäuser: Zurückdrängung des Individuums, Anhäufung von Angestellten an Stelle einzelner kleiner Unternehmer und infolgedessen zunehmender Einfluß der Sozialdemokratie im neuen Mittelstande. Die Mittelstandspolitiker werden nicht die Kraft haben, die wirtschaftliche Entwicklung aufzuhalten; diese Entwicklung wird gekennzeichnet durch Konzentration der Produktionsmittel und Spezialisierung der Produktion, bei gleichzeitiger Zentralisierung des Verteilungs-

modus der erzeugten Güter. Dieser Vorgang gibt den an der Produktion und Güterverteilung beteiligten Massen von Arbeitern und Angestellten ein Solidaritätsgefühl, das heute nur noch stärker werden kann, mögen die Sozialdemokraten noch so große Torheiten begehen. Von diesem natürlichen Zusammengehörigkeitsgefühl werden die Landwirte durch die Mittelstandspolitiker künstlich zurückgehalten und sie werden gegenüber jenen Massen isoliert, wenn sie sich nicht entschließen, aus dem Entwicklungsprozeß der Wirtschaft Nutzen für sich zu ziehen. Die Mittelstandspolitiker aus der konservativen Partei übersehen, daß die wirtschaftliche Isolierung der Landwirte notgedrungen eine politische zur Folge haben muß. Schon längst ist das Wort von den „Agrarischen Monopolisten, die das Volk bewuchern“, gefallen und doch können wir uns überzeugt halten, daß diese „Bewucherung“ durchaus nicht vorwiegend den Landwirten zugute kommt, sondern gerade den Kreisen, die in der Mittelstandsvereinigung von Konservativen und Liberalen gestützt werden sollen. Die Landwirte haben somit weder als Unternehmer noch als Angehörige der konservativen Partei ein Interesse an der Erhaltung des alten Mittelstandes, weil die Identifizierung beider Interessen sie in Gegensatz zum neuen Mittelstande, also auch in Gegensatz zu den Staatsbeamten bringt, die als reiner Konsumentenstand billige Wohnung und Nahrungsmittel fordern und letztere nehmen, wo sie sie bekommen: bei den Warenhäusern. Die politische Konsequenz solcher ins Auge fallenden Tatsachen ist das dritte, was auch vom Bunde der Landwirte übersehen wird. Man kann die Sozialdemokratie nicht bekämpfen, wenn man die Volkswirtschaft so leitet, daß die Bevölkerung der Städte wirtschaftlich nur beim Großkapital, politisch nur bei der Masse das findet, was sie braucht.

Solche Ziele ins Auge zu fassen, sollte auch der Verlauf des Sozialdemokratischen Parteitages zu Chemnitz nicht hindern. Der Sieg der Radikalen über die Revisionisten ist nur eine Verschleierung der tatsächlich vorhandenen tiefen Gärung innerhalb der Partei. Die radikalen Theoretiker glauben angeichts des rapiden Aufschwunges, den die Weltwirtschaft genommen hat, dies sei nunmehr die allerletzte Kraftäußerung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, nach dieser Hochkonjunktur müsse der Kessel plagen. In Chemnitz hat wieder einmal die Kladderadatschtheorie gesiegt und so darf über dem Parteitage zur Tagesordnung übergegangen werden von allen denen, die sich stark genug fühlen die Wirtschaft gesund zu erhalten.

* * *

Wir können in der Tat mit einem neuerlichen Aufwärtstrieb unseres Wirtschaftslebens rechnen. Die Weltwirtschaft hat allerorten neue Impulse erhalten: China, Innerasien, Persien erwachen; in Indien ist durch Verlegung der Regierung von Ralkutta ins Innere eine neue Wirtschaftsepoché eingeleitet; am Mittelmeer bereitet man sich zum Frieden, nach dessen Abschluß mancherlei Schäden zu heilen sein dürften. Das alles muß sich auch für Deutschlands

Wirtschaftsleben bemerkbar machen, dessen Industrie an zweiter, dessen Handels-
schiffahrt an erster Stelle in der Welt marschiert. Die bevorstehende Konjunktur
ausnutzen heißt aber noch lange nicht sich ihrem Strom willenlos hingeben,
letzteres bedeutete tatsächlich den Anfang vom Ende und gerade in dieser Be-
ziehung darf man zur Reichsregierung Vertrauen fassen.

Die Lage im Mittelmeer ist einstweilen noch ziemlich undurchsichtig.
Sicher ist nur, daß einerseits Friedensverhandlungen schweben und anderseits
auf der Balkanhalbinsel eine bedrohliche Unruhe unter den Mazedoniern, Ma-
gedoniern und Albanern herrscht; ebenso sicher ist ferner, daß alle möglichen
Personagen die Gelegenheit für günstig halten im Trüben zu fischen; zu diesen
letzteren gehören vor allen Dingen die Protektoren des neu erwachten Gedankens
eines Balkan-Dreibundes und des Gedankens einer französisch-italienischen
Mittelmeerkonvention, also: die Herren vom Dreiverbände.

Über den gegenwärtigen Stand der Friedensverhandlungen läßt sich
bestimmtes nicht sagen. Was davon seitens der französischen Presse verbreitet
wurde, hat sich als Schwindel erwiesen; — zu deutsch: ballon d'essai. Im
übrigen sind die Grundfragen der Verhandlungen in der Schweiz jedem bekannt,
der die Vorgeschichte des Tripoliskrieges kennt und der weiß, welche Triumphe
die Gegner gegeneinander auszuspielen vermögen. Italien steht im allge-
meinen besser da, als die Türkei. Abgesehen von den besetzten Küsten
und Inseln, verfügt Italien über den Trumpf „Dreibund“. Deutschland
und Österreich-Ungarn haben ein viel größeres Interesse daran, wenn in
Tripolis und seinem Hinterlande eine starke befreundete Macht herrscht,
als eine schwache befreundete. Italien wird Tripolis stets gegen französische
und englische Gelüste verteidigen können, nicht die Türkei, die nach den kaum
überstandenen inneren Umwälzungen erst am Anfange eines nur langsam ein-
setzenden Konsolidierungsprozesses steht. Am Goldenen Horn hat man denn
auch schon längst eingesehen, daß die Abtretung von Tripolitaniern eine gewisse
Entlastung für die Zentralregierung bedeuten würde, wenn auch hier und da
noch die Hoffnung genährt wird, die Italiener doch schließlich aus Tripolis
hinauswerfen zu können. Vor allen Dingen sind es die Araber, die der
türkischen Regierung das Rückgrat gegen Italiens Diplomatie stärken. Ihre
Haltung und die Tatsache, daß man weder in der europäischen noch in der
asiatischen Türkei Nachteile des Krieges verspürt, läßt die Türken immer
noch zögern, Frieden zu schließen. Seit Ausbruch des Krieges macht
sich allerorten in Handel und Wandel eine erhebliche Belebung bemerk-
bar, so daß die türkischen Finanzen kaum in Mitleidenschaft gezogen
werden. Mir will es scheinen, als überschätzten die Türken die Bedeutung
beider Momente. In allen wenig entwickelten Ländern, mit so reichen
ungenutzten Naturschätzen wie die Türkei bringt ein Krieg an fernen Grenzen
wirtschaftliche Belebung. Dieselbe Erscheinung haben wir 1904/5 auch in
Rußland beobachtet; sie zu erklären verbietet mir leider der zur Verfügung

stehende Raum. Nach dem Friedensschluß wird jedenfalls der gewonnene Impuls auch in der Türkei weiter wirken. Auch die Bedeutung der Araberfrage wird überschätzt, wenn auch eine Gefahr vorhanden ist: die Wiederherstellung eines politisch schwachen, die Araber um sich sammelnden Kalifats in Medina, was womöglich den Abfall Arabiens und dessen Unterwerfung unter britische Schutzherrschaft zur Folge haben könnte. Unter den Diplomaten besteht die Auffassung, daß die tatsächlich vorhandene Klippe umschifft werden könnte mit Hilfe einer besonderen Form der Übernahme der Regierung von Tripolis durch die Italiener. Dabei muß freilich berücksichtigt werden, daß die italienische Regierung sich in dieser Beziehung das Entgegenkommen recht erschwert hat durch die seinerzeitige Proklamation der Besitzergreifung von Tripolis. Es sind also auch auf italienischer Seite Gründe der inneren Politik zu berücksichtigen, die den Friedensschluß erschweren.

Nun erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Bestrebungen Bulgariens, Serbiens und Montenegros ein Bündnis mit offenkundiger Spitze gegen die Türkei zu schaffen, letztere bei den Friedensverhandlungen nachgiebiger machen wird. Wir wünschen der Türkei, daß es eines solchen Druckes nicht bedürfte. So gern wir unter den einmal gegebenen Verhältnissen die Italiener in Nordafrika festen Fuß fassen sehen, so unangenehm müßte uns eine weitere Schwächung der Türkei sein. Ein starkes, friedlicher kultureller Entwicklung zustrebendes

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Osmanenreich liegt ebenso im Interesse Österreich-Ungarns wie Italiens, wie Deutschlands, weil die drei Staaten die größten Wirtschaftsinteressen in Vorderasien haben. Wir sind überzeugt, und die ablehnende Haltung gegenüber den Lockungen und Drohungen Frankreichs bestärkt uns darin, daß die italienischen Staatsmänner die Tragweite eines das Gefühl der Türkei schonenden Friedensschlusses für Italiens künftige Stellung am Mittelmeer ebenso wie am Roten Meer überschauen und daß es ihnen auch gelingen wird, die italienischen Patrioten von der Notwendigkeit, sich Mäßigung aufzuerlegen, zu überzeugen.

G. Cl.



Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Schlegelstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Bismarck 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Höchste Auszeichnungen.

Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL

HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher:

Amt Zentrum, 1035, 2619.



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a.G. (Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsstand 1 Milliarde 19 Millionen M.
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . 204 Millionen M.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22, Johann-Georgstraße, Berlin-Halensee.

J. A. Henckels. Zwillingwerk in Solingen
fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche
und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste —
Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: **BERLIN W.,** Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen:
CÖLN a. Rh. — DRESDEN. — FRANKFURT a. M. — HAMBURG. — MÜNCHEN. — WIEN I.

Entwicklung und Förderung des Handwerks auf Kosten der Industrie?

Von

Dr. Schweighoffer

Geschäftsführer des Zentralverbandes Deutscher Industrieller.

— Preis 50 Pf. —

Für das Erbrecht des Reiches

von

Justizrat Bamberger

— Preis 50 Pf. —

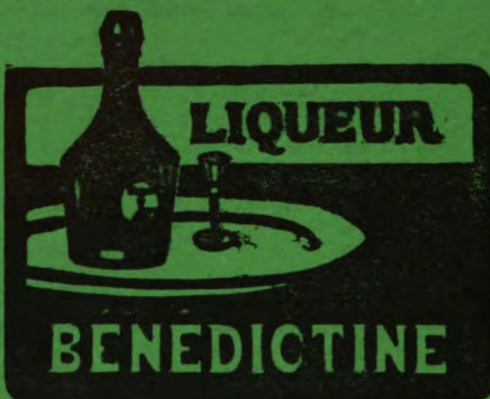
Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

See- und Solbad Swinemünde

Waldreiche Umgebung. Seebadeanstalt mit 412 Zellen. Familienbad. Im König Wilhelm-Bad und Kaiser Friedrich-Bad 116 Zellen für warme Seebäder, natürliche 5 $\frac{1}{2}$ °ige Solbäder sowie med. Bäder aller Art. Im letzt. auch medi.-mech. Apparate. Konversationshaus. Seebrücke. Grosser Kurpark. Kurkapelle. Theater. Bälle. Korsofahrten. Sportpflege aller Art. Starker Schiffsverkehr. Kinderpflegeheim. Evangelische und katholische Kirchen. Elektrische Beleuchtung. Kanalisation und Wasserleitung. Schlachthaus. Molkerei. Vorzügliche Eisenbahn- und Schiffsverbindungen. Wohnungen unmittelbar am Strande und in der Stadt. Mässige Preise. Besuchsziffer 1911: 44 119. Badeführer und nähere Auskunft durch die Badedirektion

222

222



Echter Münster-
länder
Doppelkorn



Unübertroffen in
Qualität, vorzügl.
und sehr preiswert

von

F. Dreesbeimdieke
Bielefeld.

Sie haben in fast allen ein-
schlägigen Geschäften.

Heidsieck & Co.

Reims

Walbaum, Goulden & Co., Successeurs. Maison fondée en 1785

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906. ≡ Zu beziehen durch den Weinhandel.

Anzeigen-Annahme durch Grunow & Co., Annoncen-Expedition, Leipzig und durch den Verlag der
Grenzboten, G. m. b. H., Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 85a.

**RETURN
TO **

CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

1-month loans may be renewed by calling 642-3405

6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

[illegible]

FORM NO. DD 6, 40m 10'77 UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720



C056070837

10 11455

245836

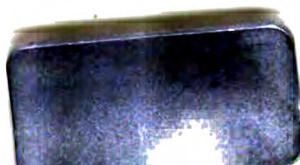
Srengholm

AP30

G7

471:3

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



LEY

